3 1761 07392034 0

Charlotte von Stein

von

Wilhelm Bode

B 6987

~~I D 32~~

Charlotte von Stein

von

Wilhelm Bode

Charlotte von Stein

von

Wilhelm Bode

Viertes und fünftes Tausend

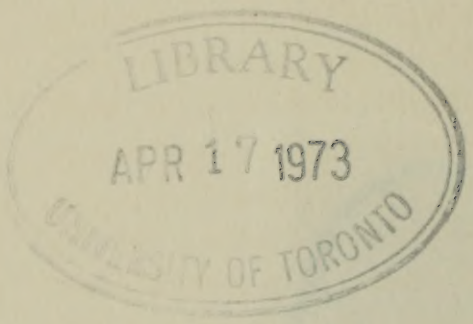
Mit zahlreichen Abbildungen

SBI
2

Ernst Siegfried Mittler und Sohn
BERLIN 1910

Geprüft
„Z" 24.3.47

Alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten



PT
2085
A4B6

Titel, Schmuck, Einband-Zeichnung und Vorsatz von E. R. Weiß.
Einband der Buchbinderei von Lüderitz & Bauer, Druck der Königlichen
Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, sämtlich in Berlin

Vorwort

So viele Seiten, wie es geworden sind, gedachte ich nicht über die Frau v. Stein zu schreiben. Meine innere Teilnahme wuchs während der Arbeit, immer neue mitteilenswerte Tatsachen fanden sich, immer neue deutliche Bilder sah ich vor mir und dann auch große sittliche Fragen, die gleichsam durch das Leben selbst hin und her erwogen wurden. Schon früher habe ich die Meinung ausgesprochen, daß nur ausführliche Lebensbeschreibungen, die viele anschauliche Einzelheiten vorführen, der Wahrheit nahe genug kommen, daß dagegen dort, wo der Berichterstatter den Inhalt vieler Tage oder Jahre in ein paar Sätze zusammendrängt, seine Auffassung allzusehr an die Stelle des wirklich Geschehenen und Gewesenen tritt. Bei diesem Buche aber hatte ich einen besonderen Grund, nicht nur Ausführlichkeit, sondern geradezu Vollständigkeit anzustreben.

Seitdem das Publikum Goethes Liebe zu Charlotte v. Stein kennt, ist in der verschiedenartigsten Weise über diese Frau geurteilt worden. Die Einen priesen sie als das Vorbild der Iphigenie und Prinzessin Leonore. Andere fielen als rabiate Ankläger über sie her, schrieben und redeten, um die Nichtswürdigkeit dieser Frau zu beweisen. Robert Keil und Adolf Stahr waren die Ersten, die sie an den Pranger zerrten; sie hatten dann

Nachfolger bis heute. Viele Andere blieben bei der großen Frage stehen, ob die Dame den sie verehrenden Dichter für seine Liebe auch belohnt habe und seit wann sie ihre Schuldigkeit geleistet. Die Neuesten und Geistreichsten dagegen verkünden, es sei ganz gleichgültig, wer Charlotte v. Stein gewesen und was sie getan; sie sei eine der schönsten „Schöpfungen“ oder „Dichtungen“ Goethes, und damit basta! Selbst einer der letzten Herausgeber der an sie gerichteten Briefe, Jonas Fränkel, erklärt es für „kleinlich und ungerecht“, wollte man „neben dem ideellen Bilde, das von dieser Frau in der Seele des liebenden Dichters gelebt, das andere Bild erwecken, wie es sich dem kalten Blicke auf Grund sonstiger Zeugnisse darstellt“.

Ich wage es trotz dieser Warner. Ich glaube nicht, daß der Erzrealist Goethe, bei dem sonst jede Zeile von einem Wirklichen abgelesen ist und dem die Fähigkeit zu kritischer Welt- und Menschenbetrachtung zu keiner Zeit seines Lebens abging, daß dieser Erzrealist mehr als ein Dutzend Jahre ein Erzphantast gewesen sei, sobald nämlich Frau v. Stein in's Spiel kam, und daß dieser wahrhaftigste Diener der Wahrheit so viele Jahre vor einem selbstgemachten Götzenbilde gekniet habe. Goethe hat oft genug selber gesagt und durch sein Verhalten gezeigt, was diese Frau ihm war; ich glaube, daß er sie gut gekannt hat. Man sollte doch nicht übersehen, daß jede Liebe von Zweien bereitet wird: insofern dieses Verhältnis zwischen dem Dichter und der Frau Oberstallmeisterin ein Eigenartiges und Einzigartiges war, muß doch wohl die Persönlichkeit der Dame

ein Bestimmendes gewesen sein; sofern Goethe sich gegen sie anders verhielt als gegen die übrigen Damen, die sein Herz zwischen dem sechsundzwanzigsten und vierzigsten Jahre beschäftigten, sollte man doch wohl Charlottens Werk und Wesen gelten lassen.

Ich nehme ferner an, daß die übrigen hervorragenden Menschen, in deren Mitte Charlotte v. Stein ein sehr langes Leben gelebt hat, mit denen sie drei, vier, fünf Jahrzehnte befreundet war, daß alle diese Freunde, die sie hochgeachtet und geliebt haben, — Feinde bekam sie erst zwanzig Jahre nach ihrem Tode! — nicht sämtlich von ihr getäuscht worden sind. Wahrscheinlicher ist doch wohl, daß die späteren Schriftsteller, die Charlottens Erbärmlichkeit beweisen wollten, sich irrten.

Mit den Zeitgenossen der Frau v. Stein fühle ich mich also einig, und mit andersdenkenden Kollegen will ich mich in keinen Streit verwickeln. Wohl aber möchte ich meinen Lesern von vornherein die Gewißheit geben, daß sie keinen parteiischen Berichterstatter vor sich haben. Und darum versichere ich: daß ich in diesem Buche mit gleicher Liebe und Ruhe Alles mitteile, was den Charakter und Lebenswandel der Frau v. Stein irgendwie, günstig oder ungünstig, beleuchtet. Weil ich Nichts, was wesentlich erscheinen könnte, weglassen wollte, deshalb hat das Buch ein paar Dutzend Seiten mehr, als ohne die voraufgegangenen Angriffe nötig gewesen wären.

Eine gewisse Parteilichkeit will ich freilich nicht abstreiten. Wer einem Menschen gerecht werden will, muß sich in ihn hineindenken können und wollen und

muß sich bemühen, zeitweilig durch seine Augen die Umwelt zu betrachten. Bringt man dieses Maß von Liebe nicht mit oder kann man es sich während der Arbeit nicht erhalten, dann wird freilich die betrachtete Person leicht jämmerlich oder bösartig erscheinen; dann ist's ein Chinese vor deutschem oder ein Deutscher vor chinesischem Gericht. Wir Menschen bedürfen alle, um leidlich zu erscheinen, einer wohlwollenden Beurteilung und einer Beurteilung durch Richter von unserer Art!

Ferner sieht man einen Menschen nie richtig, wenn man ihn so absondert, wie der Zoologe einzelne Tierchen aufspießt und unter die Lupe nimmt. Auch genügt es nicht, ihn mit einem einzigen anderen Menschen in Beziehung zu sehen. Wollen wir einen Charakter erkennen und bewerten, so muß uns die gesamte Umwelt deutlich sein, in der er sich bewegt. So lange man Charlotte v. Stein immer nur als Empfängerin von Goethes Liebesbriefen anschaut, lernt man sie natürlich nicht kennen. Wir müssen sie neben ihren Eltern und Geschwistern, neben ihrem Gatten und ihren Kindern, neben ihren Standes- und Ortsgenossen, neben ihren Freunden und Freundinnen sehen. Deshalb mußte das Buch so ausführlich werden: viele Gestalten gleiten an uns vorüber, ein Dutzend kleine Biographien flechten sich durch die große hindurch; drei Menschenalter und ein wichtiges Städtchen betrachten wir: Weimar und die Jahre 1744 bis 1827.

◆ ◆ ◆

Schon vor 35 Jahren erschien eine ausführliche Biographie der Frau v. Stein; sie füllte sogar 921 Seiten. Ihr Verfasser war Heinrich Düntzer. Der Name dieses Mannes ist fast ein Schimpfwort geworden; Niemand bestreitet, daß dieser Gelehrte seine Verrufenheit selbst verschuldet hat; die heutigen Philologen rücken weit von ihm ab. Aber es ist auch wahr, daß wir alle, die wir uns mit der klassischen Zeit unserer Literatur beschäftigen, doch recht oft Ursache haben, diesem Düntzer sehr dankbar zu sein. Er hat „Material" zusammengeschleppt wie kein Anderer und hat vieles davon gerade zur rechten Zeit ergriffen und aufgespeichert, ehe es verloren ging. Das Wissen dieses täppischen Riesen war ein ungeheueres. Er hat also auch alle Angaben, die bis 1874 über Frau v. Stein bekannt oder erfragbar waren, aneinander gereiht. Ob sein Werk in diesen 35 Jahren auch schon von 35 Personen gelesen ist, darf man bezweifeln; mehr als drei Seiten von Düntzer zu lesen ist Gefängnisarbeit. Aber noch einmal folge dem Tadel die dankbare Stimmung: was Düntzer in den beiden Bänden über Charlotte v. Stein zusammengehäuft hat, was er in seinen Brief-Ausgaben und anderen Büchern (besonders auch in den ‚Zwei Bekehrten') zusammengetragen hat, ist dem nachfolgenden Forscher sehr dienlich.

Die letzten Quellen für das vorliegende und jedes ähnliche Werk sind außer wenigen Tagebüchern die aus jenem weimarischen Kreise uns erhalten gebliebenen Briefe. Also Briefe von Charlotte v. Stein, Karl v. Stein, Fritz v. Stein, Sophie v. Schardt,

Goethe, Schiller, Charlotte v. Schiller, Karl v. Knebel, Henriette v. Knebel usw., und ebenso die Biographien, die wesentlich auf Briefen beruhen, z. B. die der Herzogin Luise von Eleonore v. Bojanowski und die der Amalie v. Helvig von Henriette v. Bissing. Große Dienste leisteten mir besonders die an Fritz v. Stein gerichteten und von ihm sorgfältig aufbewahrten Briefe, die jetzt Frau v. Rappard besitzt. Ludwig Rohmann hat 1907 eine Auswahl daraus veröffentlicht; ich habe jedoch die vier schweren Bände der Handschriften selber durchgesehen und für meine Zwecke noch manches hübsche Stück darin gefunden. Ebenso habe ich im Großherzoglich Sächsischen Haupt- und Staatsarchiv an Handschriften mich belehrt und auch den Kirchenbüchern von Eisenach und Weimar bisher Unbekanntes entnommen. An freundlichen Helfern hat es mir nicht gefehlt; ich nenne die Herren:

Realschuldirektor Dr. Hißbach in Apolda,
Prof. Dr. Ott in Weimar,
General v. Sucro in Erfurt,
Archivdirektor Dr. Trefftz in Weimar,
Max de la Vigne auf Weißeneck,

besonders aber auch die Damen:

Marie v. Rappard, geb. Hüpeden, in Erfurt und
Baronin Anna v. Stein, geb. v. Holtzendorff, auf Kochberg.

* * *

Sehr dankbar bin ich denjenigen Damen und Herren, die mir ermöglichten, meinen Bericht durch Abbildungen zu verstärken. Ich nenne zuerst wieder:

Frau Baronin Anna v. Stein.

Sodann:

Frau Baronin Ilse v. Boineburg, geb. v. Stein, in Weimar,

Frau Gräfin Emma Luise Henckel v. Donnersmarck, geb. v. Parry, in Dresden,

Frau Dr. Malwine Buchholz, geb. v. Knebel, in Jena,

Frau Professor Athenäa Passow, geb. Ulrichs, in Blankenese,

sodann die gütigen Vorsteher der weimarischen Sammlungen, die Herren:

Oberbibliothekar v. Bojanowski,

Oberhofmarschall v. Fritsch,

Geh. Regierungsrat Dr. W. v. Öttingen,

an die sich Herr Hofbuchbinder Adolf Henß als Vorsteher seiner eigenen reichen Sammlung anschließt. Ursache zur Dankbarkeit hat mir aber namentlich auch Herr Professor Otto Rasch gegeben, der sich stets überreden läßt, zeichnend oder malend oder photographierend meine Wünsche zu erfüllen.

Besonders durch die Güte der jetzigen Frau Baronin v. Stein auf Kochberg war es mir möglich, sehr viele bisher unbekannte Bilder den Lesern zu zeigen. Man wird mir ohne weiteres beipflichten, daß diese und die übrigen Bilder, von denen ich manche auch zum ersten Male der öffentlichen Kenntnis zuführe, eine richtige

Ansicht der Zeitverhältnisse und Personen sehr erleichtern. So scheinen mir die hier wiedergegebenen Bildnisse Goethes den betreffenden Teil des Textes zu beweisen, und andrerseits spricht der Text für die Richtigkeit der Bilder. Genau so, wie ihn die Künstler hier darstellen, hat Frau v. Stein ihren getreuen und ungetreuen Goethe gesehen.

Isseroda bei Weimar,
8. September 1909

Wilhelm Bode

Inhalt

Vorwort . . . . . S. V

I. Das Elternhaus. 1742—1764 . . . . S. 1

Weimar im 18. Jahrhundert. Herzog Ernst August. Die Familie v. Schardt in Eisenach. Konkordia v. Irving. Charlotte v. Schardt, die nachmalige Frau v. Stein. Übersiedlung nach Weimar. Nöte des Hofmarschalls v. Schardt. Der Erbprinz Konstantin. Herzog Konstantins Regierung und Tod. Herzogin Amalie. Schardt in den Ruhestand versetzt. Seine Gattin und Kinder. Charlotte wird Hofdame.

II. Ehestand. 1764—1775 . . . . . S. 32

Charlottens Forderungen an Liebe und Ehe. Josias v. Stein. Burg Kochberg. Stadtwohnung am Erfurter Tore. Kinderlast. Weimarisches Leben unter der Regentin Amalie. Badereisen nach Pyrmont. Erbprinzessin Augusta von Braunschweig. Joh. Georg Zimmermann. Reisen des Gatten. Erbprinz Karl August. Goethe. Prinzessin Luise von Darmstadt. Die physiognomische Mode. Lavater. Die Schwestern Amalie und Luise. Freiherr Karl v. Imhoff. Warren Hastings. Luisens Hochzeit. Karl Augusts Regierungsantritt. Karl v. Schardt.

III. Der neue Herzog und der neue Freund. 1775 und 1776 . . . . . S. 67

Fröhliches Treiben. Goethe. Die Grafen Stolberg. Neigung zwischen Goethe und Charlotte. Die reine Liebe. ‚Rino'. Karl August als Herzog. Der Umstürzler Goethe. Die beiden Parteien. Charlottens Kummer. Trotzdem Liebe.

IV. Gute Nachbarschaft an der Ilm. 1776—1782 . . . . . S. 101

Friedensschluß zwischen den weimarischen Parteien. Goethe Mitglied des Geheimen Konsiliums. Sein Gartenhaus. Umzug der Familie v. Stein in das Kavalierhaus am Park. Herzogin Luise. Liebhabertheater am Hofe. Knebel. Neckereien des jungen Herzogs. Der Dichter Lenz. Freunde und Freundinnen. Luise v. Imhoff. Vermählung Karls mit Sophie v. Bernstorff. Gräfin Bernstorff. Ludwig v. Schardt. v. Röder. Steins Experimentieren. Charlottens Lebensweise. Ihre drei Knaben. Peter im Baumgarten. Oheim Goethe. Karls Übersiedlung nach Braunschweig. Goethes Sorglichkeit für die Familie. Sein Vertrauen auf Charlotte. ‚Iphigenie' und ‚Tasso'. Charlottens Sicherheit. Freies Offenbaren ihrer Liebe.

V. Ein Wohnen in Goethes Liebe. Geschäfte und Freunde. 1782—1786 . . . . . S. 162

Geselligkeit. Anteil an Goethes Dichten und Denken. Naturwissenschaften. Spinoza. Wirtschaftssorgen. Fürstin Gallitzin. Frau v. der Recke. Herders. Knebel. Herzogin Luise. Emilie v. Werthern und August v. Einsiedel. Charlotte v. Kalb. Schiller.

VI. Ein Wohnen in Goethes Liebe. Die Nächsten. 1782—1786 . . . . . S. 198

Lotte v. Lengefeld. Karl und Sophie v. Schardt. Imhoffs und Hastings. Goethe als Pflegevater von Fritz v. Stein. Ernstens Krankheit. Karl Student in Helmstedt und Göttingen. Seine Anstellung am Schweriner Hofe. Charlottens Eltern. Goethe in alle Lebensverhältnisse Charlottens verflochten.

VII. Verdüsterung. 1786—1788 . . . . S. 234

Der Künstler Goethe gegen den Geheimen Rat v. Goethe. Karl Augusts Soldatentum. Das neue Weimar bereits in Auflösung. Goethes Reise nach Italien. Charlottens Befürchtungen. Lied an den Mond. Zornige Briefe. Versöhnung. Neue Sorgen. Eifersucht. Zimmermann und Frau v. Döring.

VIII. Zusammenbruch. 1788—1790 . . . S. 264

Goethes Rückkehr. Kein Entgegenkommen mehr. Nochmals das Lied an den Mond. Besuch Goethes in Kochberg und Rudolstadt. Prof. Moritz. Familie Vulpius. Christiane. Charlottens Reise nach Ems. Briefwechsel mit Goethe. Bruch. Herzog und Herzogin. Imhoffs. Lottchen v. Lengefeld und ihr Freund Schiller. Tod Ernstens. Karls Nöte in Mecklenburg. Charlottens Weltmüdigkeit.

IX. Krankheit ringsum. 1790—1794 . . S. 297

Vorwürfe gegen Goethe. Tod des Vaters, Krankheit des Gatten. Karls Unzufriedenheit im Hofdienst, Wendung zur Landwirtschaft. Sein Heimweh. Fritz in Jena und Hamburg. Die Imhoffs. Verlobung und Heirat Schillers mit Lotte v. Lengefeld. Karoline v. Beulwitz. Schillers Erkrankung. Dänische Helfer. Knebel. Sophie v. Schardt. Liebesbriefe der Herzogin Luise an Charlotte. Französische Revolution. Schillers Stellung dazu. Immer wieder Lebensmüdigkeit.

X. Neue Lebensverhältnisse. 1794—1799. S. 334

Steins Tod. Charlottens neue Aufgaben. Fritzens weitere Ausbildung in England und Schlesien. Karls Heimkehr nach Kochberg. Fritz in Polen. Herzog und Herzogin. Die alte Hofmarschallin v. Schardt. Sophie v. Schardt und

die Emigranten. Mounier. Emilie v. Einſiedel. Karoline v. Beulwitz. Wilhelm v. Wolzogen. Schillers. Charlottens Verdruß über Goethe. Alte und neue Verbindungen mit ihm. Sein Auguſtchen. Karl auf Kochberg. Knebel und Luiſe Rudorf. Fritzens Untreue gegen Weimar. Endlich Anſtellung in Preußen. Karls Vermählung mit Amelie v. Seebach. Der erſte Enkel.

XI. Dichterinnen und Dichter. 1794—1806. S. 395

Einſame Stunden. Fähigkeiten des weiblichen Geſchlechts. Das Trauerſpiel ‚Dido'. Schillers Urteil. Luſtſpiel ‚Neues Freiheitsſyſtem'. Andere literariſche Verſuche. Goethe und Schiller als verbündete Dichter. Die weimariſche Geſellſchaft um 1800. Kotzebue. Jean Paul. Lotte Schiller und ihr Gatte. Amalie v. Imhoff. Sophie v. La Roche. Frau v. Staël. Voß.

XII. Mitleben, Mitleiden. 1799—1806. S. 425

Wechſelndes Verhältnis zu Goethe. Chriſtiane. Auguſt. Herzog und Herzogin. Prinzeſſin Karoline. Das neue Schloß. Erbprinzeſſin Maria Paulowna. Sophie v. Schardt. Charlottens Wohnung. Freundinnen. Tod der Mutter. Andere Todesfälle: die Schweſter Imhoff, Ernſt v. Imhoff, Ludwigs Frau, Eliſe Gore, Schiller. Aufſteigen der Brüder. Malchen bei der Gräfin Bernſtorff. Die Schweſtern Imhoff. Major v. Helvig. Vorwürfe gegen Karl. Angſt um Fritz. Seine Vermählung. Napoleons Vordringen.

XIII. Der ſchlimme Herbſt 1806 . . . . S. 477

Preußen und Frankreich. Einquartierung in Weimar. Schlacht bei Saalfeld. Schlacht bei Jena. General Graf Schmettau. Plünderung, Verteidigung. Im Schloſſe. Schmettaus Tod. Goethes Trauung. Rückkehr in die ausgeraubte Wohnung. Hautcharnoy. Nach dem Sturme.

XIV. Unter Napoleons Herrschaft. 1807—1812 . . . . . S. 497

Stellung der Überwundenen zu den Franzosen. Wirtschaftliche Not. Erfurter Kongreß. Kampf in Tirol. Spanien. Beständige Armut. Fritzens Amts-Nöte. Tod seiner ersten Frau, zweite Verheiratung. Karl v. Schardts Jubiläum. Seiner Gattin Verliebtheit. Zacharias Werner. St. Aignan. Streiche Ludwigs. Schicksale der Helvigs und Imhoffs. Herzog und Herzogin, Erbprinz und „Großfürstin", Prinzeß Karoline. Alte Freundinnen und Freunde. Stäffchen. Goethe.

XV. Noch einmal Krieg. 1813—1815 . S. 549

Napoleons Niederlage in Rußland. Angst in Weimar. 1813 ein Notjahr. Die Schlacht bei Leipzig. Nächste Folgen für Weimar. Allerlei Drangsal. Erleichterung 1814 und 1815. Die großen Nachrichten. Der Wiener Kongreß. Standeserhöhung des weimarischen Fürstenhauses. Karls Standeserhöhung. Neue Verfassung.

XVI. Das Verglimmen. 1816—1827 . . S. 572

Verfall des Körpers, Erwartung des Todes. Alte und neue Töchter: Albertine v. Staff, Amalie v. Stein, Luise v. Stein, Charlotte v. Ahlefeld, Präsidentin v. Schwendler, Charlotte v. Schiller. Großherzog und Großherzogin. Erbprinz Karl Alexander. Die alten Freunde Goethe und Knebel. Schillers Söhne. Tod von Amalie und Ludwig v. Schardt. Sophiens Übertritt zur katholischen Kirche. Karl und Amalie auf Kochberg; ihre Kinder. Fritzens Bleiben und stilles Wirken in Schlesien. Tod seiner Söhne. Schicksale der Helvigs und Imhoffs. Letzte Lebenszeit Charlottens. Erlöschen. Ende ihrer Nächsten. Das Sterben im Gedächtnis der Menschen. Auferstehung aus Briefen.

Bilder-Verzeichnis

I. Charlotte v. Stein

1. **Ganze Gestalt mit Fächer. Schattenriß** n. S. 46

Original aus Schloß Kochberg. Uns durch Frau Baronin v. Stein zur Verfügung gestellt.

2. **Brustbild in Schattenriß** . . . . . n. S. 76

Der Rahmen, vielleicht auch der Schattenriß, ist von B. Moeglich. Die Vorlage verdanken wir der Frau Dr. Malwine Buchholz, einer Enkelin Karl v. Knebels. Von der Hand Knebels ist auf dem Originale bezeugt, daß es Frau v. Stein darstellt.

3. **Kniestück, im Mondscheine unter einem Baume sitzend** . . . . . n. S. 100

Miniaturporträt von Freiherrn Karl v. Imhoff. Über Imhoffs Malen vgl. S. 63, 123, 124. Das Bild ist aus dem Besitze von Frau v. Dallwitz in Berlin zuerst in ‚Westermanns Monatsheften' von 1894 veröffentlicht. Unserer Abbildung liegt eine nach dem Original übermalte Photographie zugrunde, die Großherzog Karl Alexander im Wittums-Palais aufstellen ließ.

4. **Ganze Gestalt mit Fritzchens Büste** . . . n. S. 142

Aus der französischen Ausgabe von Lavaters Physiognomischen Fragmenten, die 1781—1785 erschienen. Die kleine Büste Fritzchens ist jetzt nicht mehr vorhanden; die ganze Figur, wovon dies der Kopf ist, wurde im Winter 1778/79 von Martin Klauer angefertigt.

Lavater beurteilt diese Figur Charlottens wie folgt: Prise dans son ensemble elle me paraît des plus nobles et presque spirituelle. J'y trouve ce que je trouve si rarement, beaucoup d'harmonie dans l'ensemble. Le profil en lui-même, la manière dont elle tient le buste, l'attitude du

corps en général, tout montre — et je parle avec assurance quoique je ne connaisse l'original que de nom — tout montre un sens exquis, beaucoup de courage, de résolution et fermeté. Ce visage semble promettre avec certitude une qualité très-rare chez les hommes, et bien plus rare encore chez les femmes: l'art d'écouter tranquillement et avec intérêt; art qui embrasse tant de choses, qui rend l'homme si estimable et par le coeur et par l'esprit.

5. **Kopf im Medaillon, mit ſeidenem Tuch im Haar** . . . . . n. S. 228

Blauer Untergrund. Das Medaillon, etwa halb ſo groß als unſer Bild, gehört der Frau Geh. Regierungsrätin und Baronin Ilſe v. Boineburg in Weimar, einer Nachkommin der Frau v. Stein.

Als Charlotte 1780 aus Franken zurückkehrte, urteilte der Herzog, ſie ſähe wohler und ſtärker aus. Aus einer ſolchen Zeit, wo die Magerkeit einer freundlichen Fülle zu weichen ſchien, ſtammt dies Bild.

6. **Bruſtbild, ganz von der Seite** . . . . . n. S. 296

Zwiſchen zwei Spiegeln von Charlotte v. Stein im Jahre 1790 ſelber gezeichnet. Ihr Karl nahm dies Bild nach Mecklenburg mit. Jetzt iſt es auf Schloß Kochberg. Man darf es nicht verwechſeln mit einer Zeichnung, die Dora Stock danach und aus Kenntnis der Abgebildeten angefertigt hat.

7. **Bruſtbild mit Halskrauſe und Haarſchleife** n. S. 500

Nach einer Photographie auf Schloß Kochberg. Wo ſich das Original befindet, iſt mir nicht bekannt. Als Maler iſt „v. Breitenbauch" angegeben. Mehrere Herren dieſes Namens werden im Buche erwähnt.

8. **Alte Dame im Lehnſtuhl ſitzend** . . . . n. S. 600

Als Vorlage diente ein Steindruck im Wittums-Palais. Die Zeichnung iſt vermutlich von Luiſe Seidler.

II. Charlottens Familie

9. **Konkordia v. Schardt** . . . . . n. S. 22

Nach einem Ölgemälde auf Schloß Kochberg.

10. **Hofmarschall v. Schardt, seine Gattin und sein Sohn Ludwig beim Schachspiel** . . n. S. 128

Silhouette. Nach dem Original auf Schloß Kochberg.

11. **Oberhofmarschall v. Schardt** . . . . . n. S. 224

Nach einem Glaslackbild auf Schloß Kochberg. Wir sehen den im Ruhestand lebenden Herrn bei seiner Lieblingsbeschäftigung: der Betrachtung seiner Kupferstiche. Das in der Ecke angebrachte Bild stellt die Frau Konkordia v. Schardt dar.

12. **Konkordia v. Schardt im Alter** . . . . n. S. 448

Silhouette auf einem Glaslackbilde, das im Schlosse Kochberg aufbewahrt wird. Zum Bilde paßt die Charakteristik S. 447/448.

13. **Karl v. Schardt** . . . . . n. S. 64

Nach einem Ölgemälde auf Schloß Kochberg. Vgl. S. 28, 29 und 203. Seine Gattin ist abgebildet auf Nr. 35.

14. **Luise v. Imhoff, geb. v. Schardt** . . . n. S. 62

Die Silhouette hat uns Frau Dr. Buchholz aus Karl v. Knebels Nachlaß zur Wiedergabe geliehen. Über Luise v. Schardt-Imhoff vgl. u. a. S. 62 und 124.

15. **Amalie v. Imhoff** . . . . . n. S. 422

Tochter der Vorigen, spätere Generalin v. Helvig. Als Dichterin bekannt. Nach einem Gemälde im Wittums-Palais.

16. **Josias v. Stein.** Brustbild . . . . . n. S. 132

Nach einem Ölgemälde auf Schloß Kochberg. Vgl. S. 34 und 35.

17. **Josias v. Stein zu Pferde** . . . . . n. S. 34
Schattenriß. Nach dem Original auf Schloß Kochberg.

18. **Karl v. Stein** . . . . . n. S. 590
Der ältere Sohn Charlottens. Nach einem Ölgemälde im Jagdschlosse Hirschhügel. Besitzerin Frau Gräfin Henckel v. Donnersmarck, Exz. Es war kein weiteres, also auch kein jüngeres Bild Karls aufzufinden.

19. **Amelie v. Stein, geb. v. Seebach** . . . n. S. 390
Die Gattin von Karl v. Stein. Nach einem Aquarell von Heinrich Meyer im Großherzoglichen Museum zu Weimar. Die weimarischen Bilder- und Postkartenhändler bezeichnen dies Bild kurz als „Frau v. Stein“ und lassen die Fremden in dem Glauben, daß sie ein besonders schönes Bild von Goethes Geliebten erwerben. Die Dargestellte war von ihrem Bilde nicht befriedigt, weil Meyer ihr rote Haare malte, während sie unzweifelhafte blonde hatte.

20. **Der sechsjährige Fritz v. Stein** . . . . . n. S. 136
Ganze Figur in Lebensgröße, in ötternschem Sandstein von Martin Klauer ausgeführt. Vgl. S. 136 u. 137. Nach dem Original im Schlößchen zu Tiefurt. Über Klauer siehe ‚Stunden mit Goethe‘ V, 4. Als die Herzogin Amalie den französischen Philologen Villoison aufforderte, lateinische Verse für ihre Sammlung plastischer Porträts zu dichten, richtete er bei dieser Figur seine Schmeichelei an Frau v. Stein:

Matrem cum puero voluissem pingere: Amori
Tunc primum in terris juncta Minerva foret.

(Ich möchte die Mutter neben dem Knaben abbilden, dann würde zum ersten Male auf Erden Minerva und Amor verbunden stehen.)

21. **Der Knabe Fritz v. Stein** . . . . . n. S. 140
Ganze Figur, Häschen machend, als Schattenriß. Nach dem Original (in Lebensgröße) im Goethe-National-Museum zu Weimar.

22. **Friedrich v. Stein** . . . . . n. S. 596

Bleistiftzeichnung von Joh. Josef Schmeller, für Goethe gezeichnet, im Goethe-National-Museum zu Weimar aufbewahrt. Das Bild ist vermutlich im Oktober 1825 entstanden, stellt also einen Vierundfünfzigjährigen dar, der damals eben zum Großvater aufrückte (vgl. S. 596). Den Johanniter-Orden besaß Stein seit 1821.

III. Das weimarische Fürstenhaus

23. **Herzogin-Witwe Amalie mit dem Prinzen Karl August** . . . . . n. S. 30

Nach dem Ölgemälde des sachsen-weimarischen Hofmalers Joh. Friedr. Löber (geb. 1708). Aufbewahrt in der Sammlung des Hofbuchbinders Adolf Henß.

24. **Herzog Karl August** . . . . . n. S. 236

Gemalt von Johann Heinrich Lips.

25. **Herzogin Luise** . . . . . n. S. 348

Nach dem Gemälde von Friedrich August Tischbein, das die Herzogin 1795 der Frau v. Stein schenkte (vgl. S. 347, 348). Jetzige Besitzerin: Frau Gräfin E. L. Henckel v. Donnersmarck, Exz., zu Dresden.

26. **Prinzessin Karoline** . . . . . n. S. 528

Nach einem Gemälde von Luise Seidler. Im Wittums-Palais zu Weimar.

27. **Erbprinzessin Maria Paulowna** . . . . n. S. 562

Nach einer Lithographie Zaufigs nach dem Gemälde von Jean Baptiste Isabey. Die selten gewordene Vorlage verdanken wir Herrn Hofbuchbinder Adolf Henß.

IV. Goethe und die Seinigen

28. **Fragment einer Büste von Martin Klauer** n. S. 156

Vgl. über diese Büste ‚Stunden mit Goethe' IV, 3 und V, 4. Das Fragment, Eigentum des Hoftöpfers Herm. Schmidt in Weimar, befindet sich jetzt im Goethe-National-Museum. Unsere Aufnahme verdanken wir einem befreundeten Künstler.

29. **Kreidezeichnung von Johann Heinrich Lips** n. S. 300

Der zweiundvierzigjährige Goethe. Das Original befindet sich im Goethe-Hause zu Frankfurt a. M.

30. **Christiane und August** . . . . . n. S. 282

Aquarell von Heinrich Meyer. Nach dem Original im Goethe-Museum zu Weimar. Meyer war, als er dies und das folgende Bild malte, Hausgenosse und bester Freund der Dargestellten; trotzdem malte er sie so unvorteilhaft wie möglich.

31. **Aquarell von Heinrich Meyer** . . . . . n. S. 366

1795 gemalt. Nach dem Original im Besitze von Frl. Bertha Schuchardt in Weimar.

32. **Ölbild von Ferdinand Jagemann** . . . n. S. 494

1806 gemalt. Im Besitz der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar. Hier nach einem Stich von W. Unger für Rollets ‚Goethe-Bildnisse'.

Man vergleiche die Ähnlichkeit und die Entwicklung in diesen Darstellungen Goethes!

V. Andere Befreundete

33. **Johann Georg Zimmermann** . . . . . n. S. 50

Von Joh. H. Lips 1776 gezeichnet. Aus Lavaters ‚Physiogn. Fragmenten'. Über Zimmermanns Erscheinung vgl. S. 50.

34. **Karl v. Knebel** . . . . . n. S. 186

Zwei Bilder aus verschiedenen Zeiten. Das jugendlichere ist von Charlotte v. Stein in Silberstift gezeichnet; das zweite ist verkleinert nach der Wiedergabe von Friedrich Tiecks Relief im dritten Bande von ‚K. L. v. Knebels Literarischem Nachlaß und Briefwechsel'. Leipzig 1840.

35. **Emilie v. Werthern und Sophie v. Schardt** n. S. 192

Nach einer Silhouette im Wittums-Palais in Weimar. Goethe nannte die Werthern im Scherz die „Hofmeisterin" der „kleinen Schwägerin"; so zeigt sie das Bildchen. Vgl. S. 192.

36. **Korona Schröter** . . . . . n. S. 112

Nach ihrem Selbstporträt im Goethe-National-Museum. Daß Frau v. Stein auf das „schöne Miesel" sehr eifersüchtig gewesen und ihr deshalb sehr abgeneigt gewesen sei, ist eine Fabel. Wahrscheinlicher ist, daß sie zu den Kosten des Grabdenkmals beisteuerte, das Prinzessin Karoline der vergessenen Sängerin in Ilmenau setzen ließ.

37. **Herder und Gattin am Kaffeetische** . . n. S. 184

Die Silhouette stammt aus dem Nachlasse der Amalie Kotzebue, nachmals Doktorin Gildemeister in Bremen. Eine ihrer Nachkomminnen, Frau Professor Athenäa Passow zu Blankenese, gewährte uns diese Vorlage. Bilder der Karoline Herder sind sehr selten; dies ist wohl das einzige, das sie in ganzer Figur zeigt.

38. **Charlotte v. Schiller, geb. v. Lengefeld** n. S. 320

1794 von Ludovika Simanowitz zu Ludwigsburg gemalt. Hier nach einem guten Stich.

39. **Schiller** . . . . . n. S. 362

Gemalt von Anton Graff, der das Bild 1786 begann; aber erst 1791 vollendete. Der vortreffliche Kupferstich ward danach 1794 von Joh. Gotth. Müller hergestellt. Charlotte v. Stein besaß diesen Stich als Geschenk Schillers.

VI. Weimar und Kochberg

40. **Pavillon-Zimmer der Familie v. Schardt** n. S. 10

Zeichnung von Prof. Otto Rasch. Vgl. S. 11. Am 21. Juni 1777 notierte Goethe in seinem Kalender: „Zu Frau v. Stein, wo der Herzog auf'm Turm saß". Dies war das Speisezimmer; Charlotte konnte Gäste darin bewirten, obwohl sie jetzt nicht mehr im väterlichen Hause lebte, denn sie war nächste Nachbarin.

41. **Am Geleitshause in Weimar** . . . . . n. S. 38

Zeichnung von Prof. Otto Rasch. Vgl. S. 38. Die erste Wohnung der Familie v. Stein ist danach entweder im Obergeschoß des Geleitshauses zu denken, zu dem damals das hier sichtbare Gärtchen gehörte, oder in einem Hause hinter diesem Gärtchen. Charlottens Vaterhaus grenzt an die Stallung des Geleitshauses, rechts im Bilde, wo eine zweite Laterne hängt.

42. **Blick vom Tempelherrenhaus auf Weimar** n. S. 106

Nach einem Bilde von J. M. Kraus von Heinrich Tessenow gezeichnet. Das Schneckengebäude stand von 1650 bis 1808. Von Charlottens Wohnung im Obergeschoß des weißen Kavalierhauses sieht man nur 3 oder 4 Fenster; rechts von ihr wohnten Moritz und Marianne v. Wedel.

43. **Wohnung der Frau v. Stein, Parkseite** n. S. 444

Aufnahme von Prof. Otto Rasch. Alle im Obergeschoß (im Hauptbau und im Flügel) sichtbaren Fenster zeigen Charlottens Wohnung. Auch über die Mansarde verfügte sie. Man sieht eine ihrer Haustüren; ferner den Eingang zur griechischen Kapelle, die seit 1906 nicht mehr benutzt wird.

44. **Wohnung der Frau v. Stein, Seifengassenseite** . . . . . n. S. 486

Aufnahme von Prof. Otto Rasch. Die ersten drei Fenster oben sind diejenigen, aus denen Frau v. Stein zu den im Fürstenhause Gegenüberwohnenden blicken konnte. Es waren zuerst Herzog und Herzogin, später einzelne Hofdamen,

Prinzessin Karoline, Henriette v. Knebel, Heinrich Meyer und Frau, Frl. v. Baumbach, Frau v. Pogwisch mit ihren Töchtern. Man bemerkt auf dem Bilde, daß Goethe und Frau v. Stein zeitweilig Wand an Wand wohnten, und man könnte „entdecken", daß eine jetzt vermauerte Tür von einer Wohnung zur andern führte. Dieser Durchbruch ist jedoch geraume Zeit nach Beider Tode geschehen, als nämlich der Staatsrat Ottokar Thon beider Wohnungen bedurfte. — Das Haus, in dem Musäus und nach ihm F. A. Vulpius wohnte, steht nicht mehr.

45. **Burg Kochberg** . . . . . n. S. 36

Zeichnung von Ludwig Bartning. Blick von Südwesten, vom Wirtschaftshofe her. Der gotische Vorbau links ist spätere Hinzufügung, wie Nr. 46 beweist.

46. **Am Teiche von Schloß Kochberg** . . . n. S. 120

Zeichnung von Goethe. Nach dem Original im Goethe-Hause zu Weimar. Südwestliche Ecke der Burginsel, von der Brücke aus gesehen.

47. **Schloß Kochberg** . . . . . n. S. 606

Blick vom Park aus, von Nordwesten her.

48. **Schreibkommode** . . . . . n. S. 146

Die 1779 nach Goethes Zeichnung und Angaben angefertigte Schreibkommode befindet sich jetzt im „Goethe-Zimmer" auf Kochberg.

Die benötigten Photographien haben für uns angefertigt:

1. Herr Hofphotograph L. Held in Weimar (Nr. 1, 3, 5—13, 15—17, 20—22, 26, 30, 31, 34—36, 46—48).
2. Frau Photograph Paul in Weimar (Nr. 23, 27).
3. Herr Photograph Hugo Lösche in Rudolstadt (Nr. 18).
4. Herr Photograph Karl Schwier in Weimar (Nr. 19).
5. Die Kunstanstalt der Kgl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin (Nr. 2, 4, 14, 37).

I. Das Elternhaus

1742—1764

Charlotte v. Stein war ihr ganzes Leben eine „Hofverwandte“. Ihr Vater war ein Hofmann, und sein Vater war es auch schon gewesen. Charlotte wurde, als sie die Kinderjahre hinter sich hatte, Hoffräulein. Als sie heiratete, erwählte sie einen jungen Herrn aus ihrer Umgebung am Hofe. Als die Beiden Kinder hatten, wurden sie für den Hofdienst erzogen. Auch die Brüder und fast alle Freunde und Bekannte Charlottens waren „fürstliche Diener“.

Die „Herrschaft“, der die Meisten unter ihnen zugehörten, war die weimarische Linie des sächsisch-ernestinischen Hauses; Weimar aber war damals ein Landstädtchen von sechstausend Einwohnern: in die „Hofluft“ drang also bei jedem Fensteröffnen ein frischer Hauch, der von freundlichen Gärten, von tausend kleinen Feldern, von weithin sich erstreckenden Wäldern kam. Man hörte im ganzen Städtchen das Getöne der Acker- und Viehwirtschaft; die Hirten trieben morgens ihre Herden aus den Toren und abends wieder hinein, und hemdärmelige Knechte fuhren mit Kühen und Pferden

zwischen den Ställen und Feldern hin und her. Selbst in der fürstlichen Residenz, in der alten umwallten Wilhelmsburg, wohnte man der freien Natur ganz nahe und ganz nahe auch dem gemeinen Volke.

Zwar hielten sich die Adligen noch für eine höhere Art Menschen; ihr Rechtsstand, ihre Beschäftigung und ihr ganzer Lebenszuschnitt waren von den Verhältnissen der Bürger und Bauern deutlich unterschieden, und Manche unter ihnen taten so, als ob die Bauern und Bürger, ähnlich wie die Haustiere, nur da seien, damit die Herren ein angenehmes Leben hätten. Aber in der kleinen Stadt wohnten eben doch Hohe und Niedrige dicht beieinander; Herren und Diener fühlten sich durch die allgemein menschlichen Freuden und Leiden, Wünsche und Begierden, durch Nachbarschaft und Landsmannschaft miteinander verbunden, sehr oft auch durch Dankbarkeit für ein langes und gutes Herrschafts- und Dienstverhältnis. Es fehlte auch nicht an Mittelsmännern zwischen den gemeinen Leuten und den Wohledel- und Hochwohlgeborenen. Das waren zuerst die durch den Fürsten aus dem Volke herausgehobenen, „charakterisierten" Personen, denen wichtige Beamtenstellen anvertraut worden waren; zweitens die Geistlichen, die als Beichtväter und als göttliche Mahner zeitweilig sich noch über die Fürsten und Herren erheben durften und als Inhaber der Wissenschaften die Söhne und Töchter der Vornehmen erzogen, und drittens allerlei geschickte Künstler und auch Künstlerinnen, über deren erstaunliche Leistungen oder liebliche Unterhaltsamkeit man ihre geringe Herkunft vergaß.

Die weimarischen Adligen waren mit irdischen Gütern zumeist nur sehr spärlich gesegnet, und selbst am Fürstenhofe fand man zuweilen die Kassen leer. Die Verschwendung und Prachtentfaltung, die der Fürst seinem Stande schuldig zu sein glaubte oder die aus seinen Launen und Passionen hervorging, die gelegentliche Überfeinheit und üppige Kunst begegneten und durchkreuzten sich hier beständig mit bitterer Armut, stumpfer Roheit, grobem Behagen am Wilden und Niedrigen. Land und Menschen waren hundert Jahre zuvor in dem entsetzlichen Kriege, den man ein Menschenalter hindurch angeblich für den rechten Glauben führte, verwüstet und verdorben; noch jetzt hatten sie sich nicht völlig wieder erholt und erhoben. Die Herzogtümer Weimar und Eisenach brachten nicht viel Nahrung oder Handelsware hervor; das Auge konnte sich hier wohl ergötzen an hohen Bergen und lieblichen Tälern, an großen grünen Wäldern und blumenreichen Wiesen, aber wohlangebaute, fruchtbare Äcker sah man selten, und von Gewerbefleiß oder Verkehr bemerkte man nur recht geringe Anfänge. Die Verfassung der thüringischen Staaten war grundschlecht und diejenige des heiligen römischen Reiches, in dessen Mitte sie lagen, nicht besser. Fast Jedermann fühlte sich gebunden und eingeengt und hungerte an Leib oder Seele, wenn er nicht dumpf dahin lebte.

* * *

Der erste Fürst, den Charlotte als den Wettermacher über ihrer Heimat und über ihrer Familie spürte, war Herzog Ernst August. Ein echter Tyrann! Er

meinte es in seiner Art gut, er war auch ein Herr von vielen Kenntnissen und lebhaftem Geist, aber er hatte so viele „fürstliche Queren“ im Kopfe — der Ausdruck ist von Goethe —, daß man besser tat, seiner Gunst aus dem Wege zu gehn. Von Gestalt war er klein und mager, sein ganzes Wesen war Unruhe. Er war launisch, jähzornig, streitsüchtig, halsstarrig; seine Gebote und Verbote waren immer von höchster Strenge, seine Strafen von äußerster Härte, und dabei kümmerte er sich um Alles, was im Lande geschah; kein Amtmann oder Richter oder Seelsorger lebte sicher, daß nicht plötzlich der „allergnädigste Herr“ selber bei ihm erschien und ihm sein Sündenregister mit allen Einzelheiten unter die Nase hielt. Zwischendurch zeigte er sich jedoch auch wieder gütig und gutmütig, und man darf glauben, daß er das Stäupen, Hängen, Köpfen und Rädern, das er so fleißig androhte, wohl oft im letzten Augenblick durch einen Gnadenakt verhinderte; außerdem gilt überall die Regel: je strenger die Gesetze, um so weniger werden sie gehalten. Die Untertanen halfen sich gegen ihre Herren gegenseitig durch Verschweigen und Vertuschen; die Aufseher selber drückten oft beide Augen zu, und wer in einem thüringischen Ländchen vor einem strengen Gericht zu fliehen ratsam fand, hatte es nirgends weit bis zur Grenze.

Recht drückend auch für die redlichsten Untertanen wurde die Verschwendung, die der Herzog trieb. Er war ein Soldaten-Narr und Bau-Narr, liebte auch große Jagden und teuere Reisen; außerdem ward seine Kasse

von Goldmachern und anderen Schwindlern ausgeleert, denn er war im höchsten Maße abergläubisch.

Zwei Frauen starben ihm; seine Kinder wurden in der Wilhelmsburg von Gouvernanten und Hofmeistern aufgezogen. Er selber hatte sein Hoflager bald hier, bald dort, an Stätten, wo er schon Schlösser und Jagdhäuser besaß oder wo er neue Schlösser und Jagdhäuser bauen wollte.

Ursprünglich war Ernst August nur Herzog im Fürstentum Weimar und auch hier herrschte er lange Zeit nur als Mitregent neben seinem Oheim Wilhelm Ernst. Aber seit 1728 regierte er allein und 1741 erbte er noch das Herzogtum Eisenach mit Jena und Allstedt, denn im Juni dieses Jahres starb der letzte eisenachische Herzog, Wilhelm Heinrich, ohne männliche Erben zu hinterlassen.

Unter den bisher eisenachischen Dienern, die sich jetzt an den Herzog von Weimar verwiesen sahen, waren zwei Herren v. Schardt, Vater und Sohn. Der Vater, August v. Schardt, ein ehemaliger Offizier, hatte zuletzt den Titel eines Oberschenken geführt; er begehrte kein neues Amt mehr vom neuen Herrn, wohl aber ein Ruhegehalt. Der Sohn, Johann Wilhelm Christian, war bisher Kammerjunker gewesen, zählte erst dreißig Jahre und hatte also die größte Lebensarbeit noch vor sich.*)

*) Woher diese Schardts nach Eisenach eingewandert sind, ist zweifelhaft. Düntzer nennt Schlesien ihr Heimatland; der Letzte des Namens hat offenbar Pommern dafür gehalten und gegen Bekannte erwähnt, daß in Stettin ein Haus noch das Wappen seiner Familie trage. In den Matrikeln der pom-

Hätte der junge Schardt vorausgesehen, daß sein Vater nur noch drei Jahre am Leben blieb, so hätte er sich vermutlich irgendwo im Reiche einen milden und stetigen Herrn gesucht; aber er war seinem Vater schuldig, ihm ein Altersgehalt zu verschaffen. So begab er sich denn nach Allstedt, wo Ernst August alsbald nach dem Tode des eisenachischen Vetters sein Quartier aufgeschlagen hatte, und stellte sich vor. Der Herzog besah ihn, hörte ihn an und sagte dann, er wolle ihn bei der Wirtschaft employieren; genauer drückte er sich nicht aus. Schardt kehrte nach Eisenach zurück und wartete auf Befehle. Als sie ausblieben, meldete er an Herzog Ernst August, es sei ihm durch den Geheimen Rat v. Seckendorff, seinen Gönner, Aussicht auf einen guten Posten im Dienste des

---

nerschen Ritterschaft von Klempin und Kratz, die allerdings auch sehr unvollständig sind, findet sich der Name nicht. Gritzner (‚Standeserhebungen', Görlitz 1881) nennt eine adlige Familie Scharde oder Schardt, die von dem Patrizier und Salzpfänner Bernhard Scharde zu Lüneburg abstammen soll. Dieser sei von Kaiser Maximilian in den Adelstand erhoben. Sein Ururenkel, ein kursächsischer Rittmeister a. D. und Herr auf Neuendorf bei Oschatz, Johannes v. Scharde, ließ sich seinen rittermäßigen Adel 1675 vom römischen Kaiser und 1676 von seinem Landesherrn bestätigen; auf ihn führt Gritzner die weimarische, vormals eisenachische Familie zurück. Ihr Wappen war nach Gritzner eine die Spitze links kehrende eiserne Pflugschar. Ich finde dagegen auf den Siegeln der weimarischen Schardts als Wappenbild stets eine Glocke mit Klöppel, umgeben von drei Rosetten. Die Gattin des genannten August v. Schardt, also die Mutter von Johann Wilhelm Christian, war, wie Freiherr Dr. Lothar v. Thüna festgestellt hat, eine Sibylle Eleonore v. Thüna.

Markgrafen von Ansbach gemacht worden. Darauf ließ ihm der Herzog durch den Oberforstmeister v. Volgstedt antworten: wenn er ansbachische Dienste vorzöge, so werde man ihm nicht im Wege stehn, aber sein Vater bekäme dann freilich keine Pension. Das durfte nicht sein. So wartete Schardt geduldig, bis der Herzog über ihn bestimmte. Es währte nun auch nicht lange, so wurde er „Reisemarschall“; sein Gehalt ward auf 600 Taler festgesetzt; dazu kam das Futter für vier Pferde.

* * *

Schon als eisenachischer Kammerjunker hatte er geheiratet: die achtzehnjährige Konkordia Elisabeth Irving of Drum. Sie entstammte einem berühmten schottischen Geschlechte, aber von ihrem Vater wissen wir nur, daß er in Kurhessen einflußreiche Freunde hatte und daß er seiner Tochter eine hübsche Mitgift gab. Vermutlich gehörte er zu den schottischen Vornehmen, die im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert im kriegerischen Deutschland als Offiziere ihr Glück versuchten, und gewiß war er in Unfrieden von seiner Heimat und seiner Familie geschieden, denn niemals war später ein Verkehr zwischen seinen Nachkommen und den Verwandten in Schottland.*)

*) Aus den Namen von 23 Paten der beiden ersten Töchter der Konkordia Elisabeth ersieht man Nichts über ihre väterliche Familie; der schottische Name v. Buttler kommt allerdings darin vor: ein Obristwachtmeister und seine Tochter; da sie aber in Eisenach wohnten, so muß man nicht auf Verwandtschaft schließen. Mit anderen in Deutschland lebenden Irvings und ihren Nachkommen, z. B. dem bekannten Prediger Jablonski, hatte man nachmals einige Verbindung.

Dem jungen Paare wurde kurz vor Weihnachten 1741 das erste Kind geboren, ein „hochadeliges Fräulein“; Sophia Erneſtina Wilhelmina ward es getauft. Im nächſten Jahre erſchien wieder zu Weihnachten die zweite Tochter: Charlotta Erneſtina Bernardina. Am 25. Dezember wurde ſie geboren, am 27. Dezember getauft.*) Dies Kind iſt die nachmalige Frau v. Stein.

*) Dieſe und einige andere Angaben habe ich aus den eiſenachiſchen Kirchenbüchern. Die bisherigen Angaben, wonach Charlotte v. Stein in Weimar geboren ſei, ſind falſch. Das Meiſte, was ich hier über Charlottens Vater mitteile, iſt gleichfalls bisher unbekannt; es liegen ihm Dienſtakten im Großh. Sächſiſchen Geheimen Haupt- und Staatsarchiv zugrunde. Bei meinen Nachfragen in Eiſenach war mir Herr Profeſſor Dr. K. Hißbach hilfreich. Die Paten Charlottens waren drei fürſtliche Damen, die nicht zur Taufe erſchienen, und acht Damen und Herren der Eiſenacher vornehmen Geſellſchaft. Nämlich: 1. Die zweite Gemahlin des nunmehrigen Herzogs von Weimar und Eiſenach, Frau Sophia Charlotta Albertina, eine geborene Prinzeſſin von Brandenburg-Bayreuth; 2. Prinzeſſin Bernardina Chriſtiana Sophia, damals achtzehnjährig, ſpäter vermählt mit Johann Friedrich von Schwarzburg-Rudolſtadt, Tochter Ernſt Auguſts aus erſter Ehe; 3. ihre zwanzigjährige Schweſter Erneſtina Albertina, ſpäter vermählt mit dem Grafen Philipp Ernſt von Lippe-Schaumburg; 4. Frau Oberſtallmeiſter v. Streitwitz; 5. Frau Schloßhauptmännin v. Reineck; 6. Frau Obriſtleutnant v. Hopfgarten; 7. Fräulein v. Buttler; 8. Fräulein v. Schardt, vermutlich eine Schweſter des Vaters; 9. Herr Geheimde Rat v. Beuſt; 10. Herr Geheimde Rat v. Heerd; 11. Herr v. Reineck. Das Kind bekam alſo je einen Namen von den drei fürſtlichen Patinnen. Später ſcheint dann die Prinzeſſin Bernardina als Patin in Vergeſſenheit gekommen und der Glaube

Ihre erste Wohnung hatte die junge Frau v. Schardt mit diesen beiden Kindchen im fürstlichen Schlosse zu Eisenach.*) Ihr Gatte war als nunmehriger Reisemarschall eines sehr ruheloſen Fürsten nicht viel zu Hause. Er hatte auch allerlei besondere Aufträge. Zunächst ward er nach Kassel gesandt, um dort wegen Vertauschung der Ämter Berka an der Werra und Breitenbach und auch

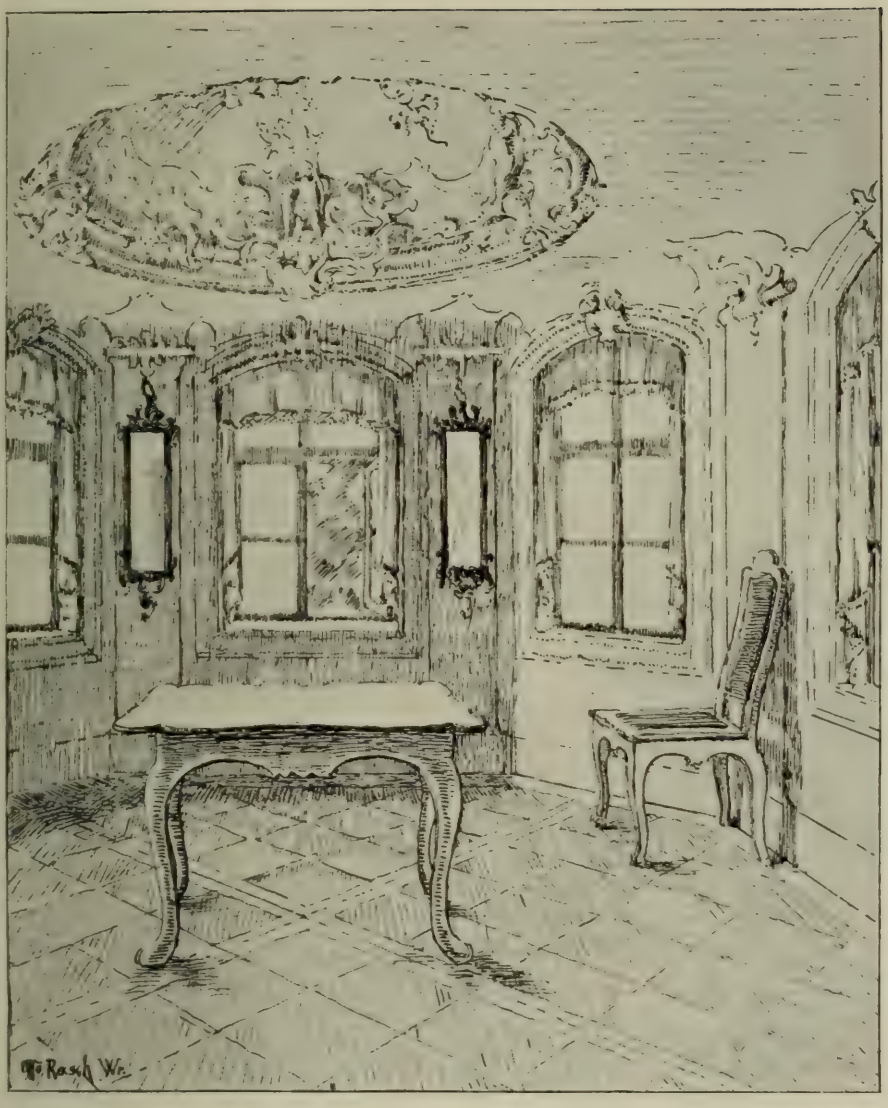
---

entstanden zu sein, das Kind habe von der Herzogin zwei Namen: Charlotta Albertina, erhalten. Dieses Glaubens war auch Charlotte selber. Schon 1764 bei ihrer Trauung ward ihr zweiter und dritter Name mit Erneſtina Albertina angegeben. Erleichtert wurde solcher Irrtum dadurch, daß Prinzessin Bernardina schon 1744 das Land verließ und schon 1757 starb. Übrigens gingen die Leute damals mit ihren Vornamen viel freier um, als uns Das heute erlaubt wird; es ist manchmal unmöglich, den Rufnamen festzustellen, weil sich die Herren oder Damen öfters selber umtauften; z. B. nannte sich Charlotte v. d. Recke „Elisa“, und ihrer Schwester, der Herzogin Dorothea von Kurland, zu Ehren nannte sich der junge Dichter Karl Körner in Dresden plötzlich „Theodor“.

*) Ich vermute Das nur. Zunächst deshalb, weil keine andere Wohnung der Schardts festgestellt werden konnte (abgesehen von einem Gartenhause am Landgrafenberge, wofür Oberstleutnant v. Schardt von 1728—1738 Steuern zahlte), sodann aus einem im Eisenacher Schlosse geschriebenen Briefe Goethes an Charlotte vom 6. September 1777: „Ich wohne hinten hinaus, vielleicht auf der Reihe, ich will mir einbilden: in den Zimmern, wo Sie wohnten“. Das kann sich freilich auch auf einen uns nicht bekannten Eisenacher Aufenthalt Charlottens, den sie als Hofdame oder junge Frau dort nahm, beziehen, aber ebensowohl kann man annehmen, daß Charlotte dem Freunde von ihrer Geburt in diesem Schlosse erzählt hatte.

wegen des „Fischbacher Streites“, den sein Herr gegen das Kloster Fulda führte, zu verhandeln. Die Reise kostete ihm 350 Taler; als er zurückkehrte und Bericht erstattete, lobte ihn der Herzog und sagte: „Ich will es schon gleich machen“, aber Schardt bekam nur einen kleinen Teil seiner Auslagen zurück. Dann wurde er nach Eisenach abgeordnet, um dort statt seines Herrn den Statthalter von Erfurt, Baron v. Warsberg, der zur Kurfürstenwahl nach Mainz reiste, nach Standesgebühr zu begrüßen und zu bewirten. Das wäre ein angenehmer Auftrag gewesen, da er bei dieser Gelegenheit Frau und Kinder wiedersah — wenn nur im Schlosse zu Eisenach an Silbergeschirr, Porzellan und Weißzeug das Nötige vorhanden gewesen wäre! Schardt hatte eine hohe Meinung von anständiger fürstlicher Repräsentation; so mußte er mancherlei aus seiner eigenen Wohnung holen lassen, damit sein Herr Ehre einlegte, und er bekam nicht alles unversehrt zurück. Ernst August versprach, diese Einbuße später wieder gut zu machen, vergaß es aber.

Im Jahre 1743 ward der Reisemarschall zum Hausmarschall ernannt; als solcher mußte er in Weimar wohnen. Der Umzug kostete mehrere hundert Reichstaler; sie sollten ihm ersetzt werden, aber es blieb beim Versprechen. Als Wohnung ward ihm und seiner kleinen Familie das ehemalige Schwarzenfelsische Haus angewiesen, das seit einiger Zeit im fürstlichen Besitze war. Schardt ließ es auf eigene Kosten gar prächtig herrichten und ausmalen, denn bei einem fürstlichen Hausmarschall durfte es nicht ärmlich aussehen. Er fragte



Oberstube im Pavillon des Hofmarschalls v. Schardt

Zeichnung von Otto Rasch in Weimar

aber auch nicht, ob er frei wohnen oder Miete zahlen solle, und es fragte auch sonst Niemand danach.

Das nunmehrige Heim der Familie v. Schardt war ein großes, altes, von dicken Mauern umschlossenes Haus, in der schmalen Scherfgasse, zwischen dem Geleitshause und der Landschaftskasse und in der Nähe des Erfurter Tores gelegen. Nach vorn war die Aussicht durch ein allzu nahes Gegenüber beengt, nach hinten aber, nach Westen, schloß sich an das Wohnhaus zuerst ein Hof mit Stallungen, sodann ein großer schöner Garten, der bis an die Stadtmauer und einen ihrer Türme reichte. Wo der Garten begann, stand ein zweistöckiger Pavillon, dessen Obergeschoß mit dem Hause durch einen bedeckten Gang verbunden war; von dieser Turmstube aus hatte man einen schönen Blick auf die Gartenbeete und die Stadtmauer, aber fast noch schöner war in diesem Raume der Blick auf die Zimmerdecke, denn sie war ein Meisterwerk der Stuckaturkunst.*)

Der Vater der heranwachsenden und fast jährlich sich vermehrenden Kinderschar war in seiner nunmehrigen großen Familienwohnung nur halb daheim; sein Dienst hielt ihn den ganzen Tag über und oft auch die Nacht hindurch im Residenzschlosse. Je mehr er das Vertrauen seines Herrn erwarb, um so mehr Aufträge bekam er

*) Das Wohnhaus enthält jetzt die Druckerei der Landeszeitung ‚Deutschland' und die Wohnung ihres Direktors Steinhäuser; der Pavillon steht noch, seine schöne Decke ist erhalten. Der Garten dagegen ist sehr vermindert; an seiner Stelle und an Stelle der Stadtmauer und eines ihrer Türme steht jetzt die ‚Erholung'.

auch. 1744 begab sich Serenissimus zuerst in's Hennebergische und danach in's Eisenachische; Schardt blieb in Weimar, um dort „vor die Pension des Erbprinzen Konstantin alle mögliche Sorge zu tragen", wobei er auch noch den zurückgebliebenen Hofstaat und den sehr reichlich besetzten fürstlichen Marstall in der Mitaufsicht hatte. Das machte ihm so viel Lauferei, daß er den Herzog bat, wenigstens die Erziehung des Erbprinzen „einem geschickteren Subjecto" aufzutragen, aber Ernst August wollte davon nichts hören. Eine verdrießliche Last machten dem armen Hausmarschall die durch Weimar passierenden Fremden von Stand. Man konnte sie, wenn sie sich bei Hofe meldeten, nicht ohne Einladung lassen, aber der Herzog hatte angeordnet, daß Niemand ohne seine ausdrückliche Zustimmung zur erbprinzlichen Tafel gezogen werden dürfe; es sollte also erst allemal ein Husar nach Ilmenau oder Eisenach oder wo sich der Herzog sonst aufhielt, abgeschickt werden, ehe ein Gast zu Tisch gebeten wurde. Da zog sein Hausmarschall oft vor, die Fremden in seinem eigenen Hause zu bewirten, damit sie nicht beleidigt weiterzogen und übles Gerede über den weimarischen Hof verbreiteten. Weil er nun sozusagen den Fürsten vertrat, mußte in seinem Hause an Dienerschaft, herrlichem Geschirr und kostbaren Speisen und Getränken bei solcher Gelegenheit Überfluß sein. Das kostete viel, aber Schardt hoffte auf spätere Belohnung. Sein Gehalt betrug immer noch nur 600 Taler.

Um das Maß seiner Arbeit voll zu machen, ward ihm nach dem Tode des Oberjägermeisters v. Volgstedt

auch das fürstliche Bauwesen übertragen; er hatte nun oft im Lande herumzureisen, um neue oder alte Bauten zu besichtigen; er ließ sich dafür keine Diäten zahlen, sondern nur die nötigsten Reisekosten ersetzen. So sehr war er auf das Sparen bedacht, daß er häufig selber nach Naumburg fuhr, um dort die für den Haushalt des Schlosses nötigen Einkäufe zu machen. Seine Feinde hielten ihn freilich trotzdem für einen Verschwender und anspruchsvollen Vornehmtuer.

Die Aufsicht über die Erziehung des Erbprinzen und seiner jüngsten Schwester war auch kein leichtes Amt, hatte doch Schardt in ihrem Herrn Vater einen sehr gestrengen Oberaufseher: „Monsieur mon ami" begann der Herzog seine Briefe an ihn, aber dann kam schweres Geschütz:

„Hiernechst habe ich vernommen, daß Mein Sohn zwar prav wachsen soll, welches Mich erfreut; Allein ich habe auch leider! gehört, daß er nicht alle Zeit gar fleißig wäre, und die Zeit und Stunden, welche er zum Lernen und serieusen Sachen zubringen sollte, mit spielen, trommeln und Kindereyen vertreibe."

Um einen achtjährigen mutterlosen Knaben handelte es sich, dem Schardt schon deshalb gern einige Freiheit ließ, weil es der künftige Herzog war. Aber der Vater befahl:

„Sollte der Juncker Princeps sich nicht mit Gehorsam der Ordnung unterwerffen . . . So können ihm der Herr Haußmarschall nur die Nachricht geben, daß ich von hier aus einen A . . . Paucker hineinschicken würde, welcher ihm das Trommelfell einweichen, den Flatter-Geist aus den Kopf bringen und gewißlich keinen Spaß mit ihm vornehmen soll.

Ich werde es denenjenigen schlechten Dank wissen und es gewiß ungeahndet nicht hingehen laßen, welche ihm zu dergleichen Narreteyen Anlaß geben und ihn theils zu hochtrabend, theils aber zu kindisch und niederträchtig erziehen . . . Ich will keinen Tambour und Quer-Pfeiffer aus ihm ziehen, auch keinen Pfaffen, Schulmeister und Schlaff-Mütze aus ihm haben, sondern einen Printzen. Er ist aber noch kein Souverain, sondern noch ein Kindskopf, keine Sonne, sondern nur noch ein Sterngen."

Ebenso scheltend war ein Brief im nächsten Jahre 1746:

„Monsieur mon ami! Mich wundert recht sehr, daß Mein Erb Printz, nach seiner kindlichen Schuldigkeit und nach dem von mir gegebenen Befehle, gar nicht schreibet, da es ihm doch obläge, alle 8 Tage solches zu verrichten. Der Herr Hauß Marschall wird also hiemit befehliget, dahin mit zu sehen, daß sowohl Mein Sohn fleißig lerne und die Zeit nicht mit unnützen Dingen verschwende, sondern auch alle 8 Tage ein Schreiben an mich ablasse, und sollte er noch nicht so fähig sein, selbsten zu schreiben [der Prinz war 8 Jahre 9 Monate alt], so kann ihm die Hand dazu geführet werden, damit er sich nach und nach darinnen perfectionnire. Bei der information des Assessoris Bartholomäi werden Sie besonders Acht haben, daß er keine Jesuitische Maximen dem Erb Printzen beybringe, maßen ich widrigenfalls eine Änderung mit ihm treffen werde, und hat er allschon einen Schinken bei mir im Saltz. Anbey befehle Ihnen nachdrücklich daß Sie keine gemeine Leute weder bey den Printzen und Prinzessin, wie Zeit hero geschehen aus und eingehen lassen, vielmehr genaue Aufsicht haben, daß die Kinder was rechtes lernen und ihre Zeit wohl anwenden. Sie werden dieses stricte befolgen."*)

*) Beide Briefe nach Karl Freiherrn v. Beaulieu-Marconnay, Ernst August. Leipzig 1872.

1747 ward Schardt wieder einmal nach Eisenach beordert; diesmal war das Schloß für den Empfang der Madame la Dauphine, der nach Frankreich fahrenden Prinzessin Maria Josepha von Sachsen, herzurichten. Auch hier hatte er hart zu arbeiten und setzte noch Geld und Geldeswert zu, damit die fremde Herrschaft und Dienerschaft sich nicht über einen Mangel an fürstlicher Pracht und Repräsentation mokieren durfte. Ähnlich erging es ihm, als der Fürst von Rudolstadt zweimal auf das Lustschloß Belvedere bei Weimar zu Besuch kam, während der Haus- und Landesherr sich anderwärts aufhielt. Schardt mußte wieder sein Eigenes an Silber, Gläsern und Porzellan nach und von Belvedere schaffen lassen und hatte mancherlei Verlust. Zum Dank erhielt er den höchsten Beifall von seines gnädigsten Herzogs Hochfürstlicher Durchlaucht und — weiter nichts. Doch ward er in diesem Jahre, nachdem er nun Reisemarschall und Hausmarschall gewesen war, zum Hofmarschall ernannt. Das bedeutete außer dem höheren Titel 200 Taler Zulage.

* * *

Am 19. Januar 1748 starb der unruhige Herzog Ernst August. Zugleich mit der Nachricht erhielt Schardt den Befehl, um die Person des elfjährigen Erbprinzen Konstantin zu bleiben und dieserhalb im Schlosse bei ihm zu wohnen. Am nächsten Tage schon erschien der Geheimbde Rat und Oberhofmeister v. Buchwald aus Gotha und nahm als Vertreter des Herzogs Friedrichs des Dritten von Gotha, der zum Vormund des unmündigen Prinzen ge-

setzt war, von Allem Besitz. Er ließ sich von Schardt die Schlüssel und das Schloßkapital überreichen; sodann gab er es ihm im Namen seines Herrn zurück, indem er ihn in seinen bisherigen Ämtern bestätigte. Am 23. Januar erschien Sereniſſimus Gothanus selber, begleitet von seiner Frau Gemahlin und einer großen Suite. Schardt mußte für ihre Einquartierung und Speisung sorgen und nach alter Gewohnheit seine eigenen Betten und Geschirre herborgen, auch sein feines japanisches Service, das 200 Taler wert war. Jetzt hatte er soviel Arbeit, daß er nur die paar Nachtstunden von Eins bis Vier oder Fünf im Bette sein konnte, denn im Schlosse fehlte es wie an der Ausstattung, so auch an Offizianten und Dienern. Schardt fühlte sich jetzt zuweilen wie der Direktor einer kleinen Theatertruppe, mit der ein personenreiches Stück gespielt werden soll; z. B. mußte er den Kammerschreiber Hamisch als Küchenmeister auftreten lassen.

Noch elf Monate blieb er Aufseher des unmündigen Herzogs; dann erschien endlich der neue Oberhofmeister v. Kaulbars, der sein Werk zu vollenden hatte.

Sein Einkommen besserte sich um diese Zeit. Auf einer Reise zum Emser Bade erhandelte er in Frankfurt für seinen Hof um die bescheidene Summe von 4000 Talern zwölf Faß Wein, die nach Urteil aller Kenner recht wohl das Doppelte wert waren. Solche Verdienste bleiben niemals ohne Beifall; Schardt bekam 200 Taler jährliche Zulage. Als dann im Jahre 1749 der junge Herzog zur Vollendung seiner Erziehung nach Gotha übersiedeln und Schardt ihm dahin folgen mußte,

wurden ihm 1800 Taler Besoldung, freie Equipage und freie Tafel zugesichert. Dies letzte Versprechen aber wurde schlecht gehalten; der stolze Oberhofmeister v. Kaulbars, der auf seinen Vorgänger hochmütig herabblickte und ihn nicht leiden mochte, zog ihn sehr selten zur Tafel, und Schardt sah sich genötigt, sich in Gotha eine zweite Wirtschaft einzurichten, denn seine Familie hatte er in Weimar gelassen. In den sieben Jahren, die er nun in Gotha zubringen mußte, kam ihm und den Seinigen das Leben sehr teuer zu stehen. Das feine Auftreten, das gelegentliche Prunken, das er liebte und in seinen Verhältnissen für anständig hielt, hatte ihn längst in Schulden gestürzt; eine besondere kostspielige Leidenschaft hatte er für Gemälde und Kupferstiche, die er in unsinniger Menge ankaufte. Schließlich kam es dahin, daß über Schardts Hab und Gut der Konkursus der Gläubiger ausgeschrieben wurde oder ausgeschrieben werden sollte. Da sprang seine Frau ein und opferte fast ihr ganzes Vermögen, um diese Unehre von ihrem Gatten abzuwenden. Sie gab das Geld her, das lange bestimmt gewesen war, ihren Kindern einmal das Leben zu erleichtern!

Schardt hoffte immer weiter, daß ihm künftig Ersatz für seine Aufopferungen gewährt und sein treuer Dienst gebührend belohnt werde, doch seine Hoffnungen waren immer wieder Fehlschläge. Als die Erziehung des jungen Herzogs vollendet war, bewilligten die Landstände dem armen Schardt nur ein Douceur von 275 Talern, während der Oberhofmeister v. Kaulbars mit 20 000 Talern belohnt wurde. Nur einen kleinen goldnen Degen bekam er von seinem Zögling geschenkt,

während doch die Instructores, die nur wenige Stunden gegeben hatten, ansehnliche Rekompensen erhielten. Schardt bemerkte immer häufiger, daß andere Leute von seinem Werte eine viel geringere Meinung hatten als er selber.

Als nun der junge Herzog am 18. Dezember 1755 seine Regierung antrat und nach Weimar zurückkehrte, hatte Schardt wieder das Einrichten der neuen Hofhaltung zu besorgen. Die bald darauf folgende Brautfahrt des Herzogs nach Braunschweig war für ihn auch nur eine Plage. Er mußte unterdessen in Weimar bleiben, und da die fürstlichen Küchen und Keller in diesen Wochen verschlossen gehalten wurden, so mußte er wiederum die vornehmen Durchreisenden, worunter auch Gesandte waren, in seinem eigenen Hause und aus eigenem Beutel bewirten. Als dann das junge Paar von Braunschweig anlangte, begab es sich nach den Einzugsfesten auf ein halbes Jahr auf das Lustschloß Belvedere, und Das war für Schardt wieder verdrießlich: er ging während dieser Zeit der Hoftafel verlustig, da man ihn in der Stadt zur Überwachung der dortigen fürstlichen Besitzungen beließ.

Um diese Zeit wurden die verschiedenen herrschaftlichen Wohnhäuser, die in der Stadt zerstreut lagen, verkauft, und so sah sich Schardt gezwungen, das Haus, worin er bisher mietfrei gewohnt hatte, als Eigentum zu erwerben. Er kaufte es mit dem noch übrigen Gelde seiner Frau, und auf ihren Namen ward es auch geschrieben. Der Preis war allerdings sehr billig: 600 Taler, weil Schardts so viel hineingesteckt hatten; man seufzte aber doch sehr unter den Hausbesitzerlasten. Denn man hatte

nun doch das Kaufgeld zu verzinsen, hatte etliche und 30 Taler alljährlich an Grundsteuern zu zahlen und namentlich auch die Einquartierungen und Lieferungen, die auf die Hausbesitzer entfielen, zu tragen; Das machte in Kriegszeiten im Jahre bis zu 300 Talern, und es waren jetzt Kriegszeiten: Österreicher, Franzosen und Preußen zogen auch durch Thüringen und nahmen überall, soviel sie erraffen konnten.

* * *

Schon am 28. Mai 1758 starb der junge Herzog Konstantin. Es entstand zunächst einige Verwirrung, wer nun Herr im Lande sei, denn der Erbprinz Karl August war erst ein halbes Jahr alt und seine Mutter, Herzogin Amalie, zählte erst achtzehn und ein halbes Jahr, war also auch noch unmündig. Der verstorbene Herzog hatte zwei verschiedene Testamente hinterlassen, und von Wien aus vermehrten die Geheimen Räte des heiligen römischen Reiches ihrerseits die Verwirrung. Nach vielem Hin und Her wurde Herzogin Amalie als alleinige Vormünderin ihrer Söhne — einen zweiten Knaben gebar sie einige Monate nach dem Tode des Vaters — und als Regentin seiner beiden Herzogtümer anerkannt.

Noch zu der Zeit, wo ihr Vater, der Herzog Karl I. von Braunschweig, als ihr Vormund und zeitweiliger Administrator der beiden Fürstentümer auftrat, hatte sich Amalie mit ihm über die nötige Verminderung ihres Hofstaates unterhalten. Unter ihrem Gatten hatte es drei oberste Hofchargen gegeben: Schardt war Hofmarschall, ein Herr v. Göchhausen Oberkämmerer, ein

Herr v. Benckendorff Oberhofmeister. Die junge Herzogin-Witwe mochte sie alle drei nicht leiden; um so besser gefiel ihr der Oberstallmeister Friedrich Hartmann v. Witzleben. Und so schrieb sie ihrem Vater:

„Den Ober Stallmeister von Wizleben habe ich, theils wegen seiner guten Eigenschaften, theils in Rücksicht auf das von den gottseeligen Herzog ihm bis in Tod bezeigte Vertrauen, zum Chef meines Witthumbs-Hofétats erwehlet. Er wird gewiß alles, was zu dieser incumbenz gehöret, besorgen und das in ihn gesetzte Vertrauen rechtfertigen, wenn er die direction alleine behält. Dargegen sind tausend unangenehme und in der Folge schädliche collisiones zu befürchten, wenn die übrigen Maitre-Chargen, mit einiger activitaet beybehalten werden sollen. Es ist wahr, daß der Hofmarschall von Schardt, nachdem er seiner Fraun ansehnliches Vermögen zugesezet, mit seiner zahlreichen Familie in schlechten Umständen sich befinde, und ich will ihm gern gönnen, wenn er soviel an Gehalt behält, daß er sich standesmäsig hinbringen kann. Aber es ist auch wahr, daß er kein Wirth ist, daß er einen großen Theil des zugesezten Vermögens auf unnöthige Kleinigkeiten verwendet, daß er bey der Gothaischen Vormundschaft einen Aufwand gemacht, den er gar wohl großentheils entrathen können, und daß er sich also selbst in die schlechten Umstände gesezet."

Der Herzog von Braunschweig war mit diesen Ausführungen einverstanden und schlug seiner Tochter vor, dem bisherigen Hofmarschall v. Schardt sein bisheriges Gehalt von 1800 Talern zu belassen, ihm jedoch den Genuß der freien Tafel zu entziehen, „als welcher bey der cessirenden activität seiner charge von selbst aufhöret."*)

*) Diese Briefe sind von Dr. P. Zimmermann im ‚Braunschw. Magazin', April 1907, veröffentlicht.

* * *

Mit schmerzlichsten Gefühlen, mit dem bitteren Bewußtsein der Ohnmacht, submittierte Schardt dieser fürstlichen Willensäußerung, denn er war ja noch durchaus rüstig, noch viel zu jung für den Ruhestand: siebenundvierzig Jahre zählte er erst!

Er figurierte nun weiter als Hofmarschall in den Beamtenlisten, die man immer so lang wie möglich machte, aber nur selten hatte er etwas zu tun oder vorzustellen. Nur wenn bei großen Hoffesten die ausrangierten Kutschen wieder reingewaschen wurden und die Stall- und Gartenarbeiter in Hoflivreen gesteckt wurden, da erschien auch der vormalige Hofmarschall Johann Christian Wilhelm v. Schardt wieder im Schlosse und schritt bei der großen Hofprozession mit dem Oberschenken v. Göchhausen ihrer hochfürstlichen Durchlaucht, der Herzogin-Regentin, voran. Ihren Arm aber gab die Fürstin seinem bevorzugten Nebenbuhler, dem glücklichen Friedrich Hartmann v. Witzleben.

Schardt hatte jetzt Zeit zum Grillenfangen. Er vertrieb sich die Tage, so gut es ging, z. B. mit seiner Sammlung von Gemälden, Stichen und anderen Kunstgegenständen, und er hielt sich, wie alle Sammler, für einen großen Kenner. Er mäkelte im Hauswesen herum, überwachte die Kinder, daß sie keine törichten Streiche begingen, und ärgerte sich über ihre kindische Albernheit. Viele Gedanken machte er sich über das im herrschaftlichen Dienst zugesetzte eigene Geld, über die entgangenen Rekompensen, über die erlittenen Zurücksetzungen. Im Januar 1766 richtete er ein großes Schreiben an die Herzogin-Regentin; in der Unterschrift hieß er ihr „ganz

untertänigst treu gehorsamster Knecht"; er sagte aber doch deutlich, wie gar wenig Dank er vom weimarischen Fürstenhause erfahren habe; sein ganzes Vermögen habe er in seinen Dienstjahren zusetzen und Schulden dazu machen müssen. Herzogin Amalie ging auch jetzt nicht auf seine Wünsche ein, aber sie bot ihm tausend Taler Gratifikation, wenn er die zahlreichen Briefschaften, die er noch von Herzog Ernst August hatte, auslieferte.

Sieben Jahre später, an ihrem Geburtstage 1773, gab sie ihm ein anderes Trostpflästerchen: den Titel eines Wirklichen Geheimen Rates und das Ehrenprädikat „Exzellenz". Ein andermal bekam er den preußischen Orden vom Roten Adler. So wurden seine früheren Verdienste anerkannt, aber man gab ihm keine Gelegenheit, sich neue zu erwerben.

* * *

Die Gattin dieses verkannten Hofkavaliers lebte in dem großen klösterlichen Hause in der engen Scherfgasse wie im Schatten. Solange ihr Gatte im Dienste war, hatte sie so wenig von ihm, wie die Seemannsfrau von ihrem Manne hat; oft lebte er monatelang nicht in Weimar; war aber der Hof in der Stadt, so aß er bei Hofe und kam nur auf Stunden oder Augenblicke nach Hause. Als er in dem Wetteifer der Hofleute um die Gunst der Herrschaft endgültig unterlegen und in ein Müßiggängerdasein verwiesen war, zeigte er sich zu Hause nicht von der besten Seite; auswärts spielte er immer noch den feinen, liebenswürdigen Hofmann, er wollte gern für human gelten, daheim war er übermäßig genau und krittlich. Er hielt

Konkordia v. Schardt

Nach einem Ölbilde auf Schloß Kochberg

es für seine Pflicht, die Kinder streng und hart zu erziehen, wie die geringen Leute es für ihre Pflicht halten, an ihrer heranwachsenden Brut mit Stockschlägen nicht zu sparen.

Schardts hatten Jahre hindurch großen Aufwand getrieben, die Frau hatte ein hübsches eigenes Vermögen besessen und der Mann auf künftige große Einnahmen gerechnet. Als nun die Zeit kam, in der sie das Geld am nötigsten gebraucht hätten, nämlich um die Zukunft der Kinder zu sichern, waren sie arm. Nicht ganz arm: der Frau gehörten das große Haus und der schöne Garten, und er bezog ein ansehnliches Ruhegehalt, aber sie hatten doch nicht genug, ihre große Familie standesgemäß zu erziehen und zu versorgen.

Nicht weniger als elf Kinder hatte Frau v. Schardt nacheinander in der Wiege gesehen; sechs von ihnen starben ihr in jungen Jahren, nur drei Mädchen und zwei Knaben überstanden die Krankheiten der Kinder- und Jugendzeit. Charlotte wurde nach dem Tode ihrer Vorgängerin die älteste Tochter, sie behielt zwei jüngere Schwestern, Amalie und Luise, und zwei Brüder, Ernst Karl Konstantin (geboren 1744) und Ludwig Ernst Wilhelm (geboren am 11. Januar 1748).*)

*) Düntzer spricht auch von einem Friedrich Ernst Ludwig; dieser, der älteste Sohn, sei 1757 als Kammerjunker an den Hof getreten und 1760 zum Oberforstmeister ernannt; er könnte aber 1760 erst 17 Jahre alt gewesen sein. In einer Eingabe vom Januar 1766 bezeichnet der Vater den Juristen als seinen Ältesten. Es wird ein Oberforstmeister v. Schardt in Weimar oder Bayreuth auch anderwärts und noch 1804 erwähnt (v. Bissing, Leben der Amalie v. Helvig); ich weiß ihn nicht unterzubringen.

Nach Standessitte wurden diese Kinder im Hause erzogen; ein Kandidat der Theologie, Wilhelm Heinrich Schulze, war lange Zeit ihr Hauslehrer, ein strenger, pedantischer Mann. Da auch der Vater peinlich genau mit den Kindern war, so ward ihre Lebenslust durch ihre Erziehung oft verdüstert. Sie dachten später nicht gern an die Kindheit zurück und sagten geradezu, ihre Jugend sei eine unglückliche gewesen. Es fehlte an Spiel und Lust im Hause, die Kinder durften nicht lärmen und toben. Der Vater litt es nicht, und oft war es auch durch die Zeitumstände verboten: von so vielen kleinen Kindern sind allemal einige krank; sechsmal griff der Tod aus der jungen Schar sich eins heraus!

Dreierlei Schulung genoß damals (abgesehen von der Erziehung zu den weiblichen und häuslichen Arbeiten) das Mädchen, das in einem adligen Hause aufwuchs. Zuerst lernte es vom Hauslehrer das nötige Lesen, Schreiben und Rechnen. Sodann ward es sehr gründlich in die Wahrheiten der Religion eingeführt, in unserem Falle ward außer vielen biblischen Geschichten und Gesangbuchliedern namentlich der lutherische Katechismus dem kindlichen Gedächtnisse eingeprägt. Die höhere und feinere Bildung, zu deren Darreichung besondere Maîtres herangezogen wurden, hatte drei Hauptfächer: Französisch, Tanzen und Musik. Auf die Tanzkunst wurden Tausende von Stunden verwendet, von frühester Kindheit an; in der Musik lernten die jungen Frauenzimmer gewöhnlich die Laute oder die Harfe oder das Pianoforte schlagen. Charlotte v. Schardt bewies zu den beiden herrschenden Künsten jener Zeit, zum Tanz wie zur Musik, ein hübsches Talent;

auch sonst fiel ihr das Lernen leicht. Von ihren Brüdern und Schwestern war sie die Begabteste. Auch las sie überaus gern und namentlich nahm sie aus der Kindheit den Vorsatz mit, noch recht viel freiwillig zu lernen.

Die Mutter war viel liebreicher als der Vater und der Hauslehrer; doch war auch sie eine ernste, das Leben schwer nehmende Frau. Sie erwies sich als eine Nachkommin schottischer Kalvinisten; die Frömmigkeit lag ihr im Blute; auch ihre Lebenserfahrungen hatten sie von Jahr zu Jahr mehr in Gegensatz zu dem leichtfertigen, oberflächlichen Vergnügungstreiben, dem eiteln Jagen nach Glanz und äußeren Ehren gebracht, das sie um sich herum beobachtete; sie las fleißig in der Bibel, stärkte sich und verhärtete sich auch ein wenig an der Bibel, doch blieb sie gegen die Ihrigen immer gütig und geduldig. Noch eine junge Frau war sie, als sie nachfolgende Urkunde*) für sich selber abfaßte und unterschrieb:

Feierliche Übergebung an Gott
in dem 40. Jahre meines Alters, den 12. Oktober 1763.

Anbetungswürdiger Gott! Schöpfer Himmels und der Erden! Ich werfe mich vor Dir in der tiefsten Demut meiner Seele nieder. Mein ganzes Herz bebet bei der Betrachtung der großen Sache, die ich mir vorgenommen habe. Ich will mit Dir, dem lebendigen Gott, einen Bund machen; ich will mich Dir, dem heiligen Gott, feierlich übergeben, Dir, der Du auf Sinai Deine Schrecken verbreitetest, da Du Dein Gesetz gabst, der Du mit Flammen und Tod drohetest, Allem, was sich Dir nahete.

*) Zuerst mitgeteilt in v. Bissing, Leben der Dichterin Amalie v. Helvig.

O! sollte ich nicht zurückbeben und sagen: „Herr, gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch!“ Aber Deine ewige Erbarmung zeigt mir den Weg, wie ich zu Dir, du verzehrendes Feuer, kommen kann, ohne zu verderben. Er, Dein geliebter Sohn, ist die Wahrheit, der Weg und das Leben; Niemand kommt zum Vater denn durch ihn. Durch ihn, den großen Mittler, komme ich denn zu Dir nunmehr, mein Vater. Herr, höre denn mein Wort, merk auf meine Rede, vernimm mein Schreien, mein König und mein Gott, denn ich will vor Dir beten.

Nimm mich, mein versöhnter Vater! Nimm mich zu einem Opfer an, das da lebendig, heilig und Dir wohlgefällig sei!

Ich übergebe Dir an diesem Tage meinen Leib und meine Seele, meine Verstandes- und Willenskräfte, alle meine Neigungen, alle meine Absichten, alle meine Wünsche. Von jetzt an herrsche Du in meiner Seele!

Ich übergebe Dir auch mit eben der gänzlichen Überlassung Alles, was mir teuer ist auf Erden. Nur Dein Wille geschehe an ihnen! Dein Name möge von ihnen geheiligt werden in Zeit und Ewigkeit!

Ich entsage hiermit unter Deinem göttlichen Beistand allem Stolz, aller Eigenliebe, aller Unzufriedenheit mit Deinen weisen Fügungen, aller Heftigkeit und aller der betrübten Teilung meines schwachen Herzens zwischen Dir, meinem Gott, und den Kreaturen. Ich entsage alle Dem als so vielen Tyrannen, die unrechtmäßigerweise mich, das durch's Blut meines Erlösers teuer erworbene Eigentum, in ihren Banden gehalten haben. Ach! könnte ich es mit blutigen Tränen beweisen, die größte, die beste Zeit meines Lebens darinnen gefesselt gewesen zu sein! Ja, ich entsage Diesem allen feierlich, was Dir, meinem einzigen Herrn, liebreicher Vater, mißfällig ist.

Aber, o Herr, Du weißt es, was für ein Gemächte wir sind! Du weißt, daß wir nur Staub sind. Ach, ich empfinde es allzuwohl, daß ich ein Gesetz in meinen Gliedern habe,

das widersteht dem Gesetz in meinem Gemüt. Du, ewiger Erbarmer, der Du sprachst, als Du mich in meinem Blute liegen sahst: Du sollst leben, ja, Du sollst leben! Deine göttliche Kraft muß mir das Vermögen geben, wozu mir Deine überschwengliche Gnade das Wollen gegeben hat. Durch die Kraft Deiner göttlichen Speise, die ich im Heiligen Abendmahl genießen werde, gestärkt, will und werde ich wie Elia den weiten Weg fortsetzen, den ich vor mir habe.

Nun, so sei denn diese meine Handschrift, die ich unter dem Angesicht des Allmächtigen, mit gebeugtem Knie, mit zerknirschtem Geist, aber in völligem Vertrauen auf das Verdienst meines Heilands Jesu Christi und auf den Beistand des Heiligen Geistes ausstelle, ein feierliches Zeichen, daß ich mich Dir, Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist, übergeben habe. Von nun an soll mein Bestreben sein, Dich, Gott Vater, zu lieben mit allen Kräften der Seele. Von nun an will ich nur Deinem Vorbilde nachahmen, gekreuzigte Liebe. Von nun an will ich mich Deinen Wirkungen überlassen, Geist Gottes.

Kommt dann der Tag meiner Auflösung, so sei es der glücklichste unter meinen Tagen! Die Stimme erschalle mir: „Komm wieder, Menschenkind!“ Du, mein treuer Seelenfreund, nimm mich dann in Deine Arme! Dann sei Deine Liebe stärker wie der Tod!

Wenn nun meine Seele zu ihrer Ruhe eingegangen ist und diese meine Handschrift kommt, wie ich es wünsche, in die Hände meines Mannes, meiner Kinder oder meiner Freunde, so sollen sie hierdurch überzeugt werden: wem ich im Leben und im Tode angehört habe.

Sollten Einige unter Denen, die mir durch die Bande des Blutes oder der Freundschaft angehören, noch von Dir entfernt leben, so lasse sie um Deines Sohnes willen diese letzten Worte einer Mutter beherzigen, die dann schon die seligen Folgen ihrer Verbindung mit Gott genießt. Deine Dir verlobten Kinder aber mögen zur Ausdauer Kraft erhalten, bis wir Dich vereint, Dreieiniger Gott, im großen

Maße der Erkenntnis und Liebe ewig loben und preisen werden. Amen!

Konkordia Elisabetha v. Schardt, geborene v. Irving.

* * *

Die einem Hofe angeschlossenen adligen Vasallen hatten zu ihrem Fürsten ein ähnliches Verhältnis wie die Leibeigenen zu ihrem Gutsherrn; ihre Hörigkeit oder Zugehörigkeit zeigte sich namentlich auch darin, daß ihre Kinder vom Fürsten als seine künftigen Diener in Anspruch genommen wurden und daß dagegen der Fürst als Oberhaupt der Hoffamilie die entsprechende Pflicht hatte, dies neue Geschlecht mit aufzuziehen und nachher mit passenden Ämtern zu versorgen. Die Fräulein ließ er Hofdamen werden oder verhalf ihnen zu Pensionen oder Stiftsplätzen, wenn sie nicht durch Heirat versorgt wurden. Die Junker wurden nach ihrer Begabung schon in sehr frühen Jahren in die eine oder andere Abteilung der Staatsdienerschaft eingeschoben.

Von den Söhnen Schardts siedelte Karl als Zwölfjähriger in's fürstliche Pagenhaus über und empfing nun dort und auch im Gymnasium weiteren Unterricht. 1762, mit achtzehn Jahren, bezog er die Akademie zu Jena; ein reichliches Stipendium der Herzogin-Regentin erleichterte den Eltern diese akademischen Jahre ihres Sohnes. Er studierte die Rechte, denn „die Juristen regieren die Welt", pflegte er zu sagen. Begabt war er nicht, aber er war fleißig genug, sich das nötige Wissen zu erwerben; und obwohl er sich einschränken mußte, so verlebte er doch jetzt nach der weimarischen Strenge

und Enge drei vergnügte Jahre. Er erwarb sich einen Namen als vorzüglicher Reiter und Fechter. Von Wuchs war er klein, aber er war wohlgestaltet und sehr gewandt.

Sein jüngerer Bruder Ludwig ward schon als Säugling zum Fahnenjunker ernannt: Das war das Patengeschenk des alten Herzogs Ernst August, der wenige Tage nach dieser Taufe starb. Und wirklich ward Ludwig auch zum „militare" erzogen. Oder auch zum Hofdienste, was ungefähr Dasselbe bedeutete.

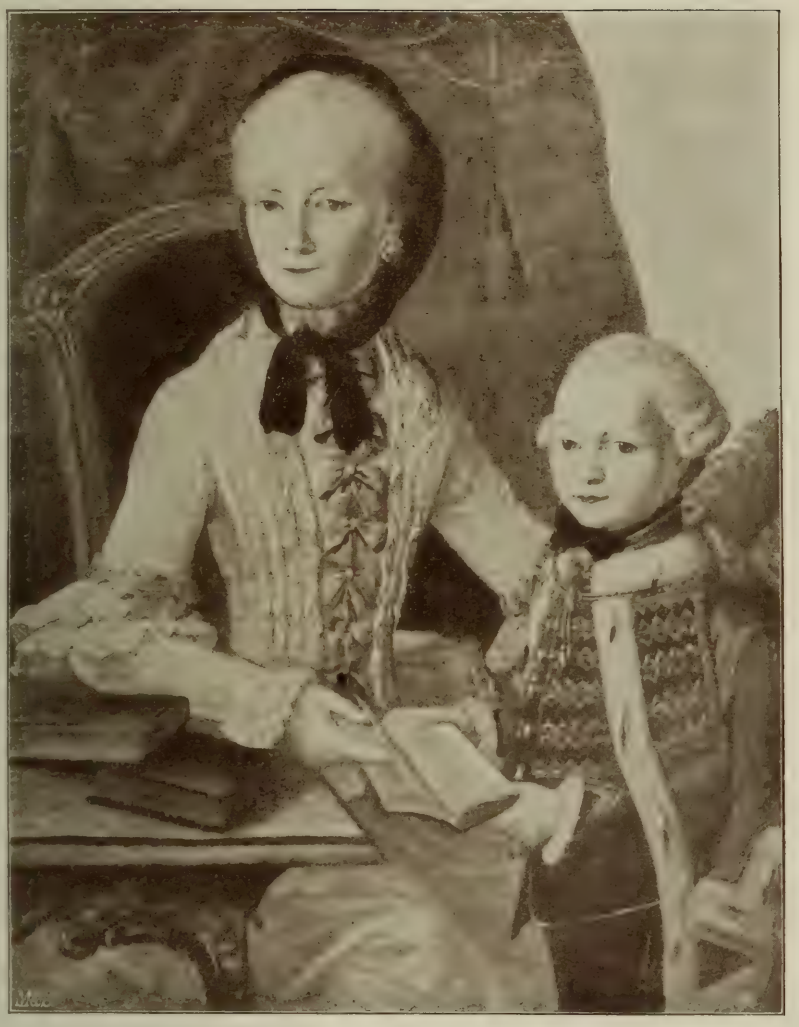
Von den Töchtern war zunächst Charlotte zu versorgen. Die Herzogin-Regentin hatte die Güte, sie zu einem ihrer Hoffräulein zu erwählen; von 1758 an versah sie dies Amt.

Den Ernst des Lebens kannte die Sechzehnjährige bereits, als sie das väterliche Haus verließ, um in die Wilhelmsburg überzusiedeln. Die Mutter hatte ihr mit Überzeugung die Lehren des Hofpredigers und Generalsuperintendenten Siegmund Basch wiederholt, daß alle irdische Lust und Gewalt eitel sei. Sie hatte ihr auch gesagt, daß der Schwächere viel Unrecht still ertragen, viel Kränkung hinunterschlucken und sich mit lächelndem Gesicht den Großen und Reichen anpassen müsse, um nur sein Leben zu fristen und den Seinen beizustehen. Schicksal und Pflicht des Weibes sei Tragen, Pflegen, Dulden, Entbehren, Ausharren. Charlotte hatte Jahre hindurch als die älteste Tochter in einem kinderreichen Hause mit sorgen müssen: Das stimmte noch ernster als die Lehren der Mutter. Aber Charlotte hatte auch manches erhebende Urteil über den adligen Stand, in den Gott durch die Geburt sie versetzt hatte, in sich

aufgenommen. Sie mußte sich zwar den Mächtigsten fügen, aber sie war doch über das gewöhnliche Volk erhoben, hatte noch öfter zu befehlen als zu gehorchen, und es ward von ihr erwartet, daß sie sich stets verhielte, wie es einem Fräulein anstand. So trug sie eine große sittliche Frage von Kindheit auf mit sich: die große Frage nach der adligen Lebensführung. Und so hegte sie auch den Trieb in sich, innerlich und äußerlich vom gemeinen Haufen sich abzusondern.

Die Regeln eines feinen gesellschaftlichen Benehmens hatte ihr der Vater von frühester Kindheit an eingeprägt: was sich bei Hofe schickte, wie man der durchlauchtigsten Herrschaft die gebührende Devotion bezeugte, wie man mit den Kavalieren und Damen Komplimente wechselte, wie die höfischen und adligen Gesellschaften vor sich gingen und wie man die gemeinen Leute und Untergebenen in ihren Schranken hielt. Charlotte war in feinster Gesellschaft nie verlegen; sie wußte aus Überlieferung und aus sich heraus stets, was sich ziemte.

Im Schlosse wechselten für das junge Hoffräulein die verdrießlichen und die lustigen Stunden in sehr buntem Wechsel. Die anderen Hofdamen, die Kammerherren und Kammerjunker waren ihre tägliche Gesellschaft; sie machten sich gegenseitig bald Spaß, bald Ärger, bald Geklatsch, bald Langeweile. Unter den Kavalieren sagte ihr ein Herr v. Dürckheim am meisten zu, derselbe, der nach Döbbelins Weggang die Leitung des Schloßtheaters auf eigene Rechnung des Hofes besorgt hatte, freilich nur auf kurze Zeit, da bald nach der neuen Einrichtung der Herzog Konstantin starb.



Herzogin-Witwe Amalie
mit dem Prinzen Karl August

Von Joh. Friedr. Löber
Nach dem Original im Besitze des Herrn Adolf Henß in Weimar

Charlottes Herrin, die Herzogin-Witwe Amalie, war nicht selten launisch, im tiefsten Grunde unbefriedigt, zuweilen jedoch sehr fröhlich und sogar zu übermütigem Treiben geneigt. Bald war sie die Liebenswürdigkeit selbst, bald mißtrauisch und zurückstoßend; sie liebte kleine und große Gesellschaften und fühlte sich doch gleich darauf ganz vereinsamt und grenzenlos elend. Sie war schon Witwe geworden, noch ehe sie recht reif zur Ehe gewesen; sie hatte zwei kleine Söhne zu Fürsten zu erziehen und zugleich zwei Länder zu regieren, die sie erst seit wenigen Jahren kannte. Oft war sie nahe daran, unter ihrer Last zusammenzubrechen; ihre Seele schrie nach einem Beschützer und Freunde. Und doch wagte sie sich keinem Menschen in vollem Vertrauen hinzugeben, weder ihren Räten noch den Damen, die gern ihre Freundinnen geworden wären. Den besten Trost gab ihr noch die Musik. Als die ersten Trauerjahre um den Tod des Gatten vergangen waren, wurden auch die kleinen und großen Feste am Hofe wieder häufig: Konzerte, Assembleen, Galatafeln, Bälle, Maskenbelustigungen, Schlittenfahrten, Wagenfahrten.

Charlotte v. Schardt war als Hofdame überall dabei, und als ein junges, schönes, kluges Fräulein aus angesehener Familie ward sie von den Kavalieren nicht übersehen. Zur Musik hatte sie viel Liebe, und ihr Tanzen wurde von Jahr zu Jahr lebhafter bewundert. Sie war wie ihr Bruder klein, wohlgestaltet, biegsam, leichtfüßig; man sah sie immer nur zierlich und elegant sich bewegen. Sie verstand sich hübsch anzuziehen und mit einfachsten Mitteln zu schmücken. Ihr bräunliches Gesicht hatte sie

wie Vieles in ihrem Charakter von der Mutter geerbt. Ihre großen dunklen Augen und ihre angenehme Stimme blieben Manchem im Gedächtnis. Wollte sie aber ein Kavalier necken, wie es Herren und Damen am Hofe zur Unterhaltung fleißig tun, so konnte er sie mit dem jüngsten Sohne Isais vergleichen, denn auch der Jüngling David „war bräunlich, mit schönen Augen und guter Gestalt". Und auch der junge Hirt David ward ein Gesellschafter seines Fürsten, denn als König Saul eines Saitenspielers bedurfte, um den bösen Geist zu verscheuchen, „da antwortete der Knaben einer und sprach: Siehe, ich habe gesehen einen Sohn Isais, des Bethlehemiten, der kann's wohl auf dem Saitenspiel: ein rüstiger Mann und streitbar und verständig in seinen Reden und schön, und der Herr ist mit ihm."

II. Ehestand

1764—1775

Trotz Allem, was die Mutter sagte, machte sich das junge Hoffräulein von ihrem künftigen Liebhaber und Gatten ein Bild, das sie im Innersten erquickte. Daß es stattliche und schöne Männer gab, sah sie täglich bei Hofe; daß diese Männer im Hauskleide sich nicht ebenso günstig darstellten, hatte ihr eigener Vater ihr in's Herz gedrückt; daß wir Menschen ohne Ausnahme schwache Sünder sind, lehrten Priester und Laien, also mußte wohl auch der ihr bestimmte Mann seine Fehler und

Mängel haben. Aber, dachte ſie, wir Menſchen können trotz unſerer Schwachheit dem Guten zugewandt ſein, können täglich nach der Vollkommenheit ſtreben, täglich unſere ſchlechten Triebe bekämpfen und das Edle in uns groß ziehen. Von der argen Welt dürfen wir uns zwar nicht immer völlig abſchließen, aber man kann doch auch auf dem Feſtlande wie auf einer Inſel leben und ſeinen engeren Lebenskreis gleichſam durch tiefe Gräben abgrenzen gegen das Gemeine. Der Fromme lebt in der Welt und iſt doch nicht von der Welt. So hielt es die Mutter, ſo würde Charlotte es mit ihren Nächſten halten.

Und weiter: alle Menſchen geſtehen, daß die Liebe eine der größten Kräfte iſt. Der Fromme gehört willig zu den Liebenden, aber ſeine Liebe darf nur eine Kraft zum Guten ſein; er darf und kann nur das Edle lieben, nur die Reinheit, die Tugend, nur Gott im Menſchen. Wenn er eine Freundſchaft ſchließt oder in einen Ehebund eintritt, ſo lockt ihn im Andern der erkannte Adel, und der Sinn des Bundes iſt: wir wollen in uns das Beſte, das Göttliche lieben, wollen einander im Rechten beſtärken und einander helfen, das ſchlechte irdiſche Erbteil niederzukämpfen. — —

Um die zwanzigjährige Charlotte v. Schardt bewarb ſich im Jahre 1763 der achtundzwanzigjährige Freiherr Gottlob Ernſt Joſias Friedrich v. Stein, Stallmeiſter am weimariſchen Hofe. Er war am 15. März 1735 zu Regensburg geboren, wo ſein Vater als Kaiſerlicher Geſandter an der Reichsverſammlung teilnahm. Der feſte Wohnſitz des Vaters und der Mutter, einer Charlotte

v. Rotenhan, war seit 1733 das Schloß Kochberg unweit Rudolstadt. Der Vater starb schon 1739; die Witwe ließ den einzigen Sohn, den sie neben zwei Töchtern am Leben erhalten hatte, auf dem Gymnasium zu Koburg und auf der Akademie zu Jena studieren; als er 20 Jahre alt war, erbat sie für ihn eine Anstellung in weimarischem Dienste. Die Bitte ward vom koburgischen Herzog, der damals die Regentschaft statt des unmündigen weimarischen Prinzen führte, gewährt; Josias v. Stein ward weimarischer Kammerassessor, er bekam aber noch kein Gehalt und trat auch seinen Dienst noch nicht an, sondern erbat und erhielt einen längeren Urlaub. Er war aufgefordert worden, den Prinzen von Rudolstadt nach Frankreich und in die Niederlande zu begleiten. Nach der Heimkehr übernahm er das ihm vergönnte Amt; bald nach dem Regierungsantritt des Herzogs Konstantin erhielt er auch den Charakter als Kammerjunker. Nach des Herzogs Tode ward er am 16. September 1760 von der jungen Regentin zum Stallmeister ernannt.

Er war ein sehr wohl gewachsener und schöner Mann, der sich sicher und weltgewandt bewegte und an keinem Hofe in Verlegenheit gekommen wäre. Französisch sprach er vortrefflich. Zu Pferde saß er stolz und leicht, wie es einem fürstlichen Stallmeister geziemte. Er tanzte vorzüglich. Seine Augen und Haare waren braun wie die Charlottens, aber die Gesichtsfarbe war bei ihm heller und rötlicher. Von Charakter war er rechtschaffen, gutherzig, gefällig, fast immer vergnügt, also ein angenehmer Gesellschafter. Er war aber auch aufrichtig fromm und hielt sich in einem stillen Gemütsleben am

Oberſtallmeiſter Joſias v. Stein

Nach einer Silhuette auf Kochberg

Gebet und an Gottes Geboten. Ein besonderes Geschick hatte er für alles Handwerkliche und Praktische; er bastelte viel und belehrte sich gern über jede neue Erfindung. Von den Musikinstrumenten meisterte er die Flöte. Er verband in sich den feinen Weltmann, den biedern, geschickten Landwirt und den gottesfürchtigen Christen.

Am Dienstag, den 8. Mai 1764 ward Charlotte v. Schardt diesem Kammerjunker und Stallmeister Josias v. Stein, Erb-, Lehen- und Gerichtsherrn auf Kochberg, angetraut. Abends um sechs Uhr schritt sie zum letzten Male mit ihrem bisherigen schönen Titel „Hochfürstlich Sächsische Obervormundschaftliche Hofdame“ geziert, in die Kirche der alten Wilhelmsburg. Die Trauung fand statt „bei höchster Gegenwart unserer Durchlauchtigsten Herrschaft und in Beisein der hiesigen hochadelichen und anderer vornehmer Personen“; Seine, des Herrn Oberhofpredigers und Generalsuperintendenten D. Basch Magnifizenz vollzogen die Kopulation.

* * *

Zwei Wohnungen hatte das neue Ehepaar. Das ererbte Rittergut Kochberg konnte der Stallmeister nur in seinen Urlaubszeiten aufsuchen; seine Gattin pflegte dort den Hochsommer und den Herbst zuzubringen. Kochberg ist zwischen Weimar und Rudolstadt nahe der letzteren Stadt auf der Karte zu suchen, aber wer von Rudolstadt nach Weimar zieht, wählt heute wie damals seinen Weg entweder in einem Tale links an Kochberg vorbei über Teichel, Blankenhain und Berka oder rechts den weiteren Weg im Saale-Tale über Orlamünde, Kahla,

Lobeda und Jena. Denn Kochberg liegt hoch, alle Wege hinauf haben eine starke Steigung, und im achtzehnten Jahrhundert waren sie in sehr schlechtem Zustande. Trotz dieser hohen Lage muß man sich Dorf und Schloß Kochberg in einem Tale denken; eine weite Aussicht hat erst Derjenige, der noch eine der nahen Anhöhen hinangeht.

Die Wirtschaftsgebäude des Ritterguts schließen sich unmittelbar an das Dorf; gleich hinter diesem Wirtschaftshof, aber von ihm wie von aller Welt durch einen Wassergraben getrennt, liegt das Schloß: eine sehr hohe kastenförmige Burg aus dem 12. oder 13. Jahrhundert mit einigen niedrigeren Seitengebäuden, die einen mit Steinplatten belegten kleinen Hof einschließen. In der Burg sind die Mauern sehr dick, die Gänge halbdunkel, die Fenster klein. Große Säle und kleine Stuben wechseln ab. Wie der Wirtschaftshof nach Süden, so lagen nach Norden hinter dem Wassergraben mehrere Gärten: ein Lustgarten, ein Baumgarten, ein Gemüsegarten, ein Bienengarten, ein Schießhausgarten. Diese Anlagen erstreckten sich schon den nächsten Berg hinan.

Zu diesem alten Rittersitz gehörte sehr viel Land; einige Vorwerke (Kuhfraß und Spaal) und Schäfereien waren zu seiner Bewirtschaftung außer dem Gutshofe notwendig; bis an Rudolstadt heran und in diese Stadt hinein erstreckte sich das Steinsche Eigentum. Der größte Teil des Landes war gothaisch, einiges altenburgisch, einiges rudolstädtisch. Aber der Wert und die Ausdehnung standen in einem Mißverhältnis: die Felder und Wiesen sind in dieser Höhe nicht sehr ertragreich, und auch die schönen Wälder brachten nicht so sehr viel

Schloß Kochberg
Blick vom Wirtschaftshofe aus
Federzeichnung von Ludwig Bartning

ein, da das Wegſchaffen des Holzes ſchwierig und kein großer Ort in der Nähe war. Nach Rudolſtadt hatte man immer noch anderthalb, nach Weimar ſieben Stunden.

Der weimariſche Stallmeiſter konnte dieſe Güter nicht ſelbſt bewirtſchaften; er verpachtete ſie allemal auf ſechs Jahre und hatte oft Mühe, einen zuverläſſigen Pächter zu bekommen; einmal mußte er ein ganzes Jahr hindurch das Pachtangebot in den öffentlichen Blättern anzeigen. Die Landwirtſchaft lag überall arg danieder, nicht zum wenigſten infolge der zahlreichen Kriege, die jenes Geſchlecht und ſeine nächſten Vorfahren für habgierige Potentaten hatten ertragen müſſen. Stein hatte auch ſchon dadurch Schaden gehabt, daß ſeine Pächter ihm die Pacht in den ſchlechten Münzen bezahlten, die in und nach dem Siebenjährigen Kriege zugunſten der geleerten Staatskaſſen in Umlauf gebracht wurden. Der Pächter wohnte auf dem Wirtſchaftshofe; die Burg verblieb der Herrſchaft; in einem Nebengebäude des Burghofes wohnten der freiherrlich Steinſche Gerichtshalter und der Förſter. Eine Brücke über den Waſſergraben führte aus einem Reiche in's andere. Vor der Brücke ſtand an der Hofſeite eine Laube, ſie ward der Lieblingsſitz der jungen Frau: von hier konnte ſie das Treiben auf dem Hofe überſehen, hier konnte ſie mit den Krumen der kleinen Mahlzeiten das Geflügel erfreuen, und hier hörte ſie bald die Nachtigall, bald den Vogel Bülow konzertieren. Eine Ulme wuchs nebenbei; wenn deren geflügelte Früchte im Herbſtwinde ſich ablöſten, flogen ſie ein Weilchen herum, wie Käfer oder Fliegen: deshalb bekam dieſe Ulme den Namen „der Fliegenbaum“.

Zum Spazierengehen und Reiten war überall die schönste Gelegenheit; man durfte freilich die Einsamkeit nicht fürchten und konnte sich in der menschenarmen Gegend leicht verirren. Zur Grundmühle ritt die junge Frau besonders gern; allerlei Märchen und Sagen hörte sie von den Leuten erzählen, aber wenn sie selbst zur Ruine im Schaumforst kam, harrte sie vergeblich auf das gespenstische Mädchen, das dort den Vorübergehenden einen Labetrunk anbietet.

Die Stadtwohnung Steins lag ganz nahe am Erfurter Tore. Die Reisenden, die Weimar aufsuchten oder verließen, fuhren oder ritten oder gingen fast alle hier vorbei; das Schönste aber war, daß Charlotte ihren Eltern und Geschwistern ganz nahe wohnte. Sie konnte von ihrem Garten in den Hof und Garten der Mutter treten, sie konnte ihre Gäste, wenn sie wollte, in dem schönen Turmzimmer bewirten, das ihr aus Kindertagen lieb war.*)

* * *

*) Ich habe in den ‚Stunden mit Goethe' IV, 4 die Frage, wo Steins bis 1777 wohnten, zu beantworten versucht; ich schwanke noch heute zwischen den dort genannten Häusern, Geleitstraße 6 und Scherfgasse 1 (‚Geleitshaus'). Für das erstere, heute sehr unansehnliche, von der Straße aus gewöhnlich gar nicht bemerkte Haus spricht der Umstand, daß es als ein Hinterhaus zum mütterlichen Besitztum gehörte; nach hinten stand es schön im Garten. Steins können aber auch im Obergeschoß des Geleitshauses gewohnt haben. Dieses vormals Schnorrische, sodann herrschaftliche Haus war vom Sommer 1764 an dem Geleitsadministrator Creutzburg derart überlassen, daß er das Untergeschoß zur Expedition und Wohnung frei bekam; für alles Übrige zahlte er 50 Taler

Zum Erfurter Tore

v. Schardts Haus

Am Geleitshause in Weimar

Zeichnung von Prof. Otto Rasch

Mit dem gutherzigen Stallmeiſter v. Stein hatte eine junge Frau kein ſchlechtes Los ergriffen. Sein Amt brachte es freilich mit ſich, daß er häufig auf Reiſen war, und wenn er ſich in Weimar aufhielt, verbrachte er oft den größten Teil des Tages am Hofe, aß auch an

---

Miete und hatte das Recht, es weiter zu vermieten. In den Akten, die ich einſah, finden ſich drei Mieter verzeichnet: um 1781 für Pferdeſtälle jener Kammerpräſident v. Kalb, der 1775 Goethes Begleiter auf der Fahrt nach Weimar geweſen war, ſodann von 1789 bis 1800 für das Obergeſchoß jener Rechnungsamtmann Seidel, der damals als Diener und Sekretär mit Goethe von Frankfurt kam, „Goethes vidimierte Kopie“, und ſeit 1800 der Legationsrat und Kriegsaſſeſſor Weyland, des Herzogs Kabinettsſekretär, Bruder jenes Weyland, mit dem Goethe einſt in's Pfarrhaus zu Seſenheim einzog. Der Kabinettsſekretär (ſpäter Geheimer Rat und Präſident des Landſchafts-Kollegiums) machte ſich 1816 zum Eigentümer des Geleitshauſes. Solange er Mieter war, hatte er für 60 Taler 4 Stuben, 3 Kammern, 1 Alkoven, 1 Vorſaal, 1 Küche, 1 großen Gang, 1 Keller, 1 Kutſchremiſe, 1 Pferdeſtall und Nebenräume. Das wäre alſo vielleicht jene Wohnung, in der Goethe zwei Jahre ein- und ausging, um Charlotte und ihre Familie zu beſuchen. Von den zwei, drei Andeutungen, die wir über dieſe Wohnung haben, iſt die wichtigſte die Anmerkung von Fritz v. Stein: „Die Gärten meiner Eltern und Großeltern ſtießen aneinander und hatten ein Baſſin.“ Heute hat das Geleitshaus keinen Garten, aber bis 1790 war er vorhanden. Er grenzte im Süden mit einer Laube an die Geleitſtraße, im Norden an das v. Schardtſche Grundſtück und war gegen 8 Quadratruten groß; heute iſt dieſer Fleck eine kleine Sackgaſſe, die die Zufahrt von der Geleitſtraße zur Druckerei der Zeitung ‚Deutſchland‘ bildet. Die Mutter der Frau v. Stein hat das Gärtchen für 100 Taler gekauft und in eine ſolche Zufahrt verwandelt.

der Hoftafel; doch ein häufiges Abschiednehmen und Wiedersehen bereichert ja die Ehe, und gar zu einsam fühlte sich seine Gattin nicht, da sie die Eltern und Geschwister zu Nachbarn hatte.

Aber ihr war ein großes Glück versagt, das die meisten anderen Frauen, fast alle gewöhnlicheren Naturen unter ihnen, genießen: das Glück und die Fähigkeit, den Geliebten, den Gatten mit Haut und Haaren lieben zu können, auch seine Fehler in den Strom der eigenen sinnlichen und seelischen Liebe mit zu verschlingen oder gar seine Fehler besonders reizend zu finden. Charlottens Verlangen nach dem anderen Geschlecht war nicht so stark, daß der Mann, der ihr und dem sie gehörte, dadurch allein immer neue Dankbarkeit und Zärtlichkeit in ihr erweckt hätte. Sie wollte ihn wohl lieben, aber immer nur das Liebenswerte an ihm: das Rechte, das Schöne, das Angenehme, das Stolze. Sie bemerkte, daß andere Frauen auch die Fehler ihrer Männer verhätschelten; sie sah, daß andere Frauen trotz ihrer Fehler oder gerade durch ihre Fehler Macht über die Männer hatten. Welche Verkehrtheit und Ungerechtigkeit! Sie mochte nicht durch ihre Mängel oder Fehler herrschen, sie begehrte nur Liebe für Das, was gut in ihr war. Auch war es ihre Überzeugung, daß eine dauernde Liebe sich nur erhalten könne durch das wechselseitige Bestreben, um des Anderen willen immer edler und selbstloser zu werden.

Das war nun wohl die höchste Meinung über die Ehe, aber freilich: die gewöhnlicheren Frauen hatten es besser! Josias v. Stein war ein vortrefflicher Mann,

aber er hatte doch auch ſeine Fehler und behielt ſie trotz allen Zuredens. Ja, er hatte Zeiten, wo man ſeinen Verſtand nicht achten konnte, wo ſeine Gedanken ganz verquer gingen.

Charlotte erlebte ferner, daß ihr die Aufgabe des Weibes, Kinder auszubilden, hart auferlegt wurde. Viele Frauen werden durch die Schwangerſchaft geſunder, fröhlicher, ſelbſtbewußter; und als Mütter gehen ſie erſt recht ſtolz und glücklich einher. Charlotte, die ſich bald nach der Hochzeit in geſegneten Umſtänden befand, hatte an kleinen und großen Übeln während dieſer Zeit unaufhörlich zu leiden. Sie ſah nun die lange Reihe der weiblichen Schmerzen und Laſten vor ſich, die ihrer Mutter vor ihr ſo reichlich zugeteilt geweſen waren: Schwangerſchaften, Entbindungen, Wochenbetten, Entkräftungen, Angſt um die Kleinen, Wachen bei den Kranken, Kummer über die Geſtorbenen, tägliche Plage um die Geſundheit und Erziehung der Verbleibenden. Manchen Abend ſchlief ſie von Tränen ermüdet ein und ſchleppte ſich wieder mutlos den nächſten Tag hindurch. Schwer lag auf ihr der Gedanke, warum der gütige Gott das eine Geſchlecht der Menſchen zu dieſer Pein beſtimmt habe. Ihr Gerechtigkeitsgefühl verlangte, daß den Frauen für ſolche Laſt auch eine ebenſo große Begünſtigung vor den Männern vergönnt ſein müßte, aber davon war nicht die Rede. Die Männer ernten Ruhm und Ehre, wenn ſie ihre Sache recht machen; die Frauen verzehren ſich in tauſend kleinen Geſchäften, die für nichts geachtet werden. Ihre Mutter ſchalt freilich, wenn ſie die Tochter weinend fand, weinend über eine

neue „gute Hoffnung“. „Das ist nun einmal die Bestimmung der Frauen“, sagte sie, „darein muß man sich schicken.“ Man muß, aber wird's dadurch lustiger?*)

Jede Entbindung bedeutete damals eine ernstliche Lebensgefahr; ein großer Teil der Wöchnerinnen starb infolge der ungeschickten oder unreinlichen Behandlung durch die Wehemütter. Und wenn die Wöchnerin selber davon kam, so war doch bei der Mehrzahl der Geburten alle Last und Gefahr umsonst gewesen: denn die größere Zahl der Kinder ging nach wenigen Tagen, Wochen oder Jahren ein, bei den Reichen so gut wie bei den Armen, bei Fürsten so gut wie bei Tagelöhnern. Die Ehen waren sehr kinderreich, aber die Bevölkerung nahm kaum zu. In den niederen Ständen wurden die Weiber durch ihr rauhes, arbeitsreiches Leben für die Mühseligkeiten der Schwangerschaft und Geburt wohl vorbereitet, die ‚Damen‘ dagegen waren durch ihre unnatürliche Kleidung und träge Lebensweise geschwächt.

In der Familie des Freiherrn v. Stein war es Sitte, daß alle Kinder mit dem ersten Namen Gottlob hießen, die Mädchen sowohl wie die Knaben; Josias v. Stein blieb bei dem frommen Brauche. Aber wenn er vielleicht dankbar war, daß ihm der Himmel ein Kind beschert hatte, so dachte seine Gattin bei dem Gottlob gewiß an das Überstehen der schweren Zeit und des gefährlichen Tages.

*) Wir haben keine Äußerungen Charlottes aus ihren ersten 30 Jahren, wohl aber aus späterer Zeit Rückblicke auf die Jugend. Das hier Erzählte ist aus Briefstellen (an Fritz v. Stein und Lotte Schiller) umschrieben.

Ihr erſtes Kind war ein Sohn; er ward am 8. März 1765 getauft: Gottlob Karl Wilhelm Friedrich. Nicht weniger als fünfzig Paten wurden gebeten, darunter die Herzogin Amalie, der Erbprinz Karl Auguſt, der Herzog von Gotha, der Erbprinz von Gotha, der Herzog und die Herzogin von Koburg, der Fürſt und die Prinzen und Prinzeſſinnen von Rudolſtadt. So war das Söhnlein vielen Mächtigen von früh auf empfohlen.

Nach einem Jahre und drei Tagen war ſchon wieder Taufe. Diesmal war es ein Mädchen oder vielmehr in der Sprache jener Zeit ein „hochadliges Fräulein“. Gottlob Konſtantine Luiſe Friederike hieß es, Konſtantine nach dem zweiten Prinzen des Landes. Schon am 7. Auguſt trug man dies Kindchen auf den Friedhof.

Im nächſten Jahre, 1767, am 30. September ward ein Sohn getauft: Gottlob Ernſt.

Das Jahr 1768 ging ohne ein ſolches freudiges oder trauriges Ereignis vorüber. Am 5. März 1769 taufte Hofprediger Baſch jedoch wiederum in Steins Wohnung ein Mädchen: Gottlob Friederika Johanna Auguſta. Es ſtarb in der Kindheit, vermutlich zu Kochberg, der Todestag iſt nicht überliefert.

1770 am 15. April ward Gottlob Friederika Sophia getauft; als Stellvertreter des erſten Hofpredigers vollzog diesmal Oberkonſiſtorialaſſeſſor Schulze, der ehemalige Lehrer der Mutter, die heilige Handlung. Schon am 1. Juli ward das Kind im „hochadligen Gewölbe“ beigeſetzt.

1771 verlief ohne Geburt und Tod. Am 26. Oktober 1772 ward wieder ein Söhnchen, Gottlob Friedrich

Konstantin, der Christenheit zugeführt, diesmal durch Oberkonsistorialassessor Gottschalg, der nach Baschs Tode der Verweser der ersten geistlichen Stelle war.

Im Frühling 1774 erschien noch ein Töchterchen, am 13. April wurde es Gottlob Henrietta Sophia Luise Konkordia getauft; schon am 7. Mai ward dies „Wochenkindchen" der Erde übergeben.

Es starben also alle vier Mädchen, während die drei Knaben Karl, Ernst und Fritz aufwuchsen. Von diesen sieben Kindern stillte Frau v. Stein nur eins: den letzten Knaben, und sie selber erklärte es aus diesem Darreichen der eigenen Milch, daß sie für ihr Fritzchen zeitlebens viel mehr Liebe hatte als für seine älteren Brüder.

Auch zu den andern Kindern war ihre Liebe nicht gering, aber sie konnte sich in diese Püppchen ebensowenig bis zur Blindheit verlieben wie in einen Mann. Die meisten wohlhabenden Frauen treiben einen Götzendienst mit ihren Sprößlingen, Charlotte empfand auch an diesen Kleinen das Unvollkommene, Verdrießliche, Lästige; ihr war eben alle Fähigkeit zur Vergötterung, alle Verblendung durch die Liebe versagt.

Für weibliche Kunstarbeiten, die auch von manchen der vornehmsten Frauen eifrig betrieben wurden, hatte Charlotte wenig Ausdauer. Auch die Hauswirtschaft machte ihr kein Vergnügen, doch hielt sie sehr darauf, daß alles nett und adrett aussah; ihre häusliche Umgebung war wie ihre und der Ihrigen Kleidung immer auffällig reinlich; sie trug ihr Leben lang am liebsten weiße Kleider.

An die Öffentlichkeit trat damals keine Frau von Stand; die Wohltätigkeit war noch nicht als Damen-Unterhaltung eingerichtet; Vereine gab es noch nicht, und man erwartete auch ſonſt keinerlei Arbeit von den Dames. Der Müßiggang war das Standesgemäße. „Unſere vornehmere ſchöne Welt führt meiſtens ein ſitzendes, ruhiges, ja, ich darf beinahe ſagen: träges Leben“, ſchrieb noch 1788 ein Arzt in einer weimariſchen Zeitſchrift. Die Plagen des Kinderhabens konnte man nicht abwälzen; im übrigen verleitete nur das Vergnügen auch die vornehmen Damen zu Anſtrengungen.

Es war jetzt eine gar fröhliche Zeit in Weimar. Der Wohlſtand nahm nach dem Siebenjährigen Kriege überall im Lande zu; die immer noch junge Herzogin-Regentin liebte die Künſte und liebte auch ein luſtiges Treiben. Neben vieler Dilettantenmuſik gab es Konzerte von Berufsmuſikern, die der Hofkapellmeiſter Wolf leitete; einige Jahre hielt ſich auch der Komponiſt Anton Schweitzer in Weimar auf. Schauſpielergeſellſchaften waren ſeit 1768 auch jedes Jahr wieder da, die Starckiſche, die Kochſche, die Seylerſche Truppe, und zu dieſen Truppen gehörten die beſten deutſchen Schauſpieler. Man gab Stücke von Leſſing, Molière, Diderot, Beaumarchais, Goldoni und von den Bühnendichtern, die der Tag bringt und der Tag verſchlingt. Auch einheimiſche Schöngeiſter traten jetzt als Bühnendichter hervor: die Prinzenlehrer Wieland und Heermann, der Pagenhofmeiſter Muſäus, der junge Literat Bertuch, der Regierungsrat v. Einſiedel, und ebenſo kamen die Kompoſitionen von Wolf und Schweitzer auf die Bühne.

Ein großer Festtag war der 28. Mai 1773, als Wielands ‚Alceste', komponiert von Schweitzer, zum ersten Male aufgeführt wurde: es war die erste von Deutschen verfaßte ernste Oper, und sie ward vorzüglich gespielt; Franziska Romana Koch, die Gattin des Prinzipals, erregte die größte Bewunderung. Wieland konnte berichten, „daß Fremde vom ersten Rang und von zuverlässigem Urteil, welche in England, Frankreich und Italien Alles gesehen und gehört haben, beinahe außer sich vor Verwunderung gewesen, in Weimar so etwas zu hören". Und in seinem ‚Teutschen Merkur', der Monatsschrift, die von Weimar aus in alle Welt ging, durfte er aussprechen, daß dies kleine Städtchen sich eines Vorzugs vor allen anderen rühmen dürfe, nämlich: „ein teutsches Schauspiel zu haben, welches Jedermann dreimal in der Woche unentgeltlich besuchen kann". Denn Herzogin Amalie trug alle Kosten.

Musikalische Vorträge wurden auch an den Hoftagen und bei besonderen Hofkonzerten geboten. Zahlreich waren die Redouten, zumal in der Karnevalszeit. Ein auswärtiger Kavalier, der im Winter 1770 sich eine Woche im Städtchen aufhielt, verzeichnete Redouten am 23. Februar, 27. Februar und 2. März, und überall waren die Herzogin-Regentin und ihr ganzer Hof zugegen. „Die Herzogin war prächtig en domino", erzählt er vom 23. Februar, „und brillierte auch sonst mit ihrem Schmuck von Juwelen. Die Herzogin tanzt schön, leicht und mit vielem Anstand; die jungen Prinzen, die en Zéphir und Amour maskiert waren, tanzten auch sehr gut. Die ganze Maskerade war sehr voll, und eine Menge artiger

Charlotte v. Stein

Nach einer Silhuette auf Schloß Kochberg

Masken, wohl 200 bis 300. Es war auch ein Pharotiſch da; der geringſte Point war $^1/_2$ Gulden. Die Herzogin ſetzte immer Laubtaler und halbe Louisdor, ſpielte ſehr generös und verlor einige Louisdor. Da ſie aber ſehr gern tanzte, ſo ſpielte ſie auch nicht lange. Sie tanzte mit jeder Maske, die ſie aufnahm, und blieb bis früh um Drei, da faſt alles aus war". Die nächſten Redouten dauerten gar bis fünf oder ſechs Uhr morgens; auch Studenten aus Jena waren dabei.

An ſolchen Vergnügungen nahm Charlotte v. Stein als Hofverwandte teil, wenn ſie keine Entſchuldigung vorbringen konnte, und viele Male wird ſie dieſe Feſte gern genoſſen haben. Sie war ja eine vorzügliche Tänzerin und liebte Muſik und Dichtkunſt. Aber manche ſchönere Stunde hatte ſie doch daheim in der eigenen Stube, wenn ſie franzöſiſche oder deutſche Bücher las. Die Herzogin-Regentin kaufte die neuen Werke, von denen man ſprach, und was ſie geleſen, machte dann bei den Damen und Herren am Hofe, die für Bücher Sinn hatten, die Runde. Man arbeitete ſich durch gelehrte Werke geduldig hindurch, man ergötzte ſich und erhitzte ſich umſomehr an den franzöſiſchen, engliſchen und den wenigen deutſchen Romanen und Theaterſtücken. Auch die erſten Schriften des Dr. Goethe kamen in Charlottens Hände; der ‚Götz von Berlichingen', der ‚Werther', der ‚Clavigo' und die unartige Poſſe gegen Wieland, die der junge Dichter ‚Götter, Helden und Wieland' betitelt hatte.

Durch ſolche Bücher tat ſie, die ſo viel an's Haus Gebannte, Blicke in die auswärtige Welt. So lernte ſie immer wieder neue, und nicht alltägliche, Zeitgenoſſen

kennen und recht viel wirkliche Welt. Denn die Schriftsteller des Tages, besonders die jüngsten, liebten es, zwischen ihren Schwärmereien und Prahlereien derbe Schilderungen nach der Natur ohne jede Beschönigung zu geben; die Personen der neuesten Theaterstücke brauchten das Maul ganz, wie wenn es nie Schul- und Geschmacksmeister gegeben hätte.

Viel eindrücklicher und erinnerungsreicher aber als diese Bücher waren für Charlotte zwei Badereisen nach Pyrmont, die sie 1773 und 1774 ihrer Gesundheit halber notgedrungen unternahm; es waren für sie nicht bloß Trink- und Badekuren für den kränkelnden Körper, sondern zugleich eine neue Belebung der nach so viel Krankheit und Kindernot ermatteten Seele, eine innere Erfrischung durch neue Bekanntschaften und neue Hoffnungen.

Pyrmont war damals ein Modebad, das die Ärzte allenthalben empfahlen und das die Aristokratie auch zu geselligem Zeitvertreib aufsuchte. Viele Bekanntschaften machte Frau v. Stein hier in kurzer Zeit, zwei davon hatten Dauer. Die Erbprinzessin Auguste von Braunschweig, eine Schwester König Georgs III. von England, war eine Schwägerin der Herzogin Amalie von Weimar; also war ihr deren ehemalige Hofdame ohne weiteres empfohlen. Aber beide Frauen verstanden sich auch durch ihre eigene seelische Verwandtschaft, denn die junge Erbprinzessin neigte ebenfalls zu ernstem, schwermütigem Betrachten der Welt. Ihr Gatte, der Kriegsheld Karl Wilhelm Ferdinand, vernachlässigte sie über einer Nebenfrau, die er sich hielt; sie selber, die Königstochter, hatte zwar für einen rechtmäßigen Thron-

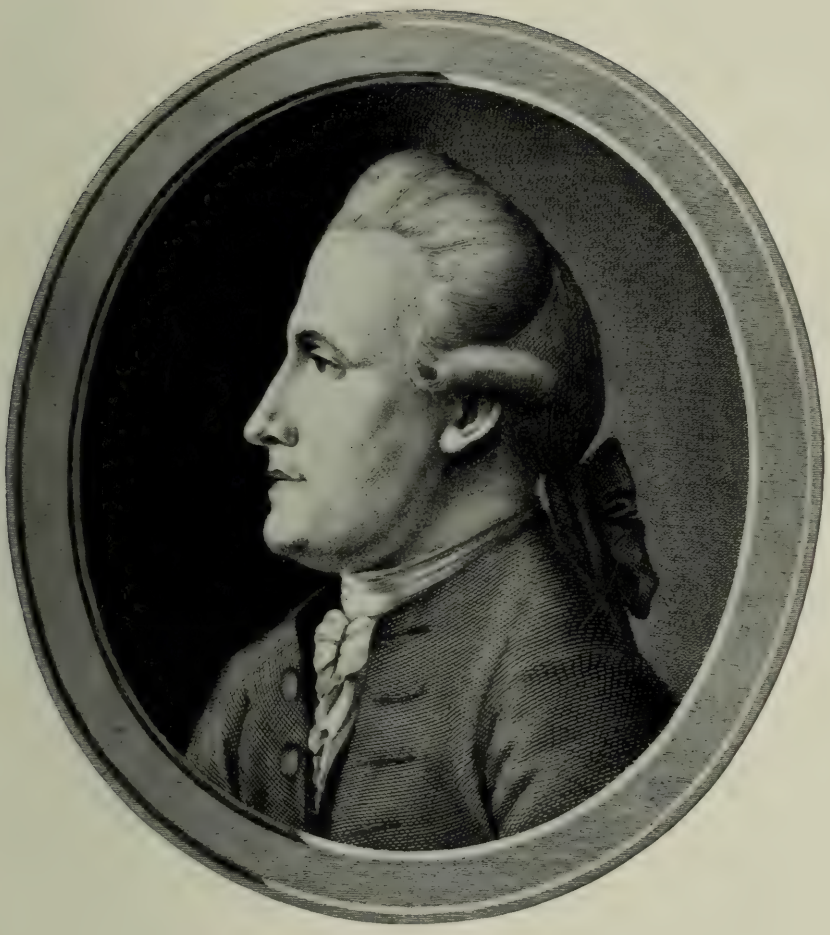
folger zu ſorgen, aber die Liebe ihres durch Geiſt und Tapferkeit glänzenden Gatten beſaß die Italienerin Antonia v. Branconi. Bald nahm die braunſchweigiſche Prinzeſſin an der weimariſchen Baronin ſo viel Anteil, daß ſie ihr anbot, für die Ausbildung eines ihrer Söhne zu ſorgen, wenn er die Kinderjahre hinter ſich haben würde. Der Herzog von Braunſchweig unterhielt nämlich nicht nur eine eigene Univerſität, die zu Helmſtedt, ſondern er hatte auch in ſeiner Reſidenzſtadt das Karolinum begründet, eine Lehranſtalt, wie ſie ſonſt nirgends zu finden war, eine hohe Schule für künftige Offiziere, Forſtleute, Bergleute, Baumeiſter, Landwirte, alſo für Jünglinge vornehmen Standes, die auf den gelehrten Akademien alter Art nicht zu ihrem Rechte kamen.

Eine zweite Freundſchaft ſchloß Charlotte mit dem berühmten Arzte Zimmermann, dem umworbenſten Manne der ganzen Badegeſellſchaft. Der Schweizer Johann Georg Zimmermann war hierher in's Niederſächſiſche verſchlagen, weil ihn der Kurfürſt von Hannover, der jedoch als engliſcher König zumeiſt in London lebte, im Jahre 1768 unter glänzenden Bedingungen als ſeinen Leibmedikus nach Hannover berufen hatte; vorher war er ein einſamer Phyſikus in ſeiner Vaterſtadt Brugg bei Bern geweſen. Einige philoſophiſche und ärztliche Schriften (über den Nationalſtolz, über die Einſamkeit, über die Erfahrung in der Arzneikunſt) hatten von ſeinem Genie Kunde gegeben; er kam früh mit anderen höheren Geiſtern in Verkehr, mit dem großen Haller, mit den Züricher Dichtern Bodmer, Breitinger und Lavater, mit

seinem nach Berlin versetzten Landsmann Sulzer, auch mit dem Halbschweizer und Halbschwaben Wieland, der jetzt in Weimar Prinzenerzieher war.

Aber auch den Vornehmen und Fürsten ward Zimmermann bekannt, als er durch glückliche Kuren bewies, daß sein scharfer Blick und seine sichere Hand am Krankenbette sich so gut bewährten wie sein Geist und Witz am Schreibtische. In wunderbarem Maße besaß er die Gabe, auf das Gemüt der Kranken zu wirken und ihren Willen zu leiten. Er war ein großer, sehr gut gebauter Mann, hatte einen schönen Kopf, eine angenehme Stimme, einen festen und leichten Gang. Er sprach ebenso elegant französisch wie deutsch und empfahl sich den Fürsten überdies durch seine aristokratische Gesinnung. Ein langes Gespräch, das er mit König Friedrich gehabt hatte, war bekannt geworden — kein Wunder, daß ihn in Pyrmont, wo er eigentlich sich selber pflegen wollte, alle leidenden Damen und Herren von früh bis spät mit ihrer Freundschaft und ihren Fragen umspannen. Er wollte ausruhen und sein Geld ausgeben, aber nach drei Wochen hatte er zwar 150 Taler ausgegeben, dagegen an barem Gelde 1210 Taler eingenommen, dazu eine Menge goldener Dosen, Pretiosen und Porzellane bekommen: vom Fürsten von Waldeck, von der Prinzeß Luise von Anhalt-Pleß, von Prinzessin Augusta von Braunschweig, vom Grafen von Stolberg-Wernigerode usw.

Frau v. Stein konnte den berühmten Mann nicht mit solchen Geschenken für seine Gespräche belohnen; trotzdem bemerkte er sie, sprach gern mit ihr und behielt



Johann Georg Zimmermann
Von Joh. H. Lips 1776

Aus Lavaters ‚Physiognomischen Fragmenten'

ſie im Gedächtnis. Vielleicht war auch hier der wehmütige Ernſt, die Vertiefung durch mancherlei Leiden, das Sich-nicht-täuſchen-können über den Unwert des Irdiſchen ein erſtes Gemeinſames. Denn dieſer erfolgreichſte Arzt war ein recht unglücklicher Menſch. Seit einigen Jahren war er Witwer, ſein Sohn ſtudierte, ſeine Tochter war in Lauſanne in Penſion; ſo lebte er in ſeiner prächtigen Wohnung ohne ein einziges nächſtes Weſen, aber die Fremden, die Kranken, die Bekannten, die Gegner, die er ſich durch ſeine Erfolge und durch ſeine Angriffsluſt erwarb, ließen ihn nie zur Ruhe kommen; die Briefe fielen täglich wie ein Platzregen über ihn. Aus allen Teilen Deutſchlands bat man ihn um ärztlichen Rat, und dabei war er ſelber kränker als ſeine Patienten! Ihn quälte Tag für Tag ein äußerſt ſchmerzhaftes Unterleibsleiden, das von einem Bruch herrührte; eine ſehr ſchwere Operation hatte ihn nicht davon befreit. Schlimmer noch waren die Ermattungs- und Angſtzuſtände, die er teils durch dieſes andauernde Reißen, Zerren und Brennen im Leibe, teils aus angeborener geiſtiger Belaſtung hatte. Es koſtete ihm die größte Überwindung, wenn er nach der erſten Tagesſtunde einen Brief ſchreiben, eine Seite leſen oder einen Beſuch machen ſollte. Und dennoch fühlte er ſich immer wieder zu ſolcher Tätigkeit gezwungen, ja auch zu vielen Briefen und Journal-Aufſätzen hingeriſſen, die nicht nötig geweſen wären.

Im Sommer 1774 begegneten ſich Zimmermann und Frau v. Stein zum zweiten Male im Pyrmonter Bade. „Bald werden Sie unſeren Stein und ſeine ſchöne Frau

wiederſehen können", hatte Wieland ſeinem alten Freunde am 3. Juni angekündigt. Zimmermann war vom 30. Juni bis 31. Juli in Pyrmont; er habe unter einer überaus zahlreichen und glänzenden und in jeder Abſicht intereſſanten Geſellſchaft die Brunnen- und Badekur täglich gebraucht, berichtete er nachher ſeinem Freunde Sulzer, und Alles da genoſſen, was ſich der Geiſt und das Herz wünſchen konnte, aber er ſei auch ſofort wieder in den ſchwärzeſten Abgrund der Melancholie gefallen, ſobald er ſich wieder innerhalb der Mauern von Hannover fand. So ſchroff war bei Anderen der Gegenſatz nicht, aber auch für Charlotte war die Erholungszeit im Bade wie eine Befreiung von den Alltags-Lebensnöten, und die Genoſſen dieſer Erholungszeit erſchienen auch ihr in poetiſchem Lichte.

Leicht nimmt man das Verhältnis, das aus ſolchen Berührungen in ſchöneren Stunden herrührt, für Freundſchaft; und in der Zeit, von der wir reden, erwuchſen namentlich Briefwechſel-Freundſchaften häufig aus derartigen Reiſe- und Badebekanntſchaften. Heute zerſtreuen uns die Tageszeitungen und Wochenblätter und tragen uns von allen Orten die Neuigkeiten in's Haus; damals herrſchte die umſtändlichere, aber auch perſönlichere und reizvollere Unterhaltung durch Briefe. Man ergoß ſich damals gar gern über die eigenen Erlebniſſe und Gefühle in Briefen und gar gern auch über neue und alte Bekannte; bald war es Klatſch, bald politiſche oder literariſche Neuigkeit, bald „Erfahrungs-Seelenkunde". Nicht nur begann Zimmermann nun auch noch mit Frau v. Stein einen Briefwechſel, ſondern er

fand auch Zeit, ſie in einem Briefe,*) den er an ſeinen Landsmann und Freund Lavater ſchrieb, ausführlich zu beſchreiben:

„Frau Kammerherrin, Stallmeiſterin und Baroneſſe v. Stein aus Weimar. Sie hat überaus große ſchwarze Augen von der höchſten Schönheit. Ihre Stimme iſt ſanft und bedrückt. Ernſt, Sanftmut, Gefälligkeit, leidende Tugend und feine, tiefgegründete Empfindſamkeit ſieht jeder Menſch beim erſten Anblick auf ihrem Geſichte. Die Hofmanieren, die ſie vollkommen an ſich hat, ſind bei ihr zu einer ſehr ſeltenen hohen Simplizität veredelt.

„Sie iſt ſehr fromm und zwar mit einem rührend ſchwärmeriſchen Schwung der Seele. Aus ihrem leichten Zephirgang und aus ihrer theatraliſchen Fertigkeit in künſtlichen Tänzen würdeſt Du nicht ſchließen, was doch ſehr wahr iſt, daß ſtilles Mondenlicht und Mitternacht ihr Herz mit Gottesruhe füllt.

„Sie iſt einige und dreißig Jahre alt, hat ſehr viele Kinder und ſchwache Nerven. Ihre Wangen ſind ſehr rot, ihre Haare ganz ſchwarz, ihre Haut italieniſch wie ihre Augen. Der Körper mager; ihr ganzes Weſen elegant mit Simplizität."

Bald nach dieſen ſchönen Tagen in Pyrmont ging Charlotte einer nochmaligen Entbindung entgegen, hing wieder trüben Gedanken über das Los des Weibes nach und fühlte ſich noch tiefer in die Frömmigkeit und Weltfeindſchaft ihrer Mutter hinein.

* * *

Ihr Mann hatte es freilich viel beſſer als ſie! Ihn hinderte Nichts, die Vergnügungen, die ſich den Hof-

*) Es iſt ein von Heinrich Funck mitgeteilter Brief vom 25. November bis 12. Dezember 1774.

leuten boten, zu genießen, und er faßte allerlei Hoffnungen und Pläne für die Zukunft.

Die große Frage für alle fürstlichen Diener war um diese Zeit: was sich ereignen würde, wenn „die aufgehende Sonne“ einen neuen Tag heraufführte, oder ohne Bild: wenn der Erbprinz Karl August sein achtzehntes Jahr vollendete und die Regierung übernahm. Man erwartete viel Gutes von dem klugen, geschickten, scharfblickenden Jünglinge. Seine Mutter war doch eine bloße Statthalterin gewesen, Karl August würde selber regieren, eine neue Zeit und also auch einen neuen Hof um sich schaffen. Der Stallmeister v. Stein brauchte nicht zu fürchten, daß es ihm dabei so ergehen könnte, wie es seinem Schwiegervater bei der letzten Änderung ergangen war. Der heranwachsende Thronfolger trug ihm dieselbe Neigung entgegen wie seine Mutter. Als Herzogin Amalie endlich im Herbst 1774 daran dachte, für den nunmehr siebzehnjährigen Karl August einen eigenen Hof zu bilden, d. h. ihm außer seinem Erzieher, dem Grafen Görtz, und seinen Lehrern, unter denen der berühmte Dichter Wieland sein besonderes Vertrauen genoß, auch einen Kavalier zuzuteilen, der nicht zu schulmeistern hatte, da bestimmte sie im Herzen den Stallmeister v. Stein zu diesem Kavalier. Aber sie wollte ihrem Sohne die Wahl lassen.

Karl August wünschte sich zuerst den jugendlichen Franz v. Seckendorff, und als ihn die Mutter bedeutete, es dürfe kein so junger Mann sein, erwiderte er: „So geben Sie mir Stein oder Klinkowström!“

„Ich will dich in deiner Wahl nicht beſchränken, aber ich glaubte, du würdeſt Stein vorziehen, da er beim Marſtall angeſtellt iſt. Es ſchien mir, als ob du zu Stein ſeit langer Zeit viel Neigung und Achtung haſt, und Görtz ſcheint mit Stein auch gut zu ſtehen. Stein iſt gewiß ein ſehr artiger Mann. Wenn du aber lieber Klinkowſtröm haben willſt, ſo hängt es ganz von dir ab.“

„Ach nein, liebe Mama, geben Sie mir Stein! Ich habe ihn ſtets von meiner früheſten Jugend an lieb gehabt. Es wird mich ſehr freuen, ihn immer um mich zu haben. Erlauben Sie mir nur, daß ich es ihm ſelber ſagen darf, daß ich ihn gewählt habe!“

So ward Stein ein Begleiter des demnächſtigen neuen Herrn. Sie mußten ſich gut miteinander verſtehen, denn Karl Auguſt hatte viel Sinn für Marſtalls- und Landwirtſchaftsſachen, auch für alle die handwerklichen Verbeſſerungen und Erfindungen, denen Stein nachging. Und Stein war trotz ſeiner Frömmigkeit und Geſetztheit bei Tanz und Trunk, Ritt und Jagd kein Spielverderber.

Noch hatte Karl Auguſt, ehe er ſein Herzogsamt antrat, die große Reiſe zu machen, mit der damals die Ausbildung der vornehmen Herren abgeſchloſſen wurde; für ihn ſollte es zugleich die Brautſchau ſein, denn in ſeinem Falle, wie einſt bei ſeinem Vater, gebot die Vorſicht, für die Erhaltung der fürſtlichen Familie möglichſt frühzeitig zu ſorgen. Der jüngere Prinz, Konſtantin, ſollte dieſe Bildungsreiſe zugleich unternehmen. Ihr Führer war Graf Görtz, der Kavalier Karl Auguſts Stallmeiſter v. Stein; als Gouverneur des jüngeren Prinzen reiſte Karl v. Knebel mit, der vor kurzem aus dem

preußischen Militär zum weimarischen Hof übergetreten war; Hofrat Engelhardt begleitete die Gesellschaft als Leibarzt.

Am 8. Dezember 1774 ward die Reise angetreten; den ersten Halt machte man in Frankfurt im Gasthofe zum römischen Kaiser. Hier holte Knebel, der ein großer Dichterfreund und selber ein kleiner Dichter war, den berühmten Verfasser des ‚Götz' und des ‚Werther', den fünfundzwanzigjährigen Dr. Goethe, in den Kreis; es entstand sogleich eine lebhafte Unterhaltung, und die Begleiter konnten leicht bemerken, daß der Erbprinz und Goethe rasch Gefallen aneinander fanden. Ein paar Tage später ward die neue Freundschaft in Mainz befestigt, da Goethe die weimarische Gesellschaft dort noch einmal besuchte. Von hier ging die Fahrt der Prinzen und ihrer Begleiter nach Karlsruhe, wo die Prinzessin Luise von Darmstadt am Hofe ihres Schwagers, des Markgrafen von Baden, lebte. Sie war ausersehen, die Gattin Karl Augusts zu werden, und obwohl sich bei den beiden Siebzehnjährigen noch keine wirkliche Liebe einstellte, fand doch die Versprechung schon nach dem ersten oberflächlichen Kennenlernen statt. Klopstock, der damals am badischen Hofe sich aufhielt, war der Würdigste unter den ersten Glückwünschenden.

Es folgten nun für unsere Reisenden einige Wochen in Straßburg, wo man wieder mit Freunden Goethes in Berührung kam, und darauf verlebte man einige Monate in Paris, dem großen Mittelpunkte der gebildeten und vergnügten Welt. Mitte Mai war man zurück in Straßburg, am 21. Mai zurück am mark-

gräflichen Hofe in Karlsruhe, und hier traf zufällig Goethe mit den weimariſchen Herren wieder zuſammen. Er war mit den Grafen Fritz und Chriſtian v. Stolberg und dem Grafen Chriſtian v. Haugwitz unterwegs auf einer Schweizerreiſe; die Stolbergs ſtellten ſich in Karlsruhe am Hofe vor und zogen ihren Freund Goethe mit dahin. Jetzt ward die Verlobung feierlich und amtlich geſchloſſen, die Hochzeit verabredet. Stein kehrte vor den Andern nach Weimar zurück, um der Herzogin-Mutter und dem vorſitzenden Geheimen Rat v. Fritſch den erſten mündlichen Bericht zu erſtatten. Und auch am eigenen Herde hatte er zu erzählen.

Auf zwei Schilderungen horchte ſeine Frau am aufmerkſamſten: wenn er die künftige Herzogin beſchrieb und wenn er von dem kühnen Dichter ſprach, der bereits als ein Freund des künftigen Herzogs gelten konnte. Sie kannte ihn aus einigen Werken; nun erfuhr ſie, wie er ausſah, wie er ſich gab, welche Freunde und welche Feinde er hatte. Gewiß würde er recht bald hier in Weimar erſcheinen.

Im nächſten Briefe an Zimmermann geſtand ſie, daß ſie auf Goethe neugierig ſei und gern mehr von ihm wüßte. „Haben Sie den ‚Clavigo‘ geleſen?“ fragte ſie. „Der iſt vortrefflich.“ Vom ‚Werther‘ fügte ſie hinzu, daß man das Buch in ihrem Kreiſe für gefährlich halte, Wieland jedoch rühme dieſe Dichtung, obwohl doch Goethe ihn ſo hart angegriffen habe. Zimmermann urteilte in ſeiner Antwort am 19. Januar 1775 kühl über den ‚Clavigo‘, ſprach dagegen mit begeiſtertem Lobe über ‚Werthers Leiden‘. Und dann:

„Sie wollen, daß ich Ihnen von Goethe rede? Sie möchten ihn sehen? Ich werde Ihnen bald von ihm erzählen. Aber, arme Freundin, Sie bedenken es nicht! Sie wünschen ihn zu sehen und Sie wissen nicht, in welchem Maße dieser liebenswürdige und bezaubernde Mensch Ihnen gefährlich werden könnte.“*)

Zimmermann selber hatte, als er Dies schrieb, den jungen Dichter noch nicht gesehen, er besaß jedoch seinen Schattenriß und schickte diese „Adler-Physiognomie“ an Charlotte. Und erzählte:

„Ein Fremder, der mich kürzlich besuchte, hat von Goethe folgendes Bild entworfen: »Er ist 24 Jahre alt; ist Rechtsgelehrter, guter Advokat, Kenner und Leser der Alten, besonders der Griechen; Dichter und Schriftsteller; orthodox (s. Brief des Pastors zu † † † an den Pastor zu † † †), heterodox (s. zwo unerörterte Fragen von einem Landgeistlichen in Schwaben), Possentreiber (s. Puppenspiel), Musikus, zeichnet frappant, ätzt in Kupfer, gießt in Gips, schneidet in Holz. Kurz, er ist ein großes Genie, aber ein furchtbarer Mensch«. Eine Dame von Welt, die ihn oft gesehen hat, sagte mir: Goethe sei der schönste, lebhafteste, ursprünglichste, feurigste, stürmischste, sanfteste, verführerischste und für das Herz einer Frau gefährlichste Mensch, den sie je in ihrem Leben gesehen.“

Auch Lavaters Urteil über Goethe fügte Zimmermann hinzu: „Er ist der furchtbarste und liebenswürdigste Mensch“.

Ein halbes Jahr später traf Zimmermann, als er in seine Heimat reiste, um die Tochter zurückzuholen,

*) Das Original ist französisch. Vgl. Ebers u. Kahlert, Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich Freiherrn v. Stein. Leipzig 1846.

in Straßburg mit Goethen zuſammen, der eben aus der Schweiz zurückkehrte. Und als dann auch Zimmermann ſeinen Weg wieder nach Norden richtete, kehrte er in Frankfurt in Goethes Vaterhauſe ein und nahm dort mit ſeiner Tochter Aufenthalt, um von Frankfurt aus einige der von den Vornehmen der Nachbarſchaft erbetenen Beſuche zu machen. Hier geſchah es, als Zimmermann abweſend war, daß ſeine Tochter, ein eben erwachſenes Mädchen, der guten Frau Rat Goethe ihr Herz öffnete: wie ſehr ihr Vater ſie quäle und wie ihr Bruder bereits wahnſinnig zu werden drohe; man möge ſie doch hier behalten, ſie wolle lieber Magd oder Sklavin in dieſem friedlichen Hauſe ſein als Tochter in ihres Vaters Wohnung!

Frau Aja, von Mitleid ergriffen, fragte ihren Wolfgang, ob er wie ein Märchenprinz das arme Mädchen erlöſen wolle, indem er ſie heirate; aber Wolfgang konnte ſich nicht ſogleich entſchließen.*) Von dieſem Vorgange ahnte Zimmermann freilich nichts, als er nach Vollendung der Reiſe an die Freundin in Weimar ſchrieb:

„Ich bin am 5. Oktober mit meiner Tochter von Lauſanne nach Hannover zurückgekehrt und habe eine Reiſe von 450 Meilen glücklich überſtanden. Überall, wo ich war, Madame,

*) Man hat die Richtigkeit von Goethes Darſtellung angefochten und die Witwe Zimmermanns aus ſeiner zweiten Ehe hat den Dichter ſogar wegen Schmähung ihres verſtorbenen Gatten verklagen wollen; doch braucht man auch hier nicht an Goethes Wahrhaftigkeit zu zweifeln; wer die Krankheitsgeſchichte der Familie Zimmermann kennt, wird die mitgeteilte Scene ſehr wahrſcheinlich finden. Kleine Irrtümer ſind Goethen freilich unterlaufen.

in Deutschland, in Frankreich, in Genf, habe ich Gelegenheit gehabt, von Ihnen zu reden. In Straßburg habe ich unter hundert anderen Schattenrissen den Ihrigen dem Herrn Goethe gezeigt. Hier sind die Worte, die er mit eigener Hand unter das Bild geschrieben hat:

»Es wäre ein herrliches Schauspiel, zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durch das Medium der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeine Eindruck.«

„Niemals hat man, nach meiner Meinung, von einem Schattenrisse mit mehr Genie geurteilt, niemals über Sie, Madame, mit mehr Wahrheit gesprochen. —

„In Frankfurt habe ich bei Herrn Goethe gewohnt, einem der außerordentlichsten und mächtigsten Genies, die jemals durch die Welt gegangen sind. Er wird Sie in Weimar sicherlich bald besuchen. Erinnern Sie sich dann, daß Alles, was ich ihm von Ihnen in Straßburg gesagt habe, ihm drei Tage lang den Schlaf benommen hat."

Charlotte ließ sich von solchen schmeichelnden Übertreibungen, wie sie damals namentlich in den französisch geschriebenen Briefen üblich waren (und Zimmermann hatte das Meiste französisch geschrieben) nicht täuschen, aber sie las wohl gern, daß der junge Dichter von ihr wisse und auf ihre Bekanntschaft gleichfalls neugierig sei.

Es ist schon angedeutet, daß man sich in jener Zeit gar viel mit Seelen- und Charakterkunde beschäftigte, teils weil die damaligen neuesten Dichter trotz aller ihrer Schwärmerei dem Naturalismus ergeben waren und unter Verachtung aller bisherigen poetischen und gesellschaftlichen Konventionen den Menschen in seiner seelischen Nacktheit darstellen und auch verherrlichen

wollten, den Menſchen, wie er nach ſeiner angeborenen Natur empfindet, leidet, handelt; teils weil damals die Phyſiognomik Mode wurde. Ein ſchon erwähnter Freund Zimmermanns und Goethes, der Prediger Hans Kaſpar Lavater in Zürich, den man auch wegen ſeiner Frömmigkeit und Beredſamkeit rühmte, hatte ſich vorgenommen, aus der Phyſiognomik eine gemeinnützige Wiſſenſchaft zu machen; ſeine Freunde und auch viele ihm Unbekannte mußten ihm dabei helfen, indem ſie ihm Schattenriſſe und andere Bildniſſe verſchafften, wonach er die Charaktere deutete, und indem auch ſie ſich in der Auslegung ſolcher Bildniſſe übten. Deshalb alſo hatte Zimmermann auf ſeiner Reiſe in die Schweiz ſo viele Silhuetten bei ſich und deshalb verſuchte Goethe ſogleich, ſie zu deuten. Und dadurch erklärt es ſich auch, daß er Ende Juli 1775 in einem Briefe an Lavater die Charaktere der Frau v. Stein und der Frau v. Branconi aus ihren Silhuetten herauszuleſen verſuchte. So ſtellte er die beiden Damen nebeneinander:

Stein.	Branconi.
Feſtigkeit,	Unternehmende Stärke,
Gefälliges, unverändertes Wohnen des Gegenſtandes,	Scharf- nicht Tiefſinn,
Behagen in ſich ſelbſt,	Reine Eitelkeit,
Liebevolle Gefälligkeit,	Feine verlangende Gefälligkeit,
Naivität und Güte, ſelbſtfließende Rede,	Witz, ausgebildete Sprache, Wahl im Ausdruck,
Nachgiebige Feſtigkeit,	Widerſtand,
Wohlwollen,	Gefühl ihrer ſelbſt,
Treu bleibend.	Faſſend und haltend.
Siegt mit Netzen.	Siegt mit Pfeilen.

Solche Deutungen sind nur eine Spielerei der Phantasie. Eine Wissenschaft haben Lavater und seine Freunde damals nicht zustande gebracht, aber Anfang und Ende von Goethes Charakteristik von Charlotte v. Stein sind doch gut erraten: „Festigkeit“ und „Siegt mit Netzen“.*)

* * *

Charlotte selber machte sich jedoch keine Gedanken, ob sie mit Netzen oder Pfeilen siege. In dem ewigen Theaterspiel der Liebhaber und Liebhaberinnen agierte sie nicht mehr mit, sie saß bereits im Zuschauerraume.

Zwei jüngere Schwestern hatte sie. Davon schien Malchen für die Ehe und für das gesellschaftliche Leben nicht geeignet; sie war sehr klein, noch viel kleiner als die Geschwister und ihr Geist auch nicht ganz ausgewachsen. Es gelang, sie in dem adeligen Fräuleinstift zu Wasungen an der Werra unterzubringen. Schwester Luise dagegen zeigte zwar auch keine Talente, aber sie hatte Verstand genug, die Dame in einem vornehmen Hause zu spielen, und sie war außerordentlich schön und von Herzen gut. Viele Männer wählen gerade eine solche Frau vor allen anderen.

---

*) In Lavaters Werk, im 13. Fragment und 11. Abschnitt, findet sich eine Kopfsilhuette, die man als diejenige der Frau v. Stein ausgegeben hat, weil der Text eine Umschreibung von Goethes Urteil und Zimmermanns Berichten über diese Dame ist. Ich kann den Schattenriß durchaus nicht für ein Bild der Frau v. Stein halten; ich vermute, dem guten Lavater ist eine Verwechslung untergelaufen.

Luise v. Imhoff
geb. v. Schardt

Schattenriß aus Karl v. Knebels Nachlaß

Im Jahre 1774 bewarb ſich um die ſchöne Luiſe v. Schardt der geſcheite und reiche Freiherr Karl v. Imhoff, Herr auf Mörlach und Hohenſtein bei Nürnberg. Dieſer Mann hätte eine ſonderbare Lebensgeſchichte erzählen können; er tat aber beſſer, in dieſer Geſchichte einige Stellen im Dunkeln zu laſſen. Er war im Nürnbergiſchen geboren, hatte als Offizier in herzoglich württembergiſchen Dienſten geſtanden, und es war ihm, als er in ſein Vaterland heimkehrte, ein wunderhübſches, blutjunges Mädel begegnet, das er vom Flecke weg heiratete, obwohl es nur als eine Feldwebelstochter vor ihn trat. Sie war von franzöſiſcher Herkunft, Marianne Chapuſſet hieß ſie. Nach einigen Jahren fehlte es dem Major v. Imhoff an Geld. Er hatte ein nicht geringes Talent zum Zeichnen und Malen, beſonders zum Malen von Miniaturporträts, wie man ſie damals liebte; in England glaubte er mit dieſer Kunſt viel verdienen zu können. Er begab ſich alſo mit ſeiner ſchönen jungen Frau nach England. Von dort zog er mit der Gattin und einem anderthalbjährigen Knaben nach dem wahren Goldlande, nach Indien, weiter, im Frühjahr 1769. Auf demſelben Schiffe befand ſich Warren Haſtings, damals ein Mann von ſiebenunddreißig Jahren. Er ſtammte aus einer alten, vornehmen, aber verarmten Familie; als junger Menſch war er Kaufmannsſchreiber geworden, darauf in den Dienſt der Oſtindiſchen Kompagnie getreten; in Indien hatte er ſich ſehr ausgezeichnet. Jetzt ſchickte ihn die Kompagnie wieder dahin mit ſehr wichtigen Aufträgen. Auf der langen Fahrt verliebten ſich Warren Haſtings und die

schöne Marianne ineinander; es kam zu einer offenen Aussprache zwischen den drei Beteiligten, sie hatte das Ergebnis, daß die beiden Männer sich nicht wie die Narren schlugen, sondern wie die Weisen vertrugen. Man vereinbarte, daß die Frau bei ihrem Gatten blieb, bis aus der deutschen Heimat die Scheidungs-Urkunde eingeholt sei; dann sollte sie zu Hastings übersiedeln, der für sie eine Abfindung zahlen würde, deren Höhe der schönen Frau würdig sei; Hastings sollte auch die beiden Kinder adoptieren, die sie von Imhoff hatte.

Es dauerte über zwei Jahre ehe die gewünschten Papiere von Deutschland kamen. Zuerst lebten die Drei nach ihrem seltsamen Vertrage in Madras; bald ward Hastings zum Generalgouverneur von Bengalen ernannt, und die Imhoffs begleiteten ihn nun nach Kalkutta. Als Imhoff endlich nach Deutschland zurückkehrte, war er von seinem Freunde und Ehe-Nachfolger so reichlich ausgestattet, daß ihm in seinem armen Vaterlande bald ein fabelhafter Reichtum nachgesagt wurde; er trat auch ganz wie ein kleiner indischer Nabob auf; schon die beiden Mohrenknaben, namens Hudan und Lauf, die er bei sich führte, zogen die Aufmerksamkeit auf ihn und seinen Reichtum. Auch nach Weimar kam er, und als er hier um Luise v. Schardt anhielt, erschien Das wohl allenthalben als ein rechtes Glück für das unbemittelte Fräulein. Am 2. Februar 1775 war die Hochzeit.

Drei Tage später ward von allen Kanzeln des weimarischen Landes die förmliche Verlobung des Erb-

Karl v. Schardt

Nach einem Ölgemälde auf Schloß Kochberg

prinzen Karl Auguſt mit der Prinzeſſin Luiſe von Heſſen-Darmſtadt verkündigt.

Am 21. Juni fuhr Herzogin Amalie ihren beiden zurückkehrenden Prinzen entgegen; Charlotte v. Stein war in ihrer Begleitung.

Am 3. September trat Karl Auguſt die Regierung ſeiner Lande an; Charlottens Gatte gehörte zu Denen, die an dieſem Feſttage durch Beförderungen erfreut wurden: der Herzog ernannte ihn zum Oberſtallmeiſter. Auch Charlottens älterer Bruder ſtand jetzt in der Reihe der weimariſchen Beamten, deren Schifflein nun in raſcherem Strome dahin glitt. Oſtern 1765 hatte er ſeine Studien in Jena beendet; er war damals ſogleich als Akzeſſiſt bei der Geheimen Kanzlei zugelaſſen und bekam 200 Kaiſergulden Gehalt. Im Januar 1768 ward er Aſſeſſor im Regierungskollegium mit 400 Gulden; „Regierung“ ſagte man damals, wo wir „Juſtiz“ ſagen würden. Am 1. Mai 1770 ward er Regierungsrat, im nächſten Jahre auch Hofrat; ſein Gehalt betrug nun 600 Taler. Karl Auguſt ernannte ihn bei der allgemeinen Aufbeſſerung in ſeinem erſten Herrſcherjahre zum Geheimen Regierungsrat, und nun fehlte dem Zweiunddreißigjährigen nur noch eine angenehme und reiche Dame als ſeine Geheime Regierungsrätin.

Doch wir kehren noch einmal zu Karl Auguſts achtzehntem Geburtstage zurück. Vierzehn Tage ſpäter begleitete der nunmehrige Oberſtallmeiſter v. Stein ſeinen jungen Herzog wieder nach Karlsruhe, wo am 3. Oktober die Vermählung ſtattfand. Am 17. Oktober hielt das junge

Paar seinen feierlichen Einzug in Weimar. Charlotte war unter den Damen, die die neue Fürstin in ihrem künftigen Heim, dem Fürstenhause, empfingen; Karl August bewohnte es, bis statt der im Mai 1774 abgebrannten Wilhelmsburg ein neues Schloß gebaut sein würde.

Nun hatte das Land endlich wieder einen Herzog und eine Herzogin dazu. Beide waren achtzehnjährige junge Menschen. Das bedeutete: ihre Vasallen waren zugleich ihre Aufseher. Der Fürst steht auf dem erhabensten Platze, aber solange er ein Jüngling und Anfänger ist, werden dieselben Leute, die sich tief vor ihm verneigen und ihm unverbrüchlichen Gehorsam schwören, doch manches Mal ihrem Bevaterungs- oder Bemutterungsdrange Luft machen und an seiner Majestät oder Durchlaucht oder Hoheit zu lenken, zu schützen, zu treiben, zu wehren, zu zügeln suchen. Und erst recht wacht man mit zärtlicher Fürsorge über einer jungen Fürstin: ob sie wohl ihre Rolle richtig erfaßt, ob sie im rechten Augenblick zurückhaltend, gnädig, stolz, leutselig, streng, wohltätig ist, ob sie schön und reich gekleidet erscheint. An Helden und Heroinen ist auf einem solchen Höftheater oft Mangel; niemals aber fehlt der Regisseur hinter der Szene und niemals fehlt die Souffleuse.

Frau v. Stein mochte auch bei diesen Hof- und Staats-Aktionen nicht zu den Mitwirkenden gehören; es lag nicht in ihrer Natur, ihre Händchen mit im großen Spiele haben zu müssen. Aber sie saß in der Nähe der Bühne und sah mit aufrichtigen Wünschen, Hoffnungen und Sorgen dem neuen Stücke zu.

III. Der neue Herzog und der neue Freund.

1775 und 1776

Der neue Herzog feierte nach seiner Rückkehr zunächst noch einmal seinen Regierungsantritt und seine Vermählung durch eine lange Reihe von Festen und Vergnügungen. Seine jungen Freunde, die jetzt gute Aussichten hatten, schürten noch fleißig seine Lust zu jugendlicher Ausgelassenheit, und von auswärts kamen gerufen und ungerufen andere junge Männer, um als Gäste oder als neue Angestellte an diesem fröhlichen Treiben teilzunehmen. Die dreiunddreißigjährige Freifrau v. Stein kam sich fast wie eine Matrone vor an einem Hofe, an dem die Hauptpersonen unter Zwanzig und nur wenige der Bevorzugten über Dreißig zählten.

Am 7. November traf der sechsundzwanzigjährige Dr. Goethe in Weimar ein. Frau v. Stein war gerade nicht in der Stadt; sie war vor einigen Tagen noch einmal nach Kochberg zurückgekehrt, wo Haus- und Landwirtschaft zur Winterruhe gebracht sein wollten. Doch kam sie bald wieder nach Weimar zurück, und es mag in der Mitte des Monats gewesen sein, als der Herzog und Goethe zum ersten Male zusammen in ihre Besuchsstube eintraten. Es war eine Nachmittagsstunde, die frühe Dunkelheit der Jahreszeit ließ schon nach der Lampe verlangen; im Zimmer waren außer Charlotten ihr Gatte, ihre Knaben und

zwei junge Fräulein v. Ilten, die keine Eltern mehr hatten und deshalb um so mehr Schutz bei den Verwandten und Freunden in Weimar fanden.

Bald danach begegneten sich Goethe und Frau v. Stein bei den Konzerten und Tafeln am Hofe, auf Bällen und Redouten, bei Picknicks und Assembleen. Sogar Charlotte ließ sich jetzt von der allgemeinen Stimmung anstecken und sich von der lustigen Jugend mitreißen. Lebhaft ging es besonders vom 26. November bis zum 3. Dezember her, denn an diesen Tagen waren die beiden jungen Grafen Stolberg in Weimar zu Besuch, ein paar stürmische, fröhliche Menschen. Hier in Weimar fühlten sie sich so wohl wie noch nirgends an einem Hofe; in den Briefen, die sie an eine ihrer Schwestern, die Gräfin Bernstorff, schrieben, rühmten sie auch Charlotten.

„Eine Frau v. Stein, Oberstallmeisterin, ist ein allerliebstes, schönes Weibchen"

urteilte Fritz; als die „schönäugigte, liebe, sanfte Stein" behielt er sie lange im Gedächtnis. Und der ältere Bruder erzählte von einem Abendessen, das sie bei dem Prinzen Konstantin hatten:

„Mit eins ging die Tür auf, und siehe: die alte Herzogin kam herein mit der Oberstallmeisterin, einer trefflichen, guten, schönen Frau v. Stein. Beide trugen zwei alte Schwerter aus dem Zeughause, eine Elle höher wie ich und schlugen uns zu Rittern. Wir blieben bei Tische sitzen, und die Damen gingen um uns herum und schenkten uns Champagner ein. Nach Tisch ward Blindekuh gespielt; da küßten wir die Oberstallmeisterin, die neben der Herzogin stand. Wo läßt sich Das sonst bei Hofe tun?"

Goethe war bei diesen Vergnügungen manchmal still-unbeholfen und manchmal der Erregteste, Feurigste, Beredteste. Seine bald schwärmende, bald gestaltende Phantasie machte ihn, wenn einmal die Hemmungen überwunden waren, zum unterhaltsamsten Gesellschafter, zu einer Art Zauberer und Feuerwerker. Seine Herzlichkeit, sein Bedürfnis nach Freundschaft und Liebe, seine Lust, Andere zu erfreuen und zu beschenken, seine Uneigennützigkeit und Schlichtheit erweckten in seinen neuen Bekannten für ihn Zuneigung und Hochachtung zugleich.

Ein merkwürdiger Mensch war er schon im Alltagsverkehr; er sprach eine ganz besondere Sprache; seine rheinische Mundart klang neben der rohen thüringischen fein und herzlich zugleich; aber davon ganz abgesehen: seine Weise sich auszudrücken, war viel volksmäßiger, als man sie bei Hofe zu hören pflegte, und oft auch in dem Sinne eigentümlich, daß er die glücklichsten Wendungen und Bilder frisch erfand und zwar wie einer, der ohne die Mühe des Suchens findet.

Er war seiner Herkunft nach ein Bürgerlicher, aber er ward in diesem vornehmen Kreise von den Meisten ohne weiteres als ein Aristokrat anerkannt; denn er war ein schöner junger Mann, gut gekleidet, von freiem, stolzem Benehmen, und namentlich als Sohn eines wohlhabenden Vaters wirtschaftlich unabhängig und schon dadurch vielen Adligen überlegen. Dazu kam sein bereits erstaunlich großer Ruhm; weit über Deutschland hinaus war der Name des jungen

Frankfurter Doctor juris gedrungen, der den ‚Götz' und den ‚Werther' hatte drucken lassen; welch ein Versprechen waren diese Dichtungen! Und von künftigen Werken Goethes war auch schon viel die Rede, wenigstens unter den „schönen Geistern"; hier in Weimar las Goethe zuweilen etwas von seinen angefangenen Dichtungen vor, z. B. vom ‚Faust'. „Die Herzoginnen waren gewaltig gerührt bei einigen Szenen", erzählte Fritz Stolberg; und den übrigen Damen, die den alten Zauberer Faust jetzt in Goethes Sprache reden hörten, wird es nicht anders zu Mut gewesen sein.

Frau v. Stein und Goethe begegneten einander bald gern in den Gesellschaften; sie wurden so rasch gute Bekannte, daß Goethe dieser Gönnerin, als sie im Anfang Dezember sich noch einmal in Kochberg aufhielt, dort einen Besuch abstatten konnte. Es war sein erster Besuch, der ihr allein, ihr als Person galt, und hier in der Ruhe und Einsamkeit des alten Schlosses kam es zu einem ersten ruhigen, langen, vertraulichen Gespräch zwischen beiden, zu einer Annäherung, die bei aller Gelassenheit in den äußeren Formen, viel innerlicher und wertvoller war als die bisherige kecke Zutraulichkeit bei Wein und Tanz. Draußen stürmte und fröstelte es; drinnen, beschützt von den dicken Wänden der Burg, saßen die Beiden am Kamin, aus dem die Flammen auf ihre Gesichter leuchteten. Goethe spürte, daß diese Frau eine gar gute Gesinnung gegen ihn hatte, eine Neigung besonderer Art. Worüber sie redeten? Über den Herzog und die Herzogin und was beiden not tat, über die Hofgesellschaft, über die früheren,

die jetzigen und die künftigen weimarischen Zustände. Als eine alte Hofverwandte des weimarischen Fürstenhauses sprach die Dame sich aus mit einem wohlmeinenden jungen Manne, der vor kurzem als Fremdling in den Kreis getreten war, der aber schon Einfluß auf den Herzog und eine nicht geringe Macht zum Guten oder Bösen hatte. Die Baronin sagte ihm ihre Meinungen sehr frei heraus. Das lag in ihrer Natur, aber der Zuhörer empfindet solche Offenheit immer als eine Ehrung für sich. Und wenn sich Zwei offen und vertraulich miteinander besprechen, so geben sie sich gegenseitig ihr inneres Bild und werden dadurch auf lange miteinander verbunden. Wie ein Freund der Schloßherrin fühlte sich der junge Dichter alsbald hier auf Kochberg. Auf der inneren Platte von Charlottens Schreibtisch schrieb er seinen Namen und das Datum ein: „Goethe d. 6. Dez. 75.“*) Vielleicht hatte er sich daran gesetzt, um zu einem Briefe an den gemeinsamen Freund Zimmermann ein paar Zeilen hinzuzufügen.

Zimmermann antwortete seiner weimarischen Freundin am 29. Dezember und entgegnete ihr auch sofort auf ihre Mitteilungen über ihren Gast.

„Es wundert mich keineswegs, daß Herr Goethe in Weimar allgemein gefallen hat. Wem ein so glänzender, so allgemein bestätigter Ruhm vorausgeht, wer überdies beim ersten Blick den Blitz in den Augen trägt, Der hat wohl alle Herzen durch seine unendlich liebenswürdige Gutmütigkeit rühren müssen und zugleich durch die Ehrenhaftigkeit, die mit

*) Der Schreibtisch ist noch auf Kochberg; ein großer breiter einfacher Tisch mit verschließbarer Schublade aus Holz.

seinem erhabenen und durchdringenden Genie gepaart ist. Ach, meine Freundin, wenn Sie ihn in seinem Vaterhause gesehen hätten, wenn Sie gesehen hätten, daß dieser große Mensch gegen seinen Vater und seine Mutter der ehrenhafteste und liebenswerteste Sohn ist, so müßten Sie sich wohl viel Mühe geben, »um ihn nicht durch das Medium der Liebe zu sehen.«

„Tadeln wir die großen Männer nicht! Fehlte Dem, was sie getan haben, nur ein Zug, so würde zugleich das Große fehlen, was wir an ihnen bewundern."

Diese Äußerungen Zimmermanns waren sicherlich ein Widerschein von Charlottens Brief: sie hatte also den jungen Dichter herzlich und doch nicht unbedingt gelobt und den von Zimmermann deutsch geschriebenen Satz gebraucht, daß es schwer sei, „ihn anders als durch das Medium der Liebe zu sehen."

* * *

Sie trug keine Bedenken, diese „Liebe" jedem guten Bekannten und auch dem Doktor Goethe selber zu offenbaren, durfte man doch darunter nichts Anderes verstehen als das natürliche Wohlgefallen an einem begabten jungen Manne und die freundliche weibliche Fürsorge für ihn, den Jüngeren, dem eine ältere Freundin wohl nützlich sein konnte. Es ist in der ganzen Welt Sitte, daß die älteren verheirateten Damen ihre Neigungen offener zeigen, als junge Mädchen es tun dürfen, und daß sie erziehend oder verziehend sich gern mit solchen auserwählten jungen Männern abgeben. Goethe hatte in Weimar kein Heim; um so erklärlicher war es, daß er

manchmal, geladen oder ungeladen, in der Stube der Freundin erschien und daß er oft auch an ihren Mahlzeiten teilnahm. Wir wissen von einem Dezembertage, den er bis zur Dämmerung auf dem Eise verbrachte, wo er die weimarischen Kavaliere und Damen in der ihnen ungewohnten Kunst des Schlittschuhlaufs belehrte; vom Teich im Baumgarten war es nicht weit zur Wohnung der Frau Oberstallmeisterin. „Und nun an der Frau v. Stein Schreibtisch und einen guten Abend", heißt es in einem Briefe an Zimmermann, der ihm wieder Silhuetten geschickt hatte. Er wollte weiter mit jenem Brieffreunde plaudern, aber die Dame des Hauses trat herzu.

„Sie kommt eben herein, hat große Sozietät Kinder, die heut Abend Komödie probiert haben und Streiche treiben. Ich bin anderswohin geladen und versprochen, werd' aber wohl dableiben."

Fröhliche Kinder und eine freundliche Hausfrau: keinen lieberen Kreis gab es für Goethe. „Hier bin ich herzlich wohl", schloß er für diesmal den Zettel an Zimmermann.

Eine Fürstin Hohenlohe, die mit Charlotten und ihrem Bruder Karl gut bekannt war, kam in diesem Jahre einmal nach Weimar.

„Gleich bei der Ankunft treffe ich unsere »Eule, den Schardt«,"*)

erzählte sie im nächsten Briefe ihrer Schwester,

*) Das Original, von Schöll in seiner Ausgabe von Goethes Briefen an Frau v. Stein abgedruckt, ist in einem schlechten Französisch abgefaßt, die hier in »« gefaßten Worte sind deutsch.

„ich steige schnell aus dem Wagen, und er führte mich zu seiner Schwester, die sehr erstaunt war über meine Erscheinung.

„Ich fand den berühmten Goethe bei ihr; er sieht nicht aus wie ein »Bürger«, sondern wie ein von Schmeicheleien verwöhnter Gelehrter. Trotz dieses Airs, das mir nicht angenehm ist, habe ich ihn doch ganz liebenswürdig gefunden »und bin ihm ganz gut geworden«. Er weiß von Dir Bescheid, wie wenn er eben von Dir käme, und liebt Dich, wie wenn er Dich noch vor sich sähe; er studiert Deinen Charakter nach Deiner Silhuette und urteilt über Deinen Geist nach Deiner Nase und dem Ganzen des Kopfes.

„»Ich wollte, Du kenntest die Eule, Du würdest Dich gewiß mit ihm [verstehen]«; er hat zur Stein gesagt, »ich schiene ein gutes, liebes Geschöpf zu sein.« Ich habe nachher die Bekanntschaft Steins gemacht, der mir sehr »genießbar« vorkam, und von der ganzen Familie; nach dem Abendessen haben mich die Steins und Goethe bis zum Gasthof gebracht."

So gehörte also Goethe beinahe zur Familie.

Es ist die Regel, daß der junge Mann, der in der Fremde eine solche liebenswürdige Freundin und Pflegemutter findet, ihre Güte durch dankbare Verehrung erwidert, daß er großes Zutrauen zu ihr faßt, daß er ihr ritterliche Dienste erweist; aber es ist auch die Regel, daß sein „Herz", seine „Liebe", sein Hoffen und Wünschen sich an die jüngeren und ledigen Damen, die im Alter zu ihm passen, oder auf eine einzige unter ihnen Auserwählte richtet. Bei Goethe ging es jetzt nicht ganz nach der Regel. Er hatte wohl sein Vergnügen an den „Miesels", den Mäuschen, wie er die jungen kokettierenden Damen zu nennen beliebte, und er war manches Mal zu „Mieseleien" aufgelegt, verliebte sich auch wohl

auf einen Abend und Morgen in eine fröhliche Tänzerin, aber ein tieferes Gefühl erweckte doch keine dieser weimarischen Fräulein und Demoiſellen in ihm. Er konnte mit ihnen äugeln, ſcherzen, tändeln, tanzen, tollen, verliebt tun und ging doch jedesmal unverſehrt von dannen. Denn er durchſchaute die jungen Mädchen nur gar zu gut; er hatte ſich an ihren Süßigkeiten ſatt gegeſſen, und ein bitterer Geſchmack war ihm geblieben.

Er war neben einer Schweſter aufgewachſen, die keinen Gedanken vor ihm geheim hielt; er hatte von Kindheit auf alle ihre Freundinnen gekannt, war in der Heimat und überall, wo er ſonſt gelebt hatte, mit jungen Mädchen befreundet geweſen. Trotz dieſer Kenntnis und Gewöhnung waren ſeine Gefühle einige Male zu leidenſchaftlicher Liebe emporgewallt; er hatte dann Alles erfahren und tief erlebt, was man Liebe heißt: Begegnen, Begrüßen, Anbändeln, Begehren, Erobern, Küſſen und Herzen — Zweifel, Eiferſucht, Zwiſt, Verdruß — neues Siegen, neue Plage. Als er nach Weimar kam, hatte er ſich eben von einem ſchönen, guten, bewunderten Mädchen losgeriſſen, von Lilli Schönemann zu Frankfurt; er liebte ſie immer noch, aber er wollte dieſe Liebe niederkämpfen und ganz vergeſſen, denn ihn ſchauderte vor der erwarteten Fortſetzung dieſer Liebe, vor der Ehe, zurück, vor einer Ehe, die ihn zwar zum Gatten eines ſchönen jungen Weibchens, aber zugleich auch auf Lebenszeit zum Mitglied einer vornehmen Philiſtergeſellſchaft gemacht hätte, zum Gefangenen, der in ihrem Netz von Überlieferungen, Anſichten, Abſichten und

Sitten ohnmächtig zappelt. Schon lange mühte er sich in diesem inneren Kampfe gegen Lilli ab. „Weg du Traum, so hold du bist!“, rief er zornig aus und hielt doch noch oft, wenn er allein herumging, mit ihr sein Zwiegespräch:

Da schwebt so licht dein liebes Bild,
Dein süßes Bild mir vor!

Wer eben vor Lilli entflohen war, konnte nicht hier in Weimar die Beute einer der nach Braut- und Ehestand begehrenden jungen Damen werden!

Aber die Oberstallmeisterin v. Stein war für seinen Geist und sein Herz freilich ein Neues und Wundersames. Hier war nicht das gewöhnliche weibliche Liebeswesen, das Süße, Lockende, Begehrende, Erregende, Wärme und Lust Verheißende, und doch fand hier ein Verlangen sein Ziel, ein Durst seine Erquickung. Der erhitzte Wanderer, der sich endlich in kühlem Schatten hinwerfen kann, fühlt, wie Goethe fühlte, wenn er bei dieser Freundin in die Stube trat. Von ihrem Auge, ihrer Stimme, ihrer Hand schienen Ruhe und Frieden auf ihn überzufließen, ihre Worte machten ihn mäßiger, milder, heiterer. Schon der gleichmäßige Ton, mit dem sie immer sprach, wirkte besänftigend. Ach, wie nötig hatte er solche Linderung, er, der Umgetriebene, Unruhige, allzu rasch Denkende, von Stimmung zu Stimmung Gerissene! Hatten nicht die Leute schon gesagt, der Fluch Kains liege auf ihm? Hatte er sich nicht selber schon zu des Tantalus Geschlecht gerechnet, hatte er nicht durch den ‚Werther‘ aller Welt verraten, daß ihm Selbstmordgedanken nichts Fremdes waren?

Charlotte v. Stein

Schattenriß aus Karl v. Knebels Nachlaß

In solcher Art wohltätig, wie jetzt Frau v. Stein, war ihm noch kein Weib oder Mann gewesen.

Schön war sie, unter allen den Frauen und Mädchen in Weimar noch eine der schönsten; sie hatte nicht den Reiz der kräftigen und verlangenden Jugend, wohl aber die sanfte Schönheit der leidenden, entbehrenden, verzichtenden Frau. In einer Hinsicht war sie jünger als Goethe: sie hatte zwar Mann und Kinder, aber niemals hatte ihr Herz eine heiße, volle Liebe und gänzliche Hingabe erlebt. Solche Frauen, deren innerstes Herz nie bezwungen wurde, behalten ein Jungfrauentum, eine starke Anziehung für den Mann, der sich getraut, ihre Sehnsucht zu stillen.

Goethe gab sich keine Mühe, für die zarten Gefühle, die diese Frau in ihm hervorrief, einen anderen Namen als „Liebe“ zu suchen. Einen Menschen zu lieben, ist kein Unrecht; kein Eheband kann und soll eine neue Liebe ausschließen; Liebe ist der beste Gottesdienst. An eine sinnliche Liebe, an einen Einbruch in die Rechte des Gatten, dachte Goethe mit keinem Gedanken, und mit seinen bisherigen Verhältnissen zu geliebten Mädchen verglich er diese Liebe auch nur so, daß er sie ein ganz Neues, Eigenes und Edleres nannte. Hier endlich winkte ihm ein höchstes Gut, nach dem seine Seele im geheimen längst sich gesehnt: die reine Liebe!

Wunderbar waren hier alle Bedingungen vereinigt, dies seltene Glück, dieses Nichts-als-Liebe zu gewinnen. Charlotte war verheiratet, also liebte sie ohne die Hintergedanken an Versorgtwerden und Geborgensein.

also fielen alle die wirtschaftlichen Fragen und Kämpfe und Nöte fort, die sonst so rasch vor dem Liebenden auftauchen und von ängstlichen Mitmenschen ihm vorgehalten werden; es fielen alle die großen und kleinen Schwierigkeiten und Gegensätze fort, die eine gemeinsame Häuslichkeit auch zwischen Liebenden hervorruft. Goethe brauchte nicht wie ein Bräutigam zu sorgen, ob die Geliebte eine geschickte Köchin und kluge Haushälterin sei. Die ganze Prosa fiel fort. Und ebenso ward jenes rohere Sinnenleben ausgeschlossen, was man oft als tierische Liebe oder tierische Triebe bezeichnet, nicht nur weil wir Menschen es mit den Tieren gemeinsam haben, sondern auch, weil unsere Seele dieses Geschlechtsleben oft als eine ihr vom Körper her aufgenötigte Erniedrigung empfindet. Dies widerwärtige Herabsinken der Liebe aus Himmelshöhen in die tierische Leibesnotdurft war in Goethes und Charlottens Falle zwiefach ausgeschlossen: durch Charlottens Ehe mit einem redlichen Manne, der zu Goethes guten Bekannten gehörte, aber auch durch Charlottens Gemüts- und Sinnesart. In ihr war keinerlei bewußtes oder unbewußtes Verlangen nach Sinnenlust; denn was davon auch ihr Teil gewesen sein mochte, war in den Jahren der jungen Ehe und der unwillkommenen Kinderlast längst aufgezehrt.

In allen anderen Fällen ist die reine Liebe zwischen Mann und Weib nur das erste Wohlgefallen, nur der Anfang eines zusammengesetzteren, also unreineren Verhältnisses; hier aber konnte, mußte sie von Dauer sein. Goethe hatte schon mehrere Male schwer darunter ge-

litten, daß seine Verehrung für ein gutes und schönes Mädchen alsbald durch die Frage gestört und getrübt wurde, ob er mit diesem Mädchen einen bürgerlichen Hausstand begründen, ob er Treue fordernd und Treue gelobend mit ihr einen wirtschaftlichen und geschlechtlichen Bund auf Lebenszeit schließen wolle. Er hatte nie den Mut gehabt, einen solchen ungeheueren Verzicht auf künftige Freiheit und künftige Entwicklung auszusprechen, und hatte schwer darunter gelitten, daß die Gesellschaft mit ihren weltlichen, eigennützigen oder sozialen Forderungen die gegenseitige Entzückung zwischen Jüngling und Jungfrau belastete und geradezu bestrafte. Um so glücklicher war er über dies neue Verhältnis, das eine freie Liebe der Seelen sein und bleiben konnte.

Er war kein unkundiger Schwärmer mehr, noch weniger war er ein Hasser des Natürlichen und Irdischen; er entschloß sich auch jetzt keineswegs zur Askese, zu einer mönchischen Unnatur. Daß er noch fernerhin der irdischen Liebe unterworfen sein und daß schließlich auch sein Schifflein in den Hafen der Ehe treiben würde, bezweifelte er keineswegs. Seine ältere Freundin hatte auf fernere Liebeslust verzichtet; er aber stand noch in voller Lebenskraft und harrte noch der holden Verführerinnen, die ihn bezwingen mochten. Aber gerade dies Bereitsein für jedes „schöne Mieſel“ schien ihm eine neue Sicherung für sein abgesondertes Bündnis mit Charlotten.

Ein ähnliches reines und dennoch inniges und vertrauliches Verhältnis zwischen Menschen verschiedenen

Geschlechtes, die im Alter einander nahestehen, ist nur zwischen Geschwistern einigermaßen häufig. Die Liebe zwischen Goethen und Charlotten sollte also wie die Liebe zwischen Bruder und Schwester sein! Zufällig waren sie in der Farbe und einigen Zügen des Gesichts einander ähnlich, auch die Stimmen hatten verwandten Klang: die Natur hatte sie als Geschwister gebildet, wenn auch nicht durch ihr gewohntes Mittel.

Goethe hatte mit seiner leiblichen Schwester schon von frühester Kindheit an so innig verbunden gelebt, wie es selbst unter Geschwistern sehr selten ist; es war ihm daher ein Lebensbedürfnis geworden, eine Schwester zu haben, sie zu lieben, zu beschenken, zu erfreuen, zu belehren, zu schelten und wieder zu lieben, ihr sein Geheimstes anzuvertrauen, ihren weiblichen Rat in kleinen und großen Dingen zu erhalten und zu fordern. Diese leibliche Schwester hatte er in den letzten Jahren verloren: sie hatte sich verheiratet — schon Das bedeutete eine Loslösung vom Bruder — und ihr Gatte war ein Mann, in dessen Hause und Händen Goethe die Schwester nur ungern sich vorstellte. Zwar war Johann Georg Schlosser hochachtbar, hervorragend, wohlmeinend; Goethe war früher sein Freund gewesen, aber jetzt standen sie sich innerlich nicht mehr nahe. Schlimmer aber war, daß die Schwester zur Ehefrau nicht taugte, daß sie als solche litt, daß sie kränkelte, seufzte, entbehrte. Dem Bruder war es ein entsetzlicher Gedanke, daß er dieser Schwester in ihrer inneren Not nicht beistehen konnte und durfte, daß Schlosser ganz an seine Stelle getreten war. Der Gedanke an Kornelia war

ihm so schmerzlich, daß er alles Denken an sie gewaltsam von sich wies, daß er sich fast nicht hinsetzen konnte, ihr zu schreiben. Sie war für ihn verloren. Welche Gnade des Schicksals war es für Goethe, daß es ihm hier in Weimar eine neue Schwester entgegenführte!

Alle diese Gedanken vertraute Goethe der neuen Freundin an. Sie tauschten sehr bald Briefchen und Zettelchen aus, deren Inhalt sich auf Das, was man vorhatte oder eben hinter sich hatte oder auf gemeinsame Mahlzeiten, kleine Geschenke, geliehene Bücher und dergleichen bezog, die aber auch immer ein Wort des Grußes und der Liebe enthielten. Es waren keine vorher überdachten, sorgfältig abgefaßten Schreiben, sondern man setzte die Worte rasch auf's Papier, unbekümmert um alle Regeln der Sprache und des Herkommens; der Andere verstand die abgerissenen Sätze schon. Goethe schrieb, wie er sprach: gar volksmäßig und naiv, oft zu eigenen poetischen Bildern und Versen sich erhebend. Und immer wieder schrieb er von seiner Liebe, von dieser einzigartigen, wohltätigen Liebe.

„Alles Liebe peinigt mich auch hier, außer Sie, liebe Frau, so lieb Sie auch sind," hieß es in einem der ersten Zettel, und in einem andern: „Liebe Frau, leide, daß ich Dich so lieb habe! Wenn ich jemand lieber haben kann, will ich Dir's sagen, will Dich ungeplagt lassen."

„Sollst mich auch ein bißchen lieb haben!" rief er sie Ende Januar 1776 an; ein paar Tage darauf klang es frömmer: „Nun, liebe Frau, bewahr' Dich Gott und hab' mich lieb, ist doch nichts Anderes auf der Welt;"

und im nächsten Zettel dachte er ruhiger: „Doch ich habe mich nicht zu beklagen, Sie sind so lieb, als Sie sein dürfen, um mich nicht zu plagen.“ In den folgenden Wochen aber erfreute er sich immer wieder an diesem Gedanken: Liebe ohne Leid, Wein ohne Hefe. „Du Einzige unter den Weibern, die mir eine Liebe in's Herz gab, die mich glücklich macht,“ redete er sie an, und am gleichen 23. Februar auf einem zweiten Zettel: „Du Einzige, die ich so lieben kann, ohne daß mich's plagt! O, hätte meine Schwester einen Bruder irgend wie ich an Dir eine Schwester habe!“ Am 4. März fügte er dann einen neuen Gedanken hinzu:

„Du einziges Weibliches, was ich noch in der Gegend liebe, und Du Einziges, das mir Glück wünschen würde, wenn ich was lieber haben könnte als Dich! — Wie glücklich müßt' ich da sein — oder wie unglücklich!“

* * *

Natürlich ward die Frau Oberstallmeisterin sehr bald mit ihrem neuen, feurigen Liebhaber geneckt: das gegenseitige Aufziehen und Sticheln wurde zu dieser Zeit am weimarischen Hofe überaus eifrig betrieben; es war geradezu ein geordneter Teil der geselligen Unterhaltung. ‚Matineen‘ nannte man die Reimereien, die zur Verspottung der guten Freunde gedichtet und im kleinen oder großen Kreise bei Hofe vorgelesen wurden. Auch Charlotte verfertigte einmal, um empfangene Stiche zu erwidern, eine solche Matinee, ein „Schauspiel in drei Abteilungen“, das jedoch nur ein paar Seiten füllte. Sie selber trat darin als Gertrud auf, die

Herzogin-Mutter als Adelheid, deren Gesellschafterin Fräulein v. Göchhausen als Thusnelde und die Gattin des Stallmeisters v. Werthern als Kunigunde; diese Damen beschäftigen sich mit dem Helden des Stückes, Goethe, hier Rino genannt nach den Versen im Ossian „Rynos Seele war wie ein Feuerstrahl“ und der dort an ihn gerichteten Anrede: „Schlank bist du auf dem Hügel, schön unter den Söhnen der Heide!“ Die Verfasserin oder „Gertrud“ gestand in dem Scherzspiel offen ein, daß auch sie auf den Dichter des ‚Werther‘ allerdings neugierig gewesen sei; auch verhehlte sie nicht, daß sie jetzt schon ein ganzes Paket Briefchen von ihm besitze, aber seine Liebeszeichen seien von geringem Wert, denn er mache gar Vielen den Hof. Und „für mich ist die Liebe vorbei“, erklärte sie in ihrer gewohnten Resignation,

Ich bin ihm zwar gut, doch, Adelheide, glaub' mir's nur:
Er geht auf aller Frauen Spur,
Ist wirklich, was man eine Kokette nennt;
Gewiß, ich hab' ihn nicht verkennt . . .
Er hat mir wohl so mancherlei gesagt,
Daß, hätt' ich es nicht reiflich überdacht,
Ich wäre stolz auf seinen Beifall worden.
Doch treibt ihn immer Liebe fort:
Ein neuer Gegenstand an jedem neuen Ort!
Die schönern Augen sind gleich sein Orden,
Vor die muß er manch treues Herz ermorden;
So ist er gar nicht Herr von sich,
Der arme Mensch, er dauert mich!

Das schrieb sie zunächst, um vor den Andern nicht verliebt zu erscheinen und um dem Spotte zu begegnen, der gerade dem Liebesschaden gern auf dem Fuße folgt; aber

diese Kritik Goethes kam ihr doch auch von Herzen. Sie hielt die Liebe, die er ihr darbrachte, für eine vorübergehende Schwärmerei; sie sah sich als Eine in einer langen Reihe von Goethes Herzensdamen. Auch jetzt und hier hatte er noch offene Augen für das ledige junge Volk und brachte ebenso den verheirateten und anderen älteren Damen am Hofe seine Huldigungen dar. Gewiß war sie in seinem Herzen jetzt die Königin, aber sie wollte sich nicht einbilden, daß ihre Herrschaft von Bestand sein würde. Goethe war ein viel zu unruhiger, in seinem Fühlen, Wollen und Können gar zu sehr wechselnder Mensch. Eben konnte er sich als den glücklichsten Mann gepriesen haben, dann lief er wieder herum wie ein Verstörter, ganz wie einer, der ein schlechtes Gewissen hat. „Süßer Friede! komm', ach komm' in meine Brust!" seufzte er zum Himmel empor und zugleich schrieb er an die Freundin: „Ich bitte nur um ein Wort, Besänftigerin!" Warum bedurfte er so sehr der Besänftigung? Oft genug raubte seine Ruhelosigkeit auch der Freundin, der er sich anvertraute, das Behagen; oft ward die Unruhe zu einem Ungestüm, zu einer Erregtheit, zu einem Vergessen und Verachten guter Sitten, die in Charlotten Unwillen und Ärger hervorriefen. Sie mußte ihn dann strafen, von sich weisen, fernhalten, bis er den richtigen Ton wieder finden würde.

Viel dachte sie über diesen seltsamen Menschen nach, der einen so durchdringenden, beherrschenden Geist besaß und doch so grobe Fehler machte und bei aller Stärke so schwach war. „Je mehr ein Mensch fassen kann," erklärte sie sich's, „je dunkler, anstößiger wird ihm

das Ganze, je mehr fehlt man den ruhigen Weg.“ Und sie gelangte sogar zu dem unfrommen Schlusse: „Gewiß hatten die gefallenen Engel mehr Verstand wie die übrigen.“*) Goethe war solch ein gefallener Engel, solch ein Abdiel Abbadona, wie ihn Klopstock gemalt.

* * *

Dieser ihr eigenster Kummer über den bald so liebenswerten und bald so unartigen und wilden Liebhaber hing mit einer allgemeineren Not innig zusammen. Es ist schon daran erinnert, wie ängstlich besorgt die Blicke Aller sich auf einen neuen Landesherrn und auch auf eine neue Landesmutter richten, wie namentlich junge fürstliche Personen in den alten Staatsdienern und ihren Damen ebenso viele Vormünder und Vormünderinnen haben. Als Karl August ein Viertel-, ein halbes Jahr sein Herzogsamt innehatte, und Herzogin Luise ebenso lange im Lande war, konnte sich keiner unter den nahen Zuschauern verhehlen, daß die junge Herzogin unzufrieden und unglücklich auf die neue Umgebung blickte und daß der hochbegabte junge Fürst sein ernstes Amt versäumte und in einem wilden Trubel dahinlebte. Getreue Untertanen machen nun nicht gern die Fürsten selber für ihre Sünden verantwortlich; sie glauben lieber an schlechte Berater, gestalten sich in ihrer Phantasie Einen aus ihrer Umgebung zu einer Art Hofdämon, nach dessen Vertreibung

*) An Zimmermann, 10. Mai 1776.

Alles wieder gut werden müsse. In diesem Falle war offenbar Goethe der böse Genius, denn er war Karl Augusts beständiger Begleiter und Berater.

In den ersten Wochen, als der berühmte Poet aus Frankfurt zu Besuch gekommen war, sah man ihn allenthalben gern; an jedem Hofe ist man für eine ungewöhnliche Unterhaltung dankbar. Da der Besuch sich ausdehnte, und der junge Herzog mit diesem Fremden wie mit einem besten Freunde und Herzbruder zu leben begann, erregte Das schon Mißvergnügen und Eifersucht. Als es endlich durchsickerte, daß Dr. Goethe in Weimar bleiben und vom Herzog in ein hohes Amt gesetzt werden sollte, da war der Tadel allgemein. Das war offenbare Günstlingswirtschaft! So fähig Goethe als Dichter sein mochte: daß er auch zum Staatsdiener tauge, hatte er keineswegs bewiesen! Wollte er es aber beweisen, lag ihm an einem Amte in der Landesverwaltung, nun wohl: so mußte er unten an der Leiter anfangen und, wie die anderen höheren Räte es einst getan, von der Pike auf dienen. Nach seinem bisherigen Einfluß auf den jungen Herzog eignete er sich wahrlich noch nicht für ein hohes Amt!

Wir Heutigen sind unparteiischer und über Manches besser unterrichtet als die damaligen nächsten Zuschauer. Karl August zögerte in der Tat lange, der gute Regent zu werden, der er nach seinen Gaben und seiner Vorbildung trotz seiner Jugend schon hätte sein können. Aber er lebte nicht so herrlich und in Freuden, wie es den Anschein hatte; er war nicht so sehr voll Übermut und Jugendlust, wie man es sich im Publikum

erzählte, sondern es war ihm oft gar nicht wohl in seiner Haut, und er suchte im Festefeiern oder in wilden Ritten nur Betäubung und Vergessen. Zunächst drückte ihn seine Ehe, die unverkennbare Unzufriedenheit und abweisende Verschlossenheit seiner Frau. Er hatte Glück und Seligkeit von einer jungen Genossin erwartet, aber Luise erwiderte seinem Feuer mit Kälte, seiner Herzlichkeit mit Verständigkeit, seiner Sinnlichkeit mit Geistigkeit, seiner Natürlichkeit mit Vornehmheit. Sie hatte gar viel an ihm zu tadeln, sie griff ihn scharf an und wenn sie ihren Kummer nicht aussprach, so verbarg sie ihn doch nicht.

Wollte sich Karl August aber seinem Herzogsamte zuwenden, so traten die alten Räte vor ihn, die ihn eben noch als Knaben gekannt hatten, deren Art und Sprache er haßte und nicht verstand. Mit ihnen zu arbeiten, schien ihm unmöglich; sie zu entlassen, wäre undankbar und auch unklug gewesen, denn er bedurfte ihrer Kenntnisse. Er schwankte also in seinen Vorsätzen, suchte nach einer Vermittlung; er wollte die alten Herren ehren und behalten, wollte aber auch einige junge Männer, die sein ganz besonderes Vertrauen hatten, unter ihnen den Dr. Goethe, in hohe Ämter setzen, damit sie neben und mit den Alten ihn unterstützten. Aber gegen seine Kandidaten waren wieder die alten Räte, an ihrer Spitze der ebenso verdienstreiche wie hartnäckige Geheime Rat Jakob Friedrich Freiherr v. Fritsch. Da gab es ein schwieriges und langwieriges Verhandeln, und unterdessen blieb manche Arbeit ungetan, die zum Wohle des Landes hätte besorgt werden können.

Gegen Dr. Goethe erhoben die bisherigen Räte nicht nur die Einwendung, daß es manchen treuen Diener, der eine Beförderung nach vielen Jahren karg besoldeter Arbeit verdient hatte, kränken müsse, wenn ihm ein unerprobter Fremder vorgezogen würde; noch ernster war das Bedenken, daß Goethe nicht nur keinen Beweis seiner Tauglichkeit zum Beamten aufweisen konnte, sondern daß er sich geradezu gegen Ordnung, Gesetz und Moral auflehnte und daß er auch den Herzog zu einer Verachtung des alten Guten verleitete. Vielleicht hatte Goethe trotzdem ein gutes, fühlendes Herz, aber die Predigt in seinen Schriften und Gedichten ging doch auf eine Revolution hinaus. Den Verlauf und das Ende dieser Revolution konnte Niemand absehen; aber schon ihr Beginn mußte eine grenzenlose Verwirrung sein, ein Zerstören des Bodens, auf dem man doch stehen und wirken mußte.

Das grundumstürzende Bestreben Goethes war, daß er dem natürlichen Menschen und seinem gegenwärtigen Empfinden, Denken und Bedürfen die Entscheidung über Das, was recht und unrecht, erlaubt und verboten, gut und böse ist, übertragen wollte. Wenn den Forderungen dieses natürlichen Menschen und dieser Gegenwart die überlieferten Gesetze, Ordnungen, Sitten, Bräuche und Alles, was man sonst Kultur nennt, widersprachen, so sollte nicht mehr der gegenwärtige Mensch sich den Kulturwerken unterwerfen, sondern er sollte sein eigenes Bedürfnis dem Alten gegenüber durchsetzen und ein Neues um sich schaffen. „Es erben sich Gesetz' und Rechte wie eine ewige Krankheit fort,"

war Goethes unzufriedene Lehre; dieser Krankheit stellte er das Natürliche und das Heutige als das Gesunde entgegen und forderte ein „Recht, das mit uns geboren ist".

Goethe war nun kein gewöhnlicher Phantast, keiner der närrischen Weltverbesserer, die man salbadern läßt, so lange sie nicht das Volk zu sehr aufregen. Er wäre nicht überall so aufgetreten, wie er es gerade hier in Weimar und gerade in diesem Jahre tat. Charlotte v. Stein erzeugte jetzt in ihm den Glauben: das seltene Glück der reinen Liebe sei jetzt zu ergreifen; ebenso gaben gerade Weimar und Karl August ihm die Zuversicht: jetzt sei einmal der rechte Ort gefunden und die rechte Stunde gekommen, um die alte drückende Last, unter der so Viele keuchten, abzuwerfen und ein neues Zeitalter zu beginnen. Denn dieser junge Herzog war in seinem Lande nahezu allmächtig; alle Einwohner darin hatten ihm zu gehorchen; auch von außen her wurde einem deutschen Reichsfürsten damals in Friedenszeiten so gut wie Nichts darein geredet. Karl August aber war ein kluger und kühner Jüngling, mit hohem Ehrgeiz und starkem Willen begabt: hier oder nirgends konnte die Sehnsucht des neuen Geschlechts zu Tat und Wirklichkeit werden! Hier oder nirgends war Amerika, das Land des neuen Anfangs! Warum auch sollten ein Karl August und ein Goethe danach fragen, was die alten Räte oder ihre Ehefrauen bisher für passend und recht hielten? Oder danach, was die vermoderten Großväter einst geglaubt und angeordnet hatten? Warum sollten sie muffigen Büchern und Skripturen gehorchen statt der Stimme in ihrem Inneren?

Die beiden Verschworenen begannen ihre Revolution im täglichen, geselligen Leben; sie sammelten ihre Gesinnungsverwandten um sich und suchten sie in die höchsten Ämter der Hof- und Landesverwaltung zu bringen. Zuerst drangen sie den Geistlichen des Landes, die seit fünf Jahren, seit Baschs Tode, keinen obersten Hirten mehr hatten, den unruhig-genialen Herder aus Bückeburg als Generalsuperintendenten und Oberhofprediger auf; Goethe selber und einige einheimische Kameraden des Herzogs wurden für andere hohe Ämter bestimmt. Natürlich fanden der Landesherr und sein genialer Freund Mitläufer, und ebenso natürlich fanden sich, wie schon angedeutet, Gegner, darunter so starke, wie die junge Herzogin Luise, der Minister v. Fritsch und der Graf v. Görtz, Karl Augusts ehemaliger Erzieher und jetzt Oberhofmeister der Herzogin. Viele Andere hinkten auf beiden Seiten; wieder Andere waren bereit, nach links oder rechts abzubiegen, je nachdem sich ihre eigenen Aussichten gestalteten. Der frühere sardinische Oberstleutnant Sigmund v. Seckendorff, der seit dem Spätjahr 1775 auf Karl Augusts Einladung am weimarischen Hofe lebte, schilderte in seinen Briefen die damalige Situation, wie sie der Hofmann alten Stils sah:

„Serenissimus überläßt sich fortwährend den geräuschvollsten Vergnügungen und kommt aus dem Kreise der Personen nicht heraus, die ihn zu fesseln verstanden haben. Alle Tage gibt es neue, ungewöhnliche Vergnügungen, ohne Rücksicht auf Das, was man davon sagt, weil es nach dem leider zu getreulich befolgten Systeme seiner Ratgeber keine Konvenienz und Schicklichkeit in der Welt geben soll und die bestehenden,

wie man lehrt, nur aus Launen geflossen sind, welche der Erste im Staate beseitigen könne und müsse. Die wunderlichsten Dinge wurden durch die Gewohnheit geheiligt; man müsse deshalb, um neue Sitten und Gebräuche einzuführen, die ersten Angriffe des Tadels unbeachtet lassen und durch festen Willen und Befehl Das autorisieren, dem das allgemeine Vorurteil entgegenstehe . . ."

So schrieb Seckendorff am 5. Februar, und zehn Tage später schilderte er seinem Bruder den Hof, wie er sich unter diesen Umständen gestaltete:

„Der regierende oder junge Hof besteht in einem Obermarschall Witzleben, der ein braver Mann ist; einem Hofmarschall, den man mit Recht außer Tätigkeit gesetzt hat [Charlottens Vater ist gemeint]; einem Reisemarschall Klinkowström, einem rechtlichen Manne, und vier diensttuenden Kammerherren: Kalb, einem geistreichen Manne von guter Figur, von dessen Charakter man aber nicht das Beste sagt; Werther, Reit- und Zechgenosse; meiner Wenigkeit und dem jungen Grafen v. Stolberg, der erst noch kommen soll und, wie Du weißt, ein Bardensänger ist. In diesen Tagen hat man einen fünften hinzugefügt in der Person des Herrn v. Wedel, der ein offener Kerl ist und alle Eigenschaften eines guten Jägers besitzt, der er sein will. Unsern weiblichen Hof, unter der Direktion des Grafen Görtz, kennst Du. Dazu kommt noch der Oberstallmeister Stein, ein braver Mann, nebst einem halben Dutzend Invaliden, und Du hast unsere tägliche Gesellschaft. Die junge Welt, welche die unteren Stellen inne hat, will nicht viel sagen, mit Ausnahme des Vetters [Christian v. Seckendorff] und ein paar Anderen, aus denen vielleicht etwas würde, wenn es gelänge, einen anderen Ton am Hofe anstimmen zu lassen.

„Jetzt zerfällt das Ganze in zwei Teile, von denen jener des Herzogs der geräuschvolle, der andere der ruhige ist. In dem ersten rennt, jagt, schreit, hetzpeitscht und galoppiert man;

seltsamerweise pikiert man sich, alles Dies mit Geist zu tun, und zwar wegen der Schöngeister, die dazu gehören. Es gibt keine Extravaganz, die man sich nicht erlaubt. Der zweite Teil langweilt sich größtenteils, und die Vergnügungen, die man sucht, entweichen gewöhnlich in dem Augenblicke, da man sie genießen will. Die Frauen darunter sind mittelmäßig; kaum zwei kann man hübsch nennen .... Man tanzt viel, man wird nicht müde, Komödie zu spielen; die Intrigen, die Ungewißheit wegen der Zukunft, die Eifersüchteleien und geheimen Kabalen geben einem Jeden etwas Gezwungenes in den Vergnügungen, die dadurch allen Reiz verlieren. So redet wohl Eines dem Anderen ein, man amüsiere sich, während es unter Zehn vielleicht nicht Einen gibt, der sich nicht zum Sterben langweilt."

So ungefähr sahen um diese Zeit, im Februar 1776, auch Charlottens Gatte und Charlotte selber die Dinge an; sie hofften und wünschten, daß der junge Herzog und Goethe aus diesem Rausche bald ernüchtert aufwachen möchten. Goethe wußte, daß Stein zur Partei der Alten gehörte. „Der Oberstallmeister v. Stein geht ehestens durch Frankfurt," schrieb er im Februar heim. „Es ist ein braver Mann, den Ihr wohl empfangen mögt; nur muß man über meinen hiesigen Zustand nicht allzu entzückt erscheinen. Ferner ist er nicht ganz mit dem Herzog zufrieden, wie fast all der Hof, weil er ihnen nicht nach der Pfeife tanzt, und mir wird heimlich und öffentlich die Schuld gegeben." Die Gattin des Oberstallmeisters aber trug bei dieser allgemeinen Klage das besondere Leiden, daß der Bringer des Unfriedens, Goethe, ihr Verehrer war, und daß überdies die junge Herzogin Luise anfing, ihr ein großes Vertrauen zu schenken, und also auch ihr Mitleid stark erregte.

Charlotte suchte zu vermitteln, zurechtzulegen, in dieser Gewitterstimmung auf die nachfolgende Ruhe zu hoffen.

„Goethe wird hier geliebt und gehaßt," schrieb sie am 6. März an Zimmermann, „Sie können sich denken, daß es hier genug Dickköpfe gibt, die ihn nicht verstehen." Aber verstand sie ihn denn selber? Eben hatte sie diese Zeilen geschrieben, so trat Goethe bei ihr ein und brachte einen Zettel, den er ihrem Briefe beilegen wollte. Zimmermann hatte Goethen mitgeteilt, daß man auswärts nicht günstig von seiner Stellung in Weimar rede, und hatte ihn vor einem übeln Ausgange gewarnt. Darauf erwiderte nun Goethe:

„Ich bin fest entschlossen, Nichts zu hören, was man von mir sagt, noch was man mir raten kann. Wie's ausgeht, daran ist auch nichts gelegen; der Pöbel sieht auf den Ausgang, sagt ein Grieche, und die Glücklichen scheinen weise den Menschen."

Charlotte las diese trotzige Antwort, und ehe sie noch etwas sagen konnte, schalt ihr Gast schon heftig gegen Zimmermann und seinen letzten lehrhaft-zudringlichen Brief. Er war wie toll darüber.

„Sie sollten ihm dankbar sein für seinen guten Willen!" unterbrach ihn Charlotte. „Das nenne ich einen rechten Freundesdienst."

Erstaunt sah er sie an, und nun wurde auch sie beredt über seine Fehler.

„Wie sehr wünschte auch ich, lieber Goethe, daß Sie Ihr wildes Wesen in etwas ablegten. Damit machen Sie, daß die Leute hier Sie so schief beurteilen. Welchen Sinn hat es denn: dies wilde Jagen, scharfe Reiten, dies Klatschen mit der großen Peitsche, wobei Alle, die in der

Nähe sind, zusammenschrecken. Und Das alles in Gemeinschaft mit dem Herzog, der ganz andere Dinge lernen und treiben sollte. Das sind Jungenstreiche! Dazu können Sie in Ihrem Innersten selber keine Lust haben. Das tun Sie nur, weil Sie glauben, Sie müßten's eine Weile so treiben, um den Herzog ganz zu gewinnen, und nachher wollen Sie dann Gutes stiften?"

Goethe antwortete, verteidigte sich; aber was er sagte, war so wunderlich, daß die Freundin ihn nicht verstand und also der Meinung blieb, daß er im Unrecht sei. Er redete immer vertraulicher auf sie ein, und dabei kam auch wieder das „Du" und „Dein" auf seine Lippen, das er schon so oft in seinen Briefen gewagt hatte.

„Gewöhnen Sie sich das »Du« nicht an, Goethe!" bat sie ihn. „Ich verstehe es wohl, wie Sie es meinen, aber die Welt versteht es nicht und legt es uns übel aus. Sie setzen ohnedies oft gewisse Verhältnisse aus den Augen, die eher da waren als Sie!"

Mit großen Augen sah er sie an, sprang vom Kanapee auf, lief ein paarmal in der Stube auf und ab, suchte unruhig seinen Stock, fand ihn nicht und rannte zur Tür hinaus, ohne zu antworten oder Gute Nacht zu sagen.

Am nächsten Tage sollte Charlotte die Herzogin-Mutter zu Wieland begleiten. Sie entschuldigte sich, weil sie fürchtete, dort Goethen zu begegnen. Sie hatte gegen diesen „Unmenschen" erstaunlich viel auf dem Herzen. „Es ist nicht möglich", sagte sie sich, „mit seinem Betragen kömmt er nicht durch die Welt. Wenn unser sanfter Sittenlehrer gekreuzigt wurde, so wird

dieſer bittere zerhackt! Warum auch ſein beſtändiges Pasquillieren? Die Menſchen haben freilich ihre Fehler und Torheiten, aber ſie ſind doch alle Geſchöpfe des großen Weſens! Gott duldet ſie doch! Und dann ſein unanſtändiges Betragen, ſein Fluchen, ſeine pöbelhaften, niederen Ausdrücke. Es mag nur ein Äußeres ſein, auf ſein moraliſches Handeln wird es keinen Einfluß haben, aber er verdirbt Andere damit."

Der Herzog ließ ſich bei ihr melden, als ſie gerade erfüllt von dieſen Gedanken war. Und bald kam die Rede auf Politeſſe und feine Sitten. Karl Auguſt behauptete friſchweg: daß alle Leute mit Anſtand, mit Manieren, keine ehrlichen Menſchen ſeien! Er verhehlte nicht, daß er Niemand mehr leiden könne, der nicht noch etwas Natürliches, Ungeſchliffenes an ſich habe. Die Frau Oberſtallmeiſterin widerſprach ihm, ſo gut ſie konnte: wohl fände man ehrliches Gemüt und rauhes Weſen oft zuſammen, aber trotzdem könne doch wohl ein geſitteter Menſch ebenſowohl redlich ſein wie ein ungeſitteter.

„Das iſt nun Alles von Goethen!", rief ſie aus, als der Herzog gegangen war. „Von dem Menſchen, der vor Tauſenden Kopf und Herz hat, der alle Sachen ſo klar und ohne Vorurteile ſieht, ſo bald er nur will, der über Alles kann Herr werden, was er will."

Sie ſchrieb ihren Kummer in den Brief an Zimmermann hinein, den ſie noch unter der Feder hatte; klagte auch über Goethes Art, mit den Damen umzugehen: nicht genug Achtung, zu viel Spiel und Koketterie, und ſie kam zu dem Schluſſe: „Ich fühl's, Goethe und ich werden niemals Freunde".

Über diese Zeile mag dann der Empfänger als gewiegter Menschenkenner spöttisch gelächelt haben; Goethes Zettel aber empörte ihn. Er sang von jetzt an keine Loblieder mehr auf diesen hochmütigen jungen Poeten!

* * *

„Mir geht's mit Goethen wunderbar", schrieb Charlotte zwei Monate später an den Freund in Hannover. „Nach acht Tagen, wie er mich so heftig verlassen hat, kommt er mit einem Übermaß von Liebe wieder."

Ja, freilich ging es ihr wunderbar. „Ich bin durch unsern lieben Goethe in's Deutschschreiben gekommen", erzählte sie weiter, denn bisher waren ihre Briefe ebenso wie diejenigen Zimmermanns und aller Aristokraten größtenteils französisch gewesen. Und sie fragte:

„Was wird er wohl noch mehr aus mir machen? Denn, wenn er hier lebt, lebt er immer um mich herum . . .

„Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon geschrieben, daß Goethe und ich haben bei [Wieland] zu Gevatter gestanden; unser Patchen ist ein liebes hübsches Mädchen; es sieht völlig aus wie eine Tochter, die ich verloren habe und die ich sehr liebte; ich bilde mir ein, sie ist bei Wielanden wieder auf die Welt gekommen, und drüber ist mir's nicht anders, als wenn's mein Kind wär'."

Goethe war unterdessen auf eine andere Anwendung des alten Glaubens an die Seelenwanderung verfallen. In einem Zettel an Wieland sprach er über sein rätselhaftes Verhältnis zu Frau v. Stein:

„Ich kann mir die Bedeutsamkeit, die Macht, die diese Frau über mich hat, anders nicht erklären, als durch die

Seelenwanderung. Ja, wir waren einst Mann und Weib! Nun wissen wir von uns, verhüllt, in Geisterduft . . .“

Auch gegen Charlotte selber sprach er diese Ahnungen aus, und seine Gedanken steigerten sich zu einem Gespräch mit Gott — „Schicksal“ war damals Goethes Name für Gott — und mit der Geliebten:

Warum gabst uns, Schicksal, die Gefühle,
Uns einander in das Herz zu sehn
Und durch all die seltenen Gewühle
Unser wahr' Verhältnis auszuspähn?
— — — — — — — —
Sag, was will das Schicksal uns bereiten?
Sag, wie band es uns so rein genau?
Ach, Du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau!
Kanntest jeden Zug in meinem Wesen,
Spähtest, wie die reinste Nerve klingt,
Konntest mich mit einem Blicke lesen,
Den so schwer ein sterblich Aug' durchdringt.
Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
Richtetest den wilden, irren Lauf,
Und in Deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf.
Hieltest zauberleicht ihn angebunden
Und vergaukeltest ihm manchen Tag:
Welche Seligkeit glich jenen Wonnestunden,
Die er dankbar Dir zu Füßen lag,
Fühlt' sein Herz an Deinem Herzen schwellen,
Fühlte sich in Deinem Auge gut,
Alle seine Sinne sich erhellen
Und beruhigen sein brausend Blut.

Das war süße Musik für ein weibliches Herz! Aber wenn ihr schwärmender Dichter bei ihr war, ver-

wies sie ihm die Träume, in denen sie ihm als seine vormalige Gattin erschien. „Eher kann's sein, daß ich Ihre Schwester einmal gewesen bin." Und er antwortete: „Liebe Schwester also, weil's denn so sein soll!"

Und noch vorsichtiger werdend, suchte sie für ihn einen noch reineren als den Brudernamen.

„Jetzt nenn' ich ihn meinen Heiligen",

schrieb sie an Zimmermann. Und Goethe antwortete auf diesen neuen Namen:

„Du hast recht, mich zum Heiligen zu machen. Das heißt, mich von Deinem Herzen zu entfernen. Dich, so heilig Du bist, kann ich nicht zur Heiligen machen und hab' nichts als mich immer zu quälen, daß ich mich nicht quälen will ... Gut, ich will Dich nicht sehen!"

Und am nächsten Tage, da sie ein noch längeres Fortbleiben ihm vorschrieb, antwortete er wie ein angehender Heiliger:

„Mir fiel's schwer, liebe Frau, gestern mein Gelübde zu halten, und so wird mir's auch heut mit Ihrem Verlangen gehn. Doch da meine Liebe für Sie eine anhaltende Resignation ist, mag's denn so hingehen."

Das war in den ersten Tagen des Maimonats 1776. Am 18. Mai, an einem Samstagabend zog Goethe in ein Gartenhaus, das er sich im Ilmtale vor Weimar, nahe an der herrschaftlichen Promenade, die ‚der Stern' hieß, gekauft hatte. Charlotte mußte an diesem Erwerb, an der Einrichtung von Haus und Garten den herzlichsten Anteil nehmen, mußte als seine nächste Freundin raten und helfen, mußte auch die ersten Blumen des Gartens und die ersten Früchte des Spargelbeetes als

ihr zukommende Geschenke annehmen. Ihr Mann oder ihr Bruder Karl oder ihre Kinder waren bei ihr, wenn sie zu des Freundes Garten ging — sie war dort schon einmal zum Kaffee geladen, ehe Goethe noch eingezogen war — aber alle Vorsicht verhinderte nicht, daß auf's neue über die große Freundschaft zwischen ihr und dem jungen Dichter geredet und gescherzt wurde. Noch ehe der schöne Monat verging, mußte sie ihn wiederum bitten, seltener zu ihr zu kommen, sich zurückhaltender zu benehmen.

Goethe fühlte die Bitte wie einen schweren Schlag. Ach, wie gut weiß sie zu treffen, diese unsichtbare „Welt" mit ihrem „Was die Leute sagen"!

„Also auch das Verhältnis, das reinste, schönste, wahrste, das ich außer meiner Schwester je zu einem Weibe gehabt, auch Das gestört! Ich war darauf vorbereitet . . . .

„Wenn ich mit Ihnen nicht leben soll, so hilft mir Ihre Liebe so wenig als die Liebe meiner Abwesenden, an der ich so reich bin. Die Gegenwart im Augenblicke des Bedürfnisses entscheidet Alles, lindert Alles, kräftigt Alles. Der Abwesende kommt mit seiner Spritze, wenn das Feuer nieder ist . . . .

„Und Das alles um der Welt willen! Die Welt, die mir nichts sein kann, will auch nicht, daß Du mir was sein sollst."

Und am nächsten Tage weiter:

„Verzeihen Sie, daß ich Sie leiden mache! Ich will's künftig suchen, allein tragen zu lernen."

Nun hielt er sich eine Woche lang fern. „Meine Abwesenheit wird die Welt einigermaßen konsoliert haben," hoffte er schon am 1. Juni. Man begegnete

sich wieder öfter, und nach zwei Wochen mußte sie ihn schon wieder bitten, ihr mit seiner Liebe nicht weh zu tun, sich keinen Täuschungen und Träumen hinzugeben, sondern die Verhältnisse zu nehmen, wie sie nun einmal seien.

„Warum soll ich Dich plagen, liebstes Geschöpf,"

antwortete er,

„warum mich betrügen und Dich plagen und so fort? Wir können einander nichts sein und sind einander zu viel . . . Aber eben weil ich die Sachen nur seh, wie sie sind, Das macht mich rasend."

Am 25. Juni verließ Charlotte die Stadt, um noch einmal eine Kur in Pyrmont zu gebrauchen. Auch diesmal war Zimmermann dort; er hatte seine Tochter, ein großes, schwerfälliges, schweigsames Mädchen, und seine Freunde Brandes, Boie und Sturz bei sich und außerdem ward ihm wieder von den andringenden Patienten „das Hirn ganz versteinert." Mit Goethes Freundin verstand er sich nicht mehr wie sonst.

Traurig blickte Goethe in die Ferne, wo er sich die Geliebte denken mußte.

„Es ist und bleibt Gegenwart Alles!"

wiederholte er im ersten Briefe nach ihrer Abreise.

„Was hilft's mich, daß Sie in der Welt sind, daß Sie an mich denken! Sie fehlen mir an allen Ecken. Ich schleiche meinen Tag herum, und es ist mir eben weh bei der Sache."

Aber noch ehe er den Brief abschickte, konnte er ein Zeugnis abgeben von einem Nutzen, den ihm diese neue Liebe gebracht hatte:

Charlotte v. Stein

Nach einem Gemälde von Karl v. Imhoff

„Gestern nachts lieg' ich im Bette, schlafe schon halb, Philipp bringt mir einen Brief, dumpfsinnig les' ich: daß Lilli eine Braut ist, kehre mich um, schlafe fort. — — —

„Wie ich das Schicksal anbete, daß es so mit mir ververfährt. So Alles zur rechten Zeit!

„Lieber Engel, gute Nacht!"

IV. Gute Nachbarschaft an der Ilm

1776—1782

Dreiviertel Jahre nach Karl Augusts Regierungsantritt ward der unbehagliche Kampf um die Vormacht in Weimar durch einen Vergleich beendigt; am 11. und 12. Juni 1776 erfolgten die Versetzungen, Beförderungen und Ernennungen, mit denen sich beide Parteien, die Alten und die Jungen, beruhigen konnten. Freiherr v. Fritsch blieb der erste Beamte des Landes, der eigentliche Minister; auch die meisten übrigen Ämter wurden den erprobten, einheimischen Dienern belassen oder anvertraut; nur gelangte von den bisherigen Räten der junge Johann August v. Kalb als des Herzogs naher Freund allzufrüh auf den wichtigen Posten, den sein Vater bisher innegehabt hatte; er ward Präsident der Kammer, also oberster Verwalter der herzoglichen Landgüter und der gesamten Staatsfinanzen. Die höchste geistliche Stelle hatte gegen zehn einheimische Bewerber Goethes Freund Herder davongetragen. Goethe selbst, gegen den Fritsch am offensten gekämpft hatte, bekam nur ein halbes Amt. Es ward ihm ein Gehalt

von 1200 Talern und der Titel Geheimer Legationsrat zuerkannt; außerdem erhielt er den letzten Platz im Geheimen Konsilium, demjenigen Kollegium von drei oder vier Räten, das die Verbindung und Vermittlung zwischen dem Fürsten und sämtlichen Landesbehörden herstellte.

Die Aufnahme Goethes in dieses Kollegium war ein kluger Ausweg für beide Teile. Der junge Herzog, der einmal oder zweimal wöchentlich in den Sitzungen dieser Räte sich Bericht erstatten und Vorschläge zu neuen Anordnungen machen ließ, sah sich nun doch nicht allein den alten Autoritäten Fritsch, Schnauß und Schmid gegenüber; er hatte seinen Freund Goethe neben sich, konnte mit ihm gemeinsam sich vorbereiten und nachher aussprechen, hatte ihn zum Vermittler und Gesandten. Goethe aber war trotz der unverdienten hohen Stellung hier ziemlich ungefährlich. Eine eigene Leitung einer Abteilung bekam er noch nicht; beim Mitreden über die Landesangelegenheiten konnte er mit allen seinen Talenten gegen die Kenntnisse und Erfahrungen der Alten nicht aufkommen; entweder mußte er schweigen oder sich in die unbedeutenden, verworrenen, oft sehr langweiligen Einzelheiten einer kleinstaatlichen Verwaltung einarbeiten. Soviel Geduld und Entsagung aber war von dem genialen jungen Manne nicht zu erwarten; man konnte voraussagen, daß er sich an den Akten-Repositorien bald satt sehen würde.

Aber Das, was die alten Beamten dem übermütigen, aufgeregten Poeten nicht zugetraut hatten, geschah: er bekam Neigung für ihre Arbeit, fand sich auch in den Kleinkram hinein, forschte und fragte geduldig. Er ging oder ritt an Ort und Stelle, sah mit eigenen Augen,

fragte die Bauern, Handwerker, Fischer, Waldarbeiter und namentlich die unteren Beamten aus, und so wurden seine Berichte bald anhörens- und erwägenswert, seine Vota bekamen Gewicht. Er erhielt dann auch allerlei Aufträge; zuerst freilich betrafen sie nur Allotria und unwichtige Hofdienste.

Da er Geschmack und Geschick hatte, spielte er den Architekten, Dekorateur und Vergnügungsmeister des Herzogs und der Herzoginnen. Bald ward er aber auch Mitglied einer kleinen Kommission, die ein ehemaliges Silberbergwerk bei Ilmenau zu neuem Leben erwecken sollte; und nicht lange dauerte es, so übernahm er wirkliche, selbständige Arbeitsämter, und dies waren sogar sehr prosaische und mühsame Ämter: die Direktion der Kriegskommission sowie die Direktion der Wegebauten. Und als es dem Herzoge sowohl wie Goethen immer deutlicher ward, daß sie mit der Ernennung Kalbs zum Präsidenten der Kammer einen großen Fehler begangen hatten, mußte sich Goethe darauf einrichten, dessen Nachfolger zu werden. Am 11. Juni 1782, genau sechs Jahre nach seinem Eintritt in den weimarischen Staatsdienst, ward Goethe zwar nicht eigentlicher Präsident der Kammer, bekam aber eine bestimmende Mitwirkung, eine Art Leitung in ihren Geschäften. Nun hatte er eine gar große Arbeitslast für das weimarisch-eisenachische Völkchen zu tragen, nun mußte er all seinen poetischen Weizen unter das Kommißbrot backen: ein Vergleich, der ihm damals nahelag, denn er war ja Aufseher der Militärbäckerei.

In den ersten Jahren seines Aufenthalts in Weimar hatte er gegen ein allgemeines Mißtrauen zu kämpfen;

sein Ruf war ein übler, und bis an die Enden Deutschlands drang das Gerücht, daß er den jungen Fürsten, dessen Günstling er geworden, verderbe. Allmählich sprach man besser von ihm, zunächst in Weimar. Sein Fleiß, seine Uneigennützigkeit, seine Hingebung waren nicht wegzuleugnen, und namentlich ward es von Jahr zu Jahr deutlicher, daß der junge Herzog nicht verdorben wurde, sondern sich ganz vortrefflich entwickelte. Er versah sein fürstliches Amt immer eifriger, immer geschickter, immer selbständiger; das Land ward gut regiert, und in der Residenz herrschte das fröhliche, geschäftige Leben und Treiben, wie es die Philister gern sehen.

* * *

Goethe wohnte in dieser Zeit im Ilmtale vor der Stadt in dem sehr schlichten, fast armseligen Gartenhäuschen, das schon erwähnt wurde; er war Eremit, Beamter und Hofmann zugleich. An schönen Sommertagen war sein Garten ein gar heimeliger Aufenthalt. Bei schlechtem Wetter und im Winter mußte man den Einsiedler bedauern, zumal wenn man an die Wege dachte, die er täglich in die Stadt und von der Stadt zurückzulegen hatte. Frau v. Stein wollte es anfangs gar nicht glauben, als Goethe nach dem ersten Sommer Anstalten machte, nun auch den Winter in dem abgelegenen Häuschen zu verbringen; von ihrer eigenen Wohnung bis dahin erschien es ihr eine weite und beschwerliche Reise. Da sah er eines Tages nach der Uhr, als er sie verließ, sie hatte ihm eben einen Mantel gegen das rauhe Novemberwetter aufgenötigt, und triumphierend

schrieb er ihr am andern Morgen, als er den Mantel zurückschickte: „Akkurat zwanzig Minuten brauch' ich von Ihrer Stube in meine."

* * *

Nicht lange dauerte es, so wurden sie nächste Nachbarn. Warum Steins die Wohnung am Erfurter Tore verließen, ist uns nicht überliefert; vielleicht wollte der Herzog seinen Oberstallmeister näher am Fürstenhause und näher am Marstall haben; oder aber: er hatte eine Gelegenheit ersehen, die Zahl der besseren Wohnungen zu vermehren, an denen in Weimar sehr empfindlicher Mangel war, und eine von diesen begehrten Steins für sich. Die Gelegenheit bot nämlich ein älteres herrschaftliches Gebäude, ein Teil des früheren Stieden-Vorwerks, das mit seinem Hofe zwischen der Seifengasse und der Ackerwand lag, ganz nahe der Bibliothek und dem Fürstenhause. Das Gebäude war und blieb im Untergeschosse ein Stall für die Pferde der Husaren, worunter man die berittenen Diener des Herzogs verstehen muß; das Obergeschoß und die Mansarde dienten bisher zu Sattelkammern und dgl.; jetzt wurden sie zu zwei Wohnungen eingerichtet. Die östliche, die nach der Bibliothek und dem Ilmtale zugewandte, bekam der junge Oberforstmeister v. Wedel, der sich mit der Hofdame Marianne v. Wöllwarth verheiratete; die westliche wurde dem Oberstallmeister v. Stein zugewiesen.

Goethe gehörte bereits zu der Baukommission, der die herrschaftlichen Häuser unterstanden; mit besonderer Liebe aber widmete er sich jetzt dieser Aufgabe, der

Freundin eine schöne Stätte zu bereiten. Gar vergnügt schrieb er ihr im Februar oder März 1776:

„Hab ich doch wieder eine Puppe, womit ich spielen kann! Eine Wohnung für Sie!

„Wir waren heut all' auf der Sattelkammer. Der Baukontrolleur hat den Auftrag, es aufzunehmen, und ich sinne schon auf Einrichtungen, davon nur einige nicht recht gehen wollen".

Er blieb eifrig dabei. Am 27. August konnte er berichten:

„Ich habe die Farben in Ihrem Zimmer ausgesucht, mit Grün und Grau gewechselt und ein einziges, das Besuchszimmer, paille*) machen lassen; es wird lichter dadurch."

Und dann am 12. November, als der Maler Schumann die letzten verzierenden Striche zog und der Ofensetzer den letzten Ofen setzte, rief er der Freundin zu, sie möge sich jetzt zum Umzuge rüsten.

„Liebste Frau, heut kommt Schumann aus dem neuen Haus, morgen Mittag ist Alles gescheuert, hoff' ich. Der Windofen wird in der Kinderstube in wenigen Stunden stehen, und das Küchelchen also zum Einräumen bereit sein. Den Herd laß' ich stehen, er hindert wenig.

„Machen Sie sich also zum Aufbruch bereit! Ich dächte, Sie fingen gleich heute an, oben den Vorrat usw. einzuräumen, ließen heute Nacht Wenden drinne schlafen, daß er die Schlüssel zu sich nähme, und, was transportiert wird, in Empfang nähme, führen morgen mit Einräumen in die Stuben, wie sie sauber werden, fort und könnten also auf den Freitag selbst einziehn.

„Ist Dies Ihr Wille, so schreiben Sie mir, oder: Was Sie wollen; so will ich noch heute früh zu Ihnen kommen, und wir wollen Alles abreden. Einen Windofen in Ihr grün Zimmerchen können Sie immer noch haben."

*) Strohfarben.

Ehemaliger Blick vom Tempelherrenhause auf Weimar

Zeichnung nach J. M. Kraus von H. Tessenow

Am 14. zog Frau v. Stein mit ihren Kindern in's neue Quartier; ihr Gatte war auf einer seiner vielen Dienstreisen. Goethe, der auch die letzten Tage noch hin und her gelaufen war, um ihre Wohnung zu verbessern und auszuschmücken, war ihr erster Gast. Er blieb bis zum Abend und ging dann noch bis Mitternacht im Freien herum. „Mir war's hold in der Seele", schrieb er in sein Tagebuch.

Charlotte hatte mit der neuen Wohnung viel gewonnen. Daß man den Pferdestall unter sich hatte, war freilich verdrießlich, und der nahe Schützengraben verbreitete zuweilen üble Gerüche, aber die damaligen Menschen waren gegen solche Nasenangriffe abgestumpft und dachten dabei kaum an gesundheitliche Gefahren; an etwas Pferdegeruch war man überdies in den Stuben eines Landedelmanns und Oberstallmeisters gewöhnt.

Der große Vorzug der Wohnung war ihre freie Lage in nächster Nähe der alten fürstlichen Gärten: des ‚Wälschen Gartens' und des ‚Sterns', und auch der neu entstehenden Anlagen an der Ilm, und sodann der glückliche Zufall, daß dies Haus, obwohl es am Ende der Stadt lag, dennoch die nächste Nachbarschaft mit einigen besten Freunden bot. Wenn Charlotte an ihre Nordfenster trat, konnte sie sich mit den an den Südfenstern der fürstlichen Wohnung stehenden Personen durch Zeichen und auch durch Zurufe begrüßen. Ging sie zu ihren Südfenstern, so lagen nur Fluß und Gehölz zwischen ihr und Goethes Hause; im Winter, wenn die Bäume das Laub abgeworfen hatten, konnte sie die

Fenster des Freundes und er die ihrigen sehen; sie konnten sich durch Lichtzeichen begrüßen; eine Zeitlang hatten sie die Verabredung: wenn die Turmuhr abends die achte Stunde schlug, sich Zeichen zu geben, daß sie zu Hause seien und einander gedächten. Und wenn am Tage die Sonne warm gegen Charlottens Fenster schien, konnte Goethe behaupten, seine Blicke wären den Strahlen beigemischt.

Außer der fürstlichen Familie und Goethen gab es hier noch einige andere gute Nachbarn: an der Seifengasse wohnten der Kriegsrat v. Volgstedt, der Husaren-Rittmeister v. Lichtenberg und der auch als Dichter bekannte Professor Musäus; ferner sah Charlotte von ihrem Fenster an dieser Seite auf ein Stück des großen und schönen Gartens, der sich von dem am Frauenplan gelegenen Hause des Geheimen Rats v. Oppel bis hierher erstreckte. Ging sie dann wieder zu den Südfenstern und schaute nicht sogleich ostwärts zu Goethen hinüber, so hatte Charlotte zunächst die Aussicht auf ihren Hof und ein kleines Stallgebäude; aber daneben und darüber war der Blick noch frei auf einen Teil des Wälschen Gartens, besonders auch auf das darin stehende wunderliche Gebäude, das man die Schnecke nannte; es war ein großer, begrünter Wendelturm, in dem zwei Gänge in doppelten Schneckengewinden zu zwei Altanen hinaufführten; von oben genoß man dann einen hübschen Blick auf die Stadt, das Ilmtal und die Höhen ringsherum. Hier im Wälschen Garten und seiner Umgebung erging sich bei schönem Wetter die feine Welt; zuweilen war hier auch Spiel und Tanz;

Frau v. Stein wohnte also immer nahe dabei und sah die flanierenden Damen und Herren, selbst wenn sie nicht aus ihrem Eigenen gehen wollte.

* * *

Sehr lieb war es der Herzogin Luise, daß sie die Frau v. Stein jetzt so nahe wußte und so rasch rufen lassen konnte. Denn zu ihr faßte die junge Fürstin, die sich hier in Weimar sonst so einsam fühlte, noch am meisten Zutrauen.

Beide Frauen schauten mit kritischen Augen in die Welt und suchten sich in der Resignation zu beruhigen, da sie im Hoffen und Glauben nur schwach waren; in beiden Frauen war der Verstand stärker als das Blut- und Gefühlsleben; beide stellten sich in dem ewigen Kampfe zwischen der gesellschaftlichen Sitte und der freien Selbstbestimmung des Einzelnen auf die Seite der Sitte. Freilich war Charlotte duldsamer als die unglückliche junge Herzogin; sie war längst daran gewöhnt, den Dingen ihren Lauf zu lassen und auch das Unstatthafte, Widerwärtige als ein Unabwendbares hinzunehmen, während die fürstliche Freundin in ihrem hohen Range und ihrem durchaus idealistischen Charakter es sehr bitter empfand, wenn sie das Ungehörige nicht verhindern konnte und wenn selbst ihr Gatte und seine Freunde wenig Achtung vor den Vorschriften der Etikette, der Sitte und Moral an den Tag legten. Charlotte war auch, eben weil sie duldsam war, viel unterhaltsamer und angenehmer als Herzogin Luise, über deren Verschlossenheit, Kälte und Trockenheit oft geklagt wurde.

Wahrhaftigkeit war beider Frauen große Tugend — sie ist ja eine Schwester der verständigen Nüchternheit — aber Herzogin Luise schwieg und schmollte, wo sie nicht zustimmen konnte, Charlotte v. Stein dagegen war „geradezu", wenn sie etwas verdroß. Ein junger Schweizer, dessen Urteil hörenswert ist, verglich beide, als er im Frühjahre 1781 einige Zeit in Weimar verbrachte. Über die Herzogin Luise sagte er:

„Sie ist mir doch von allen den Weibern hier, die freilich eine eigne Welt ausmachen, die respektabelste. Die angenehmste, umgänglichste ist die Frau v. Stein."*)

Dem Verschlossenen und Verschwiegenen ist der Freund willkommen, der seine Lage und seinen Seelenzustand erkennt und seine Bedürfnisse versteht, ohne daß es vieler Worte bedarf. Herzogin Luise fühlte sich von der neuen Nachbarin verstanden und darum sprach sie nun offen mit ihr, auch über ihren Gatten und ihre Schwiegermutter, die Herzogin Amalie. Sogar ihre Briefe waren ganz unumwunden und vertraulich.

*) Er fügt freilich über die Stein hinzu: „aber ich kann so wenig zu einem hohen, reinen Grade von Achtung für sie kommen, als zu einem hohen Grad von Zärtlichkeit gegen Goethe".

Der junge Schweizer ist Johann Christoph Tobler; die Stelle steht in einem Briefe an Lavater vom Mai 1781. Tobler ist vermutlich der Verfasser des schönen Fragments über die Natur, welches man in Goethes Werken findet. Sein Urteil über Frauen ist nicht das eines Unerfahrenen; er war damals bereits ein lebhafter und gern gesehener Verehrer solcher Damen, denen wir Heutigen noch einen höheren Wert zugestehen: Antonia v. Branconi in Straßburg, Frau Orelli in Zürich, Korona Schröter in Weimar.

Z. B. im Juli 1777, als sie selber im Schlößchen von Belvedere, die Herzogin-Mutter aber im Schlosse Ettersburg und Charlotte in Kochberg den Sommer verbrachte, schrieb sie:

„Vorgestern war ich zu Ettersburg und ich habe mich zu Tode gelangweilt. Ich versichere Sie, daß ich mich immer fürchte, dorthin zu gehn, obgleich die Stimmung meiner sehr teuren Schwiegermutter ein wenig besser ist als zu Ihrer Zeit. Sie ist wütend, daß Herder zu Pyrmont gepredigt hat; ich weiß nicht, weshalb. Was mich in Belvedere betrifft, so kümmere ich mich wenig um das Menschengeschlecht und wünschte, es kümmerte sich wenig um mich . . . Der Herzog schmollt seit einigen Tagen mit mir und ich weiß nicht, weshalb; aber ich bin sehr ruhig." —

Und zum Schluß:

„Leben Sie wohl, meine teure Stein! Ich liebe Sie von ganzem Herzen, seien Sie Dessen versichert! Ihre treue Freundin Luise. Kommen Sie bald zurück und vergraben sich nicht in Kochberg."

Die gleiche Sehnsucht zeigte die Fürstin ihr auch im nächsten Jahre:

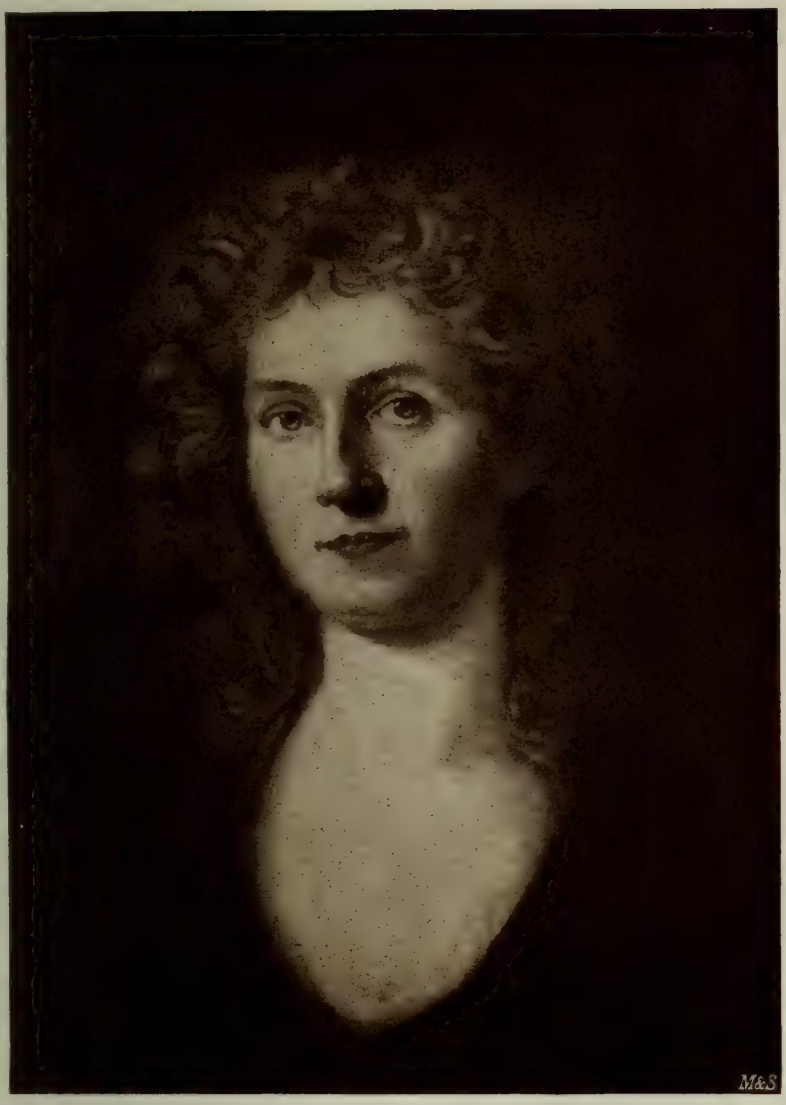
„Ich muß wegen Ihrer langen Abwesenheit mit Ihnen zanken! Welchen unüberwindlichen Reiz hat denn Ihr Kochberg, daß Sie es troß des kalten und trüben Wetters solange zurückhält? Oder sind Sie gegen Ihre Freunde gleichgültig geworden, daß es Ihnen nichts verschlägt, ob Sie diese sehen oder nicht? . . . Adieu, meine liebe und gute Stein, denken Sie einige Male an mich und lieben mich, die ich Sie von ganzem Herzen liebe."

* * *

Was man auch von den Intrigen des Hoflebens mit Recht erzählen mag, so ist es doch auch wahr, daß

die vielen Personen, die eine fürstliche Familie umgeben, zu einem äußerlichen Einvernehmen gezwungen sind, daß sie oft zu gemeinsamer Tätigkeit und gemeinsamer Lust vereinigt werden, daß sie nie ganz auseinander fallen können, wie freie Bürger es tun, wenn sie einander nicht leiden mögen oder zur Ungeselligkeit neigen. Die Herzogin Luise versagte freilich als Zusammenhalterin der Aristokratie fast ganz; um so besser wußte die Herzogin-Mutter den Adel und die schönen Geister zu allerlei fröhlichen Geschäften zu vereinigen.

Das Theater war eins dieser fröhlichen Geschäfte; Dilettanten aus der feinen Gesellschaft verbanden sich dazu mit den besten Mitgliedern der fürstlichen Kapelle; unter den letzteren gewann die schöne Sängerin und Schauspielerin Korona Schröter am meisten Liebe und Lob und am häufigsten Zutritt zu der feinen Gesellschaft. Diese vereinigten Berufskünstler und Neigungskünstler brachten kleine Lustspiele, Singspiele und auch einige ernstere Stücke zur Aufführung; dazu kamen dann Maskenzüge und im engeren Kreise des Hofes auch Stücke in französischer Sprache. Goethe schwang sich bald zum Direktor der meisten deutschen Vorstellungen auf; er war oft Dichter, Einrichter und Hauptdarsteller in einer Person. ‚Erwin und Elmire', ‚Die Geschwister' und ‚Die Mitschuldigen' waren die ersten Stücke von ihm, die er lernen ließ; dann brachte er neue Zeit- und Gelegenheitsstücke mit allerlei gerade den weimarischen Zuhörern verständlichen Anspielungen und Ermahnungen auf die Bühne; danach wieder kleine Operetten, die nur als eine angenehme Unterhaltung gedacht waren,



Korona Schröter

Nach ihrem Selbstporträt im Goethe-National-Museum

und dazwischen dann ernsthafteste, feierlichste Scenen, die ihm aus dem Innersten kamen und den Weg zum Innersten der Zuhörer suchten: ein Monolog ‚Proserpina' und vor allem die ‚Iphigenie', die am Osterdienstag 1779 zum ersten Male über die Bretter ging.

Fast alle Damen und Herren am Hofe, wenn sie nur einigermaßen brauchbar waren, mußten sich in diesen Jahren bei den größeren Veranstaltungen als Schauspieler oder Sänger oder Tänzer produzieren; von der fürstlichen Familie schloß sich nur die junge Herzogin völlig aus.

Der Oberstallmeister v. Stein spielte in französischen und deutschen Stücken häufig mit und trat auch in Maskenspielen als gewandter Tänzer auf; seine Gattin hielt sich zwar nicht ganz zurück, ließ sich aber doch nur selten bereden, mitzumachen. So sehr sie Andern das Vergnügen gönnte, so war ihr doch dies Treiben für ihren Charakter und ihre Jahre zu weltlich-jugendlich-possenhaft. Ein Liebhabertheater ist nebenbei doch immer eine Anstalt zum Augeln und Liebeln zwischen dem jungen Volk; sollte sie als Mama dazwischen stehen und zusehen, wie Goethe bald diesem, bald jenem „schönen Miesel" unter den Hut guckte und Artigkeiten sagte? Oder sollte sie gar das Schlimmere erleben, daß er die Umgebung vergaß und ihr in seiner Naivität oder in seiner Heftigkeit Liebesworte sagte, die sie nicht hören durfte?

Sie trat im Frühjahr 1776 im ‚Westindier' auf, einem damals sehr beliebten Stücke des Engländers Richard Cumberland, das Christoph Bode in Hamburg für Deutschland bearbeitet hatte; Goethe spielte darin

den Helden Belcour; dessen Geliebte Luise Dudley ward von der Stallmeisterin v. Werthern gegeben; Frau v. Stein stellte ein junges Mädchen vor: Charlotte Russport, deren Liebhaber Karl Dudley vom Prinzen Konstantin gespielt wurde. Dies war vielleicht Charlottens erstes, sicherlich aber ihr letztes Auftreten auf dieser Bühne; als nach einigen Jahren der ‚Westindier' wieder aufgenommen wurde, spielte sie nicht wieder mit. Schon ihrer passiven Natur entsprach das Zuschauen besser, und noch besser: das Zuhausebleiben. Auch war sie ja die nächste Freundin der ernsten Herzogin Luise und hielt sich schon darum ihrer früheren Herrin, der Herzogin-Witwe, die das Oberhaupt der Theatergesellschaft war, ferner als sonst.

Neben Goethen hatte Frau v. Stein jetzt den Hauptmann v. Knebel als einen besten Freund.

Knebel lebte ohne rechte Beschäftigung; Prinz Konstantin hatte sich von ihm losgelöst, und der Herzog gab ihm zwar Gehalt, aber kein neues Amt, denn der äußerst reizbare, von Stimmungen beherrschte, auf Träume und Vorbedeutungen harrende Mann taugte nicht zum ‚Geschäftsmann', wie man damals den Beamten nannte. Er war Junggeselle und versprach es auch zu bleiben; er war aber zugleich ein großer Verehrer und Liebling der Damen, eine Art Philosoph für Damen. Jetzt war er zärtlich besorgt um Emilie v. Werthern, die junge Frau des Stallmeisters und Gutsherrn auf Frohndorf; aber auch mit der Frau Oberstallmeisterin tauschte er manche Brieflein aus und besuchte sie oft, wenn er in Weimar war.

Charlotte erwiderte die Freundschaft des wohlmeinenden, lebhaften, kenntnisreichen Mannes von Herzen; einmal als er in Gozzis ‚glücklichen Bettlern' den alten König gespielt hatte, dichtete sie ihn sogar an.*)

Dein gestriges Spiel hat sehr wohl gelungen,
Dem edlen König die Herzen errungen.
Das meine trug ich Dir schon entgegen;
Deine Huld laß mir von Deinem Throne zuregnen!

Aber mit allen übrigen Herren, den Kalbs, Seckendorffs, Einsiedels, Lichtenberg usw. stand sie ebenso auf freundschaftlichem Fuße; an einem Teil ihrer Feste und Spiele beteiligte sie sich, auch an einem Teil der Neckereien, die immer noch hin und wieder flogen. Sie hatte eine gemütliche Art, mit den Menschen umzugehen; sie machte keine Umstände, sagte Jedem frank und frei die Meinung, liebte ein freundschaftliches Widersprechen und Angreifen, schmeichelte nie, heuchelte nie, intrigierte nie und meinte es eigentlich mit Jedem gut. Sie hatte niemals Feinde und der Freunde immer nicht wenige. Als Siegmund Seckendorff und Goethe am Sylvesterabend 1778 Neujahrs-Komplimente und -Sticheleien für die weimarischen Damen zusammenreimten, bekam Charlotte die Verse ab:

Du machst die Alten jung, die Jungen alt,
Die Kalten warm, die Warmen kalt,
Bist ernst im Scherz, der Ernst macht Dich zu lachen.
Dir gab auf's menschliche Geschlecht
Ein süßer Gott sein längst bewährtes Recht,
Aus Weh ihr Wohl, aus Wohl ihr Weh zu machen.

*) Am 28. März 1778.

Einige Monate später buk sie Zuckerherzen und verteilte sie unter den Freunden; auf diese Neckerei antwortete ihr dann Goethe als Wortführer der beschenkten Herren:

Man will's den Damen übel deuten,
Daß sie wohl zu gewissen Zeiten
Ihr Herz mit Mehrern teilen können;
Doch Dich kann man gar glücklich nennen,
O Du des Hofes Zierd' und Ehre:
Du schonst gar weislich Deins
Und hast gelegentlich für Jeden eins,
Und wenn's auch nur von Mehl und Farben wäre!

Und darunter war der gedruckte Lebkuchen-Vers geklebt:

Les plus rusés
Sont attrapés

Einer der eifrigsten Necker und Reimer im Kreise war der junge Herzog; er gab Charlotten manches Zeichen der Freundschaft und hatte auch gern ein Späßchen mit ihr. Als er sich einst mit ihrem Gatten und ihrem Goethe im Eisenacher Oberlande aufhielt, ließ sich Stein durch seinen Wirtschaftseifer verführen, zwei fränkische Ochsen für sein eigenes Gut zu kaufen. Es ward ein Knecht mit den Tieren nach Kochberg gesandt; die von Stein und Goethe an Charlotte geschriebenen Briefe wurden aber nicht dem Treiber in der Tasche mitgegeben, sondern dem schönsten Ochsen wickelte man sie um die Hörner, und der Knecht hatte nur ein Begleitschreiben des Herzogs zu überreichen:

Den Ochsen band einst Hannibal
Auf ihre Hörner Brände
Und jagte so der Römer Schar
Aus ihre eignen Länder.

Dies edle, breitgehörnte Paar
Muß es jetzt anders treiben,
Denn es verließ der Brüder Schaar
Und muß in Kochberg bleiben;

Doch ohne Brände auf dem Kopf,
Nein, nur mit süßen Zetteln
Verneigen sie den dicken Schopf,
Um Deine Gunst zu betteln.

So betteln wir auch, fromm und zahm
Gleich andern wilden Tieren:
Du wolleſt unsere Verse lahm
Mit Nachsicht gnädigst schmieren!

Gar nicht selten richtete sich des Herzogs Spaßerei auf die zärtliche Freundschaft Goethes mit Charlotten, besonders auf ihren fleißigen Briefwechsel, der ja durch seine Hände ging, sobald Goethe mit ihm auf einer Reise war. Wenn der Husar von Weimar zwischen großen Akten und Briefen auch ein Billetchen von Charlottens Hand heraussuchte, so machte sich Karl August wohl den Spaß, es zunächst zu unterschlagen und es dem sehnsüchtigen Freunde erst in seine Stube zu schicken, nachdem er es in ein Dutzend große Briefumschläge eingesiegelt hatte. Und an Charlotte sandte er dann eine Mahnung, sich doch größerer Bögen zu bedienen; die Husaren beschwerten sich, behauptete er, über so winzige Briefchen:

Es ist doch Nichts so zart und klein,
So wird's doch Jemand plagen,
Zum Beispiel macht Dein Briefelein
Husaren sehr viel klagen.

Heut sagte Der, der's Goethen bracht',
Und schwur bei seinem Barte:
„Viel lieber ging' ich in die Schlacht,
Als trüg' so Brieflein zarte!

Denn wie im Flug ist das Papier
Aus meiner weiten Tasche,
Und wer, wer stehet mir dafür,
Daß ich es wieder hasche?"

Unheimlich, sagt' er, es ihm sei,
Wenn er so etwas trage,
Denn Billet-doux und Zauberei
Ist gleich nach alter Sage.

Drum schreibe Du nach altem Brauch
Auf Groß-Royal-Papiere,
Damit der Träger künftig auch
Ja Nichts vom Teufel spüre.

* * *

Einen ganz besonderen Freund, an den sehr viel Geduld und Nachsicht zu wenden war und der das Necken in Vers und Prosa oft in gefährlicher Ausgelassenheit betrieb, hatte Charlotte ein halbes Jahr hindurch in dem Dichter Lenz. Reinhold Lenz war eigentlich schon ein Geisteskranker, als er im ersten Frühjahr 1776 in Weimar erschien, ward aber als solcher noch nicht erkannt. Man hielt den fünfundzwanzig-

jährigen, netten kleinen Kerl mit seinem hübschen blondhaarigen, blauäugigen Kopfe vielmehr für einen großen Dichter, dem nur noch etwas Beruhigung, Mäßigung und Erziehung not tue. Zum Erziehen waren die weimarischen Damen gern bereit, und Goethe, dem die plötzliche Ankunft des ihm von Straßburg her bekannten Schwärmers nicht sehr angenehm gewesen war, ließ es gleichfalls nicht an Freundschaft, Rat und Hilfe fehlen.

Als dann Lenz durch seine Possen und Streiche, seine wildgenialen Reden und Dichtungen eine Zeitlang den Hof unterhalten und auch sich selber zur Zielscheibe von Spott und Hohn gemacht hatte, veranlaßte ihn Goethe, im nahen Bergstädtchen Berka für sich allein zu wohnen und dort an einem Romane zu schreiben. „Lenz ward endlich lieb und gut in unserm Wesen", glaubte er nun berichten zu dürfen.

Später, im Anfang September, erhielt Lenz eine Einladung der Frau v. Stein nach Kochberg; er sollte ihr beim Lernen der englischen Sprache helfen und ebenso im Zeichnen. Er empfing diese Einladung durch Goethe, der selber damals sich mit ganzem Herzen nach Kochberg sehnte, aber gerade jetzt sich von Charlotten fernhalten mußte, um dem Geschwätz der guten Freunde keine neue Nahrung zu geben und der auch, weil er wieder einmal unbändig gewesen war, nicht zu ihr kommen durfte.

Ganz verzagt begann Goethe den nächsten Brief:

„Ich schick' Ihnen Lenzen, endlich hab' ich's über mich gewonnen. O, Sie haben eine Art zu peinigen wie das Schicksal: man kann sich nicht darüber beklagen, so weh es tut.

„Er soll Sie sehen, und die zerstörte Seele soll in Ihrer Gegenwart die Balsamtropfen einschlürfen, um die ich Alles beneide. Er soll mit Ihnen sein!

„Er war ganz betroffen, da ich ihm sein Glück ankündigte. . . . Er war ganz in Tränen, da ich's ihm sagte, bittet nur, Geduld mit ihm zu haben, bittet nur, ihn in seinem Wesen zu lassen."

Einen Band Shakespeare gab ihm Goethe mit, den ‚Vicar of Wakefield' ließ er auch aus Leipzig kommen und schickte ihn nach. „Lohn's Gott, was Sie für Lenzen tun!" rief er seiner strengen Freundin noch zu.

Freilich, alle Güte konnte Lenzens kranken Geist nicht in einen gesunden verwandeln. Ende November beging er nach vielen früheren Torheiten eine neue grobe „Eselei", die sein Verbleiben in Weimar unmöglich machte.

* * *

In Kochberg hatte Charlotte oft Besuch aus Weimar. Die Verwandten kamen am häufigsten und blieben am längsten; oft war auch die Freundin Anna Karolina Basch ihr eine liebe Hausgenossin. Sie entstammte der kinderreichen Familie des Prinzenlehrers Seidler und hatte im Dezember 1769 den Diakonus Basch geheiratet, einen Sohn des Generalsuperintendenten; nach drei Jahren schon war sie Witwe geworden. Sie konnte nun im Wohlstand leben, während ihr Vater mit seinen vielen übrigen Söhnen und Töchtern noch seine Not hatte.

Goethe eilte stets gern nach Kochberg, wenn er durfte und Zeit übrig hatte; da aber, wie wir wissen,

Am Teiche von Schloß Kochberg

Zeichnung von Goethe
Nach dem Original im Goethe-Hause zu Weimar

Charlotte sich hütete, durch diesen Hausgast in's Gerede zu kommen, so erschien Goethe fast öfter, wenn sie abwesend, als wenn sie anwesend war. Er besuchte dann ihre Kinder und deren Hauslehrer Kästner, den er gern leiden mochte und der ihn sehr verehrte.

Nicht selten sprach auch der viel reisende junge Herzog vor; einmal geriet er hier in Lebensgefahr: er fuhr im Kahn auf dem Schloßgraben; sein großer Hund, der bei ihm saß, sprang unvermutet in's Wasser, der Kahn schlug um. Lenz behauptete später, den Herzog gerettet zu haben.

Ein häufiger, zeitweilig ständiger Gast Charlottens war ferner die junge Karoline v. Ilten, eine der beiden früher erwähnten verwaisten Schwestern. Die ältere, Sophie, ward im Juni 1778 bei Kalbs zu Kalbsrieth dem Rittmeister v. Lichtenberg angetraut (Frau v. Stein war bei der Hochzeit), Karoline dagegen hatte das zweifelhafte Glück, daß sich der achtzehnjährige Prinz Konstantin in sie verliebte. Einige Jahre zog sich dies Verhältnis hin; die Mutter und der Bruder des Prinzen waren gegen die Heirat, die der Prinz wünschte, und Jedermann hätte den Plan mißbilligen müssen. Denn zunächst war der Prinz noch ein unreifer und unzuverlässiger junger Mensch, auf dessen Treue man sich nicht verlassen durfte, und überdies hätte er eine seinem Stande leidlich entsprechende äußere Existenz kaum gehabt, wenn ein armes Fräulein seine Gattin geworden wäre. „Das gibt doch nur Bettelprinzen", urteilte seine Mutter über Konstantins Heiratsplan.

Goethe bekam den verdrießlichen Auftrag, sowohl dem Prinzen wie dem Fräulein in's Gewissen zu reden.

„An den Tränen des Karlinchen schein' ich schuld zu sein und bin's auch", schrieb er der Freundin im Juni 1780. Einige Wochen danach nahm Frau v. Stein das ‚Lingen' zu sich nach Kochberg und dann auch mit in ihre Stadtwohnung, — sie scheint vorher bei der Familie v. Kalb gelebt zu haben — und nun hatte Goethe oft Gelegenheit, das seufzende Mägdlein durch kleine Geschenke und Scherze aufzuheitern. Bald sah es fast so aus, als wolle er das Bild des Prinzen in ihrem Herzen durch sein eigenes verdrängen. Charlotte mußte ihn wieder einmal an die „Leute" erinnern; ärgerlich antwortete er:

„Linchen soll keine Verse mehr von mir kriegen, noch mehr Freundlichkeit, als die allgemeine Höflichkeit erlaubt! Glauben Sie mir, die Menschen, die sich um uns bekümmern, täten's nicht, wenn sie mit sich selbst was Besseres anfangen könnten; wenigstens täten sie's anders. . . ."

Karoline blieb etwa zwei Jahre bei Steins, wie ein Kind im Hause; dann schloß sie sich wieder an Sophie v. Kalb an, die seit 1779 die Gattin von Siegmund v. Seckendorff war, und auch an die Gräfin v. Bachof, die 1782 von Wien nach Weimar kam. Prinz Konstantin aber unternahm von 1781 bis 1783 eine große Auslandsreise, zu deren Gewinn in seinen Augen, aber nicht ebenso in der Meinung der Seinigen, zuerst eine französische und danach eine englische Geliebte gehörten. Jede der beiden Schönen schenkte ihm auch ein lebendiges Ebenbildchen, und Karl August hatte nun für das Weiterkommen dieser Damen und für die Erziehung dieser unerbetenen Neffen zu sorgen.

Karolinens Liebe ging also prosaisch genug zu Ende. Tragisch dagegen war der Abschluß, den ein anderes junges Mädchen der weimarischen Gesellschaft für ihre Herzensnot suchte. Eine Tochter des Obersten v. Laßberg, Christiane, glaubte sich von ihrem Bewerber, einem schwedischen Herrn v. Wrangel, betrogen. An einem Samstagabend im Januar 1778 sprang sie in die Ilm, von der Floßbrücke herab. Am andern Morgen ward die Leiche von Goethes Leuten gefunden. Man trug sie in das nächste Haus, das der Frau v. Stein. Noch lange war die Stätte, wo das arme Fräulein den Tod gesucht, Vielen unheimlich; in Goethes Gedichten, ‚Der Fischer' und ‚An den Mond' spricht die Erinnerung an dies Ereignis noch heute zu uns.

* * *

Wenn Charlotte von solchen Freunden und Bekannten auf ihre Geschwister blickte, sah sie auch da allerlei Trübes und Tröstliches aus dieser stärksten Quelle der Erlebnisse, aus dem Drange beider Geschlechter zueinander, hervorfließen. Ihre junge, schöne Schwester Luise hatte nun auch die Mutterfreuden und Mutterleiden auszukosten. Als sie ihr Erstes erwartete, kam sie von dem Landsitze ihres Gemahls nach Weimar zurück; sie mochte die schwere Zeit lieber bei der Mutter und den Geschwistern als bei dem Manne verbringen. Den ganzen Sommer 1776 war sie in Weimar; Imhoff dachte auf seinem fränkischen Gute manchmal eifersüchtig an Goethe, zumal als er erfuhr, daß seine Luise sich von diesem genialen Herrn zeichnen ließ. Goethe machte

damals gar gern Porträts und hatte auch das ihrer Schwester Charlotte glücklich getroffen. „Dein Porträt, von Goethe gezeichnet", schrieb Imhoff seiner Frau, „ist schön, daß ich beinahe jaloux bin. Die Zeichnung Goethes von Frau v. Stein hat mich interessiert, weil wirklich eine Gleichheit von Dir im Gesicht ist, die Du schwerlich zugestehen wirst". Imhoff vermutete ganz richtig, daß Goethe, dieser „Götze in Menschengestalt", an der Schwester seiner geliebten Lotte ein Wohlgefallen gefunden habe. Sie gefiel ihm besonders in der Zeit, wo Charlotte abwesend war.

„Deine Schwester ist gut, sie kommt wohl einmal vor meinem Garten vorbei und guckt, ob ich drin bin; hinein ist sie noch nicht kommen. Ich hab' ihr Rosen geschickt und hab' sie lieb!"

So am 2. Juli; und vierzehn Tage später:

„Es ist ein liebes Geschöpf, wie ich eins für mich haben möchte, und dann nichts weiter geliebt!"

Am 16. August hatte Frau v. Imhoff ihr erstes Töchterchen im Arme. Die Herzogin Amalie ward Patin und Namengeberin. Im Oktober führte der Gatte seine Luise wieder nach Franken in Sicherheit.

Vier Jahre später, im Sommer 1780, besuchte Frau v. Stein die Schwester in Mörlach; manche Klage Luisens über ihren Sonderling von Mann mußte sie dort hören. Es ließ sich nicht mehr verbergen, daß die Ehe unglücklich war; man trug sich schon mit dem Gedanken an Trennung. —

Der Bruder Charlottens und Luisens, der Geheime Regierungsrat v. Schardt, gewann 1777, als er vierunddreißig Jahre zählte und seinen Schwager Stein

einmal in die nördlichen Gegenden begleitete, wo der Oberstallmeister oft seine Fohlen kaufte, eine Braut, wie man sie ihm nur wünschen konnte: Sophie v. Bernstorff. Sie kam aus der bekannten hannöverschen Familie her, war in Hannover als Tochter des Kanzlei-Direktors Andreas v. Bernstorff, eines großen Juristen, geboren, hatte ihre Eltern früh verloren und war in Kopenhagen und Holstein erzogen, nämlich im Hause ihres berühmten Oheims, des Grafen Johann Hartwig Ernst Bernstorff, der zu seiner Zeit für den besten Minister Europas galt. Nachdem Bernstorff im Jahre 1770 unter dem geisteskranken König Christian dem Siebenten durch den ehemaligen Leibarzt, späteren Grafen Struensee von seinen Ämtern verdrängt war, lebte er mit den Seinen in Holstein; nach Struensees Hinrichtung ward er zwar wieder an die Spitze der Geschäfte berufen, er starb aber schon auf der Reise nach Kopenhagen. Seine Witwe wohnte dann einige Jahre auf einem Gute am Schaalsee, auch zu Borstel bei Hamburg oder in Hamburg selbst; anfangs blieb Klopstock, dessen bester Gönner ihr Gatte lange Zeit gewesen war, noch ihr Hausgast; später trat sie in nahe Freundschaft mit dem von uns als Theaterdichter schon genannten Christoph Bode, einem aus großer Armut hergekommenen, jetzt vielerfahrenen und einflußreichen Manne, der eine Zeitlang in engstem persönlichen und geschäftlichen Verhältnisse mit Lessing gestanden hatte, der auch mit Klopstock und vielen anderen Großen befreundet war und sich selber den Ruhm verdient hatte, der beste Übersetzer seiner Zeit zu sein. Die heitere Weisheit der französischen und englischen

Schriftsteller hatte er recht glücklich gegen die deutsche Pedanterie und Melancholei in's Feld geführt. Die junge Sophie war also jahrelang eine Hausgenossin des Messiassängers gewesen und hatte schließlich noch den großen Selbstlerner Bode zum letzten Lehrer gehabt.

Im Frühjahr 1778 hielt man Hochzeit; vom Juni an gehörte die nunmehrige Sophie v. Schardt zur weimarischen Gesellschaft. —

Bisher war Frau v. Stein zuweilen „die Kleine" genannt worden; „la petite Stein" hieß sie z. B. in einem Briefe der Fürstin Hohenlohe; jetzt zog ihre Schwägerin den Namen „die Kleine" ganz auf sich; sie hieß allgemein so, denn ihre Kleinheit war sehr auffällig. Sie hatte einen zierlichen Körperbau, in ihrem Gesicht saß ein keckes Stumpfnäschen unter zwei großen dunkeln Augen. Sehr lebhaften Geistes, meinte sie es mit Jedermann gut und zeigte sich stets bereit, für die vorzüglichen Menschen, die ihr begegneten, zu schwärmen. Sie hatte viele Kenntnisse in fremden Sprachen; ihr Verstand, ihre Bildung schienen nicht gering; als Dichterin übertraf sie Manche, die mit ihrer Kunst offener hervortraten. Auch einem Herder, der doch glücklich verheiratet war, ward sie durch ihr liebevolles Verständnis und durch ihre verliebte Bewunderung fast gefährlich; er hatte einige Jahre hindurch für sie eine ähnliche Freundschaft wie Goethe für Frau v. Stein.

Sophiens erste Berichte aus Weimar hatten zur Folge, daß ihre Tante, die damit umging, Hamburg zu verlassen und in Celle sich einen Witwensitz zu begründen, nun statt dessen sich entschloß, nach Weimar zu

ziehen. Sie kaufte das große dreiflügelige Gebäude des Präsidenten v. Kaufberg vor dem Frauentore; der Garten lag an der Esplanade, dem einzigen Spazierwege in der Stadt, war jedoch durch den Schützengraben von dieser Promenade getrennt. Die Gräfin richtete sich hier eine Haushaltung ein, wie sie der arme weimarische Adel bis dahin nur bei fürstlichen Personen gesehen hatte; sie hielt eigene Musiker, die besten Köche, einen talentierten Konditor usw. Ihr Hofmarschall sozusagen war ihr Freund Christoph Bode, dem sie nach seinem bewegten, arbeitsreichen Leben nun ein ruhiges, fröhliches Alter gönnte. Er lud sich freilich als eifriger Förderer des Freimaurer- und des Illuminaten-Ordens noch manche Reisen und Mühen freiwillig auf; umsomehr wußte er aus aller Welt und aus allen Schichten der menschlichen Gesellschaft zu erzählen. Bode und die Gräfin Bernstorff waren ein erheblicher Gewinn für die Sozietät der kleinen Stadt.

Dieser Bund mit der wohlhabenden und berühmten Familie Bernstorff war ebenso für die Familien Schardt und Stein ein Gewinn. Das Vermögen der Gräfin mußte einmal, zum großen Teile wenigstens, ihrer Nichte Schardt zufallen, denn eigene Kinder besaß sie nicht. Charlotte gewann ihre kleine Schwägerin sehr rasch auch um ihrer kleinen Person willen recht lieb. Sie waren in Weimar häufig miteinander, ebenso in Kochberg und fuhren nach Mörlach zur Schwester Imhoff zusammen. Als Sophie dreimal nacheinander sich auf ein Kindchen freute und alle drei Male das Geborene nicht lebenskräftig war, kam noch das schwesterliche Mitleid zur Liebe hinzu.

Gegen Wenige war Charlotte so zärtlich wie gegen diese Schwägerin. „Es ist in mir eine heimliche Ahnung von seltener Liebe für Sie", schrieb sie ihr schon, ehe sie sich noch gesehen; „noch ist es Zeit, daß mir ein Engel begegnet, da mein Herz eben im Zuschließen war". Bald war es dann das lieblichste Verhältnis. So lautete ein Briefchen, das Charlotte an ihrem eigenen Geburtstage der „Kleinen" als Dank für ein Geschenk schrieb:

„Wie ich meine Strümpfe will anziehen, fallen ein Paar allerliebste Strumpfbänder heraus. Ich erkannte gleich an ihrem lieblichen Geist, daß sie von Dir wären, und sie waren mir um so teuerer. Gern beging' ich einen Skandal und wies' heute meine Waden, aber ich muß mich damit begnügen, meinen verborgenen Wert an mir zu haben."

Ein anderer Zettel verriet, wie sehr sich Charlotte auf Sophiens Besuche in Kochberg freute:

„Ich hatte schon meinen besten Braten auf morgen für Dich bestellt und wollte wirklich Dir mit der Baschen entgegenreiten. Nun bleibt's also auf übermorgen. . . . Ich freue mich gar sehr, Dich bei mir zu sehen und Dir auf unserer Reise die schönen Berge zu zeigen, den Kochbergischen Mond und mein Dir treues Herz. Leb' indessen wohl, mein klein liebes Mäuschen." — —

Charlottens jüngerer Bruder, Ludwig, lief noch ohne Ehehälfte herum, und seine Aussichten waren im allgemeinen nicht günstig. Er war fünfzig Jahre zu spät geboren, denn er hatte sich zum Hofmann der alten Zeit gebildet und war in eine neue Zeit hineingeraten. Jene alte vornehme Gesellschaft, der sein Vater und Großvater geistig angehörten, forderte von dem Hofmann

Hofmarschall v. Schardt, seine Gattin und sein Sohn Ludwig

Nach einer Silhuette auf Schloß Kochberg

die Kunstfertigkeiten in den sogenannten adeligen Übungen, die Kenntnisse der Gebräuche und des Zeremoniells, den Anstand und die Beobachtung des konventionellen Herkommens, die Meisterschaft im Kennerurteil über die Darbietungen der Küche und des Kellers.*) Unter Herzogin Amalie und Herzog Karl August wurden dagegen ganz andere Ansprüche gestellt; der junge Herzog besetzte, wie es seine Mutter schon getan, die Ämter, wenn es irgend anging, mit geistig hervorragenden Personen, die sich durch Kunst, Witz und Wissen auszeichneten; er fragte wenig danach, ob seine Gesellschafter auch von ehrwürdigem altem Adel seien. Dies neue System machte Weimar bereits berühmt; dadurch eben ward es ein Sammelpunkt der schönen Geister; aber für Männer wie Ludwig v. Schardt war Das eine verdrießliche Neuerung. Wie schon sein Vater von Herzogin Amalie abgelehnt worden war, so sah sich jetzt Louis trotz seiner Vollkommenheit in der Devotionskunst und -wissenschaft vom Herzog Karl August unbegehrt und in ein armseliges Leutnantsdasein verwiesen. Eine reiche Partie hätte er gern gemacht, aber die Damen, denen er seine Verehrung kund tat, bogen ab, sobald es Ernst werden sollte.

Dagegen geschah eine unerwartete Heirat in der Familie, indem sich eine der beiden Schwestern Steins, die man bereits als Erbtante schätzte, noch verheiratete. Sie zählte an die fünfzig Jahre; ihre Mutter hatte sie

*) Diesen Satz und Gedanken entlehne ich einer Handschrift des Ministers v. Fritsch, des Jüngeren, die sich auf Ludwig v. Schardt bezieht.

in frühen Jahren gehindert, eine Ehe mit einem Herrn v. Röder einzugehen. Am 31. August 1778 starb die Reichshofrätin v. Stein, und bald danach begegnete ihre ältliche Tochter jenem Verehrer aus der Jugendzeit wieder; die alte Liebe erwachte und ward mit der Hochzeit besiegelt.

Das Paar nahm seinen Wohnsitz in Eisenach; der gute Josias v. Stein besuchte die Schwester und den neuen Schwager bei nächster Gelegenheit und freute sich aufrichtig über ihr spätes Glück. Auch Goethe war damals in Eisenach; er war viel mißtrauischer gegen den Mann, der die Kinder Charlottens um eine gute Erbschaft gebracht hatte.

„Stein ist gar gut, er hat mir nur Gutes von seinem Schwager erzählt. Stein wird den Herrn Schwager sehr wert kriegen, der im Grund und auf der Oberfläche sicher ein Schuft ist."

Ein Schuft war er nun wohl nicht, aber ein Geizkragen ersten Ranges; von dem Teil der Steinschen Erbschaft, den er erfaßt hatte, gab er keinen Gulden wieder aus den Krallen.

* * *

Charlottens Gatte erkrankte im Sommer 1777, als er wiederum mit der Gattin im Pyrmonter Bade weilte, sehr gefährlich; seine Freunde machten sich schon ernste Sorgen um ihn. Seine Krankheit war ebenso rätselhaft, wie sie schwer war; bald verschwand sie wieder, und Stein konnte sein Amt wieder völlig versehen. Das Amt nötigte ihn zu vielen Reisen und Ritten. Nicht nur hatte er den unruhigen Herzog oft zu begleiten,

auch des Pferdekaufs halber unternahm er manche Fahrt, bis hinauf nach Wien und bis hinunter in's Mecklenburgische und Holsteinische; „auf die Pferdejagd gehen“ nannte er's.

Seine Lust am Technischen übte er für Rechnung des Herzogs im Wagenbau aus; das Lackieren dieser Wagen betrieb er dabei als seine besondere Liebhaberei; er suchte in seinem ‚Laboratorio‘ bessere Arten von Lack zu erfinden und sammelte sich Rezepte an, die seinen Söhnen dereinst nützen sollten. In Kochberg selber experimentierte er auch reichlich viel; er litt an dem allgemeinen Fehler der Städter, daß sie klüger wirtschaften wollen als die „rückständigen“ Bauern und Krautjunker, daß sie durch neue Industrien große Gewinne zu erlangen glauben. Er errichtete eine Branntweinbrennerei und versuchte noch mehrere solche Neuerungen. Goethe sah ihm besorgt zu; er hatte zwar damals selber einen gewissen Enthusiasmus für die Landwirtschaft, besonders für die Bodenverbesserung, wie auch für alles Handwerk; er erkannte aber zugleich, daß nur Menschen dafür taugen, die immer in dem Luftkreise dieser Geschäfte gelebt haben und ganz damit verwachsen sind. „Stein ist nach Kochberg“, erzählte er dem Herzoge im Januar 1781; „ich fürchte, seine Einkünfte werden über diese Sorgfalt alle zu spiritus, aber nicht vini“. Und als ihm die Freundin im April 1782 besorgt über ihres Gatten beständige Versuche schrieb, antwortete er trostlos:

„Stein wird schwer geheilt werden. Du dauerst mich! Wenn Du noch von dieser Seite beruhigt wärest, so würden

wir die Last der Welt wenig fühlen. Ich habe mich dieser Tage recht bemüht, meine Gedanken auf die Erdschollen zu konzentrieren, und bin nur überzeugter, daß ein Mensch, der seine Lebzeit am Spieltisch zugebracht hat, nicht ein Bauer werden kann. Man muß ganz nah an der Erde geboren und erzogen sein, um ihr etwas abzugewinnen."*)

Am Spieltische hatte Stein freilich, obgleich er kein Spieler war, viele tausend Stunden verbringen müssen und er mußte es noch, denn das Kartenspiel war an den damaligen Höfen die tägliche Unterhaltung; Leute wie Goethe, die es überhaupt nicht lernten, waren ganz seltene Erscheinungen. Aber schon aus dem äußerlichen Grunde, daß Stein nur gastweise in Kochberg sein konnte, mußten seine Versuche in der Land- und Forstwirtschaft viel kosten und wenig einbringen. Er blieb immer auf die Ehrlichkeit und den Fleiß seiner Stellvertreter angewiesen; von Natur gutmütig, schenkte er gern jedermann ein großes Zutrauen und wurde denn auch sehr häufig von seinen eigenen Aufsehern und Vertrauensleuten betrogen. Unter dem gemeinen Volk, das auf den Gütern arbeitete oder in ihrer Nähe wohnte, waren erst recht Viele, die es für eine sehr verzeihliche Sünde hielten, ihrem reichen Herrn Das wegzunehmen, was sie nach ihrer Meinung nötiger brauchten als er.

*) An Stein dachte Goethe auch, als er im Mai 1783 Knebel warnte, ein Gütchen zu kaufen. „Auch werde ich Niemand, der nicht von der Erde geboren ist, raten, sich mit der Erde einzulassen. Es ist schwer, ihr etwas abnehmen, und töricht, ihr noch gar hingeben. Das Letzte tut Jeder, der nur einige Imagination zum Feldbau und zur Landwirtschaft bringt. Der gute Stein ist ein trauriges Beispiel."

Josias v. Stein

Nach einem Ölbilde auf Schloß Kochberg

So wurden denn dem guten Stein beständig durch kleine Unterschlagungen, Durchstechereien, Vernachlässigungen und Mausereien Verluste beigebracht, die in der Summe ihn schließlich doch schmerzten und lähmten.

* * *

Charlottens eigene Gesundheit war in diesen Jahren nicht fest, aber besser als früher. Von 1778 an kam sie ohne Badereisen aus; sie verbrachte jedes Jahr den Hochsommer und Herbst in Kochberg, nur 1780 machte sie die erwähnte Freundschaftsreise nach Franken. Als sie von da zurückkehrte, urteilte der Herzog, sie käme ihm wohler und auch ein wenig stärker vor.

Aber der Krankheitstage waren trotzdem noch viele: Erkältungskrankheiten, Zahnschmerzen, Kopfschmerzen, einmal ein langwieriges Fußleiden, das Goethen Sorge bereitete. Im Frühjahr 1781, als sie ihm von einem neuen schlechten Befinden geschrieben hatte, bohrte er sich sogar in den Gedanken hinein, seine Freundin könne bei ihrer schwächlichen, kränklichen Natur bald hinweggenommen werden.

„Ich habe in einer Nacht recht bitterlich geweint, da ich mir vorstellte, daß ich Dich verlieren könnte; gegen Alles, was mir wahrscheinlich begegnen kann, hab' ich ein Gleichgewicht in mir selbst, gegen das Einzige nicht."

Mit dieser Zartheit ihres Körpers, dieser Häufigkeit ihrer Leiden hing es zusammen, daß sie nicht selten in traurige Stimmungen versank. Kritisch-verständig war sie ja stets, aber in der Regel war sie dabei doch heiter, zu Scherz und Neckerei aufgelegt. Dann kamen leider

Stunden und Tage, wo ihr nichts recht zu machen war, wo sie ganz ohne Glauben und Hoffnung schien. „Wenn ich nur den tiefen Unglauben Ihrer Seele an sich selbst begreifen könnte!“, rief Goethe einmal aus, und ein andermal klagte er:

„Warum das Hauptingrediens Ihrer Empfindungen neuerdings Zweifel und Unglaube ist, begreif' ich nicht. Das ist aber wohl wahr, daß Sie einen, der nicht fest hielte in Treue und Liebe, von sich wegzweifeln und träumen könnten, wie man einen glauben machen kann, er sähe blaß aus und sei krank.“

In Weimar war damals der Aberglauben an Ahnungen, Vorzeichen und Träume allgemein; der oberste Geistliche des Landes, der sonst durch seine Freigeisterei berühmte Herder, glaubte in dieser Beziehung kräftig, ebenso seine Frau, die Herzogin Luise, Knebel, auch Frau v. Stein; dies Auslegen von Träumen und dies Achten auf Lose und Vorzeichen machte sie nicht fröhlicher.

Sie trank Kaffee sehr gern, also auch oft; von ihrer Mutter hatte sie diese Neigung geerbt, und der Mutter schadete das braune Getränk sicherlich nicht. Goethe dagegen war überzeugt, daß seine Freundin ihre Gesundheit durch den Kaffee untergrabe, ihre Nerven schädlich reize und ihre Stimmung schließlich verdüstere; er hätte sie gern überredet, dies giftige Getränk aufzugeben. Goethes Mittel gegen Seelendruck, Verstimmung und Schlaffheit war das Herumtreiben in der frischen Luft, das Ausarbeiten in körperlichen Übungen. Auch Sophie v. Schardt mußte ihrer Schwägerin als Schülerin Klopstocks zu dessen großen

Heilmitteln, den körperlichen Übungen, besonders zu Schlittschuhlaufen und Reiten, raten; als Sophie eben in Kochberg gewesen war, berichtete ihr Charlotte, wie gehorsam sie ihren Winken folge.

„Heute früh bin ich ungeachtet der rauhen, unfreundlichen Luft auf meinem alten Schimmel allein in die Berge geritten. Mein Weg ward sehr eng . . . endlich fand ich mich wieder nach Haus, nachdem ich eine Stunde in der Irre geritten. Aus Furcht, mein Mann möchte mich sehr auslachen und clownschen Witz spielen, erzählt' ich Nichts von meinem Unfall."

Doch solche Anstrengungen waren gegen Charlottens Gemütsart, blieben also selten. Das Reiten hatte sie früh gelernt; das neue Vergnügen des Schlittschuhlaufens überließ sie der Jugend.

Von Bewegung in der Wirtschaft, von häuslicher Tätigkeit, war Charlotte ebenfalls keine rechte Freundin; sie spürte ja keinen Kraftüberschuß und auch keine Langweile. Das Spinnen versuchte sie jetzt erst noch zu lernen, als „die Kleine" es sehr gelobt und vorgemacht hatte, aber sie mußte sich dabei mit einer düsteren Parze vergleichen, weil ihr Faden oft zerriß. Die üblichen weiblichen Kunstfertigkeiten verstand sie, hatte aber wenig Ausdauer darin. Eifrig war sie dagegen immer im Lesen, Zeichnen und Studieren. Es ist schon erzählt, daß sie mit Lenz Englisch treiben wollte; auf die Dauer hatte sie dann ihre Schwägerin zur lehrenden Helferin in dieser Sprache, und selbst Goethe stand ihr bei, obwohl er in der Grammatik und Aussprache gröblich sündigte. Engländer, denen man

etwas Sicheres hätte ablernen können, gab es noch nicht in Weimar.

Auch im Zeichnen war Goethe ihr beständiger Berater; als die vom Herzog begründete und vom Maler Kraus geleitete Zeichenschule in Gang, bald auch in Flor kam, als dann auch ein Vormittag für die Damen von Stand eingerichtet wurde (um 1782), ging die vierzigjährige Charlotte noch in diese Übungsstunden. Oft tauschte sie mit Goethen selbstgemalte „Landschäftchen" aus. Sie übte sich ferner im Zeichnen nach Gipsfiguren und versuchte sich auch in Porträts, die ihr recht gut glückten. Mit der Plastik beschäftigte sie sich als gelegentliche Zuschauerin des Bildhauers Martin Klauer. Im Winter 1778 auf 1779 bekam dieser Künstler den Auftrag (vermutlich von der Herzogin Amalie nach Goethes Vorschlag), den hübschen Knaben Fritz v. Stein, der sein siebentes Jahr begonnen hatte, in ganzer Figur nackt zu modellieren. Klauer war sehr sicher in der Wiedergabe der äußeren Form und des seelischen Ausdrucks, aber der Geschmack des Rudolstädter Schneidersohnes war noch recht kleinbürgerlich. Die Köpfe bildete er stets getreu nach der Natur, aber an nackte Leiber war er nicht gewöhnt, er kannte ihr Sehnen- und Muskelleben nicht und hielt wie alle Philister das Rundliche und Mackelige für schön, die Magerkeit dagegen für ein Zeichen des Mangels. So wollte er denn auch den Körper des Knaben nicht nach der Natur, sondern nach dem Vorbilde der wohlgenährten Engel und Amoretten mit Wurst-Armen und -Beinen bilden. Goethe war ganz anderer Meinung, redete auf Klauer ein und glaubte

Der sechsjährige Fritz v. Stein

Von Martin Klauer
Nach dem Original im Schlößchen zu Tiefurt
Aufnahme von L. Held in Weimar

GOETHE-NATIONAL-MUSEUM

ihn endlich zu sich herüberzuziehen. „Er findet doch endlich, Gott sei Dank, an dem schönen Körper ein übergroß Studium.“ Etwas Fettschicht zog Klauer aber dann doch dem mageren Fritzchen über.*)

* * *

Um ihre Knaben bemühte sich Frau v. Stein nicht mehr, als nötig war. Die beiden älteren standen unter der Aufsicht eines Hofmeisters. Zuerst verwaltete ein Kandidat Weber dieses Amt, viel länger jedoch jener Johann Friedrich Kästner, dessen schon gedacht wurde. Kästner galt viel bei Goethen, auch bei dem Herzoge; er war ein begabter, für Wissenschaft und Kunst ehrlich begeisterter junger Mann. Seine Schüler, zu denen später auch Fritzchen gehörte, liebten und fürchteten ihn abwechselnd.

Sobald Kästner den Rücken wandte, hatten die Knaben in der neuen Wohnung vor dem Tore, nahe am Flusse und den Gartenanlagen, ein recht fröhliches Leben. Die vielen Freunde ihrer Eltern waren ihre Gönner, und davon zogen sie manchen Vorteil. Z. B. als einmal englische Springer und Seiltänzer durch Weimar kamen, ließ der Herzog den Steinschen Knaben sogleich über ihren Hof fünf Fuß über der Erde ein Seil spannen, damit sie solchen Künstlern nacheiferten.

Noch lustiger war ihr Leben in den Zimmern und Ställen, Gärten und Wäldern von Kochberg.

*) Die Figur wird im Tiefurter Schlößchen aufbewahrt. Wir geben ein Bild.

Im Sommer 1777 hatten sie dort einen seltsamen Stiefbruder. Goethe war von einem Bekannten gebeten worden, sich eines Schweizer Hirtenbuben anzunehmen; er hatte den Knaben zu sich kommen lassen und ihm im eigenen Häuschen ein Plätzchen gegeben. Als er nun eine Zeitlang verreiste, bat er die Freundin, den „Peter im Baumgarten“ und seinen schwarzen Spitz „Hänsli“, von dem sich der Knabe nie trennte, nach Kochberg zu nehmen. Es geschah; Karl und Ernst begrüßten den neuen Gefährten mit Jubel, denn Peter hatte als ein Meister im Baden, Schwimmen, Stelzenlaufen und in kecken Streichen sich schon in Weimar bei den Knaben einen großen Namen gemacht.

Als es am ersten Abende Bettzeit war, erwog Kästner, wo Peter schlafen sollte; da baten ihn seine bisherigen Schüler, daß Peter mit in ihrer Kammer einquartiert werde. Ein Bett war dort nicht mehr aufzuschlagen; Karl aber behauptete, das seinige sei breit genug für Zwei, Peter solle bei ihm liegen. Aber auch der schwarze Spitz sprang mit in's Bett, denn, wie gesagt, Peter und Hänsli waren durchaus nicht zu trennen, und eine vielköpfige Flohfamilie war wieder bei Peter und Hänsli zu Hause. Dem Junker Karl v. Stein ward diese Gesellschaft zu zahlreich; er überließ daher sein Bett den Schweizern und legte sich eine Decke auf den Fußboden. Kästner sah es und lobte ihn: war dies harte Nachtlager doch eine Übung in der Selbstüberwindung und eine tapfere Abhärtung. Die Mutter wußte Nichts davon, denn die Kammer der Knaben lag im vierten Stock der Burg, wohin sie selten

kam. Erst als Karl mit einem schweren Husten herumging, der ein Vierteljahr nicht weichen wollte, erhielt sie Kenntnis von dieser sonderbaren Güterverteilung zwischen Karl, Peter und Hänsli.

Zu den Bedürfnissen, die Peter aus seinen Bergen mitgebracht hatte, gehörte auch das Tabakrauchen. Kästner wollte es verbieten, aber Goethe, der sonst der entschiedenste Feind des Tabaks war, meinte: der Junge sei wohl so sehr daran gewöhnt, daß man ihm das Gift nicht plötzlich und gänzlich rauben dürfe. „Nur einige Pfeifen des Tages“ wollte er ihm „auf gute Weise“ entzogen haben.

Dem freien Schweizer ward es im Lande Kochberg immer wohler. Er bekam von Goethen mehr Taschengeld als die Steinschen Knaben von ihren Eltern, und das benutzte er dazu, sich Kochberger Dorfjungen zu kaufen, die bisher zu den Heerhaufen von Karl oder Ernst v. Stein gehört hatten. Peter warf sich nun selber zum Hauptmann auf und führte seine Scharen gegen die verminderten Häuflein der Junker. Als er sich nun aber noch gegen den schwächeren Ernst wirklich feindselig benahm, kündigte ihm Karl als der geborene Beschützer seines Bruders alle Freundschaft und verweigerte jeden ferneren Verkehr. Peter ward nun von Goethe in Ilmenau untergebracht und erlernte dort die Jägerei, soweit seine bisherigen Gewohnheiten und neu hinzutretende Passionen es zuließen.

Karl v. Stein war immer ein ritterlicher und gutmütiger Knabe; wie er dem Ernst gegen Peter beistand, so beschützte er auch Fritzchen gegen Ernst. Ernst war

öfters kränklich und nicht so angenehmen Charakters. Fritz aber war das Nesthäkchen; seine Mutter wenigstens liebte ihn viel mehr als ihre anderen Kinder, die denn ihrerseits wieder viel mehr an ihrem herzensguten Vater hingen. Der große Freund der Mutter, Goethe, war allen dreien wie ein Oheim; sie nahmen ihn ganz, als wenn er wirklich ihrer Mutter Bruder gewesen wäre. Gar oft besuchten sie ihn, aßen in seiner Stube, was gerade Gutes da war, schliefen auch wohl einmal die Nacht in seinem Hause, spielten in seinem schönen Garten, und Fritzchen bekam ein eigenes Beet darin. Allerlei Ernsthaftes und Scherzhaftes lernten sie von Goethen; Karl ward von ihm z. B. im Eierkuchenbacken unterwiesen, einer Kunst, die in dem abgelegenen Häuschen besonders geschätzt werden mußte. Goethe veranstaltete zuweilen Kinderfeste, Ostereiersuchen und Tänze; da waren sie denn vor den Wielands und Herders und Fritschens und allen Anderen die Nächsten dazu. Einmal fand Karl statt seiner bunten Eier eine goldene Uhr, nach der längst sein Sehnen gerichtet war; sein Vater litt freilich nicht, daß er ein so kostbares Geschenk annahm, und sah sich nun selber veranlaßt, eine solche Uhr seinem Ältesten zu kaufen. Auch einen schönen Stahldegen bekam Karl von Goethen; unter den kleinen Geschenken befanden sich ferner die alten deutschen Volksbücher, deren Geschichten vor zwanzig Jahren Goethes eigene Phantasie mächtig erregt hatten.

Aber auch zu Meinungsverschiedenheiten kam es zwischen den Knaben und dem angenommenen Oheim.

Fritz v. Stein

Nach einer großen Silhuette
im Goethe-National-Museum zu Weimar

Einst stand Goethe im Saale der Steinschen Wohnung vor dem Kamin und hatte nach damaliger Sitte die Rockschöße aufgehoben, um sich besser zu wärmen; dabei sprach er lebhaft auf die Freundin ein, die am Tische saß. Der Knabe Karl, damals etwa elf Jahre alt, stand zufällig neben dem Feuer, betrachtete Goethes Rückseite, also auch die Gegend der Hose, wo sie unter der Schnalle einen Schlitz hat. Zufällig hatte Karl den Blasebalg in der Hand, womit die Flammen zuweilen angefacht wurden. Da galt denn wieder einmal die Wahrheit: sunt pueri pueri, pueri puerilia tractant; Karl schob vorsichtig die Öffnung des Blasebalgs in Goethes Hosenschlitz und ließ rasch einen starken Windstoß hineinblasen, vielleicht um die Aufschwellung der Hose zu beobachten. Goethe aber fuhr in größtem Zorn auf ihn ein, schalt ihn mit heftigen Worten und bedrohte ihn sogar mit Schlägen. Dies letztere besonders ging gegen des Knaben Ehrgefühl. Er mußte jetzt schweigen, aber er empfand es lange Zeit als ein Unrecht Goethes, daß er einen Knaben mit solcher Beschimpfung herausgefordert, der doch noch zu schwach war, die adlige Antwort darauf zu geben. Bisher hatte er den Dr. Goethe ehrlich bewundert; von jetzt an hielt er ihn für einen entsetzlichen Grobian und haßte ihn fast.

Im Frühjahr 1780, als er das fünfzehnte Jahr vollendet hatte, siedelte Karl nach Braunschweig über; so hatte es seine Mutter mit der nunmehrigen Herzogin von Braunschweig verabredet. Karl besuchte jetzt das Karolinum, jene Akademie neuer Art, von der schon die Rede war.

Wenige Monate danach wurde der dreizehnjährige Ernst, wie einst sein Oheim Karl, unter die Edelknaben des Herzogs aufgenommen. Er bekam sein Quartier in der nahe gelegenen Pagerie und ward dem Pagen-Informator unterstellt; zum Pagen-Informator aber wurde um dieselbe Zeit der bisherige Hauslehrer der Steinschen Knaben ernannt.

Nun blieb also nur der siebenjährige Fritz bei der Mutter zurück. Um nicht für ihn allein einen Lehrer unterhalten zu müssen, ward es mit Zustimmung des Herzogs eingerichtet, daß auch Fritz täglich in die Pagerie ging und dort von Kästner weiteren Unterricht erhielt. „Es entstand hieraus eine etwas zerstreute Lebensweise", erzählte Fritz selber in späteren Jahren:

„Von den Edelknaben des Herzogs, deren Gesellschaft mich sehr ergötzte, bei denen aber das Lernen nur Nebensache war, lernte ich mancherlei Unarten. Kästner aber wurde von mir sehr gefürchtet, doch eigentlich nicht geliebt, wovon einige frühere harte Strafen und ein etwas launiges Betragen die Ursache sein mochten. Mit vollem Herzen hing ich dagegen an meiner Mutter, und fast noch mehr an Goethe, der zu jener Zeit fast täglich meiner Eltern Haus besuchte und mir mit Liebe, Ernst und Scherz, sowie es nötig war, begegnete, so daß ich sein Betragen gegen Kinder als ein Muster dieser Art betrachtete."

Goethe bemerkte wohl, daß der Knabe einer besseren Pflege oder Erziehung bedurfte; er nahm ihn oft mit sich, unterrichtete ihn bei dem gemeinsamen Herumgehen oder Herumfahren, soviel die Gelegenheit erlaubte oder veranlaßte, und achtete auf zuträgliche Beschäftigung für ihn. „Fritz hat gezeichnet, zieht aber doch das

Frau v. Stein
mit der Büſte ihres Fritz

Aus Lavaters ‚Phyſiognomiſchen Fragmenten'

Spazieren aller Arbeit vor" berichtet er einmal der Mutter; ein andermal:

„Fritzens Urteil über die Menschen ist unglaublich richtig; nur müssen wir suchen, zu hindern, daß ihn das Glück nicht übermütig mache; ich habe ihm einige ruhige, sehr wahre Lektionen gegeben, und er ist sehr geschmeidig."

Eins von Goethes Gedichten aus dieser Zeit war der ‚Erlkönig': wie dort der Vater mit seinem Knaben durch das Nebeltal reitet, so ähnlich war auch Goethe mit Fritz v. Stein zwischen Weimar und Tiefurt dahingeritten.

Seine erste größere Reise machte Fritz als achtjähriger Knabe mit Goethen; sie führte nach Dessau. In Leipzig begegneten sie dem Vater des Kindes, der recht vergnügt war, seinen Fritz in der fremden Stadt unter so gutem Schutze anzutreffen. Nach dieser Fahrt schrieb Goethe der Mutter:

„Meine Liebste, ich habe mich immer mit Dir unterhalten und Dir in Deinem Knaben Gutes und Liebes erzeigt. Ich hab' ihn gewärmt und weich gelegt, mich an ihm ergötzt und seiner Bildung nachgedacht."

* * *

Ganz unmerklich schlich sich in Goethes Liebe zu Charlotten jene Fürsorglichkeit ein, die sonst zu den Tugenden der Gatten und Väter gehört. Der Oberstallmeister war selten daheim, und Charlotte raffte sich nicht leicht zu Entschlüssen und Taten auf; um so eifriger ward Goethe auf das Wohl der Familie bedacht. Er machte sich über ihre wirtschaftliche Lage Gedanken; er

verrichtete manche Geschäfte des Haushalts, die sonst dem Hausvater zustehen; er achtete auf die Gesundheit Charlottens und der Kinder. Jetzt machte er sich Gedanken um Charlottens kranken Fuß und bestellte Stiefel für sie, dann hieß es:

„Ernstens Husten beunruhigt mich, sorge doch auch für Fritzen, der auch einen Ansatz hat",

und drei Tage darauf:

„In sorglichen Augenblicken ängstigt mich Dein Fuß und Deiner Kinder Husten. Wir sind wohl verheiratet. Das heißt: durch ein Band verbunden, wovon der Zettel aus Liebe und Freude, der Eintrag aus Kreuz, Kummer und Elend besteht."

Auch der Gatte der Geliebten ward in diese Liebe und Sorge Goethes mit hineingezogen: „Grüße Steinen", fügte er sofort dem Vergleiche: „Wir sind wohl verheiratet", hinzu. Stein gehörte nicht zu den nächsten Freunden Goethes — dazu waren ihre Meinungen und Talente zu verschieden — aber doch zu den guten Kameraden, mit denen er gern zusammensaß. Wir wissen, daß Stein anfangs gegen Goethes unverdiente Anstellung gewesen war und ihm einen übeln Einfluß auf den unreifen Herzog zugeschrieben hatte; aber Stein zeigte sich gern bereit, die unerwarteten Tugenden Goethes anzuerkennen, als sie zutage traten. Stein und Goethe trafen am Hofe oft zusammen, begleiteten einige Male den Herzog auf größeren Reisen, hatten häufig wegen Pferde und Wagen miteinander zu tun, da Stein aus des Herzogs Marstalle zu stellen hatte, was Goethe brauchte, und oft trafen sie sich in Steins Familienwohnung oder in Goethes Gartenhäuschen.

Stein kannte die kühle Verständigkeit seiner Frau und durfte auch ihrer inneren Stärke vertrauen; so nahm er die Freundschaft zwischen ihr und dem Dichter ruhig hin. Diese Freundschaft reizte wohl zu Neckereien, reizte vielleicht böse Mäuler zu Verdächtigungen; sie war aber trotzdem seiner einsamen, oft genug bedrückten Frau zu gönnen; und ebenso war sie seinen Kindern eine Wohltat. Stein trug selber manches Mal die Briefe zwischen Beiden hin oder her oder er saß dabei, wenn Goethe ein langes Schreiben an seine Frau verfaßte, wo er sich mit ein paar Zeilen begnügt hatte. In einem Briefe Goethes aus Kaltennordheim heißt es:

„Der Husar wartet, es ist schon spät, Stein spricht viel von Ökonomie, und da fast nichts weiter vorkommt, ist's ihm wohl; übrigens sitzet er und macht Anmerkungen, die ich ihm an der Nase ansehe."

Goethe sprach stets gut von Charlottens Gatten. „Es wird mir recht natürlich, Steinen gefällig zu sein und ihm leben zu helfen", schrieb er im Dezember 1781, als sie in und bei Eisenach wochenlang die Tage zusammen verbrachten und gemeinsam auf ihren unruhigen Herzog schalten. Aber auch Stein suchte dem jüngeren, in Weimar noch nicht ganz einheimischen Manne „leben zu helfen", warnte ihn z. B. vor vermeintlichen Freunden, und Goethe war gerührt über „Steins Gutheit".

Auch durch häufige Geschenke kam die Verbundenheit Goethes und Charlottens zum Ausdruck, durch ein so vielmaliges Geben und Nehmen, daß es oft ein Ansatz zur Gütergemeinschaft war. Zumeist handelte es sich um kleine Dinge: Blumen, Obst, Gemüse, fertige

Speisen oder um Bücher, Bilder, Zeichenmaterial; auch Bänder, Schleifen, kleine Schmuckstücke, Kleiderstoffe sandte ihr der Gebefreudige zu. Ebenso übte man das Leihen von Tassen, Wandleuchtern u. dgl. Goethe lieferte viele Erzeugnisse aus seinem Garten in Charlottens Küche, desgleichen seine Anteile von den fürstlichen Jagden: Hasen, Rebhühner, Fasanen, Schwarz- und Rotwild, ebenso das Kommißbrot, das er als Vorsteher der Militärbäckerei erhielt; Charlotte dagegen hatte den Freund sehr häufig an ihrem Tische, wobei er den Wein jedoch selber stellte. Goethe versuchte auch große Geschenke zu machen. Zu ihrem Geburtstage 1776 überraschte er sie mit einem Schlitten; sie nahm jedoch dies auffällige Geschenk, das die Leute hätte reden machen, zu seinem großen Leidwesen nicht an. Drei Jahre später aber ließ sie sich einen kostspieligen Schreibtisch, an dem er fast ein Jahr lang hatte arbeiten lassen, gefallen.*) Ein andermal schenkte er für die Anlagen in Kochberg dreißig junge Kirschen- und Apfelbäume, die er aus Frankfurt hatte kommen lassen.

*) Er befindet sich noch in Kochberg; unser Bild macht allerdings die große Arbeit, die darin steckt, nicht deutlich. Das Möbel hat sehr viele große und kleine Schubläden, die wegen ihrer Tiefe auch längere Gegenstände fassen. Das Holz ist Mahagoni mit vielen eingelegten Verzierungslinien. Die Knöpfe der Schubläden ziehen sich beim Anfassen etwas heraus, im Ruhezustande stehen sie um so weniger hervor. In den Knöpfen sind zugleich die Schlüssellöcher. Abgesehen von den Intarsien ist kein Zierat an der Kommode, aber Alles daran ist so liebreich und geduldig ausgeführt, daß die lange Arbeitszeit wohl begreiflich ist.

Schreibkommode
1779 von Goethe der Frau v. Stein geschenkt
Entwurf von Goethe

Im Goethe-Zimmer auf Schloß Kochberg

Gleichsam verheiratet waren sie auch insofern, als ihre Liebe bald eine süße Gewohnheit ward. „Seit ich in Deiner Liebe ein Ruhen und Bleiben habe", begann Goethe einen Satz, und ein andermal:

„Es ist mir in Deiner Liebe, als wenn ich nicht mehr in Zelten und Hütten wohnte, als wenn ich ein wohlgegründetes Haus zum Geschenk erhalten hätte, drinnen zu leben und zu sterben und alle meine Besitztümer drinnen zu bewahren."

Und dann:

„Eine Liebe und Vertrauen ohne Grenzen ist mir zur Gewohnheit geworden."

Wenn Beide in Weimar waren, so ging Goethe zu Charlotten fast ebenso oft, wie ein vielbeschäftigter Gatte zwischen seinen Geschäften oder nach seinen Geschäften zu seiner Gattin heimkehrt. Abends um halb Acht stellte er sich mit derselben Regelmäßigkeit ein, wie Charlottens Tauben zu ihrer Futterstunde an ihrem Fenster erschienen. Und den Zapfenstreich hörten sie fast jeden Abend zusammen. Aber auch zum Mittagessen war er oft da.

„Frühmorgens nehm' ich mir vor, zu Hause zu bleiben, und bestelle mein Essen; wenn's gegen Mittag kommt, zieht mich das alte Verlangen zu Ihnen."

Als die kleine Schwägerin einmal Goethen bei ihr begegnen wollte, antwortete Charlotte:

„Komme bald nach Tisch oder auch zu Tisch, aber par hazard könnte es vielleicht sein, daß Du Goethen nicht treffest, denn des Tags geht er seinen Geschäften und Vergnügen nach, und nur meist abends beim Nachtessen hält er bei mir eine Stunde Ruhe."

* * *

Die Beiden hatten aber auch eine verdrießliche Ähnlichkeit mit Eheleuten: es wurden manche Kämpfe zwischen ihnen ausgefochten! Wenn Goethe etwas gegen die Freundin auf dem Herzen trug, ward er stiller und lauer, hielt sich fern, dachte wohl auch fleißiger an Korona Schröter, in die er zeitweilig verliebt war, oder an die ebenso schöne Frau v. Branconi, die er in Lausanne und die ihn in Weimar besucht hatte, oder an Viktoria Streiber in Eisenach, die eine passende Partie gewesen wäre. Hatte dagegen Charlotte auf Goethe einen Zorn oder gegen sein Betragen einen Vorwurf, so sprach sie sich scharf und hart bei der nächsten Gelegenheit aus. Sie war immer fähig und geneigt zum Kritisieren, sie blieb die kühle, wohl liebende, aber von keiner Leidenschaft bewegte und deshalb verständige Beobachterin; Goethe war jetzt gefaßter, ruhiger und klüger als bei seinem ersten Auftreten in Weimar, aber er litt immer noch an starken Erregungen, an raschen Übergängen von Seligkeit zu Verzweiflung, und seine Seele machte sich noch zuweilen in heftigen Ausbrüchen Luft. Vor den ‚Leuten' bezwang er sich sehr; Manche fürchteten sich schon vor seiner Festigkeit und Unnahbarkeit; er konnte sich wohl versteifen und verhärten. Aber sollte er sich vor der nächsten Freundin immer in acht nehmen, sollte er in ihrer Stube eine Maske tragen? Er tat es nicht, und so gab es manchmal heftige Scenen und Verstimmungen. So noch im Oktober 1780, als er sie mit dem Herzoge nach langer Trennung in Kochberg besucht hatte; beim Abschied entließ sie ihn mit einem

schneidenden Vorwurfe. Gleich nach dem Eintreffen in Weimar schrieb er ihr:

„Was Sie mir heut früh zuletzt sagten, hat mich sehr geschmerzt, und wäre der Herzog nicht den Berg mit hinaufgegangen, ich hätte mich recht satt geweint. Auf ein Übel häuft sich Alles zusammen!

„Ja, es ist eine Wut gegen sein eigen Fleisch, wenn der Unglückliche sich Luft zu machen sucht dadurch, daß er sein Liebstes beleidigt. Und wenn's nur noch in Anfällen der Laune wäre und ich mir's bewußt sein könnte! Aber so bin ich bei meinen tausend Gedanken wieder zum Kinde herabgesetzt, unbekannt mit dem Augenblick, dunkel über mich selbst, indem ich die Zustände der Andern wie mit einem hellfressenden Feuer verzehre.

„Ich werde mich nicht zufrieden geben, bis Sie mir eine wörtliche Rechnung des Vergangenen vorgelegt haben und für die Zukunft in Sich einen so schwesterlichen Sinn zu überreden bemühen, der auch von so etwas gar nicht getroffen werden kann. Ich müßte Sie sonst in den Momenten meiden, wo ich Sie am nötigsten habe!

„Mir kommt's entsetzlich vor, die besten Stunden des Lebens, die Augenblicke des Zusammenseins verderben zu müssen mit Ihnen, da ich mir gern jedes Haar einzeln vom Kopf zöge, wenn ich's in eine Gefälligkeit verwandeln könnte, und dann so blind, so verstockt zu sein! . . . Haben Sie Mitleiden mit mir!"

Das ist Tassos Sprache, und auch an die Leiden des Orestes erinnert sie. Goethe hatte kranke Stimmungen, übermäßige Erregungen und bedenklich lebendige Tagesträume, und dann bedurfte er einer Iphigenia oder Leonore. Und der Sucher findet, wenn er genugsam mit Einbildungs- und Glaubenskraft begabt ist. Ein Bild aus den Sprüchen Salomonis war in jenem bibelkundigen Geschlechte geläufig: „goldene Äpfel in silbernen

Schalen"; der Dichter hat die Gabe, Alles, was seine Seele liebkost, zu verschönen und zu beglänzen, und es gelingt ihm dann, uns Anderen goldene Äpfel in silbernen Schalen zu bieten. So schuf sich Goethe aus seiner klugen, ruhigen, gemäßigten, milden, verstehenden, wohlwollenden, entsagenden Frau v. Stein ein höheres Bild, das er verehren, vor dem er beichten, von dem er Vergebung erholen konnte.

Nach einer andern Stelle im Alten Testamente verglich er die Geliebte mit der von Mose auf Gottes Geheiß gebildeten künstlichen Schlange, bei deren Anblick die Israeliten von den Wunden der wirklichen Schlangen genasen.

„Sie sind wie die eherne Schlange, zu der ich mich aus meinen Sünd' und Fehlern aufrichte und gesund werde."

Die Frage, ob er die Freundin nicht überschätze, kam ihm im Laufe der Jahre wohl auch; zuweilen las er sie aus den Mienen der Freunde, eines Merck oder Wieland oder Herder, ab. Aber man weiß, daß sich gerade in diesem Punkte die Liebenden gegen alle Welt verhärten und daß sie ihre Liebe so geheim wie möglich halten. Als Goethe viele Jahre später von einer Schwärmerei für die kranke jugendliche Gattin des alten Kaisers Franz erfüllt war, schrieb er an eine gemeinsame Freundin den Satz:

„Wäre ich aber auch ein anerkannter Nachtwandler, so will ich doch nicht aufgeweckt sein und halte mich daher fern von den Menschen, welche nur das Wahre zu sehen glauben, wenn sie das Gemeine*) sehen."

*) Das Alltägliche, Gewöhnliche.

Diesen Schuß seiner Liebe gegen die Kälte des Verstandes, gegen die ungläubige Verneinung des Seltenen und Herrlichen wandte Goethe unbewußt oder bewußt auch an, wenn sich ein Zweifel gegen Charlotte v. Stein erhob. Er sprach mit Niemand über die Geliebte anders als nur obenhin. In späteren Jahren hat sogar einer seiner nächsten Beobachter angemerkt, daß Goethe sich jedes Urteils über Diejenigen, die er liebte, enthielt. „Ich denke nicht über sie", sagte er, wenn man ihm von ihren Eigenheiten oder Fehlern etwas erzählen wollte.

Und doch täuschte er sich nicht mehr, als es jeder Liebende tut; er lebte nicht Jahr für Jahr in Verblendung, wenn er dieser Frau anhing. Sondern er wußte, was sie ihm Gutes getan hatte und immer noch tat. Er wußte, daß sie für ihn Opfer gebracht hatte, denn Ruhe und Kraft muß Derjenige hingeben, bei dem ein Anderer Ruhe und Kraft sucht und findet. Er wußte ferner, daß er Charlotten große sittliche Fortschritte zu danken, daß er durch sie eine innere Reinigung erfahren hatte, nach der er sich lange gesehnt.

„Liebste, was bin ich Dir nicht schuldig! Wenn Du mich auch nicht so vorzüglich liebtest, wenn Du mich nur neben Anderen duldetest, so wär' ich Dir doch mein ganzes Dasein zu widmen verbunden. Denn hätt' ich wohl ohne Dich je meinen Lieblingsirrtümern entsagen mögen?"

„Die Juden haben Schnüre, mit denen sie die Arme beim Gebet umwickeln: so wickle ich Dein holdes Band um den Arm, wenn ich an Dich mein Gebet richte und Deiner Güte, Weisheit und Geduld teilhaft zu werden wünsche. Ich bitte Dich fußfällig, vollende Dein Werk, mache mich recht gut! . . ."

„Dein Beifall ist mein höchster Ruhm, und wenn ich einen guten Namen von außen recht schätze, so ist's um Deinetwillen, daß ich Dir keine Schande mache. Wenn die Menschen Dir zur Freude Gutes von mir reden, so möcht' ich erst auch um des Rufs willen etwas tun. Führe Dein gutes Werk aus und erhalte mich im Guten und im Genusse des Guten!"

Charlottens gutes Werk war namentlich ihr Festhalten der reinen Liebe. Sie hatte, im Austausch gegen die Unruhe, die er ihr machte, allerlei kleine Vorteile und Annehmlichkeiten von Goethen, aber die einzige große Forderung, die sie beständig an ihn stellte, war, daß er sich selber steigere und der Vollkommenheit zustrebe. So redete er sie einmal an:

„O Du Beste! Ich habe mein ganzes Leben einen idealischen Wunsch gehabt, wie ich geliebt sein möchte, und habe die Erfüllung immer im Traume des Wahns vergeblich gesucht; nun da mir die Welt täglich klarer wird, find' ich's endlich in Dir auf eine Weise, daß ich's nie verlieren kann."

Es kam ihm selber seltsam vor, daß sie ihn in der Entfernung lieber hatte, während er stets nach ihrer Gegenwart verlangte; aber er schrieb Das seinen Mängeln und Unarten zu, die sie nur dann vergessen konnte, wenn er abwesend war. Im Vorfrühling 1781 weilte er mit dem Herzoge auf Schloß Neunheiligen bei Langensalza; der Herzog war ein Verehrer der dortigen Schloßherrin, der Gräfin Werthern, einer geborenen Freiin vom Stein aus Nassau. Goethe war um diese Zeit besonders glücklich, da Charlotte ihm jetzt ihre Liebe offener und reichlicher zeigte als früher, und nun sah er mit Lust in der Gräfin und dem Herzoge ein Abbild Charlottens und seiner selbst.

„Sie ist liebenswürdig, einfach, klug, gut, verständig, artig ... und ihr ganzes Wesen ist recht gemacht, mich an Das zu erinnern, was ich liebe ... In ihr ist eine Richtigkeit der Beurteilung, ein unzerstörliches Leben und eine Güte, die mir täglich neue Bewunderung und Freude machen. Sie ist dem Herzog sehr nützlich ... Sie liebt den Herzog schöner, als er sie, und in diesem Spiegel hab' ich mich beschaut und erkannt, daß auch Sie mich schöner lieben, als wir gewöhnlich können."

Diese idealische Liebe suchte er auch seinem eigenen Herzen aufzuzwingen, wie er sich denn jetzt in vielen Dingen um eine Reinheit und Heiligkeit bemühte, die über Menschenkraft gehen oder wenigstens über seine Kraft gingen. „Ich geb' es nicht auf", fuhr er in jenem Briefe aus Neunheiligen fort, „ich fühle mich zum Streit aufgefordert [zum Wettstreit mit diesen edeln Damen] und ich bitte die Grazien, daß sie meiner Leidenschaft die innere Güte geben und erhalten mögen, aus der allein die Schönheit entspringt."

* * *

In seinen Dichtungen gestaltete er stets seines Herzens Liebe, sein Fürchten und Hoffen. ‚Iphigenie' und ‚Tasso' sind die Werke dieser Jahre; in beiden Dramen sind die Heldinnen heilige Frauen. Ihre Liebe ist freilich keine schwärmerische und Anbetung von Heilandsbildern nach Art der Nonnen; sie richtet sich vielmehr, wie bei unheiligen Frauen auch, auf nächste, lebende und leidende, kämpfende und irrende Männer. Aber sie zeigt sich nicht als Selbstigkeit oder Sinnlichkeit, sondern als Güte, Hilfsbereitschaft und Opferlust; es bleibt immer eine keusche, schwesterliche Liebe, die der

rohere Mann, selbst ein Orestes und Tasso, leicht verkennt, weil er nicht der gleichen reinen Seelenhingabe fähig ist.

In diesen und anderen Dichtungen hörte und las Charlotte die für sie selber bestimmten höchsten Liebesworte und Lobeserhebungen. Liebende haben immer eine besondere Freude an heimlichen Süßigkeiten, und es ist ihnen ein feines Vergnügen, wenn sie mit Andern, vielleicht mit vielen Leuten zusammen sind und sich verständigen, ohne daß die Andern es bemerken. Daher war es Goethen, wenn er auf der Bühne selber den Liebhaber spielte, eine Lust, Worte zu sprechen, die seine Freundin unter den Zuhörern auf sich bezog; aber als Dichter hatte er eine noch schönere Gelegenheit, sie öffentlich und doch heimlich zu liebkosen. So schrieb er es in den ‚Elpenor' hinein:

So lang ich weiß, Du wandelst auf der Erde,
Dein Auge schaut der Sonne teures Licht
Und Deine Stimme schallt dem Freunde zu,
Bist Du mir gleich entfernt, so fehlt mir Nichts zum Glück.

Namentlich in die ersten Akte des ‚Tasso' dichtete er ihr verklärtes Bild hinein, und sie wußte es schon, ehe er die Szenen vorlas, daß er sie meinte. „Ich habe am ‚Tasso' schreibend Dich angebetet" und „als Anrufung an Dich ist's gewiß gut" hatte vorher in seinen Briefen gestanden. Und nun klang es von seinen Lippen:

Dich blendet nicht der Schein des Augenblicks,
Der Witz besticht Dich nicht, die Schmeichelei
Schmiegt sich vergebens künstlich an Dein Ohr:
Fest bleibt Dein Sinn und richtig Dein Geschmack,
Dein Urteil grad, stets ist Dein Anteil groß
Am Großen, das Du wie Dich selbst erkennst.
— — — — — — — — — — —

Wie den Bezauberten von Rausch und Wahn
Der Gottheit Nähe leicht und willig heilt,
So war auch ich von aller Phantasie,
Von jeder Sucht, von jedem falschen Triebe
Mit einem Blick in Deinen Blick geheilt.
Wenn unerfahren die Begierde sich
Nach tausend Gegenständen sonst verlor,
Trat ich beschämt zuerst in mich zurück
Und lernte nun das Wünschenswerte kennen.

— — — — — — — — — — —

O lehre mich, das Mögliche zu tun!
Gewidmet sind Dir alle meine Tage.
Wenn Dich zu preisen, Dir zu danken, sich
Mein Herz entfaltet, dann empfind' ich erst
Das reinste Glück, das Menschen fühlen können;
Das Göttlichste erfuhr ich nur in Dir.

— — — — — — — — — — —

Du gibst mir viel,
Du gibst, wie Erd und Himmel uns Geschenke
Mit vollen Händen übermäßig reichen,
Und forderst wieder, was von mir zu fordern
Nur eine solche Gabe Dich berechtigt.
Ich soll entbehren, soll mich mäßig zeigen
Und so verdienen, daß Du mir vertraust.
Was tat ich je, daß sie mich wählen konnte?
Was soll ich tun, um ihrer wert zu sein?
Sie konnte dir vertrau'n, und dadurch bist du's.

— — — — — — — — — — —

Ja, fordre, was Du willst, denn ich bin Dein!
Sie sende mich, Müh' und Gefahr und Ruhm
In fernen Landen aufzusuchen, reiche
Im stillen Hain die goldne Leier mir,
Sie weihe mich der Ruh' und ihrem Preis:
Ihr bin ich, bildend soll sie mich besitzen!

Das war ein großes Erlebnis und ein süßester Triumph für Charlotte! Ein Mann wie Goethe liebte sie nicht nur mit Glut und Ausdauer, sondern er nannte sie auch immer wieder seine Wohltäterin, seine Trösterin, seine Führerin zum Guten und Hohen!

* * *

Und das Herrlichste dabei war, daß sie diesen letzten Lobpreisungen glauben durfte. Denn es war ja ihr Liebesbund nun wirklich Jahre hindurch frei geblieben vom Drang und Zwang der Triebe, war jene reine Liebe geblieben, deren Möglichkeit so vielen Andern zweifelhaft erscheint. Zum Zweiten aber erwies sich Goethes sittliches Ansteigen und Wachsen in diesen Jahren unbestreitbar und offenkundig. Er hatte noch ein paar Neider und Feinde, aber sie durften nicht laut werden, denn alle Andern erklärten jetzt diesen Goethe für den vornehmsten, uneigennützigsten, wohltätigsten, lautersten Charakter. Und als ihm sein Herzog zuerst den Titel eines Geheimen Rats verlieh und dann vom Kaiser den Adel verschaffte und als nun der Herr v. Goethe ein vornehmes Haus in der Stadt bezog, große Gesellschaften um sich versammelte und in der Landesverwaltung wichtigere Ämter einnahm, da erschien Das doch den Meisten ganz in der Ordnung. Ebenso war Goethe an den anderen thüringischen Höfen jetzt sehr angesehen, in Gotha ward er noch mehr geehrt als in Weimar, und auch im übrigen Deutschland verwehten die Gerüchte, daß Goethe und sein Herzog ein wildes, wüstes Leben führten. Schon als beide im

Goethe

Von Martin Klauer
Nach dem Bruchstück im Besitze des Hoftöpfers Hermann Schmidt
in Weimar

Winter 1779/80 eine große Reise in die Schweiz unternahmen, als Karl August viele Fürstenhöfe besuchte, die am Wege lagen, als Goethe seine alten Freunde in Frankfurt, Sesenheim, Straßburg, Emmendingen, Zürich usw. wieder aufsuchte, da folgten ihnen bei jedem Abschiede freundliche Urteile. Die kritischsten Damen an den kleinen thüringischen Höfen fanden schließlich, daß dieser Poet und Geheimde Rat von bürgerlicher Herkunft nicht allein überall präsentabel, sondern wirklich ämabel sei. In Kassel behandelte man ihn, „als wenn ihn der Verstand mit der Redlichkeit erzeugt hätte und diese Abkunft etwas Weltbekanntes sei".

Und endlich hatte Charlotte das angenehme Bewußtsein, daß Goethes Zuneigung zu ihr zwar überall bekannt war, daß man ihr Verhältnis aber nirgends tadelte, weil man sowohl an ihre eigene wie an Goethes Reinheit glaubte. Anfangs hatte sie Gewissensbisse gehabt, wenn sie sich als verheiratete Frau die Liebesworte dieses Freundes gefallen ließ und diese Liebesworte im eigenen Innern erwiderte. Im Oktober 1776 schrieb sie auf die Rückseite eines Briefes, in dem Goethe sie mit einer Madonna, die gen Himmel fährt, verglich, die Zeilen:

Ob's Unrecht ist, was ich empfinde,
Und ob ich büßen muß die mir so liebe Sünde,
Will mein Gewissen mir nicht sagen:
Vernicht' es, Himmel, Du,
Wenn mich's je könnt' anklagen!

Aber der Himmel gab kein Zeichen des Mißfallens, und die Menschen waren mit ihrer Hausfreundschaft zufrieden. Die Gräfin Wartensleben, eine Schwester

der früher genannten Fürstin Hohenlohe, sprach einmal mit ihr über diesen Verehrer: »Pour celui-là on vous le pardonne« sagte sie lächelnd, und so urteilten auch ihre alte Mutter und ihre Nachbarin, die Herzogin Luise, also die Beiden, die unter den einheimischen Damen wohl die tugendstrengsten waren. Und so dachte namentlich auch der Eheherr.

Im Februar 1781 ward am Hofe ein kleines Maskenspiel ‚Aufzug des Winters' aufgeführt; auch Goethe, Charlotte und ihr Gatte traten darin auf; Goethe stellte den Schlaf dar, Charlotte die Nacht. Als die Rollen ausgeteilt waren, fiel es dem Dichter ein, ob es nicht Spott und Gerede geben könne, wenn er als ‚Schlaf' zu der Freundin ‚Nacht' trete, und er fragte, ob etwa Prinz Konstantin seine Rolle übernehmen solle. Aber Charlotte und ihr Gatte entschieden, daß solche Vorsicht nicht nötig sei. Niemand fand denn auch etwas dabei.

Durch solche angenehmen Erfahrungen ward Charlotte sicher und mutig. Sie zeigte jetzt ihre Liebe offener. Sie erlaubte dem Freunde das Du und gebrauchte es selber, niemals jedoch vor den Leuten oder in Briefen, die Andere sehen konnten. Sie schrieb ihm häufiger und zärtlicher, sie wehrte seine Besuche nicht mehr ab, besuchte auch ihn öfter — doch stets mit schicklicher Begleitung — und beschenkte ihn oft mit kleinen Liebeszeichen. Einige Male stickte sie ihm Westen, was übrigens die weimarischen Damen damals recht häufig für ihre guten Freunde taten; selbst Unterwesten strickte sie ihm und sie wagte sogar, ihm einen Ring zu geben und

darin ihre Buchstaben C. v. S. einschneiden zu lassen. Sie gestand ihm jetzt, was ein Liebender so gern hört, daß gleich sein erstes Erscheinen wie ein Wunder oder eine Wohltat für sie gewesen sei, und Goethe schrieb auch diese empfangene Süßigkeit in seinen ‚Tasso' hinein. Charlotte hatte ja vor seiner Ankunft die schlimmen Jahre beständiger Entkräftung und häufiger Krankheit durchlebt; es war ihr gegangen wie der Prinzessin, der Tasso vor die Augen trat.

Mit breiten Flügeln schwebte mir das Bild
Des Todes vor den Augen, deckte mir
Die Aussicht auf die immer neue Welt.
Nur nach und nach entfernt' es sich und ließ
Mich wie durch einen Flor die bunten Farben
Des Lebens blaß, doch angenehm erblicken
— — — — — — — — — — — — — —
Du warst der Erste, der im neuen Leben
Mir neu und unbekannt entgegentrat.
Da hofft' ich viel für Dich und mich; auch hat
Uns bis hierher die Hoffnung nicht betrogen.

Nach solchen Geständnissen und von Goethes Reden verwöhnt, verlangte sie nun auch wirklich danach, die Einzige in seinem Herzen zu sein. Sie mochte nun keine Scherze mehr über ‚artige Miesels' hören, denen er hofierte, und noch verdrießlicher wäre ihr ein vernünftiger Heiratsplan gewesen, so wenig sich dagegen hätte sagen lassen. So war sie zu der Eifersucht gelangt, die jeder Liebenden natürlich ist, die aber doch nur der Gattin oder der Braut zusteht, weil nur die Gattin und die Braut den Kaufpreis für den alleinigen Besitz des Mannes zahlt oder zahlen will.

Jetzt ließ sie sich durch ihre Liebe und Goethes Reden zu dem Fehler verführen, der ihr sonst fremd war, zu dem Fehler: für sich vom Andern zuviel zu erwarten. Goethe freilich war glücklich über diese Eifersucht.

Den Einzigen, Lotte, welchen Du lieben kannst,
Forderst Du ganz für Dich, und mit Recht,
Auch ist er einzig Dein,

sang er ihr zu, und gegen seinen Freund Lavater rühmte er jene „schöne Liebe", womit die Stein sein Leben würze, und sagte von dieser Freundin:

„Sie hat meine Mutter, Schwester und Geliebten nach und nach geerbt, und es hat sich ein Band geflochten, wie die Bande der Natur sind."

Noch mehr besagte es vielleicht, daß er etwas Ähnliches gegen einen Freund aussprach, der mit Charlotten sehr gut bekannt war. Er hatte in diesen Jahren das Schwimmen gelernt, indem er sich zuerst mit einer Korkweste im Floßgraben bei seinem Hause versuchte; im Februar 1782 schrieb er nun in einen kurzen Lebensbericht an den jetzt abwesenden Hauptmann v. Knebel hinein:

„Die Stein hält mich wie ein Korkwams über dem Wasser, daß ich mich auch mit Willen nicht ersäufen könnte."

* * *

Aber, was sich Goethe auch vorredete, um sich seines glücklichen Zustandes noch mehr zu erfreuen, es blieb doch in ihm ein ungestillter Durst, ein Begehren und Sehnen, das ihn nicht zur Ruhe kommen ließ.

Das „Band der Natur" für einen Mann und ein Weib, die sich lieben, ist eben doch die Ehe. Soviel

Goethe und Charlotte auch Gutes von ihrem reinen, gleichsam überirdischen Verhältnis zu rühmen wußten, so hätten sie sich doch rasch als Mann und Frau zusammentrauen lassen, wenn nicht der gute Oberstallmeister v. Stein vom Schicksal zwischen sie gestellt gewesen wäre.

Allerdings konnte Charlottens Sehnen nach einer andern Ehe nur schwach sein; sie hatte ja einen Gatten, der Achtung und Treue verdiente; sie hatte Kinder, hatte auch Eltern und Geschwister in der Nähe; sie hatte das Leben der jungen Frau erlebt und verlangte nicht, es noch einmal zu leben. Um so stärker war der Trieb zur Ehe in Goethen, denn er stand ganz allein da, wohnte einsam für sich und war doch ganz der Mann, um einer häuslichen Genossin, um eigener Kinder zu bedürfen.

Er gestand sich sein Bedürfnis nicht gern ein, aber zuweilen brach aus seinen Reden und Briefen das Verlangen durch nach dem Natürlichen, das ihm versagt war und das er selber sich versagte.

„Wenn ich wieder auf die Erde komme, will ich die Götter bitten, daß ich nur einmal liebe, und wenn Sie nicht so feind dieser Welt wären, wollt' ich um Sie bitten zu dieser lieben Gefährtin".

Oder:

„Meine Seele ist fest an die Deine angewachsen . . . Du weißt, daß ich von Dir unzertrennlich bin und daß weder Hohes, noch Tiefes mich zu scheiden vermag. Ich wollte, daß es irgend ein Gelübde oder Sakrament gäbe, das mich Dir auch sichtlich und gesetzlich zu eigen machte: wie wert sollte es mir sein!"

„Entfernt von seiner Liebe ist nicht gut wohnen", klagte er zu einer Zeit, wo er ihres idealischen Besitzes völlig gewiß war. All dies Glück, zu lieben und geliebt zu werden, schützte ihn nicht vor schweren Bedrückungen des Gemüts.

„Ich sehne mich heimlich nach Dir, ohne es mir zu sagen. Mein Geist wird kleinlich und hat an Nichts Lust. Einmal gewinnen Sorgen die Oberhand, einmal der Unmut, und ein böser Genius mißbraucht meine Entfernung von Euch, schildert mir die lästigste Seite meines Zustandes und rät mir, mich mit der Flucht zu retten".

V. Ein Wohnen in Goethes Liebe

Geschäfte und Freunde

1782—1786

Im Sommer 1782 konnte man von einem endgültigen und völligen Siege des Herzogs und seines besten Freundes über ihre Gegner reden; die Widerstrebenden hatten Weimar verlassen oder sich mit den neuen Verhältnissen versöhnt oder sie schwiegen still, weil sie keine Partei mehr machen konnten. Der fünfundzwanzigjährige Fürst galt jetzt für einen vortrefflichen Landesherrn und der dreiunddreißigjährige Dichter hatte sich über alles Erwarten als ein fleißiger, redlicher, weiser „Geschäftsmann" bewährt. Nun konnten Beide so frei schalten und walten, wie es den Menschen selten vergönnt ist. Eine lange Zeit gemeinsamer Herrschaft schien vor ihnen zu liegen.

Kein Zwang von außen, keine übernatürliche Gewalt bereitete ihrer Herrschaft ein Ende; dennoch währte diese neue Periode nur vier oder sechs Jahre.

Auch im Leben Charlottens ist dieser Zeitabschnitt klar erkennbar. Jetzt erst: von ihrem vierzigsten bis vierundvierzigsten Jahre hatte sie die hohe Zeit ihres Lebens.

Freilich: Sorgen und Krankheiten fehlten selbst in diesen besten Jahren nicht, aber sie waren für eine Frau erträglich, die das Aushalten und Verzichten längst gelernt hatte und die außer Eltern, Geschwistern und Freundinnen einen guten Gatten, drei aufwachsende Söhne und dazu noch einen Freund besaß, wie er so liebreich, hilfreich, kräftereich und bescheiden auf dem ganzen Erdenrund nicht wieder gefunden werden konnte.

Ihre Wohnung behielt Charlotte im Kavalierhause an der Seifengasse und Ackerwand; die Lage des Hauses ward noch günstiger als zuvor, da Karl August an den Ufern der Ilm und in deren Nachbarschaft immer mehr Spaziergänge und Anlagen entstehen ließ.

Den ganzen Winter und das Frühjahr bis in den Hochsommer hinein verbrachte sie hier; dann pflegte sie auf einige Wochen oder Monate nach Kochberg zu gehen; zuweilen wartete sie dort den neuen Winter ab, ehe sie zurückkam. Ihr Gesundheitszustand veranlaßte sie von 1785 an auch wieder zu alljährlichen Badereisen; jetzt wählte sie das Karlsbad, wo sich gar viele Weimarische Vornehme in neuer Umgebung begegneten und wo sie zugleich angenehme Bekanntschaft mit Damen und Herren aus Böhmen, Franken, Kursachsen, Polen, Preußen und anderen Ländern machen oder erneuern konnten.

Auch in Weimar verging ein großer Teil des Tages mit dem Abstatten und Empfangen von Besuchen und mit der Teilnahme an Gesellschaften, zuweilen auch an Konzerten und Komödien. Charlotte blieb zwar gern daheim; aber sie war doch mit der Gesellschaft der kleinen Stadt, in der sie nun vierzig Jahre verbracht hatte, so verwandt und verwachsen, daß sie beständig an neuen Ereignissen und Verhältnissen teilnehmen mußte und die verplauderten Stunden nicht zählen durfte. Man betrieb damals auch das Lesen, Lernen, Studieren, Zeichnen und Musizieren gern gesellig. Sogar das höchste und persönlichste Schaffen, das Dichten, wurde in der Wohnung an der Ackerwand fast zum gemeinsamen Werke. Goethe bedurfte, um Dichter zu sein, oft, daß ihm liebe Freunde oder Freundinnen die Hand reichten. Er brauchte kein großes Publikum, brauchte die ungewisse, unbekannte Menge überhaupt nicht, aber er brauchte Zwei oder Drei, zu deren Freude er seine Träume festhielt und niederschrieb. Von allen seinen Lesern und Hörern sah er in diesen Jahren eigentlich nur Knebel, beide Herders und Charlotte v. Stein vor sich, wenn er dichtend gestaltete; selbst Wieland, der Herzog, die Herzoginnen, um von den auswärtigen Freunden zu schweigen, standen schon im Hintergrunde. Charlotte war ihm bei zwei großen Werken geradezu eine Gehilfin; sie schrieb auf, was er diktierte; sie trieb ihn, den häufig Stockenden, an, fortzufahren und das vorgenommene Pensum fertigzumachen; sie forderte immer wieder, zu lesen und zu genießen, was neu hinzukam. Das eine dieser Werke war der

Roman vom Wilhelm Meister; das andere war noch größer angelegt und erforderte noch höhere Kunst; es ward davon schließlich nur die herrliche ‚Zueignung' fertig, das Hauptwerk, ‚Die Geheimnisse', blieb ein bloßer Anfang.

Noch einen zweiten Anteil nahm Charlotte an des Freundes Dichtungen: Goethe erfaßte immer gern die Einzelheiten seiner Werke unmittelbar aus der nahen Wirklichkeit und aus dem Munde Derer, mit denen er umging; er hielt stets Das, was er irgendwo gesehen, gehört oder sonst erfahren, für wertvoller als Das, was die dichtende Phantasie aus der Luft greifen kann. Mit besonderem Vergnügen gab er seinen Heldinnen die Einzelzüge von den Frauen, die er liebte, nahm aber auch viele Gedanken und Wendungen aus ihren Briefen oder Gesprächen, so daß nachher diese geliebten Frauen sich in Goethes Scenen wie in einem verschönernden Spiegel beschauen konnten. Sicherlich hören wir aus den Werken dieser Jahre manchmal die Sprache der Frau v. Stein. Es klingt ganz nach Charlotten, wenn Evadne im ‚Elpenor' seufzend spricht:

Wer alt mit Fürsten wird, lernt Vieles, lernt
Zu Vielem schweigen,

oder wenn sie einem fürstlichen Knaben den Wunsch und Segen mitgibt:

Die Götter geben dir Gelegenheit
Und hohen Sinn, das Rühmliche
Von dem Gerühmten rein zu unterscheiden!
— — — — — — — — — —
O! möchtest du mit immer gleichem Triebe
Zur Höhe wachsen, die erreichbar ist!

Und ebenso ist Alles nach Charlottens Sinne, was die Prinzessin dem Dichter Tasso über das verschiedene Verhalten der Männer und Frauen zur Sitte und Freiheit sagt, wie denn jenes große Gespräch im zweiten Aufzuge ganz nach Gesprächen zwischen Goethe und Charlotten gebildet ist.

Inniger noch konnte das Zusammenarbeiten beim Zeichnen und Malen sein. Charlottens „Landschäftchen„ wurden immer besser, namentlich aber gelangen ihr die Porträts recht gut. „Du hast wirklich etwas von der Öserischen Manier erhascht und recht glücklich angewendet“ urteilte Goethe einmal von einer Landschaft, und Knebel schrieb im Frühjahr 1788 über ihre Kunstgeschicklichkeit: „Sie zeichnet jetzt Köpfe im kleinen nach der Natur mit solcher Artigkeit nach Carvelles*) Manier, daß Imhoff nur ein Stümper dagegen ist.“

Recht ehrlich war das Lob ihres Sohnes Karl, als ihm sein Vater und dessen Diener Schau von einem Porträt Fritzens erzählt hatten, das für ihn bestimmt sei.

„Ich freue mich außerordentlich auf Dein Porträt von den Händen meiner Mutter; es soll Dir recht ähnlich sehen. Mach' nur, daß ich es bald bekomme, ehe Herr Schellhorn mit seiner Meisterhand noch mehr verdirbt . . . Warum läßt auch meine Mutter sich korrigieren! Sie zeichnet ja weit besser als Schellhorn!“

*) Carvelle war ein französischer Maler, den der Philologe Villoison im Frühjahr 1782 nach Weimar gebracht hatte, der aber bald in Dresden sein Glück suchte. „Der Maler und sein Weibchen sind ein artig Pärchen, ein großer Künstler ist er nicht,“ urteilte Goethe.

Auch an das Ausmalen der Zimmer in Kochberg dachte Charlotte, vielleicht dadurch angeregt, daß sich im nahen Rudolstadt der Prinz Karl mit solcher Wand- und Deckenmalerei seine Zeit vertrieb.

Das Lernen und Studieren betrieb sie gleichfalls, so viel es nur anging, mit Goethen zusammen.

„Wir wollen schreiben und lesen und was der Himmel gibt“ schrieb er ihr einmal als Vorsatz für einen Sonntagnachmittag, und ein andermal fragte er: „Wollen wir heute wieder reisen und die vulkanischen Gebirge besuchen?“

Ebenso merkwürdige neue Dinge wie aus den Reisebeschreibungen, die man sehr eifrig las, erfuhr man in dieser großen Aufklärungszeit von den Naturforschern und Erfindern. Das Fernrohr eröffnete eine vormals unbekannte große Welt, das Mikroskop eine ebensolche kleine Welt; die Montgolfière gab den Menschen die Hoffnung zu kühnen Reisen und Entdeckungen im Luftmeer; das Erkennen der magnetischen und elektrischen Kräfte versprach Heilmittel, ja Zaubermittel zur Verbesserung der menschlichen Wohlfahrt. Und die Scheidekünstler gingen hinter den Physikern mit Entdeckungen her; von ihnen war gleichfalls Großes zu erwarten. Kein Wunder, daß sich auch die Dilettanten damals in allen diesen neuen Wissenschaften versuchten, und daß sie mit dem Mute des Neulings die allergrößten, allerschwierigsten Fragen bei den Hörnern faßten. Der Theologe Herder, der ehemalige preußische Gardeleutnant v. Knebel und der Dichter und Geheimrat v. Goethe gingen den Welträtseln kühn zuleibe, und ihre Freunde

und Freundinnen halfen ihnen durch Beifall und andächtiges Lauschen.

Goethe glaubte auf seinen Wanderungen durch die deutschen Gebirge die Geschichte der Weltschöpfung deutlich lesen zu können; auch die Zusammenhänge zwischen Menschen, Tieren und Pflanzen, die Gesetze ihrer Gestaltungen und Verwandlungen meinte er zu erkennen. Mit Lust trug er seine Entdeckungen und Ahnungen den Freunden vor; selbst dem elfjährigen Knaben Fritz erklärte er auf einer langen Fahrt nach Ilmenau die zwei ersten Bildungsepochen der Welt nach seinem neuen System, und Fritz begriff auch Alles recht wohl.

Charlotte ließ sich in dieser schönen Jugendzeit der Naturwissenschaften gern von den Männern mit fortreißen. Als Goethe im März 1784 den Zwischenkiefer gefunden hatte, womit er eine bis dahin bestandene anatomische Trennung zwischen Menschen und Tieren aufhob und die Lehre einer Entwicklung der niederen Tiere zu höheren Wesen erheblich stärkte, war er gewiß, daß Charlotte sich mit ihm herzlich freute und ihn ganz verstand. So schrieb er ihr am 27. März 1784 aus Jena:

„Es ist mir ein köstliches Vergnügen geworden, ich habe eine anatomische Entdeckung gemacht, die wichtig und schön ist. Du sollst auch Dein Teil daran haben. Sage aber Niemand ein Wort! — Ich habe eine solche Freude, daß sich mir alle Eingeweide bewegen."

Charlotte hatte die Sternkunde immer geliebt; jetzt begab sie sich mit Lust auch in die Kleinwelt, sie schaffte sich ein Mikroskop an und besah bald darin, bald in

Goethes besserem Instrument allerlei Pflanzenteile, allerlei kleine Tiere, bis herab zu den Infusionstierchen, die eine Zeitlang Goethes Lieblinge waren. Sie schaute aber immer noch fleißig durch das Fernrohr zu den Sternen hinauf — Goethe, Mathematiker Lossius und der Mechaniker Auch besaßen Fernrohre —, und am 4. Mai 1786 reiste sie nach Jena, um durch die dortigen Instrumente den Durchgang des Merkurs durch die Sonne besser wahrzunehmen.

Eine Modewissenschaft war damals die Gesteinskunde; sie war also auch bei Damen und Kindern beliebt. In den Salons und Boudoirs der feinsten Pariserinnen sah man Steinsammlungen oder einzelne abgesprengte Stücke; in Weimar richteten einige Damen jetzt ihr Begehren auf den Besitz recht vieler und merkwürdiger Gesteinsarten, übrigens nicht in Nachahmung der Pariser Modevorbilder, sondern angesteckt von Goethe und anderen Männern, die ernstere Ursache hatten, sich mit dem Bau und den Bestandteilen der Erde zu beschäftigen. Auch Charlottens Knaben waren eifrige Steinsammler und opferten ihr Taschengeld, wenn herumziehende Händler Seltenheiten aus dem Harze, aus Böhmen oder Italien anboten.

Die Chemie trat Charlotten noch nicht so nahe, aber sie war doch auch schon vor den Toren: in Oberweimar richteten zwei Herren v. Einsiedel, Brüder des Kammerherrn, ein Laboratorium ein und zeigten ihren Besucherinnen chemische Wunder. Besser lernte Charlotte jetzt die Elektrisiermaschine kennen; sie achtete auf Alles, was sie vom Magnetismus hörte. Lavater

magnetisierte seine Frau und schrieb darüber; ein gewisser Mesmer erregte als Wunderarzt mit magnetischen Kuren das größte Aufsehen. „Ich lese jetzt in einer Physik", schrieb Charlotte im Oktober 1784 von Kochberg ihrer kleinen Schwägerin, „das Kapitel von dem Magnet ist so anziehend als möglich; ich habe lange nichts gefunden, was meine Wißbegierde so gereizt hätte".

Die Erfindung der Brüder Montgolfier suchte man auch in Weimar nachzuahmen, und Charlotte war namentlich bei Goethes Bemühungen beteiligt. „Vielleicht versuchen wir den kleinen Ballon mit einem Feuerkorbe", schlug er ihr am 19. Mai 1784 vor; es sollte in seinem Garten geschehen; der Korb mit brennenden Kohlen war nötig, um die Luft zu erhitzen, denn mit erhitzter Luft füllte man in jenen ersten Zeiten die „Luftbälle".

* * *

An dem neuen Philosophieren, zu dem diese naturwissenschaftlichen und völkerkundlichen Entdeckungen und Studien reizten, nahm sie gleichen Anteil. Herder war hier der Anführer; er schrieb jetzt seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit nieder und er hatte für die ersten Kapitel ungefähr dasselbe Publikum wie Goethe für seinen ‚Tasso' und ‚Wilhelm Meister'. Also gehörte Charlotte dazu; aber Goethe war doch als ihr bester Freund auch ihr Hauptphilosoph.

In einem Briefe vom Mai 1784 plauderte sie:

„Herders neue Schrift macht wahrscheinlich, daß wir erst Pflanzen und Tiere waren. Was nun die Natur weiter aus uns stampfen wird, wird uns wohl unbekannt bleiben. Goethe

grübelt jetzt gar denkreich in diesen Dingen, und Jedes, was erst durch seine Vorstellung gegangen ist, wird äußerst interessant; so sind mir's durch ihn die gehässigen Knochen geworden und das öde Steinreich."*)

Noch tiefer in die Philosophie hinein stieg sie an der Hand der beiden Freunde, als diese wieder einmal mit ihrem Erzphilosophen Spinoza rangen. Spinoza ward um jene Zeit nur wenig genannt und noch seltener geschätzt; Goethe und Herder jedoch hatten schon längst eine Zuneigung zu ihm; ihre neuen Studien schienen zu seinem System, soweit sie es kannten oder verstanden, zu passen; aber namentlich wurden sie jetzt durch einen heftigen literarischen Streit veranlaßt, sich tiefer in seine Schriften hineinzudenken. Es hatte nämlich Goethes Jugendfreund Fritz Jacobi bald nach Lessings Tode ein Schriftchen unter dem Titel ‚Etwas, das Lessing gesagt hat' ausgehen lassen und darin erzählt, daß Lessing sich in einem Gespräche mit ihm durchaus als Spinozisten bekannt habe. Ein solches Bekenntnis erschien Vielen, namentlich auch Lessings altem Freunde Moses Mendelssohn, eine Unmöglichkeit, Jacobis Behauptung also eine grobe Verleumdung des Verstorbenen. Es flogen scharfe Schriften hin und her; ihr einziger Nutzen war der, daß manche Leser aufgefordert wurden, sich über den Inhalt und die Tragweite der Lehre des weisen Juden klarer zu werden oder doch wenigstens in dessen ‚Ethik' oder in

*) Bernhard Suphan hat kürzlich festgestellt, daß die Handschrift von Goethes Aufsatz über den Granit zum Teil von Frau v. Stein geschrieben ist.

seiner ‚Abhandlung über die Verbesserung des Verstandes' einige Kapitel zu lesen.

So tat es auch Frau v. Stein, und von Goethe und Herder hörte sie Manches über ihn reden. Herder schenkte Goethen und ihr zu Weihnachten, also zugleich zu ihrem Geburtstage, 1784 ein gemeinsames Exemplar von Spinozas Werken.

Deinem und unserm Freund sollt' heut den heil'gen Spinoza
Als ein Freundesgeschenk bringen der heilige Christ.
Doch wie kämen der heilige Christ und Spinoza zusammen?
Welche vertrauliche Hand knüpfte die Beiden in Eins?
Schülerin des Spinoza und Schwester des heiligen Christes,
Dein geweihtester Tag knüpft am schönsten das Band.
Reich' ihm seinen Weisen, den Du gefällig ihm machtest,
Und Spinoza sei Euch immer der heilige Christ!

„Unsern Heiligen" nannte Goethe nun den jüdischen Philosophen, aber wenn Herder die Oberstallmeisterin v. Stein schon deshalb als „Schwester des heiligen Christ" begrüßte, weil sie am Weihnachtstage geboren war, so wollte freilich auch seine andere Benennung „Schülerin des Spinoza" nicht viel besagen. Immerhin studierte man zuweilen in seinen Büchern. Es sind uns auch ein paar Blätter erhalten geblieben, die von Charlottens und Goethes Nachdenken über diese Lehren zeugen: eine ‚philosophische Studie', die Charlotte geschrieben und Goethe offenbar diktiert hat. Es ist nur ein Bruchstück; in der Hauptsache ist es eine stille Antwort von der stolzen Höhe des Spinozismus herab an die Christgläubigen. Diese Gläubigen, heißt es, seien gut daran, wie Jeder, dem sein enges Nest behagt; aber sie könnten Dem nichts geben, der nun einmal den Drang hat, die

weite Welt im Geiste zu durchreisen und immer mehr Welt zu erfassen.

„Sie [die Gläubigen] werden Dasjenige, was sie am bequemsten denken, worin sie einen Genuß finden können, für das Gewisseste und Sicherste halten; ja man wird meistenteils bemerken, daß sie Andere, welche sich nicht so leicht beruhigen und mehr Verhältnisse göttlicher und menschlicher Dinge aufzusuchen und zu erkennen streben, mit einem zufriedenen Mitleid ansehen und bei jeder Gelegenheit bescheiden-trotzig merken lassen, daß sie im Wahren eine Sicherheit gefunden, welche über allen Beweis und Verstand erhaben sei. Sie können nicht genug ihre beneidenswerte Ruhe und Freude rühmen und diese Glückseligkeit einem Jeden als das letzte Ziel andeuten. Da sie aber weder klar zu entdecken imstande sind, auf welchem Weg sie zu dieser Überzeugung gelangen, noch was eigentlich der Grund derselbigen sei, sondern bloß von Gewißheit als Gewißheit sprechen, so bleibt auch dem Lehrbegierigen wenig Trost bei ihnen, indem er immer hören muß: das Gemüt müsse immer einfältiger und einfältiger werden, sich nur auf einen Punkt hinrichten, sich aller mannigfaltigen verwirrenden Verhältnisse entschlagen, und nur alsdann könne man aber auch um desto sicherer in einem Zustande sein Glück finden, der ein freiwilliges Geschenk und eine besondere Gabe Gottes sei."

Charlotte ging noch nach alter Gewohnheit in die Kirche und zum Abendmahle; sie hörte Herders Predigten gern, denn er sprach als aufgeklärter Mann mit schöner Milde und Verständigkeit, und es gab damals keine andere Gelegenheit, sich an kunstvollen Reden zu erfreuen. In Kochberg ließ sie sich auch zuweilen in der Dorfkirche sehen, „um kein Ärgernis zu geben", wie sie selber sagte; aber das Christentum, das sie einst von der Mutter und vom Hofprediger Basch angenommen

hatte, war längst verwelkt und verweht. Das Wort, daß die menschliche Seele von Natur eine Christin sei, traf bei ihr nicht zu; Charlotte hatte so vielen nüchternen Wirklichkeitssinn, daß sie unmöglich in alle Erlebnisse und Ereignisse die Hand eines liebenden Gott-Vaters hineindichten und als vertrauendes Kind nach dieser führenden Hand hätte suchen können. Der große Verkünder der göttlichen Liebe fand bei ihr kein gläubiges Ohr mehr; und da weder sie selbst noch die ihr bekannte Welt erlöst war, so ward Jesus auch als Erlöser zum Schatten. Sie bemerkte in jener Aufklärungszeit immer mehr Personen, die die Bibel nur noch als eine Art Legenden- und Sprichwörtersammlung nahmen; ebenso durchschaute sie, wie wenig es mit dem Glauben Herders, des obersten Geistlichen im Lande, auf sich hatte.

Aber auch der Gläubige verführt zum Unglauben, wenn er nämlich durch Beschränktheit oder durch Schwärmerei oder durch Gewalttätigkeit den Anderen lästig und ärgerlich wird. Hans Kaspar Lavater, einst Goethes und anderer Weimarer lieber Freund in Zürich, ward immer mehr durch seine tolle Gläubigkeit ein Erwecker ungläubigen Widerstandes; namentlich sein ‚Pilatus' von 1782 wandte in Weimar die Herzen von seiner christlichen Lehre ab. Goethe schalt jetzt heftig auf Lavater, zuweilen auch in seinen Briefen an Charlotte. „Verzeih meine Invektiven," schloß er einmal solchen Zornausbruch über Lavater, „so oft er seine Anfälle auf unser Reich erneuert, so oft müssen wir uns wenigstens protestando verwahren."

Mit dieser kühn herumtastenden naturwissenschaftlichen Weltanschauung und dieser spärlichen Rest-Religion verband Charlotte eine praktisch-nüchterne Lebensphilosophie. Ihre Lehre war, daß die meisten Übel subjektive Empfindungen seien, also mehr oder weniger nur in der Einbildung beständen, daß man sie geistig überwinden könne und müsse und daß man namentlich, „um allen partiellen Resignationen auszuweichen, sich ein für allemal im Ganzen resignieren müsse".*)

* * *

Nur zwei Übel fürchtete Charlotte damals als tatsächliche und unüberwindliche: Krankheit und Mangel.

„Krankheit und Mangel sind die zwei wirklichen Übel, die meinem Herzen einschneiden, wo ich sie sehe; denn die übrigen Leiden hängen mehr oder weniger von unserer Vorstellungsart ab; gegen jene aber gibt's keine Waffen."

Ihre Krankheiten kennen wir; sie gefährdeten keineswegs das Leben, aber verdarben doch manchen Tag.

An Mangel litt Charlotte nicht eben so wahrnehmbar und so schmerzhaft, aber sie hatte doch ein beständiges Sorgen. Der Oberstallmeister bezog zwar außer manchen Vergünstigungen ein Gehalt von 2000 Talern und besaß ein großes Rittergut; dennoch wollten die Einnahmen schwer ausreichen. Namentlich sah man nicht, wie die drei Söhne durch die Mittel der Eltern fertig aus-

*) So hat Goethe diese Maxime später ausgedrückt. ‚Aus meinem Leben'. IV, 16.

gebildet und in angenehme Lebensverhältnisse gebracht werden konnten; man war also auf fürstliche und andere Gönner angewiesen, auf Gnadenbeweise, die man erhoffen und erbitten mußte.

Der Hauptfehler in den wirtschaftlichen Verhältnissen der Familie war die Verwaltung der Kochberger Güter. Stein war zu vertrauensselig und zu gedankenreich; er konnte zu wenig in Kochberg sein, um alle die Kleinigkeiten, auf die es in der Landwirtschaft ankommt, genau zu kennen und sich die nötige bäuerliche Behutsamkeit anzueignen. Er verbesserte seine Wälder nach soliden Regeln, wie sie ihm der alte Oberforstmeister v. Lengefeld an's Herz gelegt hatte; aber Das verkürzte zunächst den Ertrag, und als er das Unglück hatte, daß ihm ein schöner Fichtenwald abbrannte, war der Schaden um so größer.

Seine Gemahlin konnte freier über ihre Zeit schalten; hätte sie Vertrauen und rechte Liebe zu dieser Wirtschaft gehabt, so wäre Manches zu ändern gewesen; aber sie sah die Fehler, die gemacht wurden, und hatte keinen Glauben an Besserung.

„Des Verwalters Zeug ist eine rechte Lügenfamilie," schrieb sie aus Kochberg ihrer Schwägerin, „drehen dem Stein immer Nasen, welcher sich innerlich über seine Tugend der Gutmütigkeit preist, wenn ihn die Andern für einen Narren halten."

Im Sommer 1784 raffte sie sich einmal auf und nahm den Kampf gegen Schlapperei und Unehrlichkeit auf. Jetzt war sie plötzlich so tätig und wirtschaftlich, daß sich alle ihre Freunde sehr verwunderten.

Am 31. Mai schon fuhr sie nach Kochberg hinaus; ihr erster Bericht an die Schwägerin ward am 5. Juni abgefaßt und lautete:

„Stell' Dir nur vor, daß ich noch nicht einmal zum Klavierspiel gekommen bin, kaum viermal gezeichnet habe. Ich habe immer so viel zu schreiben, daß mir ganze Tage damit hingehen, und um die Wirtschaft kümmere ich mich auch, denn ich studiere die ‚Hausmutter' und gehe auch manchmal in Kuhstall und kriege eine vortreffliche Einsicht, wie ich betrogen werde, aber ohne abhelfen zu können."

Ihr Gatte sowohl wie Goethe waren um diese Zeit in Eisenach, wo die Stände tagten, und Stein erzählte Goethen, was für eine neue Tugend seine Frau jetzt bekommen habe. Und ein paar Tage später erhielt auch der Freund einen Brief, in dem sie gestand, daß diese Dinge gar nicht so reizlos seien. Er antwortete philosophisch:

„Dir geht es in der Wirtschaft, wie mir manchmal in Geschäften: man sieht nur die Sachen nicht, weil man die Augen nicht hinwenden mag. Und sobald man die Verhältnisse recht klar sieht, haben die Dinge auch bald ein Interesse. Denn der Mensch mag immer gern mitwirken, und der Gute gern ordnen, zurechtlegen und die stille Herrschaft des Rechten befördern."

Und bald darauf sprach nach dem lehrhaften der zärtliche Goethe:

„Auch in der Art, wie Du die Kochberger Wirtschaft angreifst, lieb ich Dich auf's neue: was kannst Du tun, worinne nicht Dein köstliches Wesen erscheine!"

Die Herzogin neckte sie von Anfang an wegen dieser neuen Grille, deren Gefahr für die bisherige

Geselligkeit und Plauder-Freundschaft sie sogleich erkannte. Ob sie denn nun noch Zeit habe, an ihre Freundinnen zu denken und zu schreiben?

„Sind Sie allein mit Ihren Ochsen und Kühen oder haben Sie noch andere Gesellschaft?"

Im Herbst ward auch Goethe verdrießlich. Er lud sie Ende September ein, nach Weimar zu kommen, um dort mit zwei berühmten Leuten, Fritz Jacobi und Mathias Claudius, ein paar Tage zu verleben; aber Charlotte erklärte, daß sie ihre Wirtschaft nicht verlassen dürfe. Etwas ärgerlich antwortete er:

»Nous faisons si bien notre devoir, qu'à la fin on pourrait douter de notre amour. Les affaires et l'amitié me fixent, l'oeconomie te retient.«

Jeder habe recht und doch sei er mißvergnügt über sie und sich, daß sie beide so vernünftig handelten.

Und als Ende Oktober Charlotte immer noch die Hausmutter in Kochberg machte, schrieb Goethe an Karl August ärgerlich: „Sie schleppt an dem Kochberger Wirtschaftskreuze, sie teilt bloß das Übel, ohne es heben zu können."

Wer einen solchen Arbeitssommer auf einem Landgute verlebt hat, behält für alle Zukunft mehr Liebe für die Wirtschaft. Charlottens älterer Sohn bildete sich später sogar die Meinung, daß seine Mutter es sich für ihre Söhne sehr sauer werden lasse und wirklich für eine Dame unerhörte Arbeit tue.*) Charlottens neue wirtschaftliche Gesinnung sprach sich alsbald in den Briefen aus, die sie mit einer jungen, noch halb-

*) Brief an Fritz von 1792.

kindlichen Freundin in Rudolstadt, Lengefelds Lottchen, wechselte. Lottchen erzählte ihr einmal von einer idealen Kuh; Frau v. Stein richtete sogleich ihr Begehren auf eine würdige Tochter dieser Kuh.

„Vergessen Sie nicht, mir das Kalb von der Kuh, die so viel Milch gibt, zu verschaffen, wenn es ein Kuhkalb ist! Hat es schon das Tageslicht erblickt, so lassen Sie es nur dem Engelschall sagen, daß er das Abholen besorgt.

„Und wenn Sie noch mehrere solcher berühmten Kühe wissen, so handeln Sie mir ja alle Kälber davon ein!

„Sie sollen Ihre Freude daran haben, wie schön ich sie will erziehen lassen und was für guten Rahm Sie bekommen sollen, wenn Sie mich in Kochberg besuchen werden."

Lottchen kannte in der Tat noch mehrere solche Musterkühe, und ihre Kochberger Gastfreundin kaufte sie alle für 25 Taler das Haupt. „Ich muß Ihnen noch für die Adresse der schönen Kühe danken," schrieb sie ihr im Mai 1786, „schon jetzt milket eine zehn Maß des Tags, und ich kriege vortreffliche Butter."

* * *

Wie schon angedeutet: bei einer Dame von Stand streitet solche gesunde, wirtschaftliche Tätigkeit immer gegen die „geselligen Verpflichtungen". Die ‚Dame' ist immer von Müßiggängern umgeben oder doch von solchen Bekannten, die, wenn sie zu Besuch kommen, von ihr ein müßiges Schwatzen, ein williges Zeitopfern erwarten. Frau v. Stein bemühte sich weder um neue Bekanntschaften, noch um Einladungen, aber sie sah trotzdem der Menschen viele. Es ist eben erwähnt, daß sie sich nicht verführen ließ, den viel beredeten

Dichter, Philosophen und schönen Mann Fritz Jacobi und den durch sein Talent und seine Originalität auch schon bekannten Dichter Mathias Claudius zu sehen, dessen herziges Klavierspiel die kleine Schwägerin zu rühmen wußte. Ganz ebenso verfehlte sie andere berühmte Reisende, die im Sommer durch Weimar gingen.

„Der Prophet hatte sehr auf Dich gerechnet", schrieb ihr Goethe im August 1786, als Lavater anderthalb Tage bei ihm gewohnt hatte; „es hat ihn geschmerzt, daß Du seinen Netzen entgangen bist."

Dagegen sah sie die Brüder Stolberg wieder, die mit ihren Gattinnen im Mai 1784 in Weimar sich kurze Zeit aufhielten; Charlotte hatte durch ihre kleine Schwägerin, die mit Gräfin Auguste Stolberg befreundet war, immer einige Verbindung mit ihnen behalten. Der Naturforscher Blumenbach, einer der drei durch ihren Witz berühmten Göttinger Professoren — Kästner und Lichtenberg waren die beiden andern — und die als edle Menschen ausgezeichneten Herr und Frau v. Berg aus Halberstadt erschienen einen andern Sommer. Und wieder in anderen Jahren kamen zwei vornehme und berühmte Damen mit ihrem Gefolge nach Weimar, nämlich Ende 1784 die Freifrau Elisa v. der Recke, geborene Gräfin Medem, Schwester der Herzogin Dorothea von Kurland, und 1785 die Fürstin Gallitzin, geborene Gräfin Schmettau, die in Münster eine Art Hof hielt. Diese hatte außer ihren Kindern und Dienern gleich drei bekannte Männer als ihre Begleiter: den Philosophen Hemsterhuis, den Schriftsteller und Professor der Rechte Sprickmann und den Freiherrn v. Fürstenberg, einen der besten Staatsmänner

im damaligen Deutschland. Sie wollten Weimar nicht verlassen, ohne Frau v. Stein gesehen zu haben, die bei ihrem ersten Aufenthalte nicht in der Stadt gewesen war. „Die Fürstin Gallitzin will Dich kennen lernen und Dich heute früh besuchen", bereitete Goethe die Freundin am 18. Oktober vor, „ich habe sie gebeten, heute noch hier zu bleiben; Du bist so gut, Dich einzurichten, daß Du sie allenfalls heute früh sehen kannst."

Die Gallitzin war eine sehr kluge Frau und zugleich eine eifrige Katholikin, die der alten Kirche nicht wenige Seelen zuführte. Die Recke war gleichfalls religiöse Schwärmerin, deren liebende Seele noch nach manchen Seiten tastete; aber gerade dem Katholizismus blieb sie unzugänglich. Beide machten durch ihr selbständiges Auftreten und freies Herumreisen, durch ihre eifrige Teilnahme an der Gedankenwelt der besten Geister eine große Wirkung auf die Männer und Frauen ihrer Zeit; die von Einigen ersehnte Erlösung der Frauen aus ihren allzuvielen Fesseln konnte nicht glücklicher eingeleitet werden als durch solche höchst achtungswerte vornehme Damen, die sich selbst befreit hatten und ebenso wegen ihrer Wohltätigkeit und Reinheit als wegen ihrer Kühnheit und Freiheit sich einen Namen machten. Charlotte v. Stein hatte in ihrem Innern immer gleichwertige Rechte für Frauen und Männer verlangt, sie war mit dem dumpfen arbeitsreichen oder eitel-kindischen Dahinleben der meisten Frauen stets unzufrieden gewesen; sie nahm allemal zunächst für die Frauen Partei, wenn die Männer ihnen Vorwürfe machten; jetzt konnte sie eine neue Art Frauen mit Augen

sehen, Vorbotinnen der Zukunft. Freilich zunächst nur eine neue Art vornehmer und reicher Damen, deren Vorbild von Ärmeren nicht leicht nachzuahmen war.

Mit Frau v. der Recke, die zur Winterszeit kam, war Charlotte öfters zusammen; z. B. notierte die Begleiterin der Recke über den 29. Dezember 1784 in ihrem Tagebuche:

„Ich muß nicht vergessen, daß wir gestern zum Diner bei der Frau v. Stein waren und zu Ende desselben den Geheimen Rat Goethe hereintreten sahen. Er ist in dem Hause des Herrn v. Stein sehr bekannt."

Vom 28. Dezember erzählt dieselbe Chronistin von einem Mittag bei Hofe und einem Abend bei der Gräfin Bernstorff, wo die Recke wohnte:

„Den Abend kamen noch Frau v. Lengefeld mit ihren Töchtern und Schwiegersohne, Herrn v. Beulwitz, der Herr v. Stein nebst seiner Gemahlin, Herr v. Schardt mit der seinigen.

„Wir Frauenzimmer verplauderten die Zeit bis zur Abendmahlzeit recht angenehm, sprachen von Geistersehen, Ahnungen u. dgl. Ich muß doch den Weibern in Deutschland die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie im allgemeinen kultivierter sind als die Kurländerinnen. Die Frau v. Stein sagte bei einigen Beispielen von Ahnungen, sie hätte einmal eine Erklärung dieser Seelenkräfte gelesen, welche ihr recht wohl gefallen. Hier ist sie: Die Seele ist eine dunkle Vorstellung aller Welt und aller ihrer Verhältnisse; dann und wann tritt eine derselben in's Helle, und die Seele wird sich derselben deutlich bewußt; der Mensch sagt alsdann zukünftige Dinge mit der nämlichen Gewißheit als die gegenwärtigen."

Solche Gespräche liebte man damals sehr; Frau v. der Recke war vor kurzem noch eine Verehrerin des

Großschwindlers Cagliostro gewesen; jetzt war sie über diesen Betrüger aufgeklärt, und hier in Weimar sprach sie sich mündlich mit ihrem Freunde Christoph Bode aus, dem Ersten, der vor Cagliostro öffentlich gewarnt hatte. Bald danach hatte die Recke den Mut, ihre Verirrungen öffentlich einzugestehen; ihre ‚Nachricht von des berüchtigten Cagliostro Aufenthalt in Mitau' erregte großes Aufsehen.

Als Frau v. Stein einen Teil des Sommers 1785 im Karlsbade verlebte, sah sie die Frau v. der Recke wiederum. Es waren glückliche Wochen. „Die liebe Stein war meist wohl hier, und Jedermann wollte ihr wohl", schrieb Goethe, der etwas länger dort blieb, an Herzog Karl August. Außer Goethen hatte sie ihren älteren Bruder und die Freunde Herder und Knebel oft um sich, viel öfter, als das in der Heimat möglich war. Von Auswärtigen gehörten Graf Moritz und Gräfin Tina Brühl aus Seifersdorf bei Dresden, der Dichter Göcking mit seiner Gattin aus Ellrich am Harz und, wie gesagt, Frau v. der Recke und deren Freundin Sophie Becker zu ihrem Kreise. Oft wurden kleine Feste veranstaltet; z. B. am 13. Juli zu Ehren Göckings, der Geburtstag hatte: man speiste zusammen und zog gegen Abend zur Lorenzo-Kapelle, alle die eben Genannten. Hier hatte Graf Brühl eine Laube von grünem Gebüsch errichtet; in deren Mitte stand ein Altar, und über dem Eingange las man einen Vers aus den damals beliebten Episteln Göckings:

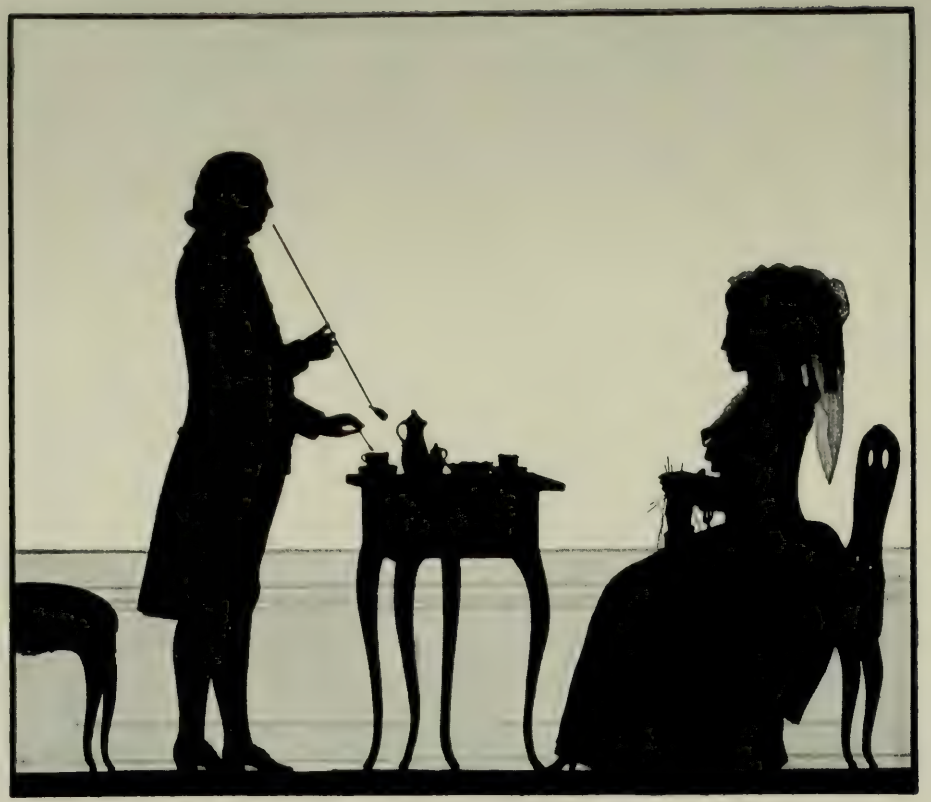
Wie? Lernten wir denn bloß für eine Welt uns kennen,
Auf die so kurz die Sonne scheint?

Als die Gesellschaft vor diesem Freundschaftstempel angelangt war, stimmte Gräfin Tina einen Gesang an, ihr Gatte und ihr Söhnchen Karl fielen ein, eine Begleitung von Blasinstrumenten war auch vorgesehen. Dann legte Jeder einige Blumen auf den Altar. Wieder erklangen Lieder, Alle waren gerührt, Weinen und Lachen wechselten wunderbar. Es war ein sehr schöner Sommerabend; am nächsten Tage wollten Einige abreisen. Um Neun zog Alles den Hügel hinab. „Keiner sagte dem Andern ein Lebewohl, Jeder fühlte dies harte Wort".*)

* * *

Wie hier in Karlsbad außer Goethen auch Knebel und Herder als ihre nächsten Freunde mit ihr umgingen, so auch in Weimar. Knebel war nun schon ein alter, treuer Freund, Herder war erst kürzlich in den Kreis getreten. Denn in seinen ersten weimarischen Jahren trug er einen Groll in sich gegen Goethe (und gegen ganz Weimar, denn er hatte viel größere Ehre und Macht dort erwartet, als man ihm zugestand) und hielt sich mit seiner Gattin deshalb auch vom Steinschen Hause ziemlich fern; noch im Sommer 1782 verbargen beide Herders ihren Haß gegen den jüngeren, glücklicheren und erfolgreicheren Mit-Schriftsteller und Mit-Beamten nur schlecht. Aber schon im nächsten Sommer kam es zu einer Wieder-Annäherung und bald zu einem aufrichtigen und herzlichen Freundschaftsbunde, dessen Mitglied

*) Vgl. Paul Rachel, Elisa v. der Recke, Bd. 2, S. 164 u. 194.



Herder und Frau

Nach einer Silhuette im Beſitz von Frau Prof. Paſſow zu Blankeneſe

dann auch Charlotte wurde. Oft begegnete sie sich mit Herders an Goethes Tische oder an seinem warmen Kamine, oft auch bei Hofe, bei der Herzogin Luise, die für das Herdersche Paar die wertvollste Freundin in Weimar war. Als Charlotte zu ihrem Geburtstage 1784 von Herder Geschenk und Verse erhielt, hatte sie ihn schon im vorigen Jahre zu seinem Geburtstage ähnlich begrüßt. Sie hatte eine schöne Speise in's kinderreiche Pfarrhaus geschickt und während sie buk oder briet, mußte Freund Goethe statt ihrer die Verse dazu schmieden:

Herzlich bat ich die Muse, mich liebliche Worte zu lehren
Heute zur Feier des Tags — doch sie erhörte mich nicht!
Besser lehrt mich das Kochbuch, ein eßbares Opfer zu bringen:
Wenn es Dein Völklein genießt, mehr' es die Feier des Tags!

Wer mit Herders befreundet war, wurde im Laufe der Jahre einmal oder zu wiederholten Malen zum Paten eines neuen Herder-Kindes gebeten; Charlotte v. Stein ward mit Charlotte v. Kalb und Karl v. Knebel im Dezember 1787 die Patin des sechsten Knaben, der Karl Ferdinand Alfred genannt wurde, aber bereits nach fünf Monaten starb.

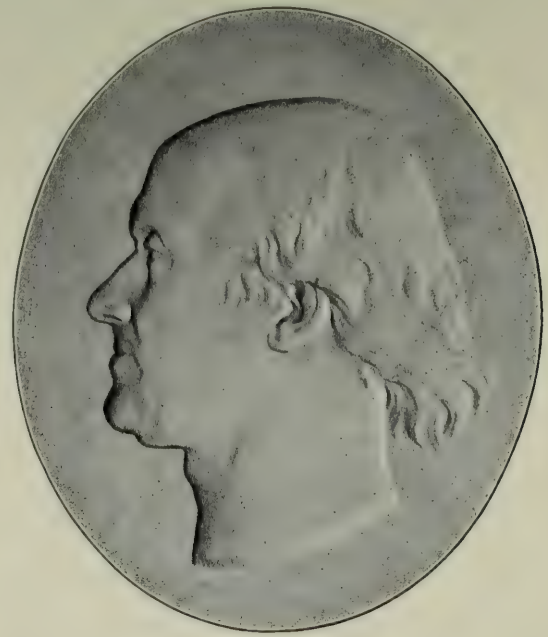
Knebel hatte zu Weimar ein wunderliches Verhältnis: diese Stadt zog ihn an und stieß ihn ab; er erfand immer neue Scheltnamen und schimpfliche Vergleiche für sie, löste sich aber niemals völlig von ihr los. Er reiste ab, kam zurück, wohnte ein Weilchen dort, ging wieder fort, entweder nur in die Nachbarschaft nach Jena oder Ilmenau, oder weiter in die fränkische Heimat

oder auf Reisen. Wenn er in Weimar wohnte, wußte man nie, wie lange er blieb; wenn er fern war, flehten ihn die Freundinnen an, wieder zu kommen. Wir erinnern uns, daß er schon in jungen Jahren in den Ruhestand versetzt war, weil Prinz Konstantin ihn nicht mehr zum Begleiter begehrte, und daß Karl August dem begabten und gutherzigen, aber auch kollerigen und träumerischen Knebel zwar viel Freundschaft und Nachsicht schenkte, ihm aber kein neues Amt anvertrauen mochte.

Seine zärtlichsten Gefühle teilte Knebel zwischen seiner Schwester Henriette, die noch in Ansbach ihres Schicksals wartete, und der hübschen Stallmeisterin v. Werthern, die er als moralischer Freund belehrte und bevaterte.

Mit der Oberstallmeisterin hatte er ein recht beständiges und gleichmäßiges Freundschaftsverhältnis. Wenn er in Weimar war, kam er so häufig zu ihr, daß ihr Fritzchen seine Besuche zählte und über die hohe Zahl seine kindlichen Glossen machte. In seine Tagebücher und Briefe schrieb Knebel gern das Lob dieser Freundin. „Frau v. Stein ist mir stets unter den hiesigen Freundinnen die Werteste; ich sehe sie fast täglich“ berichtete er im Neujahrsbriefe an die Schwester 1788, und ein Vierteljahr später rühmte er sie schon wieder:

„Frau v. Stein ist Diejenige hier unter Allen, von der ich am meisten Nahrung für mein Leben ziehe. Reines, richtiges Gefühl bei natürlicher, leidenschaftsloser, leichter Disposition haben sie bei eigenem Fleiß und durch den Umgang mit vorzüglichen Menschen, der ihrer äußerst feinen Wißbegierde zu statten kam, zu einem Wesen gebildet, dessen



Karl v. Knebel

Nach der Zeichnung von Charlotte v. Stein
im Tiefurter Schlößchen

Nach dem Relief von Friedrich Tieck
im Jahre 1820

Dasein und Art in Deutschland schwerlich oft wieder zustande kommen dürfte. Sie ist ohne alle Prätension und Ziererei, gerad, natürlich, frei, nicht zu schwer und nicht zu leicht, ohne Enthusiasmus und doch mit geistiger Wärme, nimmt an allem Vernünftigen Anteil und an allem Menschlichen, ist wohl unterrichtet und hat feinen Takt, selbst Geschicklichkeit für die Kunst."

Das ist eine wohl durchdachte, fast wissenschaftliche Charakterzeichnung! Sie war auch als solche gemeint; es war nämlich zwischen Knebel und Frau v. Stein von solchen Charakterschilderungen die Rede gewesen, die zu jener Zeit ebenso wie das Silhouettieren zwar keine neue Mode mehr waren, die man aber doch noch liebte. „Ich bitte Sie, machen Sie mir die Freude und zeichnen Sie meinen Charakter", hatte Charlotte diesen Freund gebeten; „schon einmal hat ihn Einsiedel gemacht, vor vielen Jahren, aber Sie haben's besser, denn ich bin nicht mehr so gut. Alsdann will ich mein Gesicht dazu zeichnen."

Was Knebel daraufhin der Freundin schrieb, ist uns nicht bekannt geworden, sondern nur diese Fassung für seine Schwester Henriette.

Im Herbst 1788 rühmte und beschrieb er die Stein schon wieder:

„Sie ist eine gar seltene, gute Frau und lebt eigentlich bloß in der Klarheit, die ihr bei ihrer reizbaren, feinen Natur schon die Stelle der Wärme vertritt. Sie lebt eigentlichst im Verstand und hat doch so gar keine Prätension vom Verstand."

Und ein Jahr später wiederholte er: „Diese Frau habe ich sehr lieb." Und wieder ein halbes Jahr später:

„Die Stein und unsre Herzogin sind die beiden Personen, die mir fast täglich lieber werden, und sie haben eine Gutheit und Freundschaft für mich, die mein Glück macht*)."

* * *

Unter Charlottens Freundinnen blieb Herzogin Luise in mehr als einem Sinne die vornehmste. Schlicht, wahrhaftig, streng gegen sich selbst, alle Illusionen abwehrend, erweckte sie stets mehr Achtung als Liebe und eher Mitleid als Neid. Früher hatte der Schwärmer Lavater Einfluß auf sie gehabt und ihrem Christenglauben nachgeholfen, aber auch sie entwuchs seinen Phantasien. Nun war sie ganz ohne Glauben und Trost.

Neben dieser düstern jungen Fürstin erschien selbst Frau v. Stein als leicht und rosenfarbig. Karl August meinte sogar, als er einen besonderen Grund hatte, zwei junge Engländerinnen als Freundinnen seiner Frau zu wünschen: „Die Stein und die Herder, mit vielen Verdiensten, aber zu häuslich und zu wenig à leur aise, sind ihr zu leicht."

Darin hatte der Herzog recht, daß die beiden Beamtenfrauen, die stets ihre Geldknappheit und Haus-

*) Wenn Knebel in Ruhe Urteile über Personen abgab, so galten sie viel im Kreise seiner Bekannten. Schiller schrieb an Karoline v. Beulwitz am 5. Dez. 1789 sehr grimmig über Knebel; er meinte aber: „Ihn zu beleidigen, ist auch nicht ratsam, wenn Ihr Euch Eure Existenz mit dem weimarischen Volk nicht verderben wollt, das sich nach seinem Urteil richtet."

frauenpflichten vor Augen hatten, nicht immer so gut zur Gesellschaft seiner Gattin taugten wie die reichen und ledigen Schwestern Gore, aber oft empfand doch auch die Herzogin die gleichen Nöte, Neigungen, Bedürfnisse wie Frau Herder und Frau v. Stein. Sie mußte jetzt die Jahre überstehen, die bei Fürstinnen die ärgerlichsten sind, wo man ihren Wert, fast ihre Daseinsberechtigung nach dem glücklichen Gebären männlicher Kinder abschätzt. Luise hatte erst vier Jahre nach der Hochzeit ein Kindchen: nur eine Tochter. Zwei Jahre darauf war der Schluß der Hoffnungen: eine tote Tochter. Endlich am 3. Februar 1783 erschien der ersehnte Erbprinz. Bei der Geburt waren Frau v. Stein und Frau Herder als nächste Freundinnen und erfahrene Mütter zugegen, deshalb konnten sie sich auch bei der Taufe als „zwo Ilithyen“ nahen und ein kunstvoll gesticktes Tuch überreichen. Die Wöchnerin hatte nämlich die beiden Freundinnen geneckt: jetzt, da Jedermann sie lobpreise und andichte, sollten sie doch auch ihr Heil auf dem Pegasus versuchen. Karoline Herder steckte sich mit ihrem Gatten zusammen; Griechisch war damals Mode in Weimar, und in Winckelmanns Schriften hatte man gelesen, daß die glückliche Niederkunft einer Fürstin durch die Göttin Ilithya, Tochter der Diana, bildlich dargestellt werden könne. Und so dichteten denn Herders etwas im griechischen Stil. Mit goldnen Buchstaben wurden die Verse auf einem weißen Milchflor gemalt, darüber die zwei Sterne der „zwo Ilithyen“, darunter zwei Fackeln. Als die Herzogin aus der Kirche in ihr Zimmer zurückkehrte, fand sie Tuch und Verse:

Töchter der Hülfebringenden
Göttin Diane, kommen wir,
die mit kühlender Hand den Schmerz
der Gebärerin sanft verweht
und mit unsterblicher Freude sie krönt.
Ist noch ein Tropfe an Deiner Stirn,
glückliche Mutter, so kühl' ihn weg,
kühl ihn hinweg mit dem Zaubertuch,
und erfreu' Dich und sei uns hold!
Wenn Du winkst, sind wir wieder da.

Groß und schön waren die Feste zur Taufe dieses Erbprinzen: die Feierlichkeiten in der Kirche (Charlotte fühlte sich leider wieder einmal zu krank, um dabei zu sein; sie hätte so gern die von Wolf komponierte Festkantate Herders gehört) und die Aufzüge durch die Stadt, an denen der Herzog selber in der Maske eines morgenländischen Fürsten teilnahm. Auch Charlottens Gatte und Bruder und ihr Freund Goethe ritten in seinem Gefolge: Goethe saß im weißen Atlaswams und Purpurmantel auf einem Schimmel, Stein ritt auf einem mit weißem Bärenfell behangenen Pferde und stellte den Winter dar, Karl v. Schardt machte einen Berggeist, Ludwig v. Schardt einen mittelalterlichen Hofnarren.

Andere Fürstinnen würden solche, zwar für ein geringes Verdienst gezollten, aber immerhin wohlgemeinten Freude- und Liebeszeichen mit Vergnügen angenommen haben; die arme wahrhaftige Herzogin Luise mußte sich immer wieder fragen: Was gilt denn von Dem allen wirklich Dir? Und in solcher Stimmung konnte sie ihren Nächsten Dinge sagen, die sie kränkten. Nach allen den Festen schrieb Charlotte an Freund Knebel:

„Viele Freunde oder Teilnehmer des Hauses haben sich in der Tat recht herzlich dabei bewiesen, aber ich habe leider gesehen, daß der Zugang der Herzlichkeit verschlossen ist, und habe den Zustand der Großen beklagt, die nicht unterscheiden können, was man ihrem Stand oder ihrer Person tut."

Zu anderen Zeiten wandte sich Herzogin Luise gerade zur Stein wieder mit wirklicher Liebe. „Denken Sie zuweilen an mich und vergessen mich nicht ganz" bat sie in dem Juni 1784, als Charlotte sich so eifrig dem Haushalt in Kochberg zuwandte:

„Da es scheint, daß die Landwirtschaft sich aller Fähigkeiten Ihres Körpers und Ihrer Seele in dem Grade bemächtigt hat, daß Sie nicht mehr an Ihre Freundinnen (ich sage nicht Freunde) denken können, so befinde ich mich im Falle, den Briefwechsel zu beginnen und Ihnen mitzuteilen, daß ich mich langweile und krank bin" . . . .

* * *

Unsere Freunde und Freundinnen erhalten wir zumeist aus unseren Verhältnissen heraus, also durch unsere Familie, unseren Stand und Beruf. So war die Frau des Oberstallmeisters mit den Gattinnen der anderen Hofbeamten und mit den Hofdamen der beiden Herzoginnen befreundet. Mit Fräulein v. Waldner, die vergeblich auf die Heiratsfähigkeit oder Heiratswilligkeit des Kammerherrn v. Einsiedel hoffte, sah sie sich oft; Fräulein v. Wöllwarth ward im Herbst 1782 die Gattin des Oberforstmeisters Moritz v. Wedel und zugleich Hausgenossin Charlottens, blieb aber Hofdame der Herzogin Luise; Fräulein v. Göchhausen war so deutlich zum Ledigbleiben gestempelt, daß sie das

Mannsvolk nur humoristisch nahm; auch mit ihr hatte Charlotte noch manche Verbindung, wenn sie auch dem Hofe der verwitweten Herzogin ferner lebte als dem Kreise der Herzogin Luise.

Von den Gattinnen der Hofbeamten erregte die junge Stallmeisterin v. Werthern damals viel Gerede. Als Knebels Freundin ist sie uns bekannt; sie hatte auch über Charlottens kleine Schwägerin eine große Gewalt, Goethe nannte sie spottend deren Hofmeisterin. Frau v. Stein zählte sie nur unter ihren Nebenfreundinnen mit.

Daß Emilie v. Werthern in ihr Herzchen auch andere Männer aufnahm, entschuldigte man, denn ihr Gatte, dessen Gedanken vom Pferdestall in den Weinkeller und vom Weinkeller in den Pferdestall wanderten, konnte eine junge, geistvolle, gefühlsreiche, phantasiebegabte Frau wirklich nicht genug beschäftigen. Ihre zarte Freundschaft mit Knebel erregte kein Bedenken, denn Knebel war der moralischste Mann. Aber Knebel reiste im Spätherbst 1781 in seine Heimat und blieb lange aus. „Die Werther gewinnt nichts durch Deine Abwesenheit", schrieb ihm Goethe, um zur Aufmerksamkeit zu mahnen. „Ihre Natur, die Du ausgetrieben oder in die Enge getrieben hattest, kehrt in ihre alten Rechte zurück. Ich seh' ihr so im stillen zu, sie will mir gar nicht gefallen."

Charlotte las diese Zeilen, ehe sie abgesandt wurden, und auch der kleinen Schardt wurden sie vermutlich gezeigt, um sie vor allzu warmer Freundschaft zu warnen; doch Sophie hielt treu zu ihrer Emilie, und auch

Emilie v. Werthern und Sophie v. Schardt

Nach einer Silhuette im Wittumspalais in Weimar

Goethe und Charlotte blieben in äußerlich-freundlichem Verkehr mit ihr.

Etwa von Neujahr 1784 an hielt sich der Bergrat August v. Einsiedel, den man, zum Unterschied von seinen Brüdern in Weimar und Gotha, den „Freiberger Einsiedel“ nannte, viel in Weimar auf; bei Herders, wo auch die Werthern viel ein- und ausging, war er trotz seiner heidnischen Überzeugungen und seiner kunstfeindlichen Natur ein Hausfreund. Ein überaus scharfsinniger, kenntnisreicher und stolzer Mann, durchaus kein Träumer, und dennoch hatte er einen großen Traum: eine historische Entdeckungsreise in Afrika war seine Sehnsucht. Um sich diesem Ziele wenigstens anzunähern, bot er sich der französischen Regierung zu bergbaulichen Forschungen im nördlichen Afrika an. Während er auf Antwort wartete und in Oberweimar chemische Versuche anstellte, ward er mit Frau v. Werthern immer näher bekannt. „Emilie wird diesen Abend wieder hier ankommen,“ las Charlotte Ende Juni in einem ingrimmigen Briefe ihres Bruders Karl. „Auch der Freiberger soll heut zurückkommen. Ehe sie nach Tauchardt ging, lebte sie hier sechs Tage, ohne sich sehen zu lassen, und den ganzen Tag war Einsiedel bei ihr — davon wird Dir wohl Sophie nichts geschrieben haben.“

Im Mai des nächsten Jahres begab sich Einsiedel mit zweien seiner Brüder nach Frankreich, um von dort nach Algerien und Tunis weiter zu reisen.

Anfang Juni empfing man in Weimar die Nachricht, daß die junge Frau v. Werthern zu Leißkau bei Zerbst, wo ihr Bruder ein Gut hatte, gestorben sei.

Jedermann bedauerte den Tod der jungen hübschen Dame. Aber nach dem ersten Schrecken kam Einigen, besonders den scharfblickenden Freundinnen, die Sache nicht geheuer vor; Charlotte schrieb Goethen von einem Gerücht oder geradezu von ihrer Überzeugung, daß die Werthern trotz der Todesmeldung und trotz des Begräbnisses noch wohl und munter und daß sie unterwegs nach Afrika sei.

Goethe war gerade in Ilmenau bei Knebel, dem die Todesnachricht sehr weh getan hatte. „Der kleinen Werthern", erwiderte Goethe, „wollt' ich auch lieber eine Wohnung bei ihrem Geliebten in Afrika als im Grabe gönnen, aber", fügte er hinzu: „ich glaub' es nicht; zu unserer Zeit ist ein solcher Entschluß seltner".

Doch war jetzt wirklich einmal das Romantische geschehen; in Leitzkau war eine Puppe statt der sehr lebendigen Dame begraben worden, und in Straßburg ward die Werthern in der Gesellschaft Einsiedels gesehen.

Die Fortsetzung und der Schluß des Abenteuers verliefen ziemlich prosaisch. An der afrikanischen Küste herrschte die Pest so bösartig, daß an ein Eindringen in's Land nicht zu denken war; unverrichteter Sache mußten nach einigen sehr trübselig verbrachten Monaten unsere Reisenden zurückkehren, und Einsiedel hatte nur erreicht, daß er jetzt nicht mehr der Freiberger, sondern der Afrikaner hieß. Außerdem kam er, der auf gewöhnlichem Wege niemals geheiratet hätte, jetzt zu einer Ehegattin; denn er mußte sich nach der Heimkehr wohl oder übel nach Leitzkau zum Herrn v. Münchhausen begeben. Goethe schrieb es der Freundin nach Einsiedels eigener Erzählung:

„Er war bei der Werthern Bruder und hat freundschaftlich mit ihm getrunken. Dieser edle Bruder ist des Morgens düster, nachmittags betrunken, und das Resultat ist sehr natürlich und sehr sonderbar ausgefallen. Münchhausen erklärt: daß, wenn seine Schwester ordentlich geschieden, mit ihrem Liebhaber ordentlich getraut sein werde, er sie für seine Schwester erkennen und bei der Mutter auswirken wolle, daß sie auch als Tochter anerkannt und ihr das Erbteil nicht entwendet werde. Für einen Trunkenen ein sehr nüchterner Vorschlag."

Zu nüchtern für Goethes Dichterbedürfnis:

„Wie abscheulich! Zu sterben, nach Afrika zu gehen, den sonderbarsten Roman zu beginnen, um sich am Ende auf die gemeinste Weise scheiden und kopulieren zu lassen! . . . . Es läßt sich in dieser Werkelstagswelt nichts Außerordentliches zu stande bringen!"

Die Scheidung und neue Trauung erfolgte wirklich, und selbst der verlassene Ehegatte kam wieder zu seinem Rechte, denn ein hübsches, junges Fräulein v. Ziegesar reichte ihm, dem Einundfünfzigjährigen, die Hand.

Die anderen Liebes- und Eheverbindungen, die Charlotte als Freundin jetzt beobachtete, gingen stiller und regelrechter vor sich. Ihre Freundin Basch, die Witwe des Pfarrers, verband sich mit dem angesehenen Buchhändler Ettinger in Gotha; eine Schwester der Basch, Amalie, kam gleichfalls nach Gotha als Gattin des Hofrats Reichard, der durch seine praktischen Reisebücher in ganz Deutschland bekannt war. Charlottens zeitweilige Pflegetochter, Karoline v. Ilten, vergaß allmählich ihren treulosen Prinzen; sie ging 1785 mit ihren Verwandten, Seckendorffs, nach Franken und heiratete drei Jahre später den Oberforstmeister v. Moser zu Durlach.

Einen neuen, bedenklichen Eheroman brachte dagegen die mit den Seckendorffs verschwägerte Frau Charlotte v. Kalb mit; ihr Mann, Alexander v. Kalb, Offizier in Zweibrückischen Diensten, war ein Sohn des alten, also ein Bruder des nachmaligen Kammerpräsidenten; sie selber entstammte dem sehr reichen Hause Marschalk v. Ostheim. Als sie im Frühjahr 1786 nach Weimar kam, war Frau v. Stein eine derjenigen Freundinnen, nach denen sie begehrt hatte; bei Herrn v. Dürckheim, der jetzt in Meiningen lebte, hatte vor zehn Jahren das heranwachsende Mädchen die Dame aus Weimar zuerst gesehen. Die Kalb hat über diese erste und zweite Bekanntschaft später in ihren Gedenkblättern ganz in jenem Stile, der die Eigenart ihres Geistes so trefflich verrät, selber berichtet; sie gibt uns darin zwei Bilder der Frau v. Stein. Zuerst aus Meiningen:

„Sie besuchte daselbst alte Bekannte und erwarb neue Freunde. Denn es ist etwas Seltenes, aber Erfreuliches, ein Weib zu erblicken, welches den Jahren nach Matrone genannt werden könnte und noch die sanfte Neigung grünender Gesinnung erregt.

„O ich sehe sie noch! Bedacht gewählt war ihre Kleidung, als ich sie in Meiningen sah: weißer Taft, im braunen Haar eine dunkle Rose, vom Blondenschleier fast bedeckt, und also reichlich war auch dies Gewand geziert. Und so gedenke ich auch, daß wir uns alle rosafarbene Schuhe machen ließen, weil sie ihr so wohl gekleidet.

„Nun fand ich sie zwar verändert, doch bleibt der Schein alles Glückes dem Menschen eigen. Wenngleich auch Vieles mit der Zeit vergeht, war stets ihr äußerer Zustand gesichert. Erwogene Berechnung bestimmte ihren gewaltsamen Einfluß in manchem Verhältnis. Gleichmäßig, ohne Betonung, ihre Rede.

„Bald nach diesem ersten Sehen teilte sie mir schon Manches von Goethe mit, was später gedruckt worden oder auch nicht erschienen ist. . . . So las ich gierig Manuskripte, und auch Briefe wurden mir vertraut."

Solches Vertrauen der älteren Frau konnte die Sechsundzwanzigjährige mit einer ähnlichen Geschichte erwidern. Sie hatte vor zwei Jahren in Mannheim den Verfasser der ‚Räuber', des ‚Fiesco' und der ‚Millerin' kennen und lieben gelernt; sie war für Schiller, als er an seinem ‚Don Carlos' arbeitete, ein gleiches Vorbild gewesen wie die Frau v. Stein bei einigen Dramen Goethes; auch er hatte in aufgeregten Versen zu ihrem Innersten geredet.

Freilich weiter ging die Ähnlichkeit zwischen beiden Charlotten nicht: die ältere, klug, klar und überlegend, suchte stets Herrin der Lage zu bleiben; die Kalb dagegen fühlte sich selbst als ein dunkles Wesen, mit dem die Götter ihr Spiel hatten; sie war ganz Herz, Liebe, Opferwilligkeit, und dem Manne, den sie liebte, wollte sie auch Alles hingeben, was sie war und besaß.

Sie hielt sich für eine reiche Erbin; um das Vermögen ward freilich noch bei den Gerichten gestritten, aber sie hatte nicht den kleinsten Zweifel, daß sie mit ihrem Gelde den immer noch heimatlosen Schiller aus seinem Mangel, seinen Schulden erlösen und ihm die wohlbehäbige Ruhe geben könne, die er zur Vollendung neuer, heiterer Werke ersehnte. Von ihrem Gatten wollte sie sich scheiden lassen; er sollte gleichfalls Geld genug bekommen, und so würde ihm ja auch eine neue Gefährtin nicht lange fehlen.

Als Frau v. Kalb sich nun im Sommer 1787 in Weimar aufhielt, erschien alsbald auch Schiller dort, und die Beiden machten nirgends ein Hehl aus ihrer Liebe und ihrem Heiratsplane.

Frau v. Stein sah den Rat Schiller um den 10. August zum ersten Male, es war auf einem Spaziergange in großer adliger Gesellschaft. „Wieviel flache Kreaturen kommen einem da vor!“ erzählte der Dichter von diesem Spaziergange seinem Freunde Körner in Dresden.

„Die Beste unter Allen war Frau v. Stein, eine wahrhaft eigene interessante Person und von der ich begreife, daß Goethe sich so ganz an sie attachiert hat. Schön kann sie nie gewesen sein, aber ihr Gesicht hat einen sanften Ernst und eine ganz eigene Offenheit. Ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Wesen.“

Einige Wochen später jedoch, als die Stein nach Kochberg übergesiedelt war, meinte Schiller von ihr, sie sei ihm gar nichts. Auch er war ihr wohl „gar nichts“. Wichtige Bekanntschaften fangen öfters so an.

VI. Ein Wohnen in Goethes Liebe

Die Nächsten

1782—1786

Als in diesem Herbste nach Schillers Erscheinen Frau v. Stein wieder einmal die Erntemonate in Kochberg verbrachte, da saß wie ein eigenes Töchterchen jene Lotte v. Lengefeld aus Rudolstadt bei ihr, die uns bereits als Kennerin gut melkender Kühe begegnet ist.

Die Steins und die Lengefelds waren schon lange miteinander bekannt. Lengefelds wohnten, als Lotte noch klein war, in Rudolstadt in einem Steinschen Hause und Garten, gegenüber der Ludwigsburg, deren Grund auch einst zu Kochberg gehört hatte. Die beiden Damen standen im gleichen Alter, die Herren hatten als Liebhaber der Forstwirtschaft und des Feldbaues gern Gespräche miteinander. Aber der Oberlandjägermeister v. Lengefeld war seit seinem zwanzigsten Jahre am rechten Arme und linken Beine gelähmt; er mußte alle seine Dienstreisen im Wagen machen, zu Freundschaftsfahrten blieb ihm wenig Kraft und Neigung übrig. 1776 starb er; seine Witwe stand nun mit zwei Töchtern, der dreizehnjährigen Karoline und der zehnjährigen Lotte, allein da.

Für die ältere fand sich sehr bald ein annehmbarer Bewerber im Städtchen selbst: der Geheime Legationsrat v. Beulwitz; doch wurde die Hochzeit einstweilen hinausgeschoben, da die Braut noch gar zu jung war. Der jüngeren Tochter wünschte man eine Versorgung im Hofdienst, und Frau v. Stein übernahm es, dies Kind an die Herzogin Luise in Weimar zu empfehlen. Damit Lottchen an Bildung, besonders an französischen Sprachkenntnissen zunehme, machte die Mutter mit ihren Töchtern eine Reise durch Süddeutschland, die Schweiz und ein Stück in Frankreich hinein; dann hielt man sich längere Zeit in Vevey auf, wo das Französische schulmäßig eingeübt wurde. Nach der Heimkehr folgte häusliches Studieren, mündliches und schriftliches Üben in fremden Sprachen, namentlich aber Lesen aller Bücher, die man aufzutreiben wußte. Die beiden

Fräulein Lengefeld waren rundliche Mädchen mit gefühlvollen Herzen; Lesen, Zeichnen, Briefeschreiben, in fremden Sprachen sich Üben und sehnsüchtiges Träumen war ihr gewöhnliches Tagewerk. In Frau v. Stein liebte Lottchen eine Fürsprecherin und eine zweite Mama; sie saß im Sommer gar gern oben auf Kochberg und ebenso gern kam sie im Winter zur Tanz- und Karnevalszeit nach Weimar, um diese städtischen Freuden unter dem Schutze der mütterlichen Freundin zu genießen. Rudolstadt hatte nur dreitausend Einwohner, Weimar mehr als doppelt so viel, und namentlich war die Residenz Karl Augusts ein Mittelpunkt für die Wintervergnügungen der Vornehmen in halb Thüringen geworden. Deshalb erschien Rudolstadt gegen Weimar wie ein stilles Dorf.

Lotte Lengefeld plauderte bald gar liebreich-anschmiegend von „Papa Stein“ und „Mama Stein“ und nannte Fritzchen, der sechs Jahre jünger war als sie, ihr liebes Brüderlein.

Nach ein paar Jahren aber konnte Frau v. Stein das Lottchen schon als eine junge Freundin ansehen, denn nun kannte das Fräulein von den Nöten des Lebens auch schon etwas und fühlte die Herzensbedrängnisse, die den Frauen von den Männern bereitet werden. Einem liebenswürdigen englischen Hauptmann namens Heron seufzte Lottchen nach; er hatte ihr seine Neigung gezeigt, aber sein Beruf führte ihn in fremde Lande und, wie es scheint, auch in einen frühen Tod.

* * *

In denselben Jahren, wo Frau v. Stein diese neue Tochter durch eigene Wahl bekam, verlor sie die beiden Schwägerinnen, die sie durch ihren Mann gewonnen hatte. Im Oktober 1784 starb die Hofdame Charlotte v. Stein, im Frühjahr 1788 die Frau v. Röder. Von der Hofdame erbten Steins; die Röder dagegen hatte ihr Vermögen leider ihrem geizigen Gatten vermacht.

Von Charlottens eigenen Geschwistern war Ludwig, der Leutnant, noch ledig, doch schien sich ein Fräulein Sophie v. Rheinbaben des Vierzigjährigen annehmen zu wollen; ein nicht hübsches, nicht mehr junges, aber im Charakter vortreffliches Mädchen, das man gern schon zur Familie rechnete.

Der Geheime Regierungsrat Karl v. Schardt lebte jetzt mit seiner Sophie etwas mißvergnügter als früher. Sein Gehalt war immer noch sehr gering, 600 Taler; wurden etwa auch seine Leistungen gering geschätzt? In der Tat galt er bei den anderen Räten nicht viel, obwohl er sein Amt ordentlich und gewissenhaft versah. Er hatte einen älteren Kollegen, Hetzer, einen groben und jähzornigen Mann, der immer an ihm zu mäkeln hatte; namentlich aber fehlte ihm die Gunst seines Präsidenten. Und diesem Präsidenten, dem Dr. Achatius Schmid, durften selbst der Herzog und Goethe nicht darein reden; er war der vorzüglichste Arbeiter unter den hohen Beamten, der Herzog hatte ihn gerade wegen seiner Überlegenheit und daraus folgenden Unbeugsamkeit aus dem Geheimen Konsilio heraus- und an die Spitze des Justizwesens gebracht; dort konnte und mußte man ihn frei schalten lassen.

Im Sommer 1783, als die Schardts eben in Holstein die Verwandten der Frau besuchten, wurde in Weimar eine freigewordene Besoldung an mehrere Beamte ausgeteilt, die einer Aufbesserung bedurften; Schardt sagte sich: wenn er auch diesmal übergangen würde, so sei es als Kränkung gemeint; dann erfordere seine Ehre, daß er seinen Posten quittiere. Und wirklich mußte seine Schwester Stein seiner Gattin berichten, daß er wieder hintenan gestellt sei; Koppenfels, Franz Seckendorff, Voigt und Schwabe seien ihm vorgezogen. Tröstend fügte sie hinzu:

„Ich fragte Goethe, warum es nicht bis zu meinem Bruder gelangt hätte; aber weil zwischen dem Minister und der Aufrichtigkeit der Freundschaft ein Abgrund gesetzt ist, so bekam ich Antworten, die ich nicht verstand, und sehe wohl so viel, daß es Dein Mann nicht als eine Verachtung seiner Dienste anzusehen habe."

Beide Schardts fühlten sich jedoch beleidigt, und Charlotte mußte noch eine Zeitlang zwischen Goethen und ihren Geschwistern vermitteln, mußte auch die kleine Schwägerin ausschelten, wenn sie zu heftig ward und mit Fortgehen drohte. „Du wartest nicht einmal die Antwort auf den Brief ab, den ich Goethen zugeschickt habe," warf sie der Kleinen am 23. Juni vor.

„Sei gut! Trage in Geduld! Wenn es nicht die Glücksumstände Deines Mannes sind, die Dich an Weimar binden können, so sind's doch Freunde und Verbindungen und eine Art zu leben, die man nicht überall wiederfindet (Das fühlst Du ja selbst), und kein point d'honneur wird Niemand drin finden, daß Dein Mann gehen müßte."

Und Schardts fügten sich schließlich; sie hatten ja alle ihre Nächsten in Weimar, auch die Erbtante Bernstorff, und arm wie sie waren fast alle weimarischen Adligen und Beamten.

Aber wir wissen schon, daß die kleine Frau v. Schardt ein gar lebhaftes Herzchen in sich trug. In den ersten Jahren der Ehe freute sie sich auf Kinder, nach drei oder vier unglücklichen Geburten ward ihr jedoch die Hoffnung auf lebensfähige Kinder abgesprochen. Nun flatterten ihre liebenden Gedanken suchend herum, denn ihr Eheherr war nicht so beschaffen, daß er alle diese liebenden Gedanken auf sich ziehen konnte. Wir erinnern uns, daß er wie seine Schwester Charlotte nur eine kleine Gestalt hatte. Während Charlotte schlank blieb, ging er mit den Jahren in's Rundliche; seine Fertigkeiten im Reiten, Fechten und Schießen kamen auch nicht mehr so wie früher zur Geltung. In der Kleidung war er sehr nett, reinlich, elegant, wiederum wie die Schwester, aber für einen Mann gab er zuviel auf sein Äußeres; er erschien eitel und kleinlich-pedantisch. Er spielte gern den vornehmen Herrn aus alter Familie, der streng auf das Hergebrachte und Standesgemäße hält; auf seine Ahnen zeigte er sich sehr stolz. Seine Würde litt jedoch zuweilen unter seinem leicht erregbaren Temperament; er war leicht beleidigt und schnell wieder versöhnt. Aus Literatur und Philosophie machte er sich nicht viel, um so stärkere Neigung hatte er für gut zubereitete Speisen; wie die meisten Gourmands verehrte er die französische Küche. Alles in allem: ein Mann ohne erhebliche Fehler, aber auch ohne Reiz. Er war

hinter seiner Zeit zurückgeblieben, wenn auch nicht in dem Grade wie sein Vater und sein Bruder. Seine Sophie, die einst mit einem Klopstock und einem Bode im Hause des großen Bernstorff gelebt hatte, fühlte sich mit diesem Gatten manchmal wie in der Einöde. Sie liebte ihre Freundinnen von ganzem Herzen: die Werthern (bis zu ihrem Sündenfall), die Herdern, die Schwägerin Charlotte.

„Ach säß' ich bei Dir," schrieb sie Dieser, „Du Glückliche in Deinem Kochberg, hörte Dich singen: »Holder Schlaf, süße Ruh!« läse Shakespeare, äße Pflaumenkuchen, stieg' auf Deine Berge, träumte an Deiner Kaskade — und Du hättest mich lieb!"

Aber natürlich flogen die zärtlichen Gedanken auch zuweilen auf Männer, auf solche, die durch reiches Wissen, hehres Streben, kühne Phantasie der begabten jungen Frau noch vorleuchteten. Wenn nun Sophie für einen solchen Mann höherer Art schwärmte, empfand ihr Gatte diese „Untreue" als recht unartig von seiner kleinen Frau.

Den Sommer von 1784 verlebten die Beiden in Goethes Garten, den sie gern gekauft hätten, wenn er feil gewesen wäre. Als Sophie auch von da aus mit Herder, Wieland, dem Freiberger Einsiedel und mit deren und ihren Freundinnen gern ausflog, da ergoß Schardt seinen Kummer sogar in Verse, natürlich in Alexandriner aus der guten alten Zeit. „In meiner Einsiedelei" überschrieb er sie und sandte sie der Schwester in Kochberg zu; so bekam sie wieder einmal Liebesseufzer aus Goethes Garten!

Nur Irrtum war's, der mich zum Unglück führte,
In Liebe sucht' ich Glück, Glück, das mir nicht gebührte ...
So hofft' ich auf ein Herz, das treu sich mir verbände,
Für eine treue Hand reicht' ich gleich beide Hände:
Dem wahrhaft Liebenden wird keine Treu zu teil!
Der Unschuld gutes Herz ist dem Betrug nur feil.
In stiller Einsamkeit hab' ich all Dies erwogen,
Und so hat sich mein Herz bald ganz zurückgezogen,
Jetzt lieb' ich die Natur, die Blumen auf dem Feld ...

Ernsthafte Sorgen brauchte jedoch Herr v. Schardt um seine Sophie gar nicht zu haben; sie war zu andern Männern zutraulich, gerade weil sie von kindlicher Reinheit war; die „liebe Unschuld" oder „der kleine unschuldige Engel" hieß sie bei Herders, die sie genau kannten; „sie ist mehr ein Engel vom Kinde als ein Weib", schrieb Herder über sie an Hamann. Allerdings kam ihr Vertrauen auch wohl einmal an einen Unrechten, wie zum Beispiel an Schiller. Dieser erzählte dem Freunde Körner am 29. August 87, als er eben mit der Schardt und anderen Damen bei Knebel in Goethes Garten Goethes Geburtstag gefeiert hatte:

„Die hiesigen Damen sind ganz erstaunlich empfindsam, da ist beinahe Keine, die nicht eine Geschichte hätte oder gehabt hätte; erobern möchten sie gern alle. Da ist z. B. eine Frau v. S., die Du in jeder andern Gesellschaft für eine ausgelernte fille de joie erklären würdest, ein feines, nicht häßliches Gesicht, lebhafte, aber sehr begehrliche Augen. Sie wollte sich uns nach Jena mit aufhängen, aber wir schüttelten sie ab."

Nach zehn Monaten, als Körner in das Karlsbad reisen wollte, malte Schiller die beiden Schardts, die

das gleiche Bad besuchen wollten, wieder recht unvorteilhaft:

„Er selbst ist ein armer verrufener Sünder, dessen erstes Debut Dir alle meine Vorerinnerungen ersparen wird, aber seine Frau dürfte Dich doch interessieren. Ein feines, schlaues, einschmeichelndes Geschöpfchen, nicht ohne Geist, nicht ohne Genie sogar, eine Espèce von Dichterin, wovon ich einige niedliche Pröbchen gesehen habe, dabei Kokette und sehr begehrlich obendrein; kurz ein sinnlich spirituelles Wesen, das einem, im Bade besonders, nicht Langeweile machen muß.

„Zugleich hat sie eine gewisse Delikatesse und Feinheit des Umgangs, die gefällt und die noch mehr gefallen würde, wenn man ihr nicht das ängstliche Bestreben abmerkte, zu gefallen, das sie ihrerseits durch ein Räucherwerk von Schmeicheleien zu erhalten sucht."

Und dann bekam der Herr v. Schardt noch einmal etwas ab:

„Ihr Mann ist der Frau v. Stein und der Imhoff Bruder; in dieser Familie sind die Weiber gescheidt und die Männer dumm bis zum Sprichwort."

Über die kleine Frau v. Schardt sprach doch wohl nur Schiller so übel; dagegen mißfiel der Schwager Imhoff den Meisten. Seine Frau konnte es nicht mehr verbergen, daß sie unglücklich mit ihm lebte, und sie hielt sich soviel wie möglich in Weimar statt in Mörlach auf. Wegen seines vermeintlichen Reichtums war sie einst an Imhoff verheiratet worden; jetzt stellte sich heraus, daß der Nabob geradezu in Geldnöten war. Und diese Nöte wurden so schlimm, daß seine Gattin selbst auf den seltsamen Gedanken kam: ihre Vorgängerin, Imhoffs verkaufte erste Frau, aufzusuchen und um Unterstützung zu bitten.

Es war auch in Deutschland bekannt geworden, daß Warren Hastings sich gewissermaßen zum Eroberer und König von Indien aufgeschwungen und daß er den unterjochten Fürsten mit List und Gewalt unvorstellbare Reichtümer abgenommen hatte. Er ging dabei freilich nie auf eigene Bereicherung aus, alle seine Heldentaten und Verbrechen geschahen vielmehr zugunsten der Ostindischen Kompagnie und des englischen Volkes; aber eine solche Uneigennützigkeit setzte man damals nie voraus, also hielt man Hastings für unermeßlich reich. Seine Gattin, die er immer noch zärtlich liebte, umgab er mit fürstlicher Pracht; darin machte er eine Ausnahme von seiner sonstigen Sparsamkeit, und diese Gattin war bereit, auch von Denen kostbare Geschenke anzunehmen, die an ihren mächtigen Gatten sich unmittelbar nicht wagen durften.

Nach einiger Zeit mußte sie ihrer Gesundheit wegen nach Europa zurückkehren; ihr Gatte durfte sein Werk in Indien noch nicht verlassen.

Von ihrer Ankunft in England bekamen die Imhoffs Kenntnis, und dadurch entstand in Luise v. Imhoff der Plan, mit ihrem Gatten und Freund Knebel nach Calais zu reisen; von da wollte sie sich allein weiter nach London begeben und sich der Mrs. Hastings als Nachfolgerin vorstellen, wollte ihr von Imhoff reden und von seiner Sehnsucht, seine Kinder und seine ehemalige Gattin wiederzusehen. Würde sie gut aufgenommen, so sollte Imhoff ihr nachfolgen. Knebel hatte zuerst einige Lust, an der Fahrt teilzunehmen, schließlich aber doch nicht „Vorbedeutungen“

genug; im übrigen ward der Plan ausgeführt und er glückte auch.

Für Warren Haſtings war es freilich nicht vorteilhaft, daß durch dieſe deutſchen Gäſte die alte Geſchichte, wie er zu ſeiner Frau gekommen war, wieder aufgeweckt wurde. Als auch er bald darauf nach England zurückkehrte, waren der Hof, das Parlament und das Volk eine Zeitlang im Zweifel, ob ſie ihn als den großen Staatsmann und Heerführer, der Indien für England gerettet und neu erobert hatte, verherrlichen, oder als einen Böſewicht, der den britiſchen Namen durch teufliſche Tyrannei und Grauſamkeit geſchändet hatte, in's Gefängnis werfen ſollten. Er hatte zwar der Tadler und Gegner nur wenige, aber unter ihnen waren gerade die größten Redner der Zeit, Männer wie Fox, Burke, Sheridan und manche andere witzige Köpfe. In ſolcher kritiſchen Lage wird die Satire, die das häusliche Leben bloßſtellt, ſehr gefährlich. Haſtings litt jetzt ſehr bald unter den Witzen über ſeine „elegante Marianne“; man ſchlug z. B. vor, der erſte Ehemann der ſchönen Frau könne ja die Heldentaten des zweiten Ehemannes in Gemälden verherrlichen. Das ſei doch einmal etwas Neues in der Weltgeſchichte.

Imhoffs waren im Januar 1785 in London, Haſtings traf erſt im Juni dort ein. Um dieſe Zeit verkaufte Imhoff ſein Gut Mörlach und ſah ſich nach einem neuen Wohnort um. Knebel verwandte ſich für ihn bei Karl Auguſt, und Goethe unterſtützte ſeine Empfehlung. Man hielt es doch noch für eine Ver-

mehrung der guten Gesellschaft, wenn der als Maler hervorragende, auch sonst talentvolle Imhoff in Weimar wohnte; namentlich gönnte man seiner armen Frau die Heimkehr zu den Eltern und Geschwistern. So versprach denn Karl August eine heimliche Unterstützung von 300 Talern jährlich und ernannte Imhoff zum ‚Major', ein Titel, den der andere ehemalige Leutnant Knebel kürzlich ebenfalls erhalten hatte.

Imhoff bewährte sich jedoch in Weimar recht schlecht, und seine Frau behandelte er geradezu schändlich; ihre Not ging ihrer alten Familie sehr nahe.

* * *

Wenn Charlotte v. Stein von den Geschwistern auf ihre Kinder blickte, dann sah sie zuerst und zuletzt immer wieder ihr Fritzchen; sie dachte zehnmal an Fritzchen, ehe Ernst und Karl an die Reihe kamen. Lieb hatte sie ja die beiden andern auch, und waren einmal alle drei versammelt, sah sie ihnen mit mütterlicher Lust zu. So schrieb sie der kleinen Schwägerin, als im Oktober 1784 alle drei in Kochberg gewesen waren:

„Diese drei Brüder scheinen geborene Freunde zu sein. Ihre Einigkeit, ihre unveränderliche Fröhlichkeit haben mir viel Freude gemacht.

„Ach, wenn ich wie mein Vater dächte, was hätte ich für Ärger gehabt über ihre Eulenspiegeleien und ihre Einfälle in die Milch- und Obstkammer!"

Sie war allerdings eine bequeme Mutter; selbst die Sorge für Fritzchen überließ sie gern Andern. Sie dachte auch hier wie Evadne im ‚Elpenor':

Der Frauen Liebe nährt das Kind,
Den Knaben ziehn am besten Männer.

Der gute Goethe nahm sich des Knaben Fritz immer fleißiger an. Er hatte ihn auf Spaziergängen und Spazierfahrten gern bei sich, ließ ihn auch oft zu sich in die Wohnung kommen. So hatte Fritz an drei Stellen eine Art Heim: bei den Pagen, bei der Mutter und bei Goethen. Also war es nirgends ein rechtes Heim oder eine rechte Aufsicht. Goethe sah es und entschloß sich, den Knaben ganz zu sich zu nehmen. „Sprich mit Steinen wegen Fritzen", bat er die Freundin am 18. Mai 1783, „ich wollt', es geschähe bald".

Sieben Tage später räumte der Knabe, der damals zehn und ein halbes Jahr alt war, seine Sachen in einer Kammer von Goethes Wohnung am Frauenplan ein.

Die Mutter war sehr zufrieden damit. Sie teilte ihre Freude sogleich der kleinen Schwägerin mit:

„Goethe hat Fritzen zu sich genommen und benimmt sich so verständig und gütig in seiner Erziehung, daß man von ihm lernen kann. Er ist von den Wenigen, der Rousseaus inneren Sinn der Erziehung zu fassen weiß, und weil Fritz von Natur ein hübsches Ebenmaß in sich hat, macht's Goethen selbst Freude, sich mit ihm abzugeben."

Es war allerdings mehr ein Sichabgeben mit dem Knaben als ein durchdachtes Erziehen oder geregeltes Unterrichten. Goethe hatte selber keine strenge Schule durchgemacht, war an kein ausdauerndes Arbeiten gewöhnt worden, hatte keine Wissenschaft oder Kunst gründlich lernen müssen. Und er war schon damals

der Meinung, daß die beste Erziehungsart „die der Hydrioten“ sei. Nämlich:

„Als Insulaner und Seefahrer nehmen sie ihre Knaben gleich mit zu Schiffe und lassen sie im Dienste herumkrabbeln; wie sie etwas leisten, haben sie teil am Gewinn, und so kümmern sie sich schon um Handel, Tausch und Beute, und es bilden sich die tüchtigsten Küsten- und Seefahrer, die klügsten Handelsleute und verwegensten Piraten.“

Er fragte zwar einmal den Schulen-Ephorus Herder um Rat: „Da ich selbst Nichts weiß, verstehe ich mich auch nicht darauf, was Andere, und besonders Kinder, wissen sollten“; aber er blieb doch für seine Person bei der jedem Vater und jeder Mutter von der Natur mitgegebenen „hydriotischen“ Methode.

Der Lehrer war in diesem Falle kein griechischer Seefahrer, Pirat und Händler, sondern ein herzoglich sächsischer Geheimer Rat, der nebenbei dichtete, malte und die Natur durchforschte; Fritzchen ward also Gehilfe und Nachahmer in diesem wunderlich zusammengesetzten Berufe. Die Elemente der Volkswirtschaft lernte er an den Rechnungen und Kassenbüchern des goethischen Haushalts, die er in Mitverwaltung bekam; im Schreiben und Abfassen von Briefen und Akten übte er sich als Goethes Diktatschreiber; dann wieder war er Vorleser, mußte Rousseaus damals erscheinende ‚Confessions‘ in der fremden Sprache vorlesen, oder er hatte weimarische Akten zu entziffern und daraus zu berichten. Oft mußte er den Boten oder Gesandten spielen, in Weimar sowohl wie auf der Reise. „Ich habe ihn an alle Orte allein hingeschickt“, berichtete Goethe der Mutter aus Gotha,

„damit er sich betragen lerne, und wie ich höre und merke, macht er's recht gut".

Seltsam erschien dem Knaben oft die Welt, in die er jetzt Einblicke erhielt. Beim Lesen von Suppliken wollte er sich einmal totlachen, denn er konnte das Erbärmlichtun der Bittsteller gar nicht für Ernst nehmen; es kam ihm so komisch vor wie das Betteln, Schreien, Fluchen, Prügeln auf dem Puppentheater. Aber Goethe urteilte doch schon damals: „Er wird, ohne es zu merken, in die Welt hineingeführt, und wird damit bekannt sein, ohne es zu wissen."

Der ehrliche Mann muß sich selber mit erziehen, wenn er einen Andern anleiten will. Des Knaben Handschrift war schlecht, also mußte auch Goethe sich mit dem Gänsekiel mehr Mühe als bisher geben. In Braunschweig sah er sehr schöne englische Schreibvorschriften, er kaufte sie, pries sie Fritzen an und malte sie selber nach. „Gestern abend vor dem Zubettgehen haben wir den Versuch gemacht, die Buchstaben nachzubilden", erzählte er der Freundin im September 1784, „ich gebe ihm ein gutes Beispiel, indem ich mich selber mit ihm übe".

Auch im Schreiben französischer Briefe übte sich Goethe damals. Zu gleicher Zeit machte Fritzchen im Zeichnen recht hübsche Fortschritte; selbst in die schwierige Kunst des Radierens drang er ein. Im Oktober 1784 sandte Goethe an den Herzog einen Probedruck von einer Radierung Fritzens nach einer Kobelschen Zeichnung.

Im nächsten Jahre lernte Fritz dann auch das Dichten. „Deine Fabel ist jetzt um vieles besser" urteilte

Goethe „und Dein Favoritsilbenmaß geht ohne Reim ganz gut.“ Als Fritzens Vater seinen fünfzigsten Geburtstag feierte, gratulierte das Söhnchen mit einem eigenen Gedichte; der Vater adressierte dann seinen Dank:

„Dem Ehren Festen Wohlgelehrten
Herrn Friedrich v. Stein,
Mitglied der Sachsen-Weimarischen Dichtkunst- und
Mahler-Akademie,
nicht weniger sich wohl nährenden Privatus
in Weimar.“

Die großen Erziehungszeiten und zugleich die Festzeiten Fritzens waren es, wenn der Geheime Rat ihn auf seine Reisen mitnahm. Da durfte er fragen, so viel er wollte; da durfte er über Alles, was er sah, seine Bemerkungen machen, denn Goethe hatte ein besonderes Vergnügen daran, zugleich durch die eigenen und eines Knaben Augen die Welt anzusehen. Dann hatte Goethe auch Zeit zu ausführlichen Erzählungen und Auseinanderlegungen. Die Steinkunde und der Bergbau, womit er sich so gern beschäftigte, konnten Fritzen gefallen, und ein fröhlicher, gesunder Knabe ist im Grunde überall in seinem Element.

„Fritz ist recht artig und faßt sich bald, wenn ihm etwas gegen die Stirne läuft“, berichtete Goethe am 9. September 1783 der Mutter aus Langenstein bei Halberstadt, wo sie bei der schönen Frau v. Branconi zu Gast waren. Zwei Tage später saß der Knabe neben seinem Beschützer zwischen den Felsen des Bodetales auf einem großen in den Fluß gestürzten Granitstück und aß mit ihm das mitgenommene Mittagbrot.

„Du glaubst nicht, wie artig er ist, wieviel Delikatesse er gegen mich zeigt, ich habe nur einige Male nötig gehabt, mit ihm ernstlich über kleine Unarten zu sprechen; Du solltest sehen, welch' eine reine Wirkung es getan!"

Bald darauf ging es den Brocken hinauf.

„Fritz war gar munter und brav; er ritt auf einem kleinen Pferdchen so grade hin, als wenn er ganz damit bekannt gewesen wäre."

Dann weiter nach Göttingen.

„Wenn ich meiner Neigung folge, so ging ich grade von hier zurück. Fritze aber plagt mich so sehr, Kassel und besonders den Riesen auf dem Winterkasten*) zu sehen, daß ich ihm die Freude nicht versagen kann."

Und dann aus Kassel:

„Wenn es Fritzen nachginge, so müßt' ich nach Frankfurt; er plagt mich und tut Alles, mich zu bereden. Wenn ich ihm sage, seine Mutter sei allein, so versichert er mir, die meinige würde ein großes Vergnügen haben, uns zu sehn usw."

Am höchsten war das Wohlbehagen der Reisenden, wenn sie unterwegs gute Briefe aus Weimar vorfanden. So z. B. lautete ein Briefchen der Mutter an den Knaben:

„Es freut mich sehr, daß Du in der schönen weiten Welt meiner gedenkst und mir Dieses, obzwar nicht mit sehr wohlgestaltnen, doch mit leidlichen Buchstaben zu erkennen gibst. Da Du so viel länger weg bist, als ich glaubte, fürchte ich, es wird mit Deiner Garderobe schlimm aussehen. Wenn Deine Kleider nichts taugen und Du vielleicht dazu, so sage nur dem Geheimderate Goethe, daß er mein liebes Fritzchen in's Wasser werfe.

*) Die jetzige Wilhelmshöhe hieß früher Winterkasten oder Weißenstein.

„Dein Briefchen habe ich bestellt, auch an alle Pagen Dein Kompliment gemacht.

„Die jungen Zwiebeln zu legen will ich besorgen.

„Die jungen Kätzchen machen Dir eine Empfehlung und springen und balgen sich wie ehemals die jungen Herren v. Stein. Murz ist aber so ernsthaft worden wie Deine alte Mutter.

„Lebe wohl, erkenne Dein Glück und bemühe Dich, durch Deine Aufführung dem Geheimderate wohlgefällig zu werden.

„Dein Vater läßt Dich grüßen."

Und ein andermal nach Eisenach, wo damals auch der Vater des Knaben sich aufhielt:

„Es freut mich, daß Dir's wohl geht. Dein Bruder Ernst hat mich [in Kochberg] besucht; mit dem Geheimderat wirst Du wohl ein Gleiches tun, wenn der Eisenacher Aufenthalt ein Ende hat.

„Lebe wohl, gib Deinem Vater einen Kuß von mir und laß mich immer hören, daß Du wohlgezogen bist."

Es war wohl auch einmal verdrießlich, daß der Knabe zwei Väter hatte, denn Papa Stein machte doch auch zuweilen von seinen Rechten Gebrauch. „Sein Vater hat ihm wieder einmal die Haare abschneiden lassen, das ihm ein albern Aussehn gibt," schalt Goethe in Eisenach. Aber in der Regel herrschte volle Einigkeit.

Schließlich bekam Fritz auch darin seinen Willen, daß er nach Frankfurt zu der vielgerühmten Mutter seines Erziehers reisen durfte. Goethe selber zwar fuhr nicht mit, er vertraute den Knaben dem befreundeten Handelsherrn Streiber aus Eisenach an. Es war im Anfang September 1785. Fritz hatte schon vorher mit der Frau Aja in einem lustigen Briefwechsel ge-

ſtanden, war ihr Berichterſtatter über die Vorgänge im goethiſchen Hauſe geweſen und hatte ſogar die Stuben darin für ſie abgezeichnet. Als ſie nun einen Monat beiſammen lebten, wurde die Liebe erſt recht groß. ‚Mein lieber Cherubim‘ ward er nun angeredet, und die Tage vergingen in dulci jubilo. Nach ſeiner Heimkehr ſchrieb Frau v. Stein den ſchuldigen Dankbrief; Frau Aja antwortete beſcheiden: „Es hat mich ſehr gefreut, daß Dero Herr Sohn mit ſeinem Aufenthalt bei mir ſo zufrieden war;“ dann aber fuhr ſie ſtolz fort, denn ſie leugnete nicht, daß ſie ihre guten Eigenſchaften kannte:

„Zwar habe ich die Gnade von Gott, daß noch keine Menſchenſeele mißvergnügt von mir weggegangen iſt, weß Standes, Alters und Geſchlechts ſie auch geweſen iſt. Ich habe die Menſchen ſehr lieb, und Das fühlt Alt und Jung, gehe ohne Prätention durch dieſe Welt, und Das behagt allen Evensſöhnen und -töchtern, bemoraliſiere Niemand, ſuche immer die gute Seite auszuſpähen, überlaſſe die ſchlimmen Dem, der den Menſchen ſchuf und der es am beſten verſteht, die ſcharfen Ecken abzuſchleifen, und bei dieſer Methode befinde ich mich wohl, fröhlich und vergnügt.“

* * *

So gut wie Fritzchen hatten es ſeine älteren Brüder freilich nicht. Auch ſie waren von fröhlicher Gemütsart, aber die Sonne der Mutterliebe ſtrahlte nicht ganz ſo warm auf ſie, und Goethe war zwar auch ihr Freund, aber er hatte doch gerade den Jüngſten als ſein Söhnchen auserwählt. Ebenſo hatte die Großmutter Schardt das Neſthäkchen Fritz zu ihrem Liebling auserkoren.

Ernst, der Jagdpage, kehrte Weihnachten 1785 als Kranker in das Vaterhaus zurück. Er litt an den Füßen und Beinen; die Mutter schrieb sein Leiden einem zurückgebliebenen Maserngift zu; Knochenfraß nannten es schließlich die Ärzte.

Ihre Kuren schlugen nicht an, und die Mutter gab bald alle Hoffnung auf. „Der Tod wäre das Erträglichste für ihn", meinte sie im Mai 1786 zu Lotte Lengefeld, „aber ich fürchte, er wird noch lange mit Schmerzen zu kämpfen haben."

Goethe legte nicht so rasch die Hände in den Schoß. Er fragte in Jena den Rat Starcke, einen sehr tüchtigen Arzt, um seine Meinung; er bat auch Herder um Rat über die weitere Erziehung und Beschäftigung des Knaben. Und er drang namentlich in die Mutter, sie solle den Sohn mit nach Karlsbad und die dortigen Ärzte und Kurmittel in Anspruch nehmen. Frau v. Stein ging diesmal auf Goethes Vorschlag nicht ein; am 1. Juli begab sie sich allein nach den böhmischen Quellen.

Ernst war schon vorher, Mitte Juni oder früher, von freundlichen Nachbarsleuten, Lichtenbergs, aufgenommen. Goethe besuchte ihn fleißig und berichtete der Mutter; am 6. Juli: „Mit Ernsten geht es besser", drei Tage später:

„Ernst [ist] geduldig. Mit seinem andern Fuße ist's zweifelhaft; die Chirurgi behaupten, es sei auch gut, ihn aufzumachen; nur getrauen sie sich es nicht um der Vorwürfe willen. Ich verstehe Nichts davon, und da mein Wunsch, ihn in Karlsbad zu wissen, nicht erfüllt worden, so hab' ich für den armen Jungen keinen mehr zu tun.

„Seine Leidenskraft geht über alle Begriffe. Voigt besucht ihn und schafft ihm Bücher, und wie er nur keine Schmerzen hat, ist er lustig.“

Jetzt ward die Mutter unsicher, ob sie nicht doch hätte den Knaben mit nach Karlsbad nehmen sollen; sie überließ nun ihrem Gatten, Goethen und den Ärzten die Entscheidung, ob er ihr nicht noch folgen solle. Unglücklicherweise mußte auch Ernstens Vater gerade jetzt abwesend sein. Goethe konnte der Mutter wieder nur Unsicheres antworten:

„Wir erwarten Steinen in einigen Tagen, und könnte wohl wegen Ernstens Transportierung Resolution gefaßt werden. Nur stimmt leider Starcke selbst jetzt nicht mit ein, oder wenigstens verspricht er nicht viel davon.

„Der andere Fuß ist nicht aufgemacht worden, aber es ist und bleibt ein trauriger Zustand.

„Wenn Stein kommt, wird sich's zeigen; ich bin nun selbst irre und unentschlossen, so sehr ich vor sechs Wochen entschlossen und gewiß war.“

Er war „entschlossen und gewiß“ gewesen, denn eigentlich hatte er selber den armen Jungen mit in's Karlsbad nehmen wollen; er mußte aber seine eigene Reise immer wieder aufschieben, weil eine Niederkunft der Herzogin, deren Ausgang er abwarten mußte, sich über alles Erwarten hinauszog.

Als er endlich in Böhmen und die Freundin wieder in der Heimat war, sorgte und trieb er immer noch. Am 27. August verlangte er, daß Ernst einen Magensaft einnehme, dessen Wirkung ihm früher ein tüchtiger junger Anatom in Jena, Dr. Loder, gezeigt hatte; auch verlangte er, daß ein Konsilium mit Loder gehalten

werde. Ein paar Tage später fuhr Goethe nach Italien ab; er mußte den Knaben nun gänzlich seinem Schicksal überlassen. Und die Eltern wußten sich auch keinen Rat.

* * *

Ihr ältester Sohn Karl, der Schützling der Herzogin von Braunschweig, war nun Jahr für Jahr den Augen der Eltern entrückt, den Augen und also auch etwas den Gedanken. Karl litt manchmal darunter, daß seine Mutter sich so selten aufraffte, ihm einen Brief zu senden; sie schrieb noch viel seltener als der Vater. Um so dringender bat er den jüngsten Bruder um Nachrichten aus der Heimat.

„Du wirst mir hoffentlich treu bleiben, liebes Brüderchen, sowie ich Dir auch. Beinahe möchte ich Dich etwas beneiden, weil Du sehr gut angeschrieben bei meinen Eltern stehest, ich aber nur bei meinem Vater; meine Mutter scheint mich überdrüssig zu sein, wie sie überhaupt leicht etwas zuwider bekommt und seit einiger Zeit mir noch wenig Fröhliches geschrieben hat. So aber geht es den ältesten Söhnen."

Die Eltern bekamen von Karls Lehrern und Aufsehern regelmäßige Berichte; im August 1784 schrieb ihnen sogar Goethe aus Braunschweig Gutes über ihren Sohn:

„Er ist ein sehr wohlgestalteter Bursch, spricht gut und erscheint sehr vernünftig. Er wird wie sein Vater werden. Ich habe ihn mit vieler Freude gesehen."

Als Goethe ihn in Braunschweig sah, war Karl aus Helmstedt herüber gekommen, wo er schon fast ein Jahr lang die Universität besuchte. Bei einem Pro-

fessor Klügel hatte er dort sein Quartier; ungemein wohl fühlte er sich in dem lustigen Studentenstädtchen und überaus beliebt war er bei seinen Kommilitonen und auch im ganzen Philistervolke. Als er im Frühjahr 1785 nach Göttingen übersiedelte, war sein nächster Brief an den Bruder Ernst noch voll von dem schönen Abschlusse seiner drei Helmstedter Semester.

„Von Helmstedt zog ich recht betrübt weg und bekam noch den Abend vorher eine Nachtmusik und ein Vivat, wobei eine ganze Gesellschaft herauskam und mir [ein] Abschiedslied, in Goldpapier eingebunden, überreichte. Sie hatten 80 Exemplare davon drucken lassen und so heimlich, daß ich Nichts davon erfuhr.

„Ich war just den Abend noch zu guter Letzt bei einem guten Freund, der sich Wilkens nennt und in meinem Haus wohnte. Die ganze Gesellschaft stand da mit Tränen in den Augen, und ich konnte vor Freude und vor Betrübnis Nichts herausbringen. Während daß wir so still da standen und einander ansahen, zog noch eine Gesellschaft von dreißig Studenten vor dem Haus vorbei, welche »Mein Helmstedt lebe wohl« sangen und vorher mit Vivat gerufen hatten.

„Du wirst mich auslachen, daß ich Dir Dies schreibe, aber es hat mich doch recht gefreut.

„Den andern Tag um ein Uhr ritt ich ab, und es ritten so Viele mit, als Pferde in Helmstedt zu bekommen waren. Kopf bei Kopf stand vor meinem Hause, und auch viele Studenten kamen, und ich hatte rechts und links meine Hand zu geben und Lebewohl zu sagen. In meinem Hause weinten die Professorin und die Mädchen, und ich war so betäubt vor Betrübnis und von dem Lärm, daß es mir den Atem fast benahm. Und so zog ich en parade zur Stadt hinaus und grüßte rechts und links die Köpfe, so zum Fenster herausguckten."

Die Eltern seufzten freilich über diesen Studenten-Triumphator, denn sie wußten, daß er seine Beliebtheit allerlei kecken Streichen und seiner freigebigen Noblesse verdankte. Karl leugnete zwar die Wahrheit einiger Geschichten, die über ihn nach Weimar geschrieben worden waren, aber ein paar Tatsachen konnte er nicht abstreiten: daß er die Gunst seiner braunschweigischen Herzogin verscherzt, daß er Helmstedt eigenmächtig und unter falschem Vorwande verlassen, und namentlich daß er Schulden gemacht und viel zu viel verbraucht hatte. Mit fünfhundert Talern im Jahre hatte er auskommen sollen, eine Summe, zu der die Herzogin von Braunschweig das Meiste gab; der zwanzigjährige Freiherr Karl v. Stein verstand aber nicht zu geizen und zu knickern.

In Göttingen war ihm der Syndikus Willich zu einer Art Kassenverwalter bestellt; auch Dieser wollte nicht einsehen, daß der Herr Karl sich sehr einschränke, sondern schrieb das Gegenteil nach Weimar. Am 6. Februar 1786 verfaßte dann Goethe als der große Schriftsteller der Familie einen langen väterlichen Straf- und Ermahnungsbrief an den Jüngling in Göttingen: er solle Rechenschaft ablegen, welche Schulden er habe und wofür er sie gemacht, und müsse sich künftig besser nach der Decke strecken.

Dann hörte Karl wieder Monate lang Nichts von Hause; man lud ihn auch nicht ein, in den Ferien die Heimat zu besuchen, was er doch so gern getan hätte. Selbst von der schweren Krankheit Ernstens schrieb ihm Niemand eine Nachricht.

Am 23. Juni erschien plötzlich sein Vater bei ihm, und der Sohn dachte schon, die Litanei über Verschwenden und Sparen werde nun mündlich vorgetragen werden. Aber der gute Vater fing von den Geldsachen gar nicht an, sondern verlangte, daß Karl sich rasch fertigmache, um ihn nach Pyrmont zu begleiten. Nach ein paar Stunden ritten sie auf der Straße nach Einbeck und Pyrmont, und Karl vernahm des Vaters neuen Plan.

Die braunschweigischen Aussichten waren getrübt; man konnte Karls gewesene Gönnerin gewiß wieder versöhnen, aber selbst dann stand dort so leicht keine gute Stelle offen. Dagegen war in Schwerin jetzt wohl ein Ankommen. Der Vater besuchte auf seinen ‚Pferdejagden' oft auch Mecklenburg; er war mit seinem dortigen Kollegen, dem Oberstallmeister v. Rantzau, befreundet, und auch der dortige junge Herzog, Friedrich Franz, zeigte sich ihm wohlgesinnt. In Mecklenburg war noch Bedarf für junge Hofleute und künftige Räte. Jetzt eben hielten sich die Mecklenburger Herrschaften im Pyrmonter Bade auf.

Der Vater stellte ihnen seinen Studenten vor; er gefiel dem Herzog und auch der Herzogin; nach zwei Tagen hatte er seine Ernennung zum herzoglich mecklenburgischen Hofjunker und Kammer-Auditor. Nun hatte er Rang und Amt!

„Es ist mir so leicht und so wohl, daß ich mich vierundzwanzig Male auf meinem Fuße umdrehen möchte!"

Freilich Mecklenburg lag am Nordpole. Karl erzählte seinen Brüdern bald von den Wölfen, die man dort noch bellen hörte.

„Nicht weit von hier sind noch ganz wilde Gegenden, wo wohl noch wenig oder gar keine Menschen gewesen sind, denn sie sind nicht zugangbar wegen den Sümpfen und Moräſtern.“

Seltsam war ihm zu Mute, wenn ihm die dortigen Adligen ihre niedrigen Häuser, ihre Höfe, Gärten und Felder zeigten. Wie traurig sah Das aus gegen Kochberg! Und dabei hielt man ihn hier für einen armen Schlucker, und leider war er's ja auch. Denn er war unter Seinesgleichen der Ärmste; eine Besoldung bekam er zunächst noch nicht, von Hause schickte man ihm 250 Louisdor im Jahre, und Die langten nicht weit.

„Mein Freund Bülow hat von seinem Vater ein Pferd geschenkt bekommen, weil er viel sitzen muß und wenig Motion hat; auch hat der Kammerjunker Stenglin zwei Pferde von seinem Vater; die Kammerjunker Seckendorf und Both haben jeder zwei Pferde, der Kammerjunker Vietinghoff anjetzt eins, der Kammerjunker Bülow sechs Pferde: kurz alle meine Herren Kollegen reiten, wenn ich zu Fuß gehe. Habe ich den ganzen Tag gesessen und gearbeitet und will den Abend mit Jemand spazieren gehn, so sagen sie, sie müssen ausreiten, weil ihre Pferde so lange gestanden haben. Der Kammerjunker Seckendorf, der Ärmste unter uns, ist doch noch reicher wie ich. Es ist drückend, immer zurückzustehen, und deswegen hasse ich manchmal Schwerin.“

Um so größer war dann das Heimweh nach Weimar.

„Der Ort, wo Ihr seid, ist mir der liebste unter den Städten, und Kochberg das liebste Dorf.“

* * *

Charlottens Eltern lebten weiter nach alter Weise. Die Mutter war immer noch gesund, vernünftig, fromm

und tätig, der Vater dagegen oft an Podagra und anderen Leiden krank, aber auch bei leidlichem Befinden wunderlich. Die Begleiterin der Frau v. der Recke, Sophie Becker, zeigt ihn in ihrem Tagebuche von 1785 recht unvorteilhaft.

„Der alte Schardt machte nunmehr auch seinen Besuch, und gleich bei seinem Eintritte lief Goethe davon. Der alte Mann ist gleichsam das Schreckbild jedes klugen Kopfes, eine verjahrte Hofschranze, die ihre Existenz in dem Lächeln des Fürsten sucht."

Zufällig erwähnt ihn Herzog Karl August nicht als Hofschranze, sondern sogar als einen Tadler seiner fürstlichen Familie, aber wieder erscheint Schardt in komischem Lichte. Er wollte Kenner von Kunstwerken sein und tat so, als ob durch Goethe, Lavater, Merck, Öser und die anderen neuen Lichter nur schwaches Zeug nach Weimar käme: „Mein Gott!" sagte er, „wer hängt dem Herrn die Kopien nur auf! Straf mir Gott, von allen hab' ich die Originale. Und die Frau Herzogin-Mutter kauft Kupfer: ich könnte sie ihr weit besser geben. Aber man glaubt mir nicht! Noch neulich war ich bei der guten Dame; da hab' ich sie denn alle gesehen, und gewiesen hab' ich's ihr, und straf mir Gott! an allen war hinein ratefoutiert!"

Den Gatten oder Vater muß man pflegen und ehren, wie wunderlich er auch ist. Die alte Frau v. Schardt wußte es schon nicht anders, als daß sie Not hatte von ihrem Manne. Am gemütlichsten war er, wenn er auch bei Tage bei einem Buche oder bei der Unterhaltung ein Schlummerchen machte. „Schardt,

Oberhofmarschall v. Schardt

Nach einem Glaslackbilde auf Schloß Kochberg

Du schläfst?“ redete ihn dann seine Frau an. „Nein, Konkordchen, ich schlafe nie.“

* * *

In alle Lebensverhältnisse Charlottens ward ihr Freund Goethe mit verflochten; er gehörte so gut zur Familie wie die Brüder oder der Vater oder der Gatte. Seit sie ihm ihren Ring gegeben, war er ihr angetraut, und seit er den Fritz in sein Haus genommen, war er dem gleichen Söhnchen Vater, dem sie Mutter war. Man konnte jetzt glauben, daß er nie heiraten würde; in diesem Falle wollte er den Fritz an Kindesstatt annehmen und zu seinem Erben einsetzen. Als er den Knaben auf einen Monat nach Frankfurt zur verwitweten Frau Rätin Goethe schickte, bedeutete Das: Sieh, Mutter, hier ist Dein Enkel und Dein Erbe.

Charlotte und Goethe hatten jetzt ein ruhiges, inniges Verhältnis, ein festes Bündnis miteinander; die Zeit der leidenschaftlichen Kämpfe war vorüber.

Goethe war nicht mehr Der, der einst von Frankfurt gekommen, der geniale Künstler, der Lobredner der Natürlichkeit, der Verhöhner des vornehmen und bürgerlichen Philistertums, der Begründer einer neuen Lebensart und eines neuen Gesellschaftszustandes. Er war jetzt geadelt, und das Adelsprädikat stand ihm gut. Er hieß Geheimer Rat, wohnte in einer standesgemäßen Wohnung und betrug sich gegen das Publikum auch ganz so, wie es sich für den Geheimen Rat v. Goethe schickte. Er war für sein hohes Amt immer noch sehr

jung, aber sein Ernst, seine Zurückhaltung, seine Schweigsamkeit gaben ihm die Würde, die sonst oft das Alter erst verleiht.

Dieser umgewandelte Goethe war der Frau v. Stein viel bequemer als der frühere unruhige Feuergeist. Und hatte sie nicht selber ihn umgewandelt? Jetzt konnte sie zufrieden mit ihm sein; sie war jetzt, wenn man von den kleinen Verdüsterungen absieht, die zumeist im Gesundheitszustande des Körpers oder auch im Wetter ihre Ursache haben, immer zärtlich und liebreich gegen ihn; und gegen Niemand machten die Beiden ein Geheimnis aus ihrer nahen Freundschaft. Nur das „Du" brauchten sie noch immer heimlich; wenn Fritzchen den Sekretär Goethes spielte, ward seine Mutter mit dem steiferen „Sie" angeredet; aber sonst hatten sie keine Heimlichkeiten. Als Goethe nicht mehr in seinem Gartenhause wohnte, mußte Charlotte dies Haus und den Garten als einen Mitbesitz ansehen und sie verweilte oft darin, wie in dem Ihrigen; oben in den Anlagen des Gartens aber war eine Inschrifttafel in dem Abhang eingefügt:

Hier im Stillen dachte der Liebende seiner Geliebten,

wobei doch Niemand über die gemeinten Personen zweifelhaft sein konnte.

Jedermann kannte also Goethe als Charlottens und Charlotte als Goethes Vertrauteſtes. War der Eine verreist, so hatte der Andere dessen Wohnung in Aufsicht und gab für ihn Auskunft und Aufträge. Wenn Goethe die Stadt verließ, schickte er der Freundin seine Schlüssel „zur Kiste, zum Schrank und zum

Schreibtisch". Am deutlichsten ward ihr Bund durch Goethes Verhalten zu Fritz und Charlottens Freude darüber. Am 19. September 1784 schrieb Goethe der Freundin:

„Heute bin ich in Jena gewesen, ich hatte meinen Fritz bei mir. Ich fühle es wohl, daß Du willst, daß er der meine sei. Er ist so gut, so angenehm gewesen und ich liebe ihn so sehr. Leb' wohl, ich bin ganz Dein!"

An Lästermäulern war in Weimar damals kein Mangel; gar viele Geschichten von ungesetzlichen Liebschaften wurden herumgetragen, aber es scheint, daß die unreinen Geister mit diesem seltsamen Verhältnis Goethes zur Gattin des Oberstallmeisters Nichts anzufangen wußten. Als Schiller nach Weimar kam, hörte er über viele Leute arge Andeutungen und Anekdoten, aber Niemand vergriff sich an der Baronin v. Stein. „Diese Frau besitzt vielleicht über tausend Briefe von Goethe", erzählte er seinem Dresdener Freunde; „man sagt, daß ihr Umgang ganz rein und untadelhaft sein soll".*)

Die Frage, warum und wodurch die Beiden ohne Ehe so innig verbunden waren, hätte Charlotte für ihre Person klar-verständig beantworten können, denn jetzt

*) Etwa fünfzig Jahre später erzählte man sich in Weimar, Fritz v. Stein sei auch der leibliche Sohn Goethes gewesen. Sicherlich würde auch heute noch kein Gott die gescheiten Leute von diesem Glauben abbringen, wenn nicht die Tatsache, daß Fritz bereits drei Jahre und einen Monat vor der Bekanntschaft seiner Mutter mit dem Dichter das Licht der Welt erblickt hatte, gar zu kräftig gegen Goethes Vaterschaft spräche.

lag ihr Gewinn zutage. Auch Goethe glaubte zuweilen zu solcher Begründung imstande zu sein; zu andern Zeiten war ihm seine Liebe ein Rätsel und Geheimnis. „Liebe Lotte, wie machst Du's nur, daß ich Dir alle Tage eigner werde?“ fragte er dann wohl sie selber.

Alle Liebe ist Dankbarkeit, ein Erwidern auf ein Empfangen. Dankbar aber sind wir oft auch für ein Geben-Dürfen: wenn wir zuvor voll und übervoll waren von Kraft, Gedanken, Gefühlen, dann lieben wir Den, der mit Lust von uns nimmt, der uns gern anhört, der unserer Pflege, unseres Schutzes, unserer Leitung bedarf, der durch Genießen unserer Wohltat uns zum Wohltäter macht und unsern Reichtum, unsere Kraft aus dem Verborgenen und Zweifelhaften in das Licht des Beweises treten macht. Wir lieben Den, der für unsere väterlichen oder mütterlichen oder gattlichen Triebe ein Ziel und eine Ruhe ist. Wir lieben auch schon Denjenigen, der unser Geselligkeitsverlangen vor allen Andern befriedigt, der stets für uns bereit steht, wenn wir eines andern Wesens bedürfen, dem wir Alles sagen können, was durch unsere Seele zieht, dessen Händedruck wir fühlen, wenn uns das Alleinsein unbehaglich oder furchtbar sein würde, der mit uns verbunden der übrigen Welt gegenübersteht.

So liebte Goethe die Frau v. Stein als seine Nächste unter allen Menschen, als seine Verbündete, und so durfte er sie die Seine nennen.

Wenn die Menschen auf der Höhe ihres Lebens stehen, wenn sie überreich sind an Kraft und Gefühl, dann bedarf der Mann am meisten des Weibes, das

Charlotte v. Stein

Nach einem Medaillon im Besitze der Freifrau
Ilse v. Boineburg in Weimar

Weib des Mannes. „Ich sehe, wie wenig ich für mich bestehe," klagte Goethe der Geliebten, „und wie notwendig mir Dein Dasein bleibt, daß aus dem meinigen ein Ganzes werde."

Oder ein andermal:

„Ja, liebe Lotte, jetzt wird mir erst deutlich, wie Du meine eigene Hälfte bist und bleibst. Ich bin kein einzelnes, kein selbständiges Wesen. Alle meine Schwächen habe ich an Dich angelehnt, meine weichen Seiten durch Dich beschützt, meine Lücken durch Dich ausgefüllt. Wenn ich entfernt von Dir bin, wird mein Zustand höchst seltsam."

Da seufzte er dann nach ihr:

„Was ich tue, verschwindet mir, und was ich schreibe, scheint mir nichts. O komm' wieder, damit ich wieder mein Dasein fühle!"

Wohl sagte er sich in solcher Lage selber, daß ja genug Andere in der Nähe waren, die er als sein Publikum hätte anreden dürfen; aber viel mehr als aller der „Andern" bedarf man doch seines Nächsten:

„Wenn ich mit andern, selbst vernünftigen Menschen spreche, wieviel Mitteltöne fehlen, die bei Dir alle anschlagen!"

Und nicht einmal der Worte bedarf es bei herzlich Verbundenen; die liebende Freundin erkennt unsere Stimmung, unseren Zustand, unser Bedürfnis, noch ehe wir die Lippen öffnen.

Nun ist es ein Gesetz, daß Liebende gleich roh oder gleich weich sein müssen, denn sonst verstehen sie einander nicht; Dauer der Liebe ist immer ein Beweis der körperlichen und seelischen Ähnlichkeit. Goethe und Charlotte

fühlten oft, daß die Ereignisse und Zustände um sie herum auf beide die gleiche Wirkung taten; sie waren z. B. beide gegen das Wetter gleich empfindlich, fühlten sogleich alle Spannungen des Luftkreises und waren mißmutig bei fallendem Barometer. „Die Elemente reklamieren ihre Verwandtschaft mit uns, bis sie uns wieder bekommen", pflegte Charlotte zu sagen, und Goethe sprach oft das gleiche Gefühl aus.

Eine andere Ähnlichkeit war noch wichtiger. Sie waren beide keine Tatmenschen, sondern Erkenntnismenschen. Man durfte nicht kühne Entschlüsse und Taten von ihnen erwarten; sie hatten nur wenig Begier in sich, Großes oder Vielerlei zu leisten und die Welt nach ihrem Willen umzuschaffen; viel stärker war ihr Drang, zu verstehen, was um sie herum vorging, das Wissenswerte zu wissen, das Erkennbare zu erkennen. Sie waren also beide große Lerner. Und so hatten sie einander täglich Etwas mitzuteilen, ohne in's Kleinliche und Gewöhnliche zu versinken; so konnten sie einander bei ihren liebsten Geschäften immer wieder die Hand geben.

Charlottens Seele war ganz offen für Alles, was Goethe ihr anvertraute, für seine Dichtungen so gut wie für sein Streben im Amte. Was er auch erlebte, er wußte, daß sie gern einen Bericht darüber hören und Teilnehmerin seiner Freuden und Leiden werden wollte. Ihr williges Empfangen, ihr herzliches Widerstrahlen seiner Liebe gab ihm eine Ruhe, die er früher nicht gekannt hatte, einen Halt gegen alle Welt. Er war nicht mehr der Bettler, der von Fremden die Gabe heischt, die

ihn heute und morgen ernähren soll, sondern er ging herum wie ein reicher Mann, der an der Brust das mit Banknoten gefüllte Taschenbuch fühlt. „Ich liebe und werde geliebt," hätte er manchmal gern laut gesagt, wenn er in eine neue Gesellschaft trat, „bemüht euch nicht unnötig!" So empfand er es in Langenstein bei der schönen Frau v. Branconi gar angenehm, daß er froh und friedlich bei ihr sein konnte, ohne die Erregungen und Schmerzen eines neuen Liebesromans erleben zu müssen; so hatte er jetzt oft, was er früher so selten besaß: ein beruhigtes Herz. Als er um Weihnachten 1782 einige Zeit in Leipzig zubrachte, dachte er seiner früheren Aufenthalte hier; voller Behagen schilderte er der Freundin, wie gut er von den Leipzigern aufgenommen werde.

„Sie bezeigen mir den besten Willen und die größte Achtung; dagegen bin ich auch freundlich, aufmerksam, gesprächig und zuvorkommend gegen Jedermann. Es ist gar schön, an einem Orte fremd sein, und doch so notwendig, eine Heimat zu haben. O liebe Lotte, ich bin Dir mein Glück zuhause und mein Vergnügen auswärts schuldig, denn die Stille, der Gleichmut, mit dem ich empfange und gebe, ruht auf dem Grunde Deiner Liebe!"

Frau v. Stein war seine Heimat geworden, der Mittelpunkt seines Lebens. Andere Frauen konnten nicht mehr neben ihr bestehen, wie ja auch manche herrlichste Landschaft nicht neben derjenigen bestehen kann, wo unsere liebsten Erinnerungen und tiefsten Erlebnisse zwischen den Bäumen und Büschen wohnen. Frau v. Branconi zu Langenstein und Viktoria Streiber zu Eisenach beschäftigten wohl noch einige Male Goethes

Phantasie, aber sie gingen als flüchtige Erscheinungen vorüber, wie die Berge und Seen auf einer Reise an uns vorübergleiten. „Nur Du bist auf der beweglichen Erde bleibend und ich bleibe Dir!“ schrieb er Charlotten aus Eisenach, als außer dem schönen Viktorchen noch andere Damen mit ihm äugelten.

„Alle Versuche und Proben laufen dahinaus, daß ich nur für Dich bin, und daß, wer Dich kennt, wer Dein gehört hat, keiner Andern auch nicht auf eine Zeit lang angehören kann.“

Zuweilen wünschte er, es möchte anders sein; er fühlte sich allzu sehr gefesselt, allzu abhängig. Im Juni 1783 schrieb er ihr Das selber, und im August des nächsten Jahres reizte ihn der Geist der französischen Sprache sogar zu der übertriebenen Behauptung: »Mon amour pour toi n'est plus une passion, c'est une maladie«. Er bat sie dann, weniger liebreich zu sein:

„Meine Lotte sollte mir wirklich auf einige Zeit Urlaub geben und mich nicht immer enger und enger an sich ziehen und befestigen“,

oder gar:

„Recht feierlich, liebe Lotte, möcht' ich Dich bitten, vermehre nicht durch Dein süßes Betragen täglich meine Liebe zu Dir!“

Dann empfand er es doch recht schmerzlich, daß ihm nicht diejenige Beruhigung vergönnt war, die so mancher kleine Hascher genießt, dem ein Eheweiblein im Stübchen waltet.

„Warum kannst Du nicht bei mir sitzen, während ich arbeite?“ —

„Wenn ich mich nicht schämte, brächte ich meine Akten zu Dir und brächte den ganzen Tag bei Dir zu.“

Im August 1785 hob Karl August die alte Ordnnng auf, daß die Hofbeamten an der Hoftafel speisten; von da an nahm also auch der Oberstallmeister v. Stein seine Mahlzeiten zumeist zu Hause ein. Goethe und Stein waren gute Freunde, aber nun stand der Eheherr denn doch deutlicher oder häufiger zwischen der Oberstallmeisterin v. Stein und ihrem Freunde.

In der Nachbarresidenz Gotha kannte man um jene Zeit zwei andere Liebende, die einander sehr nahe wohnten und doch wie die beiden Königskinder, von denen das Volkslied singt, zueinander nicht kommen konnten. Der Herzog Ernst der Zweite, ein überaus zart empfindender, fein gebildeter, edel gesinnter Mann, hatte an seiner oberflächlichen Gattin wenig Freude, dagegen liebte er von ganzem Herzen ein Bürgermädchen; Auguste Schneider verdiente seine Liebe und gab sie auf's schönste zurück. Es war eines jener keuschen, geistigen Verhältnisse, an deren Möglichkeit die meisten Menschen nicht glauben können, weil sie selber nicht fähig dazu sind. In diesem Falle ward die Liebe alsbald auf einen tragischen Ton gestimmt, da das Mädchen leidend und nach einiger Zeit offenkundig schwindsüchtig wurde. Umsomehr litt der Herzog unter ihrer Krankheit, weil er sich durch seinen Stand, sein fürstliches Amt gehindert fühlte, ihr so unmittelbar und liebreich zu dienen, wie sein Herz es begehrte.

Goethe, der jetzt in Gotha am Hofe recht zu Hause war, erzählte der Freundin zuweilen vom Fortgange

dieses Romans. „Ich habe die Schneidern besucht, die mich gejammert hat," schrieb er im Juni 1784. Und dann fügte er die stärkste Erklärung seiner eigenen Liebe hinzu:

„Was aus dem Herzog werden soll, wenn sie stirbt, seh ich nicht. Gott bewahre Jeden für so eine Lage! Er hofft noch; ich würde nicht hoffen können.

„Ich habe es recht lebhaft gefühlt, daß ich imstande wäre, in gleichem Falle meiner Geliebten Gift anzubieten und ihn mit ihr zu nehmen."

VII. Verdüsterung

1786—1788

Zuweilen enthielten die Liebeserklärungen Goethes nebenbei ein bedenkliches Geständnis.

Einst skizzierte er ein lustiges Bildchen: „Fritz tanzt im Hemde zu Bette," dann fügte er hinzu: „Ich habe ihn herzlich an mich gedrückt und fühle, daß ich nur gern um seinet- und Deinetwillen lebe."

Ein andermal wußte sie, daß er aus seinen Amtsgeschäften Verdruß hatte.

„Sei wegen meiner unbesorgt, denn Alles, was mir widerfährt, freut mich, weil es mir um Deinetwillen geschieht. Denn auch das Entfernteste duld' ich, weil Du bist, und wenn Du nicht wärst, hätte ich Alles lange abgeschüttelt."

Als er sein großes Gedicht ‚Die Geheimnisse' in Arbeit hatte und dazu auch die Verse schrieb, die wir unter dem Titel ‚Zueignung' kennen, sagte er ihr auch

in diesen Versen die süßesten Süßigkeiten, aber er fügte wieder das andere, bedrohliche Geständnis hinzu:

Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne,
Soweit die Welt nur offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
Die mein Geschick an Deines angehangen,
Daß ich in Dir nur erst mich kennen lerne!
Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
Allein nach Dir und Deinem Wesen drängt,
Mein Leben nur an Deinem Leben hängt.

Den Liebenden rechnen die Götter ihre Eidschwüre nicht an, und die Menschen gestatten ihnen wenigstens starke Übertreibungen; aber es ist doch Etwas nicht just, wenn ein reifer Mann erklärt, daß er nur wegen der Geliebten am Orte und im Lande bleibe. Von den übrigen Freunden abgesehen: ist denn der Mann nicht am stärksten durch seinen Beruf, durch seine Lebensarbeit an seine Stätte gebunden?

Goethe hatte sich wichtige Ämter im weimarischen Staate erkämpft und von seinem Freunde, dem Herzoge, erkämpfen lassen: hielten ihn diese Ämter, diese übernommenen Aufgaben nicht?

Jetzt rächte es sich, daß er nicht auf die natürliche und rechtmäßige Weise auf seinen Platz gelangt war. Er war für seine Ämter nicht erzogen; schlimmer noch: er hatte keinen inneren Beruf dazu. Die Direktion der Kammer, des Wegebaues, der Kriegskommission, das Mitreden im Geheimen Konsilium: welche sonderbare Laune des Schicksals hatte ihm diese Besorgungen aufgeladen? Dichter war er durch sein angeborenes Wesen,

bildender Künstler glaubte er in gleicher Weise zu sein, Naturforscher ebenfalls, — wenn er die Akten ansah, die ihm täglich zugetragen wurden, und an die Schreibstuben dachte, wo man ihn erwartete, mochte er wohl selber wie Geront in den ‚Streichen Scapins' fragen: Que diable allait-il faire dans cette galère?

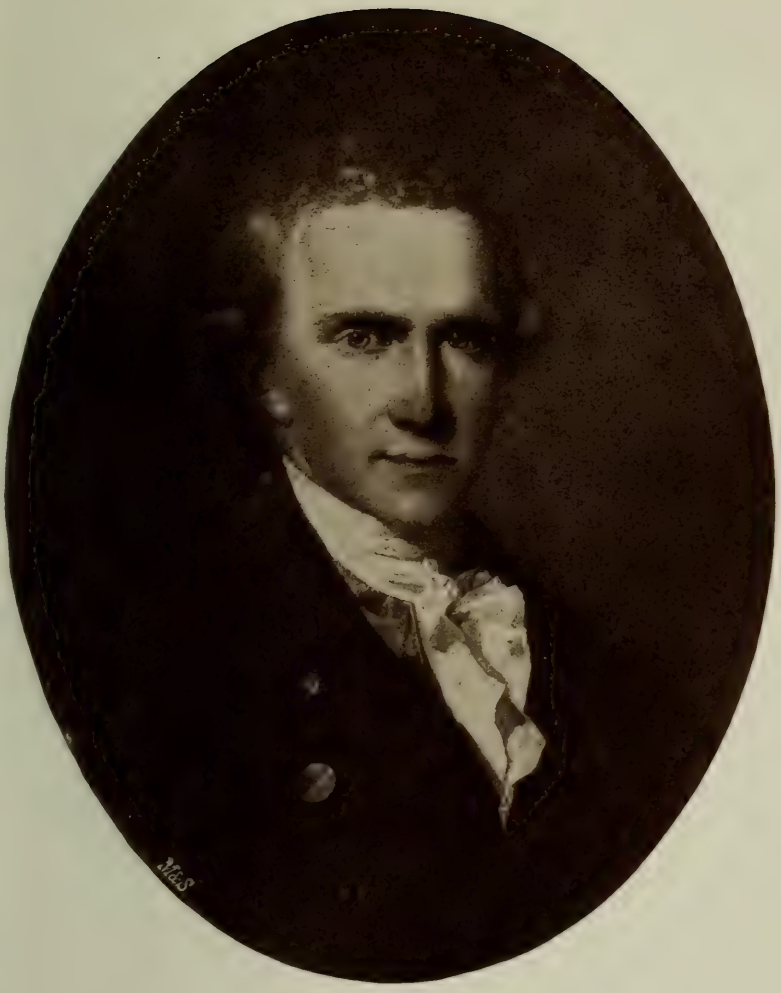
Zu derselben Zeit, wo Goethe alle seine Ämter erlangt, das Adelsdiplom erhalten und das große Haus in der Stadt bezogen hatte, schrieb er der Freundin:

„Wieviel wohler wäre mir's, wenn ich von dem Streit der politischen Elemente abgesondert in Deiner Nähe, meine Liebste, den Wissenschaften und Künsten, wozu ich geboren bin, meinen Geist zuwenden könnte!"

Wenn er dann Zeit fand, die Geschichte des ‚Wilhelm Meister' fortzusetzen, gestand er: „Eigentlich bin ich zum Schriftsteller geboren", und wieder nach ein paar Monaten:

„Ich bin recht zu einem Privatmenschen erschaffen und begreife nicht, wie mich das Schicksal in eine Staatsverwaltung und eine fürstliche Familie hat einflicken mögen."

Wie es gekommen war, wußte er im einzelnen wohl, so wenig er das Ganze begriff. Seine Liebe zum jungen Herzog Karl August ließ ihn zu dessen Gehilfen in Regierungsgeschäften werden. Seine Liebe zu Charlotte v. Stein hielt ihn in Weimar fest, wenn sonst die Lust zum Fortgehen groß ward. Sein Wunsch war gewesen, den fürstlichen Freund, der sein Herzogsamt zunächst nur geerbt hatte, zum wirklichen Herrn und Meister in den Abteilungen der Landesverwaltung zu machen. Diese Aufgabe war um 1782 oder 1783



Herzog Karl Auguſt

Gemalt von J. H. Lips
Aus dem Corpus imaginum der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin

erfüllt; Goethe mußte sich nun mit jedem Jahre entbehrlicher fühlen; es gab Beamte, die ihn ersetzen konnten und die vollkommenere „Geschäftsmänner“ waren als er.

Jetzt durfte er an seine eigensten Bedürfnisse denken, an den Dichter, Künstler und Gelehrten in sich. Und dann mußte er sich sagen, daß er sich nicht für immer in diese kleinen sächsischen Herzogtümer einsperren durfte. Er war sich selber und dem Geber seiner Gaben andere Leistungen schuldig, als er sie hier zustande brachte.

Ein zweites, Bedenklicheres, wirkte mit, daß die 1782 begonnene weimarische neue Zeit schon nach ein paar Jahren ihr Ende erreichte. Als der junge Herzog die ihm zustehende Macht völlig erlangt, als er dann den jährlichen Rundgang der Geschäfte einige Male erlebt hatte, erging es ihm, wie es allen noch im Wachstum befindlichen Männern, allen sehr lebhaften, der Ausbreitung und Entfaltung bedürftigen Geistern ergeht: er wurde nicht satt von diesem Leben; seine Länder erschienen ihm zu eng, und erst recht war es ihm zu eng in dem Hause, das ihm immer noch statt einem Schlosse diente. Er war seinem Titel nach ‚Selbstherrscher‘, wurde weder durch die Verfassung seiner Länder noch durch diejenige des alten Römischen Reiches erheblich eingeschränkt; aber sein Volk war klein und arm; wenn ihn ein großer Plan lockte, fehlte es stets an Macht und Mitteln.

Auf zwei Wegen konnte er eine wirkliche, zu hohen Zwecken brauchbare Macht erlangen und er ging beide Wege. Zuerst den Weg der Politik. In den deutschen Landen rangen seit Jahrzehnten Preußen und Österreich

um die Vorherrschaft, also gerade zwei Staaten, mit deren Deutschtum es nur schlecht bestellt war und die auch nur wenig Liebe für das „Reich“ und das eigentliche Deutschland betätigten. Das eigentliche Deutschland waren der Nordwesten, die Mitte und der Südwesten des Reichsgebietes: die weltlichen und geistlichen Kurfürstentümer, die Herzogtümer, Grafschaften, Bistümer, Klöster und freien Städte. Wenn sie ein Bündnis miteinander schlossen, so waren auch sie so stark wie Preußen oder Österreich, und entweder die nordöstliche oder die südöstliche Vormacht hätte sich ihnen in Reichsangelegenheiten anschließen müssen. Zunächst zeigte sich der König Friedrich, dessen Politik in alten Tagen merkwürdig reichstreu wurde, gern dazu bereit. Karl August machte sich zum Vorbereiter eines solchen neuen Staatenvereins. Der Lenker dieses Bundes konnte unter günstigen Umständen der mächtigste Fürst in Deutschland werden!

Aber ein Zweites lockte den jungen Herzog zu gleicher Zeit: das Leben und die Gewalt eines Heerführers. Er stammte von Kriegern ab, von den weimarischen und den braunschweigischen Helden, er fühlte sich nirgends so wohl als auf dem Rücken eines ausdauernden Rosses und in der frischen Luft des freien Feldes; jede Gefahr für Leib und Leben war für ihn eine Lockung. Jahre hindurch mußte er wie ein anderer Landedelmann mit der Jagd hinter Hasen, Rehen und Wildschweinen vorlieb nehmen oder an zwecklosen wilden Ritten sich ermatten; aber noch gab es zuweilen Krieg in der Welt, und im Kriege war unsterblicher Ruhm zu gewinnen, vielleicht auch Land und Leute.

Schon im April 1785 gestanden sich Karl Augusts nächste Freunde, Goethe und Knebel, daß ihr Herzog dem Soldatenteufel endgültig verfallen sei; aber erst nach Friedrich des Großen Tode folgte Karl August seinem allmächtigen Triebe. Im September 1787 ward er zum preußischen Generalmajor ernannt und bereitete sich zur Teilnahme an einem Feldzuge in Holland vor. In seiner nächsten Umgebung und im ganzen Lande herrschten Betrübnis und Ärger über diese Entwicklung des Herzogs; man mußte sie als Untreue gegen das von Gott ihm zugewiesene landesväterliche Amt empfinden. Jedermann fühlte sich mit seinen Landsleuten verachtet, als dem Landesfürsten die Fürsorge für sein Volk nicht mehr genügte.

Bei seinen nächsten Freunden und Freundinnen mischten sich in diese Mißbilligung das Mitleid mit dem irre gehenden jungen Mann und eine Zuneigung trotz alledem. „Der Herzog muß durch eigene Erfahrung klug werden, wenn er es noch wird", meinte Sophie v. Schardt im einem Berichte an Charlotte v. Stein, den sie am 17. Oktober 1787 nach Kochberg sandte.

„Er ist bei Dem allen so persönlich gut, daß man ihm doch gut bleibt, aber desto mehr ist's schade.

„Die Cour am Sonntag war wie eine Trauerversammlung, so zahlreich wie fast nie, und wie der Herzog hinaufging [er wohnte im zweiten Geschoß], der Wolfskeel bald folgte und zuletzt Argus [der Hund] gerufen wurde, traten der Herzogin-Mutter die hellen Tränen in die Augen, sagt man.

„Die Herzogin Luise war gedrückt, sehr merklich; das Avancement zur Generalmajorin scheint ihr nicht sehr zu behagen."

So ungefähr sah's auch Frau v. Stein, nur aus der Entfernung und aus ihrer gewohnten Resignation heraus etwas philosophischer:

„Mir ist's sehr lieb, daß ich jetzt nicht in Weimar bin und es dem Herzog, der mir das Kompliment machte, mich vor seiner Abreise sehen zu wollen, abgeschlagen habe.

„Wenn man ihn als Partikulier betrachtet, muß man ihn lieben und ihn um so mehr bedauern, daß er so ganz den Zweck seiner Bestimmung verfehlt. Doch er fühlt's ja nicht, und die Menschen müssen, wie ihr Inneres will. Ist er von irrigem Grundstoff zusammengesetzt, wer kann's ihm wegdemonstrieren! Dies sagt ein weiser Indostaner."

Nicht anders urteilte Goethe über diese Verwandlung seines Freundes in einen Anführer preußischer Kürassiere. Er konnte sie leider nicht verhindern; er wollte trotzdem der Freund des Freundes bleiben, aber ihre Wege trennten sich doch. Goethe hatte seinen eigenen neuen Weg schon eingeschlagen, ehe der Entschluß des Herzogs offenkundig ward; er hatte sich einen längeren Urlaub geben lassen und war nach Italien gereist.

Nun war das neue Weimar von seinen beiden Oberhäuptern verlassen; wenige Jahre nach der Neubildung gaben die Bildner selbst ihr Werk preis. Im Frühjahr 1783 hatte Goethe zu Knebel gemeint, man könne, ohne Prophet zu sein, das Prognostikon für Weimar auf die kommende Zeit leicht stellen; vier Jahre später war Alles schwankend und ungewiß.

* * *

In dieser allgemeinen Verdüsterung hatte Charlotte v. Stein ihre besondere Angst und Klage. Goethes

Reise nach Italien war ein Unglück für sie. Das ahnte sie, was aber diese Reise schließlich für sie bedeuten werde, wieviel sie jetzt schon verloren hatte, Das wußte sie nicht und danach fragte ihr Herz in immer wiederkehrenden wehen Stunden.

Goethe reiste aus freiem Entschluß in ein fernes Land; er legte freiwillig eine lange Zeit vor ein Wiedersehen. Das war, mochte er noch so liebreich darüber schreiben, eine böse Erklärung an die Freundin. Wie oft hatte er ihr beteuert, daß ihm jeder Tag verloren scheine, wo er ihr nicht am Abend die Hand reichen und in die Augen sehen könne! Wieviel tausendmal hatte er nicht darüber geseufzt, daß sie nicht beständig einander nahe leben konnten, am liebsten unter dem gleichen Dache, im gleichen Garten. Sonst war ihm schon Kochberg zu weit von Weimar gewesen. Und jetzt wählte er freiwillig statt der kurzen Trennungen und Entfernungen eine lange Trennung und weite Entfernung. Drei Vierteljahre würde er mindestens ausbleiben: wer seine Freundin aus freien Stücken drei Vierteljahre entbehren mag, bedarf er ihrer überhaupt noch?

Sodann: Italien war eine andere Welt, und Goethe verließ die weimarischen Verhältnisse mit der Absicht, in einer ganz neuen Umgebung, unter neuen Einflüssen ein anderes Leben zu führen. Das war geradezu eine gewollte Untreue oder doch wenigstens ein gewolltes Gefährden früherer Verbindungen. Würde er in der neuen Welt nicht ein neuer Mensch werden, der für Weimar nicht mehr taugte? Würde der sechsunddreißig-

jährige Mann dort den Frauen, den schönen Italienerinnen gegenüber sich ebenso in Gewalt haben oder überhaupt sich so zurückhalten wollen, wie er es in Weimar getan? Würde er dann die Freundin, die sieben Jahre älter war als er, bei der Rückkehr noch mit den gleichen Augen ansehen? War seine Reise nicht geradezu als eine Flucht aus ihrer Nähe gemeint? Als ein Versuch, sich von ihr zu befreien?

Ja, eine Zeit lang mußte Charlotte Goethes Entfernung und die Art dieser Entfernung für eine ihr zugedachte Kränkung halten; sie fühlte sich durch ihn vor ihrem ganzen Kreise bloßgestellt. Sie war doch Allen als seine beste Freundin und Vertreterin bekannt: jetzt wußte sie Monate hindurch nicht einmal, wo er war!

Vom 27. Juli bis zum 14. August 1786 lebte sie noch mit ihm in Karlsbad zusammen; er begleitete sie auf dem Rückwege bis Schneeberg; er war so liebreich wie stets und schrieb auch in den nächsten zwei Wochen aus Karlsbad zärtliche Briefe. Daß er von dort aus noch eine Reise tun wollte, hatte er gesagt; daß er am 3. September abfuhr, teilte er ihr auch noch mit, aber von da an war er verschwunden, und sie wußte weder selbst, in welcher Himmelsrichtung sie ihn zu suchen hatte, noch konnte sie auf die Fragen Anderer Auskunft geben. Für Ende September hatte er Nachricht versprochen, aber es kam keine. Noch Mitte Oktober war kein Brief da. Fritzchen mußte an Goethes Mutter schreiben, man sei ihres Sohnes wegen in großer Verlegenheit, kein Mensch wisse, wo er sei; man glaube ihn noch in Böhmen.

Ein Zettelchen war unterdessen zwar von ihm gekommen, aber ohne Ortsangabe. Ende Oktober traf ein gleiches Zettelchen ein. Erst Anfang Dezember erfuhr Charlotte mit den andern Freunden zugleich, daß Goethe in Rom angelangt war; und erst Anfang Januar erhielt sie die ausführlichen Tagebücher, die er längst in Aussicht gestellt hatte. Es war etwas Mißverständnis und daher rührende Verspätung bei diesen Sendungen im Spiele, aber auch nach der Aufklärung blieb für Charlotte die schlimme Tatsache, daß Goethe absichtlich einige Wochen hindurch auch für sie aus der Welt verschwunden gewesen war und daß er eine so weite Reise unternahm, ohne zuvor mit ihr darüber zu reden.

Sie kannte allerdings seine Grille, daß er seine Pläne gern geheim hielt. Er hatte schon öfter Reisen unternommen, ohne sein Ziel zu offenbaren, aber früher war er doch nur auf den Brocken und nach Goslar gegangen, oder es war ein anderes Mal mehr des Herzogs als sein Geheimnis gewesen, als die Gesellschaft von Frankfurt bis auf den Gotthardsberg weiter ritt. Seine jetzige geheime Reise konnte sie nur als eine Ablehnung ihrer bisherigen nahen Teilnahme an seinem Leben verstehen: sie hatte eben Nichts dazu sagen sollen! Er hatte ihr nicht auseinandersetzen mögen, daß er ihren Fritz, seinen sonstigen lieben Gefährten, nicht mitnehmen, sondern den Knaben in seinem Hause allein bei den Dienern lassen wollte.

Nun stand vor ihrer Seele die Erinnerung, daß er schon längst sich nicht mehr so offen gegen sie zeigte wie in den ersten Jahren. Früher war der Umgang mit ihr doch gerade deshalb sein größtes Bedürfnis gewesen,

weil er Das, was seine Seele beschäftigte, vor ihr ausschütten konnte. Er hatte offen, derb und rücksichtslos geredet, ganz wie ihm die Gedanken kamen; sie hatte ihn manchmal in gewisse Schranken zurückweisen müssen, schon um ihn für die feine Welt, wie sie nun einmal ist, zu erziehen. Damals war es seine Klage gewesen, daß ihm Gott, der ihm so viel gegeben, die gesellschaftliche Kunst versagt habe:

Die arme Kunst, mich künstlich zu betragen . . .

Seitdem hatte er, gerade auch als Charlottens Schüler, große Fortschritte in dieser „armen Kunst" gemacht; das Hauptstück dieser Kunst des künstlichen Betragens aber ist das Schweigen, das Wandsetzen zwischen der Stimme des Inneren und den Worten der Zunge, das Verbergen des Innenlebens selbst in den Zügen des Gesichts und Bewegungen des Körpers. Goethe war zu dieser Versteifung und Zurückhaltung in jeder fremden oder halbfremden Gesellschaft sehr wohl fähig; auch Charlotte hatte diesen kalten, wortkargen Geheimen Rat zu ihrem Erstaunen schon öfters gesehen. So z. B. als sie die Frau v. der Recke und ihre Begleiterin zu Tische hatte: Goethe erschien gegen Ende des Essens, wie jene Begleiterin erzählt: „Er hat etwas entsetzlich Steifes in seinem Betragen und spricht sehr wenig."

Aber auch wenn Charlotte mit dem Freunde allein war, konnte er in den letzten Jahren sich gründlich ausschweigen und ihre Fragen mit halben Antworten ablenken. Der Beamte darf manche Vorkommnisse und Pläne, die ihm in seinem Dienste bekannt werden, der besten Freundin nicht erzählen. Ferner verschwieg ihr

Goethe solche Handlungen, von denen es bei Matthäus heißt: „Laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte tut“. Das gereichte ihm zur Ehre; aber verschwieg er nicht noch mehr? Der früher so Redelustige war merkwürdig maulfaul geworden! „Ich möchte Sie gern mit Dem, was Goethe über Lavaters Magnetisieren denkt, befriedigen“ schrieb Frau v. Stein einmal an Lotte Lengefeld, „aber er ist der immer Schweigende.“

Und als sie gern viel über den Besuch von Jacobi und Claudius in Weimar gehört hätte, klagte sie gegen Sophie:

„Unser Freund Goethe, der einige Tage hier war, hat mir davon nicht das Geringste gesagt. Du kennst seine Art; er denkt viel, ohne etwas zu sagen, und man könnte unter sein Bild setzen: El penseroso.“

Das war nun zwar ein ungefährliches Schweigen gewesen, wenn es auch einer Frau, die auf ihrer Burg gern etwas Neues aus der Stadt erfährt, verdrießlich sein konnte; aber schwieg er nicht auch, wenn er Etwas gegen sie hatte? Trug er es nicht heimlich mit sich herum, bis es groß ward?

Ihre eigne Art war es stets gewesen, ihn zu schelten oder ihm sonst ihre Verstimmung deutlich zu zeigen, sobald sie unzufrieden mit ihm sein mußte. Daß er dagegen niemals als Ankläger auftrat, war unheimlich. Man weiß doch, daß jeder Mensch dem Andern fehlerhaft erscheint: sah Goethe ihre Fehler nicht, oder plagten sie ihn umsomehr, weil er schwieg?

Vielleicht spürte Charlotte, daß ihr Verhalten gegen ihre Knaben, besonders gegen den kranken Ernst und den

fernen Karl, nicht das gewöhnliche und natürliche war, daß sie in diesen Punkten ihrer aristokratischen Trägheit allzusehr nachgab; sollte nicht Goethe, der schon so starke Väterlichkeit offenbarte, ehe er eigene Kinder hatte, unter ihrem Mangel an Mütterlichkeit leiden?

Sie saß in Kochberg allein, als sie darüber nachgrübelte, was Goethes Entfernung für einen Sinn habe. Zuweilen hörte sie dort „der Kantern" zu, der Witwe des früheren Schullehrers, die eine Meisterin im Zitherspiel war. Die Melodie eines wehmütigen Volksliedes legte sich ihr besonders an's Herz, und sie schrieb einen neuen Text dazu, eine neue Fassung der immer wiederkehrenden Klage des verlassenen Weibes:

Ihr Gedanken, fliehet mich,
Wie mein Freund von mir entwich!
Ihr erinnert mich der Stunden,
Mit ihm liebevoll verschwunden.
O wie bin ich nun allein!
Ewig werd' ich einsam sein!

Wenn mein Aug' die Träne quillt
Und der Schmerz das Herz aufschwillt,
Wenn es Dich den Lüften nennet,
Aus der Brust der Atem brennet,
Bleibt doch Alles um mich leer,
Keine Antwort wird mir mehr.

Ach, ich möchte fort und fort
Eilen und weiß keinen Ort!
Weiß mein Herz an Nichts zu binden,
Weiß nichts Gutes mehr zu finden:
Alles, alles floh mit Dir!
Ich allein, verarmt in mir!

Was mir seine Liebe gab,
Hüll' ich wie in's tiefste Grab.
Ach, es sind Erinnrungsleiden
Süßer, abgeschiedner Freuden,
Was mich sonst so oft entzückt
Und ich an mein Herz gedrückt.

Schutzgeist, hüll' mir auch noch ein
Seines Bildes letzten Schein,
Wie er mir sein Herz verschlossen,
Das er sonst so gern ergossen,
Wie er sich von meiner Hand
Stumm und kalt fast weggewandt!

Wenn jetzt der Mond aufstieg, in dessen Glanze sie so oft an seiner Seite gestanden hatte, versank sie, die sonst nicht zu den empfindsamen Weibern gehörte, in Melancholie. Goethes Lied an den Mond aus den Tagen der Christel Laßberg kam ihr dann in den Sinn.

Füllest wieder 's liebe Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick
Wie der Liebsten Auge, mild
Über mein Geschick.

Das du so beweglich kennst,
Dieses Herz in Brand,
Hallet ihr,*) wie ein Gespenst
An den Fluß gebannt.

*) Hallet ihr (= klopfet ihr zu) nach der von Suphan zuerst mitgeteilten Abschrift Herders ergibt mehr Sinn wie „haltet ihr".

Wenn in öder Winternacht
Er vom Tode ſchwillt
Und in Frühlingslebens Pracht
Er um Knospen quillt.

Selig, wer ſich vor der Welt
Ohne Haß verſchließt,
Einen Mann am Buſen hält
Und mit dem genießt,

Was dem Menſchen unbewußt
Oder wohl veracht'
Durch das Labyrinth der Bruſt
Wandelt in der Nacht.

Jetzt hatte der Dichter ſein liebes Tal treulos verlaſſen; jetzt durfte er ihr nicht mehr Seligkeit verſprechen, wenn ſie ſich mit ihm von aller Welt abſondere. Es mußten jetzt neue Verſe werden, eine neue wehmütige Aufrichtung aus dem eigenen Innern heraus:

Füllſt wieder Buſch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Löſeſt endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Breiteſt über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Da des Freundes Auge mild
Nie mehr kehrt zurück.

Löſch' das Bild aus meinem Herz'
Vom geſchiednen Freund,
Dem unausgeſprochner Schmerz
Stille Tränen weint.

Mischet euch in diesen Fluß!
Nimmer werd' ich froh:
So verrauschte Scherz und Kuß
Und die Treue so.

Jeden Nachklang in der Brust
Froh' und trüber Zeit
Wandle ich nun unbewußt
In der Einsamkeit.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Seine Seele rein erhält,
Ahndungsvoll genießt,

Was dem Menschen unbekannt
Oder wohl veracht'
In dem himmlischen Gewand
Glänzet bei der Nacht.

In früheren Jahren hatte sie sich eine Sammlung von Goethes Gedichten zusammengeschrieben, achtundsiebzig Seiten voll;*) jetzt fügte sie französische Verse hinzu, die sie irgendwo fand, Verse, die in jener Sprache sagten, was Schiller später in die Worte drängte: „Ich habe genossen das irdische Glück, Ich habe gelebt und geliebet!"

De ce destin j'aurais joui:
La fortune pour mon partage
Me donna tous biens du sage,
J'avais plus: j'avais un ami!

*) Hierüber handelt Düntzer im VI. Bande des ‚Archivs für Literaturgeschichte' von Schnorr v. Carolsfeld. Leipzig, 1876.

De l'amour j'ai senti la flamme,
Et les tourments et les douleurs
Ont aussitôt rempli mon âme:
J'étais heureux — j'aimais — je meurs.

Oder Verse, die die Wehmut des Weibes ausdrücken, wenn sie von den raschen Jahren der Jugend zu den langen Jahren des Alters hinüberschreiten muß:

Tant qu'on est belle, on fait naître
Des désirs, des transports et des soins assidus.
Mais on a peu de temps à l'être
Et longtemps à ne l'être plus . . . .

Schließlich wurde die einsame Frau auch körperlich krank von allen diesen niederdrückenden Gedanken.

Aber nicht lange dauerte es, so raffte sie sich wieder auf und handelte — soweit hier gehandelt werden konnte. Sie ließ ihren Fritz aus Goethes Wohnung, wo dessen Diener und Vertrauter Philipp Seidel für den Knaben sorgte, wieder in die ihrige übersiedeln. Und als Seidel kam und einen Brief abholen wollte, um ihn mit den andern weimarischen Briefen seinem Herrn zu schicken, schrieb sie ein paar rasche Worte auf ein Zettelchen, Worte, die Goethe als Quittung nehmen konnte auf Das, was er ihr angetan.

Auf dem Zettel stand, daß sie nicht vorhabe, mit ihm fernere Briefe zu wechseln und daß sie ihre Briefe aus früheren Jahren — wer hatte sie denn jetzt? — zurückfordern müsse.

* * *

Am 9. Dezember, als er ganz erfüllt war von den Herrlichkeiten Roms, als er in seiner Künstlerstube niedersaß und für die weimarischen Freunde einen neuen Bericht abfassen wollte, bekam Goethe dies Zettelchen. Drei Monate und eine Woche waren vergangen, seit er von seinen Nächsten eine Zeile gesehen. Und nun Dies!

Der Zorn stieg in ihm auf, Zorn über die Geliebte. Und seine erste Antwort war ein Vorwurf:

„Das war also Alles, was Du einem Freunde, einem Geliebten zu sagen hattest, der sich lange nach einem guten Worte von Dir sehnte. Der keinen Tag, ja keine Stunde gelebt hat, seit er Dich verließ, ohne an Dich zu denken."

Dann beruhigte er sie über ihre alten Briefe an ihn; er hatte sie wohlverschlossen dem fürstlichen Archive in Verwahrung gegeben.

„Die Kasten auf dem Archive gehören Dein. Liebst Du mich noch ein wenig, so eröffne sie nicht eher, als bis Du Nachricht von meinem Tode hast. So lang ich lebe, laß mir die Hoffnung, sie in Deiner Gegenwart zu eröffnen."

Und zum Schluß noch zwei Zeilen Klage:

„Ich sage Dir nicht, wie Dein Blättchen mein Herz zerrissen hat. Lebe wohl, Du einziges Wesen, und verhärte Dein Herz nicht gegen mich!"

Zwölf Tage ging er nun so herum in Rom: bald erhoben von dem Herrlichen, was er sah; bald angenehm beschäftigt von zwei jungen, seelenverwandten Freunden, mit denen er sich rasch gefunden: Wilhelm Tischbein und Karl Philipp Moritz; bald hingegeben den neuen Gedanken, die hier mit Gewalt auf ihn eindrangen, und dann immer wieder erschreckend, wenn er der

Heimat, wenn er der Frau gedachte, die ihm bisher die allerliebste gewesen war. Am 20. Dezember schrieb er ihr:

„Noch ist kein Brief von Dir angekommen, und es wird mir immer wahrscheinlicher, daß Du vorsätzlich schweigst. Ich will auch Das tragen und will denken: hab' ich doch das Beispiel gegeben, hab' ich sie doch schweigen gelehrt; es ist das Erste nicht, was ich zu meinem Schaden lehre."

Ein Traum in der letzten Nacht kam ihm in den Sinn, und er erzählte ihn:

„Ich war in Eurer Gegend und suchte Dich. Du flohst mich, und dann wieder, wenn ich Dir begegnen konnte, wich ich Dir aus.

„Deine Schwester und die kleine Schardt fand ich beisammen; letztere versteckt etwas vor mir, wie ein farbiges Strickzeug. Sie erzählten mir, Du lesest jetzt mit vieler Freude die englischen Dichter, und ich sah zugleich zum Fenster hinaus einen anmutigen grünen Berg mit Lorbeerhecken und Schneckengängen, die hinaufführten; man sagte mir, es sei der englische Parnaß. Ich dachte: darüber wird sie mich leicht vergessen, und schalt auf die englischen Dichter und verkleinerte sie.

„Dann sucht' ich Dich in meinem Garten und, als ich Dich nicht fand, ging ich auf die Belvederer Chaussee, wo ich ein Stück Weg hatte machen lassen, das mich sehr freute. Wie ich dabei stand, kamen Oppels gefahren, die mich freundlich grüßten, welches mir eine sehr frohe Empfindung war.

„So bleibt der Entfernte mit den zartesten Banden an den Seinigen gefesselt."

Aber er verbarg ihr auch nicht, daß er ohne sie leben könne, wenn es sein müsse.

„Viel erleichtern würde mir diese sonderbare Hauptepoche meines Lebens, wenn ich ein freundlich Wort von Dir

vernähme, da ich jetzt Alles allein austragen muß. Doch ich will Dir's nicht abzwingen; folge Deinem Herzen, und ich will meinen Weg im Stillen endigen.

„Tischbein und Moritz sind mir von großer Hilfe, und wissen nicht, was sie mir sind, da auch hier der zum Schweigen Gewöhnte schweigt.

„Lebe wohl, grüße die Deinigen; ich werde fortfahren Dir zu schreiben."

Unterdessen war Charlotte schon durch seine Briefe, die sie im Dezember erhielt, in's Unrecht gesetzt worden. Sie wußte nun, daß Philipp Seidel einen Teil der Schuld trug, die seinem Herrn angerechnet worden. Ihr Freund hatte nicht so gar lange geschwiegen, hatte vielmehr sehr ausführlich Tagebuch geführt: für sie; hatte sie darin versichert, daß er bald wiederkomme, und ihr herzlichste Liebesworte gesagt. Jetzt kam von ihm ein Gruß nach dem andern:

„Ich verliere keine Stunde und bleibe nicht länger aus, als nötig ist." —

„Im Spazierengehn gedenke ich oft Dein und bei jeder guten Sache; ich stelle mir's immer als möglich vor, Dir Das alles noch sehen zu lassen." —

„Zehn Jahre mit Dir zu leben, von Dir geliebt zu sein, und nun in einer fremden Welt! Ich sagte mir's voraus, und nur die höchste Notwendigkeit konnte mich zwingen, den Entschluß zu fassen. Laß uns keinen andern Gedanken haben, als unser Leben miteinander zu endigen." —

„Laß Dich's nicht verdrießen, meine Beste, daß Dein Geliebter in die Ferne gegangen ist; er wird Dir besser und glücklicher wiedergegeben werden." —

„Was ich nur irgend mir eigen machen kann, faß' ich und ergreif' ich und bring' ich Dir mit. Auch wirst Du den Deinigen, wenn er zurückkommt, noch mehr lieben, denn,

will's Gott, wird er einige Fehler ablegen, mit denen Du unzufrieden warst."

Das war der alte, gute, dienstwillige, demütige Freund! Und als sie diese Liebeszeichen endlich in Händen hielt, hatte er auch schon einige Briefe von ihr empfangen, die zwar noch voller Klagen und Vorwürfe waren, die doch aber auch Liebe atmeten.

Zu Weihnachten traf der erste dieser bittersüßen Grüße bei ihm ein. Und nun fuhr er fort in seinen Schuldbekenntnissen, Gelübden und Liebesbeteuerungen.

„Ich bitte Dich nur fußfällig, flehentlich: erleichtere mir meine Rückkehr zu Dir, daß ich nicht in der weiten Welt verbannt bleibe! Verzeih' mir großmütig, was ich gegen Dich gefehlt, und richte mich auf. . . . . Möge ich doch Kraft, alles Widrige männlicher zu tragen, mitbringen! . . . . .

„Daß Du krank, durch meine Schuld krank warst, engt mir das Herz so zusammen, daß ich Dir's nicht ausdrücke. Verzeih' mir! Ich kämpfte selbst mit Tod und Leben, und keine Zunge spricht aus, was in mir vorging. Dieser Sturz hat mich zu mir selbst gebracht." — — —

„Ich kann zu den Schmerzen, die ich Dir verursacht, Nichts sagen als: vergib! Ich verstocke mein Herz nicht und bin bereit, Alles dahin zu geben, um gesund zu werden für mich und die Meinigen. Vor allen Dingen soll ein ganz reines Vertrauen, eine immer gleiche Offenheit mich auf's neue mit Dir verbinden." — —

„Täglich werf' ich eine neue Schale ab und hoffe, als ein Mensch wiederzukehren. Hilf mir aber nun auch und komme mir mit Deiner Liebe entgegen! Schreibe mir wieder von Deinem Schreibtische und gedenke göttlich des Vergangenen nicht, wenn Du Dich auch dessen erinnerst."

Endlich, es war am 1. Februar 1787, erhielt er von ihr ein Briefchen wie aus alter Zeit. „Nun kann ich auch fröhlicher an das Werk gehen," war seine Antwort, und er bat wie sonst: „Liebe mich; sage mir's, daß ich lebe und mit Freuden wandle." Und fügte hinzu: „Schon ist mir's, als wäre ich auf dem Rückwege zu Euch."

\+ \+ \+

Die Versöhnung war geschehen, aber doch nicht so, wie es in jenem Liede heißt: „Und der Hans küßt die Grete, und s'ist Alles wieder gut." Der freundliche Wille des Andern ist ein köstlich Ding, aber harte Tatsachen bleiben harte Tatsachen. Charlotte wußte jetzt, daß sie, die Nüchterne, bisher von holden Illusionen betört gewesen war; jetzt blickte sie erst recht ernüchtert auf Gegenwart und Zukunft.

Sie schrieb ihm so fleißig, wie er ihr. Sie beriet ihn nach alter Weise, und er war ihr nach alter Weise dankbar. „Du hast mir goldne Sachen über mich selbst und über meine nächsten Verhältnisse gesagt," antwortete er ihr aus Neapel, und „ich horche ganz still auf das Lispeln meines Schutzgeistes."

Sie fühlte sich wieder als seine Stellvertreterin in Weimar. Sein Gartenhaus überließ sie Knebeln als Wohnung und in seinem Stadthause wollte sie schon Lotte Lengefeld einquartieren, als gerade ein junger Italiener, den Goethe zur künftigen Begleitung der Herzogin-Mutter vorausschickte, eintraf und dort sein Zimmer bekam; nun erschien es nicht mehr anständig,

das Fräulein dort auch unterzubringen. Herder war unterdessen in allen literarischen Dingen Goethes Bevollmächtigter, besonders bei der Herausgabe seiner gesammelten Dichtungen, die Göschen verlegte. So hatte Charlotte mit Herders einen fleißigen Verkehr über Alles, was Goethe betraf. Dabei kam es einmal vor, daß Briefe verwechselt wurden, wobei denn Frau Herder bemerkte, daß Goethe die Frau v. Stein duzte. Rasch schrieb Charlotte an Karoline zur Erklärung:

„Unser Freund war einmal tief von mir beleidigt, als ich diese lateinische Sitte unter uns ablehnte, und von der Zeit an habe ich es so begriffen, als es aus seiner treuen Seele kam."

* * *

Goethes Abwesenheit zog sich länger hin, als seine Absicht gewesen war; es geschah im Einverständnis mit seinen weimarischen Freunden, denen er sogar die Entscheidung überließ, und schließlich blieb er gegen den eigenen Wunsch, nur dem Herzog zuliebe, dessen Mutter nach Italien kommen und dort gern von Goethe empfangen sein wollte.

Je länger seine Rückkehr sich verzögerte, desto mehr bestärkte sich Charlottens Ahnung, daß sie ihn nie wieder sehen würde, und desto bedrohlicher wurden ihre Träume. „Die Nacht träumte ich sonderbar von ihm," verriet sie der kleinen Schwägerin am 4. September 1787; „ich fürchte, es wird ihm ein Unfall begegnen, und Das in der Zeit, wenn er zu uns zurückgedenkt; so muß ich meinen Traum deuten." Sie erklärte zuweilen, daß sie

jetzt des Freundes Trennung verschmerzt habe, aber sie verbarg auch den Seufzer nicht: „könnte ich nur die Empfindung von einem Nie-Wiedersehen vergessen!“

Und wenn es ihr glückte, diese Träume zu verscheuchen, so lagen schwarz auf weiß Goethes Briefe vor ihr. Es waren Briefe voller Liebe und Hoffnung, und dennoch flößten sie ihr immer neue trübe Gedanken ein. Goethe wiederholte gern, daß sein Aufenthalt in Italien auch für sie eine Wohltat werden solle, nach seiner Läuterung werde er ihr nützlicher und angenehmer sein als je zuvor; aber es blieb doch wahr, daß er zunächst um seiner eigenen Wohlfahrt willen Amt und Freundschaft in Stich gelassen hatte; er war nicht mehr der Heilige, der um eines Ideals und um der Nächsten willen seine eigenen Wünsche und Bedürfnisse niederkämpft, der an der eigenen Aufopferung seine Lust oder seinen Stolz hat. Er war nach Italien gefahren, um sein eigenstes, persönlichstes Glück zu suchen: also hatte er es in Weimar nicht gefunden. Gewiß liebte er seine alten Freunde immer noch und war noch voller Wohlwollen gegen alle Menschen, aber er prüfte und wählte jetzt doch ganz frei, also auch unabhängig von der Geliebten, was für ihn selber das höchste Gut sei. Für Charlotte wie für die andern weimarischen Freunde war er in den letzten Jahren gerade so, wie er war, recht gewesen; sie priesen ihn als das Muster eines Beamten, eines Freundes, eines Wohltäters; er aber schrieb jetzt der Geliebten aus Rom: „Wie das Leben der letzten Jahre wollt' ich mir eher den Tod gewünscht haben.“

Welch' ein Bekenntnis! Es war doch ein Leben neben ihr gewesen!

Er sagte manchmal auch deutlicher, was er an Weimar auszusetzen hatte. Zunächst die Beamtenstellung, in die er geraten war. „Rom ist der einzige Ort in der Welt für den Künstler," behauptete er einmal, „und ich bin doch einmal nichts Anderes."

Er erstrebte also ein neues Leben in einem neuen Berufe! Er schien sich nicht bewußt zu sein, daß er sich damit von der Freundin entferne, die keinen andern Luftkreis als den des Hofes und der Staatsdienerschaft kannte und begehrte.

Ebenso empfindlich mußte es ihr sein, wenn er immer wieder ihre Heimat herabsetzte und Italien wie ein Paradies dagegen stellte. Auf das thüringische Klima, in dem doch so viele Tausende gesund leben und ein hohes Alter erreichen, schalt er immer wieder. Ihre Leiden und seine eigenen Leiden, leibliche und seelische, schrieb er dieser niedrigen Wolkendecke, diesen rauhen Winden, diesem langen Winter zu. Aus Rom klagte er im Januar 1788:

„Wenn ich von Deinen Übeln, von Deinem Zahnweh höre, wird mir's im Gemüt, wie ich Dir's nicht ausdrücken kann, daß Dir unter dem unglücklichen Himmel das Leben unter Schmerzen hingehen soll. Ich habe doch diese ganze Zeit keine Empfindung aller der Übel gehabt, die mich im Norden peinigten, und lebe mit eben derselben Konstitution hier wohl und munter, so sehr als ich dort litt."

Unvorsichtig fügte er hinzu:

„Ich habe manche Anzeichen, daß ich dieses Wohlsein wie manches andere Gute in Italien zurücklassen werde."

Schon vorher, aus Neapel, hatte er seine Furcht ausgedrückt: das nördliche Klima werde ihm vor wie nach allen Lebensgenuß rauben. Aus solchen Meinungen mußte er ja eigentlich den Entschluß schöpfen, künftig ganz im Süden zu wohnen, in Italien oder doch in einem wärmeren Teile Deutschlands, vielleicht in seiner Vaterstadt. Und er deutete zuweilen an, daß er mit Charlotten in solchem schönen Lande reisen oder wohnen möchte. Das war nur ein Phantasieren, soweit es sie betraf; er allein dagegen konnte jeden Tag dem gescholtenen Thüringen entfliehen.

Einmal, kurz vor der ersten Abreise von Rom, als er noch weiter nach Süden, nach Neapel und Sizilien, sich wandte, fühlte er sich angegriffen, „konfus und fast schwach", und seine Feder schrieb unbehüteter als sonst seine Gedanken und Gefühle auf das Papier:

„An Dir häng' ich mit allen Fasern meines Wesens. Es ist entsetzlich, was mich oft Erinnerungen zerreißen. Ach, liebe Lotte, Du weißt nicht, welche Gewalt ich mir angetan habe und noch antue, und daß der Gedanke, Dich nicht zu besitzen, mich doch im Grunde, ich mag's nehmen und stellen und legen, wie ich will, aufreibt und aufzehrt. Ich mag meiner Liebe zu Dir Formen geben, welche ich will, immer, immer — — —

„Verzeih mir, daß ich Dir wieder einmal sage, was so lange stockt und verstummt. Wenn ich Dir meine Gesinnungen, meine Gedanken der Tage, der einsamsten Stunden sagen könnte! — — —."

Hier legte er einmal die Wunde bloß. Hier stand wörtlich, daß ihre Freundschaft ihn aufrieb und verzehrte, und zwischen den Zeilen stand, daß er auch vor

ihr geflohen war. Sie ersetzte ihm nicht die Gattin, die sein eigentliches Bedürfnis war.

Würde er nicht im fremden Lande eine Andere lieben lernen? Der gothaische Minister v. Franckenberg ließ ihm durch Charlotten den guten Rat bestellen, er solle sein Herz vor den Römerinnen hüten; er antwortete der Geliebten scherzend: „Du hast nur eine Nebenbuhlerin bisher, und Die bring ich Dir mit; Das ist ein Kolossalkopf der Juno.“

Nun fürchtete Charlotte nach Goethes bisherigen Beweisen der Ehescheu kaum, daß er in Italien einer Dame begegne, die er zur Gattin wählen könnte; aber das Land und sein freies Herumstreifen konnten ihn leicht verleiten, mit einem Schätzchen sich über die entbehrte Gattin zu trösten. Einer der ersten gemeinsamen Bekannten, die er in Rom sah, war der Fürst von Waldeck; dieser hatte ein Dämchen bei sich, über die man schon im Karlsbade viel geredet hatte. In Neapel war Goethe wiederholt zu Gast bei dem englischen Ritter Hamilton, einem großen Naturforscher und Kunstkenner; er lebte mit einer Schönen zusammen, die früher Kellnerin und Offiziersdirne gewesen war und dennoch jetzt hübsche Aussichten auf den Namen einer Lady Hamilton hatte. Wie wenn Goethe, der zugestandenermaßen in Italien das Leben und Glücklichsein lernen wollte, sich solche Vorbilder erwählte? Die rechte Lebensgefährtin für Goethe war wohl schwer zu finden, ein Schätzchen leicht.

Charlotte erfuhr Nichts von den kleinen Liebesabenteuern, die Goethe in Italien erlebte; aber sie

bekam um die Mitte Oktober 1787 eine schlimmere Nachricht. Niemand schrieb oder sagte sie ihr; sie las sie zwischen den Zeilen eines geschichtlichen Schauspiels.

Auf die ‚Iphigenia' und den ‚Tasso', die in Italien umgearbeitet und eigentlich vollendet wurden, folgte als drittes großes Drama, der ‚Egmont'. Charlotte hatte die Dichtungen ihres Freundes immer als seine Bekenntnisse gelesen und mit besonderer Lust die Verse genossen, bei denen er ihrer mit heimlicher Liebkosung gedacht hatte. Er selber hatte sie angeleitet, diese Verse in der ‚Iphigenia', im ‚Tasso', in den ‚Geheimnissen' und andern Gedichten zu suchen. Wo war jetzt im ‚Egmont' ein Liebeswort an sie gerichtet?

In seinen früheren Werken hatte er den sogenannten Helden, und unter dieser Maske sich selber, als einen Fehlerhaften, Schuldigen, Schuldbewußten, der weiblichen Hilfe Bedürftigen hingestellt; in diesem neuen Drama erschien als Held ein kecker, ritterlicher Mann, der so bleiben will, wie er nun einmal ist, und der mit seinem stolzen Sinne auch im Kerker und auf dem Schafott noch als Sieger dasteht, als Sieger über das Leben und über das gemeine, furchtsame und habgierige Menschenpack. Und an diesen männlichen Lebensbezwinger lehnt sich als sein Nächstes und Liebstes, als sein zugehöriges weibliches Wesen, ein — Schätzchen! Und mit allen Mitteln, die er nur ergreifen konnte, hatte der Dichter um dies Bürgermädchen, das in seiner Liebe zu dem hohen Herrn Alles vergaß: Ehre, Tugend, Vorteil, Versorgung, — mit all seiner Kunst hatte er um dies Klärchen eine Glorie gewoben!

Dieser Dichter war nicht mehr der treue, anbetende, dienende Freund der Frau v. Stein.

Vielleicht war er selber sich nicht bewußt, welches Bekenntnis sein Werk statt seiner ablegte; aber Frauen sind nie scharfsichtiger und feinfühliger, als wenn ihre Liebe zur Eifersucht wird.

Gewiß schwankte auch Charlotte in ihrem Urteil. Darf man ein Dichterwerk so auf die Goldwage legen? Darf man überall Bekenntnis und Selbstdarstellung vermuten? Was die Personen eines Schauspiels reden und tun, sollte nicht als ein Beweis für des Dichters Gesinnung gegen ihn mißbraucht werden. Aber Eins kam zum Andern! Charlotte sprach nicht viel über das Stück, aber sie wartete noch mißtrauischer auf die Entwicklung der Dinge.

* * *

Vielleicht hatte sie zuweilen auch ein dumpfes Bewußtsein, daß sie unrecht getan, indem sie ihm geholfen, ehelos zu leben, indem sie gewünscht hatte, daß er ehelos blieb.

Mit ihrem ehemaligen Freunde Zimmermann stand sie kaum noch in Verbindung, aber sie erfuhr das Wichtigste über sein weiteres Leben. Sein Ruhm bei den Großen der Erde wuchs, ebenso aber auch die Zahl seiner Feinde. Schlimmer als alle Feindschaft war seine häusliche Vereinsamung. Seine einzige Tochter starb in jungen Jahren und hatte wenig Freude am Leben gehabt; sein einziger Sohn, der Student, verfiel in hoffnungslose Blödsinnigkeit. In Hannover, wo Zimmer-

mann seinen Wohnsitz behielt, hatte er nur ein einziges Wesen, das er sehr liebte und das ihm täglich zur Wohltat gereichte: die Frau des Hofrats v. Döring. Nun traf ihn auch noch der letzte Schlag: Herr v. Döring wurde als Regierungsrat nach dem fernen Ratzeburg versetzt, Zimmermann verlor seine Trösterin, seine einzige nahewohnende Freundin. Er sprach in einer Schrift, die er dieser Dame widmete, öffentlich aus, was sie ihm gewesen war.

„Mein Todesurteil hätte mich nicht niedergeworfen wie dieser Schlag. Denn sterben konnte ich, aber ohne Sie konnte ich nicht leben!"

Frau v. Döring gab ihm auf seine Klagen, die sie auf's tiefste fühlte, die rechte Antwort: er dürfe nicht allein bleiben, er müsse sich wieder verheiraten. Und als er ihr antwortete, dazu sei er nur bereit, wenn sie selber ihm die Gefährtin wähle, da wählte sie für ihn. Ein siebenundzwanzigjähriges Fräulein v. Berger, Tochter des ehemaligen Hofmedikus v. Berger zu Celle, ward die Gattin des vierundfünfzigjährigen kurfürstlichen Leibarztes Zimmermann; und bald schrieb der neue Ehemann einem alten Freunde:

„Meine Frau ist eine ganz vortreffliche Person, lebt ganz für mich, hilft mir in Allem, regiert ihr Hauswesen, das aus drei Bedienten und drei Mägden besteht, vortrefflich und ist hier in der Stadt von Jedermann geehrt und geliebt. Sie hilft mir bei allen meinen Geschäften, sitzt bei mir, wenn ich an meinem Buche schreibe, ist mein Bibliothekarius und mein Sekretär. Wenn ich einen Gedanken habe, den ich nicht gleich zu Papier bringen mag, läuft sie hin und schreibt ihn auf."

Und nach zehn Jahren konnte Zimmermann wiederholen: „Meine Frau ist und bleibt das größte Glück meines Lebens."

Warum hatte Charlotte v. Stein, die doch das Leben und die Menschen kannte, an ihrem Freunde nicht so einsichtig und aufopfernd gehandelt wie Frau v. Döring an Zimmermann?

VIII. Zusammenbruch

1788—1790

Am 18. Juni 1788, abends um Zehn, bei Vollmondschein fuhr Goethe wieder in Weimar ein; Charlotte war in der Stadt, ihn zu erwarten.

Ihre Ahnung des Nie-Wiedersehens war nicht eingetroffen, aber freilich: es sahen sich jetzt nicht Dieselben wieder, die sich vor zweiundzwanzig Monaten zu Schneeberg die Hand zum Abschied gereicht hatten! Charlotte war gealtert, auch durch Kummer und körperliche Leiden, Goethe war verjüngt. Und Jeder von Beiden hatte sich daran gewöhnt, wieder für sich allein das Leben zu erleben.

Sie fühlten rasch, daß eine Wand zwischen ihnen war. Charlotte verbarg den Verdruß und das schwere Seelenleid nicht, die er ihr bereitet hatte, verbarg auch das Mißtrauen nicht, das sie gegen den Heimgekehrten mit sich trug. Es war nicht ihre Art, schmeichelnd über das Unangenehme hinwegzugehen oder gar um

Liebe zu werben. Was sie im Innern plagte, mußte über die Lippen. Sie hatte den alten deutschen Goethe geliebt — dem neuen verwelschten Goethe traute sie nicht.

Sonst war ihre Neigung für Italien nicht gering gewesen; es hing sogar auf ihrem Saal eine große topographische Karte von Rom, auch aus anderen italienischen Dingen hatte sie ein Studium gemacht, aber sie empfand doch auch schon längst einen Zorn auf Italien. Die Herzogin-Mutter rüstete Monate hindurch eine kleine Karawane aus, um das gelobte Hesperien aufzusuchen und sich und die Ihrigen dort zu „erneuen"; Herder nahm einen Antrag des katholischen Domherrn Fritz v. Dalberg an, auf seine Kosten dorthin zu reisen; Andere seufzten, daß sie die Mittel nicht besaßen, gleichfalls in dies Paradies zu entfliehen. In einem Briefe an die junge Freundin Lengefeld schalt Frau v. Stein:

„Alles will nach Italien bei uns, ich selbst lobe mir mein Zuhaus, und wem zu Hause nicht wohl ist, Dem ist nirgend wohl, und ist eine solche Reise nur eine Palliativkur."

Goethe kam also übel an bei ihr, wenn er nun sein Herz gar zu liebevoll über die Herrlichkeiten Italiens sprechen ließ und immer wieder verriet, wieviel man in Thüringen entbehre. Manches Jahr war sie seine beste Zuhörerin gewesen, jetzt blickte sie auf ihn wie auf einen Verdächtigen, und selbst wenn er über schlechtes Wetter klagte, schien es ihr eine ungerechte Beschuldigung der Heimat zugunsten des wunderbaren Welschlands.

Goethe bemerkte mit Schrecken, wie ungut seine Reden aufgenommen wurden und daß seine beste Freundin zuweilen überhaupt keine Aufmerksamkeit hatte für Das, was ihn noch so sehr beschäftigte. In einer kleinen Erzählung, die er zwölf Jahre später niederschrieb, hat er einen Liebenden in der Lage gezeichnet, in der er sich jetzt befand.*) Es ist dort von der Rolle die Rede, die unter Umständen die Hunde bei den innersten Erlebnissen der Menschen spielen können; ein gewisser Sinclair erzählt ein Gegenstück zu einer vorangegangenen Geschichte.

„Auch ich liebte, auch ich verreiste. Auch ich ließ eine Freundin zurück . . . Endlich kehrte ich zurück. Die vielen Gegenstände, die ich gesehen hatte, lebten immer fort vor meiner Einbildungskraft; ich mochte gern, wie Rückkehrende pflegen, erzählen; ich hoffte auf die besondere Teilnahme meiner Freundin. Vor allen andern Menschen wollte ich ihr meine Erfahrungen und meine Vergnügungen mitteilen.

„Aber ich fand sie sehr lebhaft mit einem Hunde beschäftigt. Tat sie es aus Geist des Widerspruchs, der manchmal das schöne Geschlecht beseelt, oder war es ein unglücklicher Zufall? Genug, die liebenswürdigen Eigenschaften des Tiers, die artige Unterhaltung mit demselben, der Zeitvertreib, kurz, was alles dazu gehören mag, waren das einzige Gespräch, womit sie einen Menschen unterhielt, der seit Jahr und Tag eine weit und breite Welt in sich aufgenommen hatte.

„Ich stockte, ich verstummte; ich erzählte so Manches Andern, was ich abwesend ihr immer gewidmet hatte.

„Ich fühlte ein Mißbehagen, ich entfernte mich, ich hatte Unruhe und ward noch unbehaglicher. Genug, von der Zeit

*) ‚Die guten Weiber'.

an ward unser Verhältnis immer kälter, und wenn es sich zuletzt gar zerschlug, so muß ich, wenigstens in meinem Herzen, die erste Schuld jenem Hunde beimessen."

Charlotte v. Stein besaß damals außer einer Katze und einem Singvogelpaar auch ein Hündchen, das sie sehr liebte; ‚Lulluchen' hieß es, und schon im vorigen Jahre, als andere Damen wegen ihrer Verliebtheiten geneckt wurden und darauf erwiderten: „ein Interesse müsse man doch haben," hatte sie Lulluchen ihr ‚Interesse' genannt. Wenn Goethe nun von den großen Wahrheiten sprach, die er in Italien erkannt hatte, wenn er erwartete, daß die Geliebte ein glänzendes Auge auf den begeisterten Redner richtete, dann bemerkte er plötzlich, daß Lulluchen Charlottens ‚Interesse' war.

So machte Jeder mit dem Andern üble Erfahrungen; sie ärgerten sich aneinander, verhärteten sich gegeneinander, und nur selten vernahmen sie wieder den alten Einklang ihrer Seelen.

Sie hatten nicht genug Grund, miteinander zu brechen, und ein Bruch wäre schon deshalb schwer gewesen, weil sie in der kleinen Residenz nahe beieinander wohnten und zum selben Freundschaftsverbande gehörten; aber Beide verhehlten sich und den Freunden nicht, wie es mit ihnen stand. Karoline Herder zum Beispiel hörte Beider Urteile übereinander: Charlotte klagte, Goethe sei sinnlich und egoistisch geworden, und Goethe erklärte, er wolle sich den nächsten Winter ganz an die Herzogin halten, sie sei die Einzige, die ihm geblieben; außerdem hoffte er, daß die Imhoff und sie, die Herderin,

oft zu ihm zum Tee kämen. Karoline erwiderte: „Ja, wenn die Stein auch kommt.“ „Ach, mit Der ist nicht viel anzufangen“, antwortete er; „sie ist verstimmt, und es scheint nicht, daß etwas werden will“. Charlotte dagegen schrieb an die kleine Schwägerin, nachdem die Familie Gore erwähnt war:

„Ich habe sehr Unrecht gehabt, ihret- und Goethes wegen meine schöne Zeit in Kochberg zu versäumen, denn um beide schob ich meine Abreise auf, aber Erstere und Letzterer haben mich auf völlig fremdem Fuß entlassen, und ist Nichts als Langeweile zwischen uns ausgewechselt worden.“

Alle fühlten, daß dieser Freundschaftsbund gefährdet war. „Die Ahnung, daß der Kreis der Lieben zerrissen und das Häuflein zerstreut wird“, meinte Charlotte wieder zur kleinen Schwägerin, „schwebt auch mir im Herzen. Goethe hat auf seinem Gewissen, den ersten Schritt dazu gemacht zu haben“.

Goethe war wie vor zwölf Jahren ein Halbfremder in Weimar, und bemerkte er nicht selber, daß hier nicht die rechte Stätte für ihn war? Seine früheren Ämter wollte er nicht wieder antreten, seine Liebe zum Herzog ward immer wieder durch dessen Tollkühnheit und Soldatentum gestört. Wenn auch die andern Freunde ihn nicht mehr verstanden, so konnte er ja wieder gehen.

Als Charlotte im August auf Kochberg saß, deutete er ihr Dergleichen an:

„Erfreue Dich Deiner Einsamkeit! Es wird nicht lange währen, so hab' ich, will's Gott, sie auch wieder gewonnen, um sie nie zu verlassen.“

* * *

Nur in Einem konnte er sein Herz jetzt wie sonst frei gewähren lassen: als freiwilliger Vater und Beschützer war er noch überall willkommen. Der kleine Erbprinz Karl Friedrich war jetzt so weit, daß auch ein männlicher Freund ihm nützlich sein konnte. Goethe nahm ihn einige Male nach Jena mit. Im folgenden Frühjahre wohnte er wochenlang mit dem Erbprinzen und dessen Spielgefährten, dem kleinen August Herder, auf Belvedere, fuhr auch mit Beiden nach Eisenach. Er sah auch sonst oft nach dem Prinzen und erstattete dem zumeist abwesenden Herzoge Bericht über das Ergehen seines Knaben. Noch viel mehr fühlte er sich nach Herders Abreise als Dessen Vertreter unter der Herderschen Kinderschar, und auch mit Herders Gattin hatte er jetzt ein wahres brüderliches Verhältnis. Immer wieder bekam Herder in Italien Zeugnisse von daheim, wie hilfreich und lieb Goethe den Seinen war.

Am meisten Verpflichtung fühlte Goethe jedoch nach wie vor gegen Fritz v. Stein. „Meine größte Sorge, die ich zu Hause habe, ist Fritz", hatte er, als er noch in Italien war, an den Herzog geschrieben. „Sehen Sie doch auch ein wenig auf ihn! Er tritt in die Zeit, wo die Natur sich zu regen anfängt und wo leicht sein übriges Leben verdorben werden kann."

Und ungefähr zur gleichen Zeit hatte er seinen bewährten Diener Seidel gebeten, dem Knaben einen Unterricht zu erteilen, wie ihn der spätere Staatsmann brauchen kann; herrschaftliche Diener wählt man sonst nicht als Lehrer der Kameralia, aber Philipp Seidel

war längst eine Art Hausmarschall und bei seinen besonderen Fähigkeiten und Erfahrungen sehr wohl zu solchem Unterricht fähig. Goethe bat ihn wegen Fritzens:

„Überlege doch, ob Du Zeit, Muße und Lust hast, Dich seiner anzunehmen. . . . Mein Gedanke wäre: daß Du ihm von dem Rechnungswesen im allgemeinen Begriffe gäbest, dann im besonderen: was zu dieser und jener Art, besonders bei Kammern und Ämtern, nötig ist, ihn eben in dem Begriff leitetest, was bei einem Rechnungs-Amt vorkommt, seine Fähigkeiten zum Mechanischen prüftest, um überhaupt zu sehen, wo sein Gemüt hinaus will.

„Du könntest ihm einen sinnlichen Begriff von den Einkünften des Fürsten geben, von der Art, sie zu erheben, zu verwahren, zu berechnen, genug: ihn mit praktischem, lebendigem Sinn in den Vorhof kameralistischer Beschäftigungen führen. . . .

„Denke zugleich an sein Physisches und mache Dir eine Angelegenheit, zu sehen, wie es mit der Entwicklung seiner Kräfte geht und wird."

Jetzt nahm Goethe selber diese Mentor-Aufgabe wieder auf sich. Er meinte zwar in seiner trüben Stimmung nach der Heimkehr, er helfe dem Knaben wenig, wie er denn überhaupt gänzlich unnütz sei; aber Fritzens Mutter und Vater waren ihm für seine andauernde Fürsorge für den Knaben mit gutem Grunde dankbar. Und der Herzog tat den Eltern und seinem Freunde Goethe gern eine besondere Liebe an. Fritz war erst fünfzehn und ein halbes Jahr alt, als er bereits zum Hofjunker und Kammer-Assessor ernannt wurde; das ‚Kammer-Assessor' bedeutete natürlich nur eine Anwartschaft auf eine Anstellung in der herzog-

lichen Finanzverwaltung, sobald Fritz einige Jahre in Jena studiert haben würde.

Goethe hörte auch jetzt noch nicht auf, den Knaben zu empfehlen. „Er hat viel Gutes von Wedeln, dazu Gelegenheit, sich zu unterrichten, und den glücklichsten Humor zum Lernen und Erfahren", schrieb Goethe an den Herzog; der Vergleich mit dem Oberforstmeister v. Wedel war ein großes Lob, denn diesem war der Herzog in herzlicher Freundschaft zugetan.

* * *

Indessen krankte das Verhältnis zwischen Goethe und Fritzens Mutter weiter. Sie schrieben einander viel seltener als sonst, Goethe schloß wohl immer noch: „Liebe mich" oder „behalte mich lieb", aber Das waren jetzt kraftlose Worte.

Einst sandte ihm Charlotte ihre Fassung seines Liedes an den Mond, also ihre Klage um den verlorenen Freund; da schrieb er ihre Umbildung noch einmal um und sandte ihr jetzt eine dritte Form des alten Liedes. „Siehe, den Freund kannst Du noch haben," war der neue Gedanke, „ob auch der Traum jüngerer Jahre verflog und Dir Wehmut zurückließ." Jetzt lehrte er, was sie so oft gelehrt: Bescheidung mit dem möglichen geringeren Glück! So sollte sie nun das Lied ‚an den Mond' lesen:

Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Breiteſt über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Über mein Geſchick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwiſchen Freud' und Schmerz
In der Einſamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh:
So verrauſchte Scherz und Kuß
Und die Treue ſo.

Ich beſaß es doch einmal,
Was ſo köſtlich iſt!
Daß man doch zu ſeiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rauſche, Fluß, das Tal entlang,
Ohne Raſt und Ruh!
Rauſche, flüſtre meinem Sang
Melodien zu.

Wenn du in der Winternacht
Wütend überſchwillſt
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knoſpen quillſt. —

Selig, wer ſich vor der Welt
Ohne Haß verſchließt,
Einen Freund am Buſen hält
Und mit dem genießt.

Was, von Menſchen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Bruſt
Wandelt in der Nacht.

Ach! Charlotte konnte nicht mehr einstimmen in den gemeinsamen Gesang. Der Freund, an den das Lied sie wies, tat ihr nicht wohl.*)

* * *

Charlotte weilte diesen Sommer wochenlang in Kochberg, ohne daß Goethe sie besuchte; er entschuldigte sich mit dem schlechten Wetter: ihm sei nirgends wohl als in seinem Stübchen, „da wird ein Kaminfeuer angemacht [im August!], und es mag regnen, wie es will."

Als er am 5. September endlich kam, war er nicht allein; außer Fritzen begleiteten ihn Sophie v. Schardt und Karoline Herder. Beide Frauen bemerkten rasch, daß die Stein ihren Freund „ohne Herz" empfing und daß Goethe, der während der Fahrt sehr vergnügt gewesen, nun den ganzen Tag verstimmt war. Am nächsten Tage war es nicht viel anders, auch abends nicht, obwohl der lieblichste Mond alle Gefühle weicher stimmte. Am nun folgenden Sonntagmorgen begab sich die ganze Gesellschaft, also auch Frau v. Stein, nach Rudolstadt zu Lengefelds. Hier war auch Schiller, und Goethe und Schiller hatten ein erstes Gespräch miteinander. Im Mondschein fuhr man wieder nach Kochberg zurück, Goethe sagte die Strophen her, die er von den ‚Geheimnissen' fertig hatte, und erzählte aus dem

*) Was hier von dem Hin- und Hergeben der verschiedenen Fassungen des Gedichtes ‚An den Mond' erzählt ist, darf nur als Vermutung gelten. Urheber der Annahme, daß Charlottens Fassung die „Brücke" zwischen Goethes erster und zweiter Fassung sei, ist Prof. Eugen Wolff. (Vgl. Goethe-Jahrbuch XXX, S. 86 ff.)

‚Taſſo‘. Am Montag fuhr er mit den beiden weimariſchen Damen über Jena wieder nach Hauſe.

Auch als Frau v. Stein wieder in der Stadt wohnte, ſahen ſie ſich ſelten allein; wenn Goethe ſie einlud, bat er nicht nur die nächſten Freundinnen dazu, ſondern auch weitläuftigere Bekannte. Man war ſich in ſeiner Wohnung nie mehr ſo zutraulich nahe wie zuvor.

Eine Zeitlang hatte er den Profeſſor Moritz aus Berlin, ſeinen Freund von Rom her, bei ſich wohnen; dieſer gefiel den weimariſchen Damen ſehr, beſonders auch der Frau v. Stein. An ihrem Teetiſche ſprach er gar anziehend über dramatiſche Kunſt oder erzählte Merkwürdiges aus ſeinem Leben; außer der Wirtin lauſchten ihm der Herzog und die Herzogin, Adelaide v. Waldner, Sophie v. Schardt, Charlotte v. Kalb und Karoline Herder. Moritz war jetzt ein paar Wochen hindurch der Damen-Prophet in äſthetiſchen und philoſophiſchen Dingen. Er war vielleicht der Erſte, der ihnen klar ſagte, daß Goethe als Dichter einen viel höheren Rang einnehme als alle bisherigen deutſchen Schriftſteller, als Klopſtock ſogar. Aber der Menſch Goethe kam ihnen auch durch dieſen ſeinen Apoſtel nicht wieder nahe. „Für Weimar taugt er nicht mehr“, ſchrieb Karoline Herder ihrem Manne, und Das war allgemeine Meinung.

Da nun auch die Herzogin-Mutter ſich noch einige Zeit in Italien aufhalten wollte und gern Goethes Geſellſchaft dort gehabt hätte, ſchien es wahrſcheinlich und ratſam, daß er wieder in ſein gelobtes Land ziehe.

* * *

Aber auch damit zauderte Goethe. Er konnte sich keinen festen, endgültigen Entschluß abringen. Und er hatte jetzt in Weimar ein Neues, was ihn festhielt. Ein heimliches kleines Glück.

Ein weimarischer Advokat namens Vulpius war mit seiner Frau, die, wie er selber, aus guter Bürgerfamilie stammte, und einer großen Kinderschar verarmt, vielleicht durch eigene Schuld, sicherlich aber auch infolge des alljährlichen Kindersegens; er war dann 1786 gestorben, seine Familie in recht knappen Verhältnissen hinterlassend. Sein ältester Sohn, der schon als Knabe Talent zu allerhand Schriftstellerei bewiesen, wandte sich auch an Goethe um Hilfe, und Goethe stand ihm bei. Als nun Goethe aus Italien zurückkam, erbat der junge Vulpius neue Unterstützung. Er hatte seine Rechtsstudien in Jena nicht beenden können und lebte jetzt im Fränkischen als Sekretär eines vornehmen Herrn; er hatte zwar für sich das Nötigste, ersehnte aber eine bessere Anstellung und wollte gern seinen jüngeren Geschwistern beistehen. Sein Bittgesuch ließ er durch seine Schwester Christiane dem Herrn Geheimen Rat überbringen, und dabei geschah es, daß Goethe mit der hübschen Christel in's Gespräch kam. Es folgten weitere Begegnungen, und schon in der Mitte Juli, vier Wochen nach des Dichters Ankunft aus Italien, war sie seine Geliebte. Im einsamen Gartenhause am Stern hatten sie ihre heimlichen Zusammenkünfte. Merkwürdig lange dauerte es, ehe die Leute etwas davon bemerkten, noch länger, ehe das Gerücht zu den vornehmen Damen drang.

Eines Tages begegnete Fritz v. Stein im Gartenhause einer jungen Frauensperson, von der er nicht verstand, mit welchem Rechte sie sich hier aufhielt. Er erzählte sein Abenteuer seiner Mutter, und Diese suchte mehr zu erfahren. Im Anfang März 1789 war sie unterrichtet. „Er hat die junge Vulpius zu seinem Klärchen und läßt sie oft zu sich kommen", so gab Karoline Herder ihrem Gatten weiter, was sie eben von Charlotte v. Stein gehört hatte.

„Sie verdenkt ihm Dies sehr. Da er ein so vorzüglicher Mensch ist, auch schon vierzig Jahre alt ist, so sollte er Nichts tun, wodurch er sich zu den Andern herabwürdigt."

Wie im gleichen Briefumschlag oft ein ‚ostensibler' Brief neben einem geheimen liegt, so haben wir oft im Herzen zeigbare Gefühle neben den versteckten. Charlotte war eifersüchtig auf Christiane Vulpius; und es kränkte sie tief, daß sie gerade auf Diese eifersüchtig sein mußte. Diese Dirne, von der jetzt die Damen ihrer Bekanntschaft allerlei Schändliches zu erzählen wußten, war also die Erklärung dafür, daß Goethe den Weg zu ihr nicht zurückfand!

War Goethes Liebschaft nun bloß eine Verirrung? Oder stellte er vielleicht gar das leichtsinnige Mädchen in seinem Herzen, in seiner Achtung, über die tugendhaften, überlegenden Damen?

So persönlich durfte sie über die böse Neuigkeit mit ihren Freundinnen und mit Goethe selber nicht reden. Aber Das konnte sie sagen: Bei einem Bruder Liederlich wundert sich Niemand über Dergleichen; von dem Durchschnitt der Männer erwartet eine Frau, die

das Leben kennt, auch kaum etwas Besseres. Aber Goethe ist nie als ein gewöhnlicher Mensch unter uns aufgetreten; er war im Anfang wohl zu keck gegen das andere Geschlecht, oft wild und ungestüm, aber niemals liederlich; und wie lernten wir ihn dann als einen ernsten, entsagenden, fast heiligen Mann kennen, als einen Großen, Guten, Einzigen! Sein Genie setzte uns in Verwunderung, und doch war sein Herz noch köstlicher als sein Genie. — Und nun treibt er's wie die Andern! Bis zum vierzigsten Jahre war er stark und ehrliebend; warum nicht länger?

„Und ist mir nun wie ein schöner Stern, der mir vom Himmel gefallen", schrieb Frau v. Stein am 29. März über den „ehemaligen, vierzehn Jahre lang gewesenen Freund" an Lottchen Lengefeld.

Man konnte freilich die Sache auch prosaischer und läßlicher ansehen. Weshalb viel Aufsehen machen, wo ein sonst ernster, strenger Mann durch eine solche vorübergehende Liebschaft der Natur ihre Schuld bezahlt? Wen schädigte er denn? Wer hatte sich zu beklagen? Sein Liebchen war kein unschuldig Kind mehr gewesen, als sie zu ihm kam; sie zählte dreiundzwanzig Jahre und wußte, was sie tat. In Goethes Hand konnte sie nicht verderben. Hatte sie ein Kind von ihm, so würde diesem Kinde der Versorger nicht fehlen. Goethe selber faßte das Verhältnis als seine und des Mädchens Heimlichkeit auf; seinen Freunden fiel er nicht lästig damit, also taten seine Freunde am klügsten, Das nicht zu sehen, was ihnen nicht gezeigt wurde.

So konnten die andern Freunde denken und reden, Charlotte aber fühlte immer die schmerzhafteste Wahrheit, daß diese Vulpius in einigen Dingen ihre Nachfolgerin war. Und die Kinder dieser Vulpius würden Nachfolger ihres Lieblings Fritz werden. Sie kannte Goethe gut genug; sie wußte, daß er auch in diesem Verhältnis nicht wie ein gewöhnlicher Mann handeln würde. Ein Anderer würde das Mädchen bald satt haben und dann auf gute Manier ablohnen; aber bei Goethes Ernst und Wohltätigkeit und Treue sah die Sache langwieriger aus. Goethes Scheu vor dem Ehebande war ja nicht zugleich eine Abneigung gegen Weib und Kind; an hausväterlicher Gesinnung kamen ihm Wenige gleich! Und konnte er nicht an dieser Christiane Vulpius allerlei Tugenden entdecken oder ihr solche Tugenden in seines Herzens Gütigkeit andichten? Hatte er nicht in seinem letzten Drama ein ebensolches ehrvergessenes Bürgermädchen geradezu verherrlicht? Das war's: die Christiane war nicht nur die zeitweilige Mätresse eines wohlhabenden Gönners, sie war das „Klärchen" für diesen Prinzen Egmont. —

* * *

Charlottens Gesundheit war den ganzen Winter über schlecht; sie mußte diesmal zeitig im Frühjahre ein Bad aufsuchen und da das Karlsbad ihr nie völlig geholfen hatte, wollte sie die Quellen von Ems versuchen. Sie reiste am 5. Mai von Weimar ab; zunächst nach Frankfurt, wo sie Goethes Mutter zum ersten Male sah, und nach Wiesbaden. Unterwegs sandte sie durch Fritz

auch Grüße an Goethe. Sie hatte Diesem aber namentlich einen Brief zurückgelassen, in dem sie offen und ausführlich aussprach, was sie auf dem Herzen hatte, Alles, was er ihr seit seiner Rückkehr Schmerzliches angetan. Mochte er ihre Worte jetzt, wo sie monatelang voneinander getrennt waren und keine Tages-Erregungen mehr zwischen sie traten, still beherzigen!

Goethe trug den Brief einige Wochen mit sich herum. Der Brief aber tat nicht die von Charlotten gewünschte Wirkung; es entstand im Empfänger kein Schuldgefühl; er gelangte zu keinem Bitten um Verzeihung. Er zögerte mit der Antwort nur, weil er gern sein Bedürfnis, aufrichtig zu sein, mit dem anderen Wunsche, der alten Freundin Schmerzen zu ersparen, versöhnt und vereinigt hätte. Endlich am 1. Juni schrieb er:

„Wie sehr ich Dich liebe, wie sehr ich meine Pflicht gegen Dich und Fritzen kenne, hab' ich durch meine Rückkehr aus Italien bewiesen. Nach des Herzogs Willen wäre ich noch dort . . .

„Was ich in Italien verlassen habe, mag ich nicht wiederholen; Du hast mein Vertrauen darüber unfreundlich genug aufgenommen. Leider warst Du, als ich ankam, in einer sonderbaren Stimmung, und ich gestehe aufrichtig, daß die Art, wie Du mich empfingst, wie mich Andere nahmen, für mich äußerst empfindlich war.

„Ich sah Herdern, die Herzogin [-Mutter] verreisen, einen mir dringend angebotenen Platz im Wagen leer: ich blieb um der Freunde willen, wie ich um ihretwillen gekommen war — und mußte mir in demselben Augenblick hartnäckig wiederholen lassen: ich hätte auch wegbleiben können, ich nehme doch keinen Teil an den Menschen usw. Und Das

alles, eh von einem Verhältnis die Rede sein konnte, das Dich so sehr zu kränken scheint.

„Und welch' ein Verhältnis ist es? Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anspruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe? Frage Fritzen, die Herdern, Jeden, der mir näher ist, ob ich unteilnehmender, weniger mitteilend, untätiger für meine Freunde bin als vorher. Ob ich nicht vielmehr ihnen und der Gesellschaft erst recht angehöre. Und es müßte durch ein Wunder geschehen, wenn ich allein zu Dir das beste, innigste Verhältnis verloren haben sollte. Wie lebhaft habe ich empfunden, daß es noch da ist, wenn ich Dich einmal gestimmt fand, mit mir über interessante Gegenstände zu sprechen.

„Aber Das gestehe ich gern: die Art, wie Du mich bisher behandelt hast, kann ich nicht erdulden. Wenn ich gesprächig war, hast Du mir die Lippen verschlossen. Wenn ich mitteilend war, hast Du mich der Gleichgültigkeit, wenn ich für Freunde tätig war, der Kälte und Nachlässigkeit beschuldigt. Jede meiner Mienen hast Du kontrolliert, meine Bewegungen, meine Art, zu sein, getadelt und mich immer mal à mon aise gesetzt. Wo sollte da Vertrauen und Offenheit gedeihen, wenn Du mich mit vorsätzlicher Laune von Dir stießest?

„Ich möchte gern noch Manches hinzufügen, wenn ich nicht befürchtete, daß es Dich bei Deiner Gemütsverfassung eher beleidigen als versöhnen könnte. Unglücklicherweise hast Du schon lange meinen Rat in Absicht des Kaffees verachtet und eine Diät eingeführt, die Deiner Gesundheit höchst schädlich ist. Es ist nicht genug, daß es schon schwer hält, manche Eindrücke moralisch zu überwinden: Du verstärkst die hypochondrische, quälende Kraft der traurigen Vorstellungen durch ein physisches Mittel, dessen Schädlichkeit Du eine Zeitlang wohl eingesehen und das Du aus Liebe zu mir auf eine Weile vermieden und Dich wohl befunden hattest.

„Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß Du mich wieder erkennen werdest."

Aber Charlotte gab nun alle Hoffnung auf! Wenn er der Meinung war, daß sie ihn mit vorsätzlicher Laune von sich gestoßen habe, daß ihre krankhafte Gemütsverfassung oder gar ihr — Kaffeetrinken an ihren und seinen Seelennöten schuld sei, so war es hohe Zeit, daß sie ihn von einer solchen Freundin befreite. Sie schrieb auf den bösen Brief den einen Laut: O!!!

Acht Tage später erhielt sie wieder einen Brief Goethes; dieses zweite Schreiben war freundlicher, aber es hob das vorige nicht auf. Nur in Einem stimmten Goethe und sie überein: in der traurigen Erkenntnis, daß ihr Verhältnis, wie sie es in den letzten Monaten gehabt hatten, nicht länger mehr erträglich sei. Entweder mußten sie zur alten Freundschaft zurückkehren, oder sie mußten sich völlig trennen.

Goethe schien eine Versöhnung zu wünschen und für möglich zu halten, aber sein Vorschlag lief gewissermaßen darauf hinaus, daß Charlotte in seinem Empfangszimmer als Hausdame freundlich tue, während in der Wohnstube und Schlafkammer die Christiane ihr Wesen treiben sollte. Wollte Charlotte aber sich in seinem Herzen und Leben nicht in dieser Weise verwenden lassen, so verriet ihr Goethe, daß bei einer völligen Trennung sie vielleicht noch mehr verliere als er. Er suchte freilich diese bitteren Pillen in schönes Papier zu wickeln.

„Es ist mir nicht leicht ein Blatt saurer zu schreiben geworden als der letzte Brief an Dich, und wahrscheinlich war er Dir so unangenehm zu lesen als mir zu schreiben.

Indes ist doch wenigstens die Lippe eröffnet, und ich wünsche, daß wir sie nie gegeneinander wieder schließen mögen. Ich habe kein größeres Glück gekannt als das Vertrauen gegen Dich, das von jeher unbegrenzt war; sobald ich es nicht mehr ausüben kann, bin ich ein andrer Mensch und muß in der Folge mich noch mehr verändern.

„Ich klage nicht über meine hiesige Lage; ich habe mich gut hineingefunden und hoffe darin auszuhalten, obgleich das Klima schon wieder mich angreift und mich früher oder später zu manchem Guten untüchtig machen wird. Wenn man die kalte, feuchte Sommerzeit, den strengen Winter bedenkt, wenn durch des Herzogs äußeres [militärisches] Verhältnis und durch andere Kombinationen Alles bei uns inkonsistent und folgenlos ist und wird; wenn man fast keinen Menschen nennen kann, der in seinem Zustande behaglich wäre, so gehört schon Kraft dazu, sich aufrecht, in einer gewissen Munterkeit und Tätigkeit zu erhalten und nicht einen Plan zu machen, der einen nach und nach loslösen könnte. Wenn nun aber gar ein übles Verhältnis zu den Nächsten entsteht, so weiß man nicht mehr, wohin man soll. Ich sage Das so gut in **Deinem** als meinem Sinne und versichere Dich, daß es mich unendlich schmerzt, Dich unter diesen Umständen noch tiefer zu betrüben.

„Zu meiner Entschuldigung will ich Nichts sagen. Nur mag ich Dich gern bitten: hilf mir selbst, daß das Verhältnis, das Dir zuwider ist, nicht ausarte, sondern stehen bleibe, wie es steht. Schenke mir Dein Vertrauen wieder, sieh' die Sache aus einem natürlichen Gesichtspunkte an, erlaube mir, Dir ein gelassenes, wahres Wort darüber zu sagen, und ich kann hoffen, es soll sich Alles zwischen uns rein und gut herstellen." — —

Charlotte hatte keine Hoffnung mehr. Die Aufgabe, Goethes Verhältnis zu seinem Mädchen vor dem „Ausarten" zu behüten, mochte sie nicht mehr übernehmen. Sie konnte ihm und er ihr nichts mehr nütze sein.

Christiane und August

Nach dem Aquarell von H. Meyer
im Goethe-National-Museum

Ein diplomatisches Übermalen und Hinziehen war ihre Sache nicht. Sie strebte stets nach richtiger Erkenntnis und ging der bittersten Wahrheit nicht aus dem Wege. Was nicht mehr stehen kann, muß fallen.

Der Freundschaftstempel, in dem die Beiden dreizehn und ein halbes Jahr gewohnt hatten, brach zusammen.

* * *

In diesen schlimmen Jahren ereignete sich auch sonst Vieles, was ihr das Weltbild noch mehr verdunkelte. Die Zustände im nahen Fürstenhause waren höchst traurige; unter den Verwaltern des Landes, unter den Anführern der Geselligkeit war keine Einigkeit, kein Vertrauen; überall sah man eine Auflösung der alten Verhältnisse oder den peinlichen Zustand vor einer Auflösung.

Wir wissen, daß Goethes und des Herzogs Untreue gegen ihre eigene Schöpfung diese schlimme Wendung herbeiführte; wir wissen, daß auch die Herzogin Amalie, die bisherige Beherrscherin der feinen Geselligkeit, mit ihren nächsten Hofgenossen nach Italien fuhr; auch Herder begab sich dahin, und ehe er zurückkam, ward es bekannt, daß er einem günstigen Rufe nach Göttingen folgen wolle. Herder blieb zwar schließlich in Weimar, wie auch Goethe in Weimar blieb, aber von Beiden fühlte und wußte man nun, wie schwach ihre Verbindung mit Stadt und Land und wie groß ihre Unzufriedenheit war. Goethes Klage, daß jetzt Alles in Weimar inkonsistent und folgenlos sei, daß sich Niemand mehr an seiner Stelle behaglich fühle,

kehrte auch in Knebels Briefen aus diesen Jahren immer wieder. Schon 1787 hatte er geschrieben:

„Der Herzog liebt Krieg und Soldatenwesen, und ist deshalb unruhig, unbesitzend; das Land nimmt seine Gestalt an: hier, wo bei unmildem Klima und Boden nur der gute Sinn und die Anhaltsamkeit Wohlstand erzeugen könnte."

Im April 1790 wiederholte er die Klage schärfer:

„daß der Herzog die uninteressiertesten, gutmütigsten und edeldenkende Menschen hat wie vielleicht kein Fürst in Deutschland, daß ihm aber ein böser Genius das Interesse für seine eigenen Leute weggenommen und auf ein preußisches Kürassier-Regiment transplantiert und ihm dadurch eine Menge unfaßliche und widrige Maximen in den Kopf gesetzt. Er hat das Zentrum seines Daseins außer seinem Lande gesetzt; dadurch verliert Alles Mut, Kraft und Leben, zumalen bei der engen Wirtschaft und den kleinen Besoldungen."

Karl August hätte sich anders verhalten, wäre ihm in seinem eigenen Heim, bei seiner Gattin, Frohsinn und Liebeslust begegnet. Herzogin Luise ward immer düsterer gestimmt. Am 18. Juli 1786 gebar sie ein Töchterlein, Karoline. Man war mißgestimmt, daß die Niederkunft sich lange verzögerte; man hatte auch sehr einen Knaben gewünscht, denn der Erbprinz war schwächlich; aber solche Kleinigkeiten erklärten es freilich nicht, daß die Herzogin diese Prinzessin nie mit rechter mütterlicher Liebe ansehen konnte. Am 13. April 1789 ward sie wiederum entbunden — von einem toten Prinzen! Karoline Herder, die zugegen war, tröstete sie: Der liebe Gott sei doch gütig gewesen, wenn er von zwei Gefahren die kleinste geschickt hätte. „Nein", antwortete die arme Herzogin, „die große ist geschehen, die kleine

nicht. Es wäre besser, ich wäre am Blutsturz geblieben, damit der Herzog eine andere Frau heiraten könnte."

Eine andere Ehetragödie ging jetzt ihrem Ende entgegen, die Imhoffische. „Mein Herz blutet oft ihretwegen," schrieb Charlotte Ende 1787 über ihre Schwester Luise, „und meine arme Mutter schmerzt mich, eins von ihren liebsten Kindern so unglücklich zu sehen. Ach, wenn man immer wüßte, wie Alles endigt, wie würde man sich fürchten, anzufangen!" Und vierzehn Tage später:

„Meine arme Schwester ist wie ein Schatten aus dem Grabe, ihr Blühen und ihre Munterkeit ist alles dahin. Noch ist's nicht dezidiert, ob die Trennung vor sich geht; wollte Gott, es geschehe!"

Imhoff selber verlangte die Scheidung, und Das war um so seltsamer, da er sich sehr krank fühlte und sein Spiegel ihm oft genug verriet, daß der Tod ihn schon gezeichnet hatte. Es war wohl nicht immer das Unrecht allein auf seiner Seite. Frau v. Stein sagte selber über ihre Schwester Luise, sie lebe bloß nach Instinkt, und Knebel urteilte: „Sie ist ein seltsames leidenschaftliches Geschöpf, wo das Maß von Liebe und Vernunft nicht ganz im Gleichgewicht steht." Aber man behielt die Frau lieb, während Imhoff unausstehlich wurde.

Im Juli 1787 begab sich der unglückliche Mann auf Reisen; im Sommer 1788 mietete er sich in München im Hofgarten bei dem italienischen Kaffeesieder Sarti ein. Die jungen Künstler dort staunten den alten Kollegen an, der, wie er sagte, in Indien für ein einziges Miniaturporträt 30 000 kleine Taler und, wie das Gerücht sagte, für seine Frau eine Million bekommen hatte. Imhoff

klagte über Beklemmungen in der Brust, Schwindel und Melancholie. Eines Tages setzte er sich ermattet auf einen Stuhl, nach zwei Stunden war er tot. Es war im Anfang August 1788. Die Sektion ergab, daß sein Herz ganz verknöchert war. In seiner fränkischen Heimat erzählte man, er sei noch katholisch geworden und seinem letzten Wunsche gemäß in einer Mönchskutte begraben worden.

Von seinem Vermögen fand sich doch noch mehr vor, als man in Weimar zu hoffen gewagt hatte; die Witwe konnte mit den vier Kindern von den Zinsen leben, wenn sie sich sehr einschränkte. Die Kinder waren drei Mädchen und ein Knabe; das älteste Mädchen, Amalie, hatte sehr an dem Vater gehangen und glich ihm innerlich und äußerlich. „Es ist eine völlige Komödiantin aus ihr geworden," urteilte Henriette v. Knebel, „mit allen Manieren ihres Vaters."

Noch einige andere Ehenöte entwickelten sich in Charlottens Nähe. Die ältere Fräulein Lengefeld war dem Herrn v. Beulwitz jetzt vermählt; die Mutter hatte sie also „glücklich versorgt", aber die junge Frau sehnte sich nach einem Manne, der ihr poetisches Gemüt besser befriedigte als ihr Gatte. Ihre Schicksalsverwandte Charlotte v. Kalb sah sich gleichfalls noch an den ungeliebten Ehemann gebunden; ihre Prozeßsachen standen schlecht; ihr Schwager, der ehemalige Kammerpräsident, richtete mit seinem Übermaß von Klugheit viel Verwirrung an.

Charlotte v. Kalb bemerkte zuweilen auch, daß Schiller ihr nicht so völlig und treulich anhing, wie sie gewünscht hatte. In den Karnevalsmonaten 1788 kam

er häufig mit Lotte Lengefeld zusammen, die bei Frau v. Imhoff wohnte; den Sommer verbrachte er dann in Volkstädt bei Rudolstadt, um der Lengefeldischen Familie nahe zu sein. Er urteilte damals über Karoline und Lottchen:

„Beide Schwestern haben etwas Schwärmerei, doch ist sie bei beiden dem Verstande subordiniert und durch Geisteskultur gemildert. Die jüngere ist nicht ganz frei von einer gewissen coquetterie d'esprit, die aber durch Bescheidenheit und immer gleiche Lebhaftigkeit mehr Vergnügen gibt als drückt.

„Ich rede gern von ernsthaften Dingen, von Geisteswerken, von Empfindungen; hier kann ich es nach Herzenslust und ebenso leicht wieder auf Possen überspringen."

Der Volkstädter Dichter und die Rudolstädter Damen hatten viele Spaziergänge zusammen, viel Briefwechsel hin und her und gewöhnten sich sehr aneinander. Als Lottchen nach alter Gewohnheit im Anfang September wieder auf Kochberg saß, schrieb ihr Schiller:

„Wollen Sie mich der Frau v. Stein empfehlen und sie bitten, daß sie barmherzig sein und — Sie nicht zu lange behalten soll."

Gegen Mitte Oktober war Lottchen schon wieder oben. „Ich bin so ganz wohl hier," bekam nun Schiller zu lesen, „und freue mich des Umgangs der lieben Stein; sie ist eine edle Frau und hat soviel angenehme Talente und Kenntnisse."

Und Schiller gab die erwünschte zeigbare Erwiderung.

„Genießen Sie noch recht schöne Tage in Kochberg! Sie sind in sehr guten Händen. Ich habe die Stein sehr lieb gewonnen, seit ich ihrem Geist mehr zugesehen habe; ich

liebe den schönen Ernst in ihrem Charakter; sie hat Interesse für Das, was sie für wahr hält und was edel ist . . . Auch an Ihnen liebe ich diese Mischung von Lebhaftigkeit und Ernst."

Als Schiller im November wieder nach Weimar ging, rühmte er dem Freunde Körner die Rudolstädter Familie von neuem, fügte aber hinzu:

„Mein Herz ist ganz frei . . . ich habe meine Empfindungen durch Verteilung geschwächt, und ist so denn das Verhältnis innerhalb der Grenzen einer herzlichen, vernünftigen Freundschaft."

Es dachten wohl auch Karoline v. Beulwitz und Lotte v. Lengefeld, daß sie mit dem Dichter des ‚Carlos' und des ‚Geisterſehers' nur eine „herzliche, vernünftige Freundschaft" hätten und haben wollten, aber ihre Tage hatten recht viele Minuten für liebende Gedanken; Schiller dagegen hatte seine Pläne und begonnenen Werke noch lieber als alles Frauenvolk. „Ich werde diesen Winter gar einsam hier leben," erklärte er seinem Dresdner Freunde, als er wieder in Weimar saß:

„Besonders die Abende sind mir lieb, die ich sonst sündlich in Gesellschaft verloren habe. Jetzt sitze ich beim Tee und einer Pfeife, und da denkt und arbeitet sich's herrlich."

Er ging in der Tat diesen Winter selten aus dem Haus; Frau v. Stein konnte ihrem Lottchen Lengefeld so gut wie nichts von diesem Freunde erzählen. Sie berichtete am 28. Januar 1789:

„Schiller bat ich letzt zu Tisch, Madame Reichard aus Gotha [die ehemalige Amalie Seidler aus Weimar], welche bei mir war, wollte ihn gern kennen lernen, aber ungeachtet ich ihn zweimal darum anlag, schlug er mir's doch ab, weil er zu viel zu tun habe."

Lottchen Lengefeld bemühte sich diesen ganzen Winter über, ihren Freund Schiller, mit dem sie noch fleißig Briefe wechselte, zu einem Hausfreunde ihrer geliebten Frau v. Stein zu machen, vielleicht auch um diese von ihren trüben Gedanken an Goethe abzubringen. „Sie sollten die Stein zuweilen besuchen, denn es macht ihr Freude, und ihr Umgang ist doch gar angenehm," begann Lottchen; „Frau v. Stein ist mir sehr wert und lieb geworden" antwortete dann Schiller. Lotte erwiderte: „Daß Sie die Stein lieb gewinnen, freut mich; sie ist auch gar angenehm und verständig; ihr Geist hat oft eine traurige Stimmung, und so ernst, daß sie mich anstecken könnte, aber übrigens gehe ich gar gern mit ihr um und habe viel Zutrauen in ihre Beständigkeit und Diskretion."

So waren sie einig im Lobe der Stein, aber Schiller ließ sich wochenlang nicht bei ihr sehen. Lottchen fühlte also doch heraus, daß sich Schiller aus ihrer mütterlichen Freundin noch nicht viel mache. Nun schrieb sie über die „arme Stein", die damals wieder sehr leidend war:

„Ihre Kränklichkeit und manches Andere machten sie in sich verschlossen, und ich denke daher, es ist schwer, ihr nahezukommen. Es war erst nach einigen Jahren Bekanntschaft, daß ich anfing, sie so zu lieben, als ich's jetzt tue. Ich lerne sie nun immer mehr kennen und schätzen, aber die ganze erste Zeit unserer Bekanntschaft schreckte mich ihre Kälte oft ab."

Jetzt entgegnete Schiller, nachdem er wirklich einmal ein Stündchen bei Frau v. Stein verplaudert hatte:

„Frau v. Stein werde ich bald wieder sehen; käme es auf meinen Wunsch an, ich besuchte sie alle Tage; es ist mir wohl in ihrer Gesellschaft."

Lotte ermunterte ihn auf's neue und meinte: „Mir wär' doch die Stein am vorzüglichsten unter den Dames." Aber Schiller erschien nur alle sechs Wochen einmal im Kavalierhause am Wälschen Garten. „Von Schiller höre und sehe ich nichts," klagte die Stein Ende dieses bösen Winters 1788/89, als Goethes Kälte ihr so viel Not machte. „Er hat sich so zur Einsamkeit gewöhnt, daß er, glaube ich, gar keine Sprache mehr für die Menschen hat."

Auch zu Goethen gewann Schiller kein freundschaftliches Verhältnis, obwohl die Beiden in diesem Winter nur durch zwei Häuser voneinander getrennt wohnten. Aber Goethe half tätig mit, als der Plan entstand, Schiller zum unbesoldeten Professor für Geschichte an der Akademie zu Jena zu machen. Lotte Lengefeld und Karoline Beulwitz freuten sich herzlich über diese Ernennung; es war ja der erste Schritt des heimatlosen Wanderers zur Seßhaftigkeit, zu Rang und Amt.

Aber war dies Bleiben Schillers nicht eine Gefahr für sie? Wenn aus der Freundschaft zwischen ihm und den beiden Schwestern Liebe wurde? Wenn dann vielleicht Lotte den kühnen Dichter trotz seines geringeren Standes für sich begehrte, er dagegen sein Verlangen auf die in ihrer Ehe unbefriedigte, schönere und geistreichere Karoline v. Beulwitz richtete? —

* * *

Auch in ihrer eigenen Familie sah Frau v. Stein des Verdrießlichen und Bedrohlichen viel mehr als des Erfreuenden. Ihr alter Vater war sich und den Seinen

immer noch eine schwere Last: wann würde die gute Mutter endlich von ihm erlöst werden? Ihre Brüder waren mißvergnügt. Von dem schweren Schicksal ihrer Schwester Imhoff war schon die Rede. Malchen vegetierte in ihrem Stifte.

Charlottens mittleren Sohn Ernst haben wir zu der Zeit verlassen, als Goethe nach Italien ging; Goethe konnte ihn von dort nur noch mit dem Nachsatz grüßen lassen: „wenn er noch lebt".

Ernst hielt seine Leiden noch zehn Monate aus; zum Knochenfraß kam die Auszehrung. Im Frühjahr 1787 ging es ihm besser als zuvor, und jetzt fing sogar die Mutter an zu hoffen. Diesmal reiste sie früher als sonst nach Karlsbad und diesmal nahm sie ihren kranken Knaben mit. Aber er starb ihr unterwegs, zu Wildental im Erzgebirge, am 14. Juni. Ein Edelmann der Nachbarschaft stand der Mutter bei und sorgte für das Begräbnis.

Charlotte schrieb die Nachricht nur an Knebel und an ihren Schwager Imhoff; ihr Gatte, der wieder einmal unterwegs und schwer erreichbar war, sollte sie von Imhoff erfahren.

Sie begab sich nun allein nach Karlsbad, um dort auszuruhen. Am 27. Juni bat sie die Schwester und Schwägerin: sie möchten beide mit einem Briefe fürlieb nehmen, ihr Kopf habe viel gelitten und ihr Herz wolle nicht wieder ordentlich schlagen.

„Wir leben hier in Festen von allerlei Art, und die Situation ist so, daß man weder am liebsten, noch am traurigsten Gegenstande kann hängen bleiben . . .

„Den 16. Juli hoffe ich wieder von hier wegzugehen. Ich kann das Zuhause nicht erwarten, ob ich schon fürchte, daß mir noch ein Leiden nahe ist. Ein Traum, den ich vor mehr als siebzehn Jahren hatte, ist mir in Wildental eingetroffen. Aber nichts mehr davon! Das ganze Leben ist ja ein Traum."

Noch im Dezember wußte ihr ältester Sohn Karl in seiner mecklenburgischen Verbannung nicht, daß sein Bruder Ernst gestorben war. Die leidende Mutter hatte es vergessen, ihm zu schreiben, oder sie schob es immer noch auf. Im Februar des nächsten Jahres sprach der Vater bei ihm vor, als er wieder einmal zu Pferdeankäufen unterwegs war; von einem Diener des Vaters, Baltzer, hörte nun Karl Einiges über Ernstens Tod; am 22. Februar schrieb er an Fritz:

„Ich habe eine Bitte an Dich .... Ich armer Schelm weiß hier in der Ferne weder, wo Ernst begraben ist, noch wer sein Begräbnis besorgt hat. Dies als sein Bruder und Freund nicht zu wissen, ist mir kränkend. .... Ich habe nicht gewagt, bei meinem Vater während seines Hierseins darnach zu fragen, weil er so traurig über unsern guten Bruder war, daß ihm bei ein paar Gelegenheiten, die ihn dran erinnerten, die Tränen in die Augen traten. Ich habe alle Gelegenheit vermieden, mit ihm von Ernst zu sprechen."

Schon am 13. März hatte Karl den gewünschten Bericht in der Hand und saß auf seinem Kanapee und weinte bitterlich.

Karl war jetzt dreiundzwanzig Jahre alt. Er ging mit dem Plane um, eine Zeitlang auf dem Lande zu leben, ohne jedoch aus dem mecklenburgischen Hofdienste zu scheiden. Die sitzende Lebensweise, wie er sie in der Stadt zumeist führen mußte, machte ihn krank. Es plagte

ihn auch immer noch, daß er in der kleinen Residenz unter Seinesgleichen immer der Letzte und Ärmste war.

„Wenn es sich schickte, so wüßte ich wohl, mit wem ich den meisten Umgang hätte: mit ein paar armen Leuten, die mir wohlwollen könnten und mich liebten."

Und dann schmerzte es ihn wieder, daß seine Eltern daheim ihn für einen Verschwender hielten, weil sie nicht wußten, wie viel mehr das Leben in Mecklenburg kostete, und daß er seinen Eltern fast ein Fremder war. Gegen sein Brüderlein Fritz schrieb er sich seinen Kummer von der Seele:

„Das Glück sucht Dich und gibt Dir, was meine Eltern erfreuet; Alles lobt Dich bei ihnen. Sie haben Dich erzogen, sie kennen Dein Herz, meins nicht. Machst Du einmal einen Fehler, so kannst Du den Eindruck im selben Augenblicke wieder umstoßen; ich aber brauche Monate, ehe ich schriftlich es halb soweit bringe, und dann kommt hinterher das Mißtrauen . . . . Ich kann mich nur durch meine Nachrichten angenehm machen, und von meiner Hand und Feder hängt das bißchen Freude ab, was ich meinen Eltern machen kann, und Das ist freilich teuer bezahlt.

„Ach, ich kann's ihnen nicht genug danken, daß sie mich noch so lieb haben, als sie's tun. Man liebt immer den Vogel am meisten, den man das Pfeifen gelehrt. Mein in Braunschweig, Göttingen und Helmstedt gelernter Waldgesang ist so ausländisch und akkordiert nicht mit Deinem Lied, und wenn ich einmal einen falschen Pfiff tue, so wird man unwillig und tröstet sich an Dir kleinem Vogel im goldnen Bauer auf meine Kosten.

„Ich möchte Dich wohl einmal sehen. Dein Bild hängt zwar jetzt über meinem Schreibtisch, allein ich kann Dich mir immer noch nicht anders vorstellen, als wie Du damals warst, als Du mir soviel Liebe in Weimar bewiesest, wo Du und Ernst den fremden Bruder so freundschaftlich aufnahmt, wie galant

uns unsere Mutter in Kochberg bewirtet. Ach Gott, Ernst! Ernst! Ich heule wie ein Kind und kann nichts weiter schreiben."

Von Ostern 1789 ab lebte Karl einen großen Teil des Jahres, nämlich immer, wenn er nicht zum Hofdienst einberufen wurde, in Doberan; er hatte sich den Auftrag geben lassen, dort „das ökonomische Fach kennen zu lernen", und verkehrte nun fleißig mit den wenigen herzoglichen Beamten am Orte, mit den wenigen Adligen im Flecken und den zahlreichen Adligen in der Nachbarschaft. Sie mochten ihn alle gern, und ihm ward Mecklenburg jetzt viel lieber. „Es gibt hier so viele gute Leute, Schwerin allein taugt nichts."

Aber einige Monate des Jahres mußte er doch in Schwerin und Ludwigslust verbringen, um seinen Hofdienst abzuleisten.

Der arme Bursche bekam immer wieder trübe Nachrichten von zuhause. Sein Vater war schon seit Jahren zuweilen kopfleidend gewesen; die Ursache seines Zustandes blieb rätselhaft. Er klagte über Druck im Gehirn und sein Gesicht zeigte oft gar ängstliche Züge. Man weiß, wie rohe Menschen über solche Gehirnleiden sprechen. Auch Schiller gab ihr Gerede seinem Dresdner Freunde weiter, als Körner Aussicht hatte, im Karlsbade Herrn v. Stein, der mit seiner Schwägerin Sophie v. Schardt im Sommer 1788 dort Hilfe suchte, zu begegnen:

„Er ist ein leeres Geschöpf, ein Kopfhänger dabei, und sein Verstand in täglicher Gefahr. Er ist, glaub' ich, schon einmal drum gewesen und wahrscheinlich wird er es wieder."

Ende Oktober erlitt Josias v. Stein eine Art Schlaganfall; im rechten Arm blieb eine Lähmung zurück;

er wurde nun recht schwermütig und noch gutmütiger als zuvor. Gegen seine Frau, deren mancherlei Leiden er mitempfand, war er in den letzten Jahren noch milder als sonst gewesen; letzte Weihnachten hatte er ihr von Gotha soviel „schöne Sachen zum hl. Christ“ mitgebracht, daß sie sehr erstaunte; er sei so artig gegen sie, meinte Charlotte damals, „daß sie allen guten Frauen ein gleiches Betragen von ihren Männern wünsche.“

Nun war er erst dreiundfünfzig Jahre alt und doch schon ein gebrochener Mann. Am 5. November machte Karoline Herder einen Besuch bei Steins, und am nächsten Tage schrieb sie ihrem Manne darüber:

„Ich fand gestern den Stein wohl aussehend, aber mager und abgesondert, als Einer, der die letzte Reise vor sich hat und es auch sagt. Er räumt in seinen Papieren und Zimmern Alles auf und sagte zu seiner Frau in meiner Gegenwart: Ich räume auf, damit du nach meinem Tode Alles in Ordnung findest.“

Doch Stein erholte sich langsam wieder und nahm auch seinen Dienst wieder auf. Er ward gütiger und frömmer als je. „Mein Vater ist doch so gut, und ich sehe aus allen seinen Briefen, wie lieb er mich hat,“ schrieb Karl zurück, als ihm Fritz 17 Louisdor als Zuschuß zum Ankauf eines Pferdes von den Eltern zugesandt hatte.

Frau v. Stein verhehlte sich nicht, wie gefährlich der Zustand ihres Gatten war. In derselben schlimmen Zeit, wo Goethe sich von ihr abwandte, sah sie ihren Gatten einem langsamen Verfall geweiht.

* * *

In diesen bösen Jahren erstarb in ihr, was noch von alter Frömmigkeit in ihrem Herzen geblieben war. Die Gesangbuchverse „Was Gott tut, Das ist wohlgetan", „Wer nur den lieben Gott läßt walten", „Befiehl dem Herrn Deine Wege" verloren ihre Kraft. Charlotte bekannte sich schon früher für eine heraklitische Natur im Gedanken an jenen alten Weisen, den die Griechen im Gegensatz zu Demokritos den ‚Dunkeln' oder den ‚Weinenden' nannten. Mit Goethen hatte sie einst Sonnerats ‚Reisen nach Ostindien' gelesen; der glückliche Dichter behielt aus diesem gelehrten Werke vor allem zwei poetische Stoffe, die er in herrliche neue Formen brachte: die Sage von der zum Himmel erhobenen Bajadere und diejenige von der Wasser holenden reinen, schönen Frau des hohen Bramen. In Charlottens Gemüt dagegen blieb am stärksten der Begriff des Paria haften, und daran knüpfte sich die Vorstellung, daß sie selber zu den Parias unseres Herrgotts zähle.*)

Ihre kleinen, aber auch sehr häufigen und schmerzlichen Krankheiten nahmen dem Leben viele der sonst guten oder leidlichen Stunden weg. Bald litt sie an den Füßen, bald an den Augen, bald an einer Erkältung, bald an einem Flußfieber, sehr oft an Kopf- und Zahnschmerzen. Einst sah sie auf dem Kochberger Kirchhofe alte Menschenknochen, die bei einem neuen Grabe mit herausgeworfen worden. „Ich wollte, meine Zähne lägen auch da!" war ihr erster Gedanke.

*) Henriette v. Knebel an Karl v. Knebel, 14. April 1787.

Charlotte v. Stein

Von ihr ſelbſt gezeichnet
Aufnahme nach dem Original auf Schloß Kochberg

Was war jenseits des Grabes? Was sollte man sich dort wünschen: ein neues Leben oder ewige Ruhe? Charlotte bedachte einmal, daß Büttner in Jena, der freundliche, alte Vielwisser, nicht lange mehr ausdauern könne. „Wie weh wird mir's tun, wenn auch der gute Alte dahin muß, und — wo fliegt's hin?" Und sie dachte weiter an die sehr lebenslustige böhmische Gräfin Pachta, die sich damals in Jena kurieren ließ. Deren Sprüchlein war: „das gewisse Plätzchen hienieden sei ihr lieber als das Ungewisse, worauf man vertröstet werde". „Ich habe keine Anhänglichkeit an den hiesigen Platz" dachte Charlotte, „und freue mich auf den Schlaf, denn ich bin müde".

IX. Krankheit ringsum

1790—1794

Am 6. Juli 1789 war Charlotte von Ems wieder in Weimar zurück; am 9. Juli feierte man in Herders Hause des Vaters Rückkehr aus Italien, und ein paar Wochen später wohnte auch Goethe nach einigen kleinen Reisen wieder in seiner Wohnung am Frauenplan. Herzogin Amalie befand sich mit den Ihrigen noch in Neapel, aber die Heimreise ward auch dort vorbereitet. Herzogin Luise verließ Thüringen nie, und Herzog Karl August, der Reiselustige, kam doch immer auf Wochen und Vierteljahre zurück. Konnte man da nicht hoffen, daß der alte Freundeskreis sich wieder zusammenschloß?

Mußte nicht Goethe in diesem Kreise aus seiner Verirrung heraus zu seiner Vergangenheit zurückkehren?

Eines Tages stand Frau v. Stein am Fenster und sah, wie Goethe auf ihren Hof trat und auf ihre Haustür zuging. Endlich!

Sie rief ihrer Jungfer: „Schnell mein Tuch! Herr v. Goethe kommt herauf."

Es waren damals leichte weiße Umlegetücher von Musselin Mode. Charlotte machte sich rasch vor dem Spiegel zurecht und suchte sich zu überlegen, wie sie ihn begrüßen, wie sie seine Erklärungen aufnehmen wolle ...

Aber warum klopfte er denn noch nicht?

Sie starrte nach der Tür. Und endlich ward es ihr schreckliche Gewißheit: er hatte gar nicht zu ihr kommen wollen! Er war über ihren Hof und durch ihr Haus gegangen, um sich den Gang zur Bibliothek abzukürzen!

So gleichgültig war sie ihm! — —

In Gesellschaft begegneten sie sich bisweilen. Fritz ging noch öfters in sein Haus und wechselte mit ihm Briefe. Dann antwortete Goethe wohl auch: „Grüße Deine Eltern!" Und einmal schickte er Charlotten den letzten Band seiner gesammelten Werke.

Aber einen Versuch, die ehemalige Freundschaft zu erneuern, machte er so wenig wie sie. Er war jetzt erst recht der hartnäckige Schweiger; Frau v. Stein dagegen sprach sich gegen ihre Nächsten mit ihrer gewohnten Offenheit über den verlorenen Freund aus. „Es sind böse Reminiszenzen in ihr geblieben", urteilte Karoline Beulwitz, und: „Die Stein ist aufgerieben in sich, arme Seele!" Und ein andermal:

„Sie war in eine stille Trauer über ihr Verhältnis mit Goethe gesunken, und da schien sie mir wahrer und harmonischer, als in der widernatürlichen von Gleichgültigkeit und Verachtung.

„Ein zwölfjähriges zärtliches Verhältnis kann sich nicht in so widrige Empfindungen auflösen, ohne die besten Kräfte des geistigen Lebens zu vernichten."

Der Treue kann den Untreuen nicht begreifen; das Verhalten des Andern erscheint ihm wie eine plötzliche Wesensveränderung; solche Wesensveränderung aber ist wider die Natur. Wenn eine rasche Verwandlung unserer Seele möglich wäre, müßte sie alle menschliche Ordnung genau so bedrohen wie das Verbrechen. Wer uns zwölf Jahre die beste Freundschaft zeigt, so daß wir uns ganz auf diese Freundschaft einrichten, ganz sicher in ihr wohnen, und uns dann plötzlich verläßt, hat er uns nicht schlimmer betrogen und beraubt, als ein Feind es vermöchte?

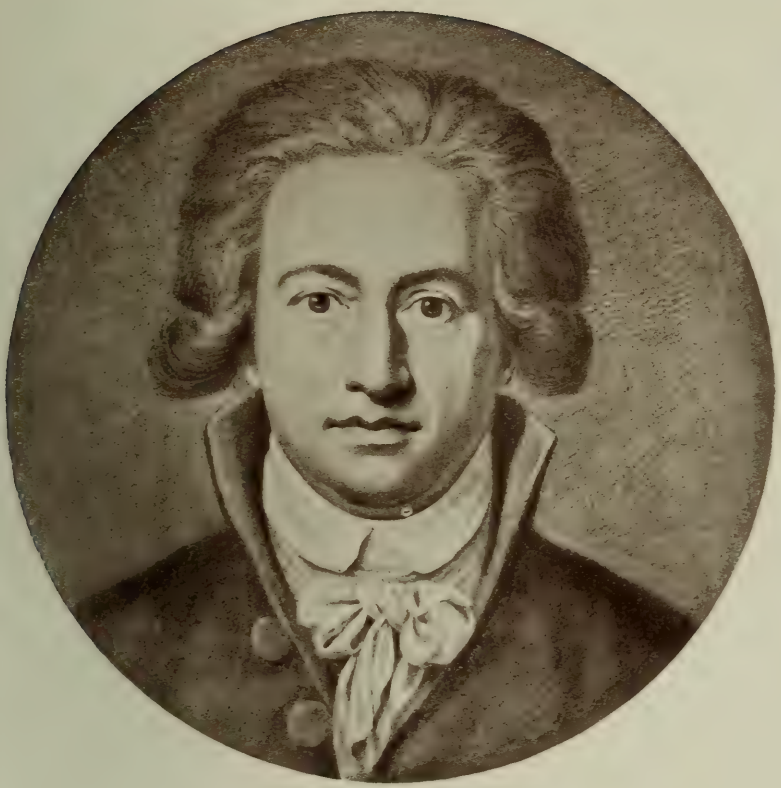
Charlotte sagte ihrem Fritz geradezu: er sei von Goethen hintergangen worden, und auch sich selber hielt sie für getäuscht. Daß die Änderung Goethes ein Versinken zum Niedrigen und Unreinen sei, war ihr nicht zweifelhaft; schon deshalb nicht, weil er auf die Dauer sich mit jenem Mädchen wohlgefiel und großen Anteil an ihren Kindesnöten, Geburten und anderen Erlebnissen, auch an ihrer ganzen Familie nahm.

Aber Charlotte hatte noch stärkere Beweise für Goethes traurige Metamorphose. Schon äußerlich war er ein Anderer geworden. Früher schlank, mager, behende, jetzt dick, steif, träge; früher geistig, jetzt sinnlich aussehend; früher galt er überall für schön, jetzt hätte

ihn Niemand dafür erklärt. „Schrecklich dick“ nannte ihn die Herzogin im Herbst 1793.

Und seine Leistungen? Die frühere Opferwilligkeit war dahin; er überließ jetzt alle langweilige Arbeit willig den Anderen, bezog aber trotzdem sein Gehalt und behielt seinen hohen Rang unter den Geheimen Räten. Sicherlich blieb er dem Herzoge als guter Freund und Begleiter lieb und nützlich; er folgte ihm ja sogar zu Manövern, Krieg und Belagerung; aber dafür konnte man kaum dankbar sein, da man diese Abwesenheiten des Herzogs nur beklagen mußte. In Jena besserte Goethe an verschiedenen akademischen Anstalten herum, in Weimar übernahm er die Leitung des Theaters, als man den Direktor Bellomo satt hatte und es einmal wieder mit einem eigenen Hoftheater versuchte. Aber diese zerstreute artistisch-wissenschaftliche Tätigkeit ließ sich doch nicht mit seiner treuen Arbeit vor seiner italienischen Reise vergleichen.

Waren etwa seine poetischen Werke jetzt um so besser? Ach! auf ‚Iphigenie‘, ‚Tasso‘ und ‚Egmont‘ folgten ‚Der Großkophta‘, ‚Der Bürgergeneral‘ und ‚Die Aufgeregten‘. Wo blieben nun eigentlich die Wunderfrüchte, die er aus den Gärten Hesperias hatte mitbringen wollen? Man hörte zwar, daß er verliebte Elegien und zweideutige Epigramme in klassischem Stil machte; sie konnten wohl nicht öffentlich gezeigt werden. Ferner hieß es, daß er Botanik und Anatomie weiter trieb, daß er in der Optik eine große Irrlehre Newtons aufdecken wolle. Sein lebhafter Geist fuhr also immer noch hin und her; aber Alles in



Goethe

Von Johann Heinr. Lips 1791
Nach einer Kreidezeichnung im Goethe-Hause zu Frankfurt

Allem, hielt Goethe nicht, was man erwartet hatte. Wenn Charlotte „von diesem ausgelöschten Stern“ sprach, erregte sie kaum Widerspruch.

Und wenn sie von seinen neuen Theaterstücken sagte, sie habe kein Interesse dafür, so stand sie damit nicht allein. Am meisten beklagte sie auch hier, daß Goethe gar keine höheren Menschen mehr bildete, zu denen man mit Lust hinaufschauen konnte.

„Nicht einmal den Ritter [den Besten im ‚Großkophta‘] läßt er ganz rein, und Das ohne Not. Man mag doch wenigstens auf der Bühne noch gerne solche Charaktere sehen, eben je weniger sie vielleicht im wirklichen Leben zu finden sind.“

Daß Goethe in seinen neuen Verhältnissen, sozusagen in seiner neuen Haut, nicht glücklich war, sah damals Mancher, und seine alte Freundin fühlte es aus vielerlei Zeichen. „Schreib' ja dem Goethe!“ ermahnte sie ihren Fritz in einer weichen Stunde; „man hat ja mehr Briefe der Lebendigen an die Toten. Das Mitleid bemächtigt mich manchmal über ihn, daß ich weinen könnte.“

* * *

Um dieselbe Zeit hatte sie vom Ehemanne einen beständigen Kummer und eine tägliche Last. Ihr Vater beendete sein längst unnütz gewordenes Dasein endlich am 5. November 1790; er zählte fast 80 Jahre, als er starb, und verließ die schöne Welt dennoch sehr ungern. Nun die Mutter frei wurde, war die Tochter an einen kranken Mann gefesselt. Auf wie lange?

Im Februar 1790 hatte Stein einen zweiten Schlaganfall. Er war nun körperlich so hilflos und seelisch so bedrückt, daß seine Frau ihn kaum verlassen durfte. Sie wäre z. B. gern einmal nach Jena gefahren, „aber wo mit dem Stein hin?“ Sie malte sich mit guten Freunden eine Reise nach Dresden aus, aber Ernst machen durfte sie nicht damit, solange ihr Gatte sie nicht entbehren konnte.

Im Februar 1791 kam wieder ein Schlaganfall. Stein erholte sich von ihm ganz gut, konnte bald wieder ein paar Finger bewegen und dann die Hand und dann den Arm. Seine „Hypochondrie“ aber blieb, und sie war für die Seinen das schlimmere Leiden. Zur Teezeit pflegte sich eine gute Gesellschaft einzufinden, Stein heiterte sich auf, aber den größten Teil des Tages blieb er in einer jammernden Stimmung. „Mein trauriger kranker Gesellschafter hemmt den Lauf meiner Gedanken,“ klagte nun auch Charlotte über sich, „und ich werde stumm mit ihm.“

Sie hatte seltsamer Weise jetzt keine Neigung zu den Dingen, die sie sonst zerstreuten und erfreuten; sie suchte vielmehr das Unangenehme noch auf. So warf sie sich eifrig auf die Hauswirtschaft.

„Ich besorge Alles ordentlich, was ehemals meine Jungfer, die nunmehr weg ist, sehr unordentlich besorgte. Dieses nimmt mir die schöne Zeit, die ich sonst zum Lesen, Schreiben, Zeichnen anwendete, ziemlich ganz hinweg, ermüdet meine Füße und legt mich in einen festeren Schlaf wie gewöhnlich, ja läßt sogar meine Einbildungskraft von allen Träumen ruhen.“

Ihrem Manne wurde das Lauchstädter Bad angeraten; sehr ungern entschloß sich Charlotte zu einem

Aufenthalt in diesem Dorfe, dessen gerühmtester Spaziergang der Schindanger war. Ihr selber bekamen das Bad und die kurgemäße Lebensweise recht gut; ihrem Manne war nicht mehr zu helfen. In einem Briefe vom 5. Juli schrieb sie:

„Mit meinem Gatten geht es immer schlechter, und seine Krankheit ist von der Art, daß man sein Leben nicht wünschen kann. Der Medikus in Lauchstädt sagte mir auch, sein Kopf sei nicht zu kurieren. Es ist Etwas, das mir nicht unerwartet kommt, und ich sehe überhaupt schon eine Weile dem Leben gleichgültig zu."

Monat auf Monat verging, und mit Stein wurde es eher schlimmer als besser. Als er im Sommer 1793 wieder einen schweren Anfall gehabt hatte, verhehlte Charlotte es auch ihrem Fritz nicht, daß des Vaters Tod für den Kranken selber und für die Seinen ein Glück sein würde. Daß der gemütskranke Mann sich zuweilen auch gegen seine Pflegerin wandte, lesen wir in keinem ihrer Briefe; aber es geht aus Fragen der Herzogin nach Steins Verhalten hervor:

„Ist der Kopf noch immer nicht in Ordnung oder ist er besser? Ich hoffe, daß er Sie nicht quält und Sie in Ruhe läßt."

* * *

Der älteste Sohn des Kranken hatte schon oft an Heimweh gelitten; unter den jetzigen Umständen mußte das von Thüringens Wäldern umrauschte hohe Schloß Kochberg eine neue Anziehung für ihn gewinnen. Er hatte von Doberan und Schwerin aus mancherlei Landwirt-

schaft gesehen und oft mit Kennern beurteilt: war er jetzt nicht berufen, die Güter seiner Familie zu verwalten? Würde es nicht ein hundertmal schöneres Leben sein: in der Heimat als armer Landedelmann auf Erwerben und Sparen zu sinnen, als in Mecklenburg den Höfling zu spielen?

Das Leben am Hofe bekam er manchmal sehr satt. Sein Herzog Friedrich Franz der Erste war gut und klug, aber auch er war manchen Versuchungen seines Standes nicht gewachsen. Ein regierender Fürst darf ungestraft über alle Mitmenschen witzeln und spötteln, und im achtzehnten Jahrhundert ergaben sich nicht wenige Potentaten diesem Laster, um neben ihrer Macht auch ihre geistige Überlegenheit kund zu tun. So bildete auch Karl v. Stein oft die Zielscheibe von durchlauchtigen Sticheleien, teils weil er ein wehrloser Hofjunker, teils weil er ein anderer Landsmann, teils weil er ein Mensch von eigenen Ansichten und Sitten war. In den Briefen an Fritz zeichnete er zuweilen seine Lage:

„Ich esse wenig, trinke bei Tafel keinen Wein, weil er sehr schlecht ist, und spielen tu ich auch nicht. Der Herzog hat beständig was auszusetzen drüber und macht mich übler Laune. Der ewige Diskurs ist: die Sachsen haben diesen, die Sachsen haben jenen Fehler. Bald habe ich einen lahmen Arm, bald eine lahme Zunge, welche er nachmachen will; kurz, er ärgert mich im eigentlichsten Verstande."

Der Herzog hatte auch den üblen Geschmack, zuweilen über den Vater seines Hofjunkers zu scherzen, indem er die thüringische Aussprache oder die Redewendungen oder die Bewegungen des weimarischen Ober-

ſtallmeiſters nachmachte. Einmal rief ihm bei ſolchem Scherze Karl ärgerlich zu: er möge nun auch wie ſein Vater ihm ein Häuflein Goldſtücke als Zuſchuß auf den Tiſch legen. Auf dieſe Anregung wandte ſich der Herzog einem anderen Gegenſtande zu. Eine Gage bekam nämlich der junge Hofmann in den erſten Jahren nicht.

Auch wenn Karl nicht die Koſten des fürſtlichen Witzes trug, war er oft ingrimmig über das verdummende Hofleben, in dem er ſich täglich bewegen, in dem er, ach ſo oft! wie ein Gefangener ſtillſtehen oder ſtillſitzen mußte.

Da er ſelber nicht ſpielte, wodurch er freilich als Hofmann ein arger Sonderling war, hatte er auf das tägliche Kartenſpiel eine beſondere Wut; oft zuckte es ihm in allen Gliedern, den verdammten Pharaotiſch umzuſchmeißen, an dem ſein Herr und Herzog ſaß.

„Du kannſt Dir nicht vorſtellen, was für dummes Zeug oft dabei geſprochen wird. Wenn der Herzog ein paar Karten ausſpekuliert hat und ſie gewinnen, dann ſchreit eine ganze Menge Stimmen: ‚Nein, mein gnädigſter Herr! Das war ganz ſuperb! Superbe, ſuperbe geſpielt! Was Eure Durchlaucht für Reſourcen haben. Das iſt unique! So müſſen nur große Herren ſpielen können.‘

„Sonſt mag er wohl mehr gefühlt haben, was Schmeichelei iſt, allein es geht ihm damit wie den Damen mit dem Kaffee: ſie trinken ihn zur Probe und endlich aus Gewohnheit. . . .

„Er hat Verſtand genug, über eine Sache nachzudenken, allein er iſt oft zu faul, ſo daß man, wenn man die Urſache nicht kennt, glauben ſollte, er beſäße gar keine Faſſungskraft. Daher kommt es, daß er in allen trocknen und ſeriöſen Sachen, die ihn nicht amüſieren, ſehr von andern Leuten abhängt und oft Intrigen ſieht und bekämpfen will, wo keine ſind.

Dagegen, so faul seine Fassungskraft auf der einen Seite wirkt, so geschickt und fleißig ist sie, mit einem Blick Alles zu durchschauen, was durch sein Ridikül oder andere bildliche Eigenschaften amüsant wird."

Im Sommer 1791 kam es zu solchen Mißhelligkeiten, daß Karl seinen Dienst aufkündigte; seine kleine Tante mußte mit ihm darüber Briefe wechseln, damit sein kranker Vater vor diesen Sorgen behütet würde. Der Streit wurde beigelegt; der Herzog sah sein Unrecht ein und machte es dadurch wieder gut, daß er Karl die Anwartschaft auf das Amt Doberan gab, wo er sich jetzt zu seiner Belehrung aufhielt. Der Amtmann Fulda war zwar noch bei guter Gesundheit, trotzdem bot die Aussicht auf eine Stelle, die tausend Taler im Jahre trug, eine angenehme Sicherung für die Zukunft. Der Hofdienst blieb ihm dabei, und in ihm rückte er endlich vor. Um Weihnachten 1792 ward er sogar zu einem der acht herzoglichen Kammerherren ernannt.

Am meisten aber erleichterte sich seine Lage durch die großen Urlaube, die er vom Herzog erhielt und die durch die Krankheit seines Vaters gerechtfertigt wurden. Seit Weihnachten 1789 war er alljährlich auf ein paar Monate in Weimar oder Kochberg; jetzt wuchs er erst recht wieder mit den Seinen zusammen. Die Mutter fand, daß Karl zu seinem Vorteil verändert und ein angenehmer Gesellschafter sei. Es kam sogar vor, daß Karl dem Bruder Neuigkeiten von daheim erzählen oder ihn ausschelten konnte, wenn er nicht, wie versprochen, nach Kochberg kam:

„Wenn es ein andermal wieder Sonnabend wird, wie gestern, so bleib' nicht aus und laß uns unsere Birnenkalatschen und Hasenbraten allein verzehren!"

Jetzt sprach er mit der Mutter alle ökonomischen Angelegenheiten der Familie durch. Vom Herrn v. Röder, der mit des Vaters Schwester verheiratet gewesen, waren 4000 Taler zu fordern, da er sich wieder verheiraten wollte. Der Großvater Schardt hatte wenig mehr als seine Gemäldesammlung hinterlassen; man suchte lange nach einem Käufer dafür, schließlich erwarb sie ein sehr reicher Herr v. Oldershausen, der sich kürzlich in Weimar niedergelassen. Die Großmutter hatte nach Schardts Tode ihr großes Anwesen, das durch Zukäufe noch vergrößert war, günstig abgegeben. Ein Graf v. Marschall zahlte sechstausend Taler dafür.

Mit allen diesen künftigen Erbschaften machte Karl seine Pläne, wenn er wieder einsam zu Doberan saß. Dem kranken Vater durfte er sie nicht schreiben, weil sie ihn beunruhigt hätten; aber Fritzen legte er sie vor:

„Meine größte Freude, lieber Bruder, wäre, bei Euch auf dem Lande zu sein. Du müßtest aber auch, nebst unserer Mutter, der Stadt entsagen.

„Da lebten wir denn so, daß ein Jeder sein bestimmtes Geschäft hätte. Dir übertrüge mein Vater die Sorge für die Gärten, Gebäude und die in der Reinlichkeit und Ordnung von selbst sich bildende Elegance der Wirtschaft und die Korrespondenz. Mir den Ackerbau und Viehhandel und Holzwirtschaft. Und unsrer Mutter die Aufsicht über die Haushaltung, Milchwirtschaft, Leinenzeug und den Betrieb alles Dessen, was in die Wirtschaft gehört.

„Kämen wir dann des Mittags und Abends ermüdet zu Haus, so hätte uns indessen unsere Mutter einen deliziösen Hefenkloß oder ein anderes Leibessen präparieren lassen.

„Hätte ich dann auch nur 200 Taler jährlich, würde ich doch recht glücklich mich halten. Aber wir müßten zusammen sein!"

Von der Mutter erfuhr er, daß Kochberg im Jahre 1791 nur achthundert Taler abgeworfen habe; schon 1790 hatte er sich in Weimar genau über den Haushalt unterrichtet, und nun entwarf er seinen Wirtschaftsplan:

Einnahmen.

Groß-Kochberg (einschl. Schäferei und Brennerei) 2425 Taler; Kuhfraß 414; Spaal 150; Forsten 1040; Zinsen, Prozente von Kaufgeldern, Triftgelder 200. Zusammen 4229 Taler; dazu des Vaters Besoldung 2000. Summe 6229 Taler.

Ausgaben.

Zinsen 2119. Die Wirtschaft in Weimar, die früher 1600 Taler kostete, jetzt, wo Fritz höhere Ansprüche machte: 1900. Karl 400. Summe 4419 Taler.

Also ein Reingewinn von 1810 Talern im Jahr! Immer vorausgesetzt, daß die Familie nicht von ihren Verwaltern betrogen würde, oder mit anderen Worten: daß Karl oder Fritz selber in Kochberg wohnte und regierte.

„Ich bin jetzt fast beständig in Gedanken in Weimar oder vielmehr in meinem mir in der Imagination so glücklich gemalten Logis im Kochberger Hofmeisterhaus und gedenke mir, wie der Hofmeister und ich das Beste des Steinschen Hauses überlegen und in ökonomischen Schriften heraussuchen."

Solche Pläne spann Karl im Januar 1793 in dem Dörflein Doberan, das in diesem selben Jahre zum Seebad eingerichtet wurde, zum ersten der später so zahlreichen Sommerorte an den deutschen Küsten. Er hörte jetzt also viel von Doberaner Projekten reden; seine Zukunftsbilder hatten alle die heimatliche Burg zum Mittelpunkte.

* * *

Fritz ging unterdessen seiner Ausbildung nach, die zugleich ihm und der weimarischen Heimat zugute kommen sollte. Das herzogliche Paar, Goethe und seine Eltern hatten seine Bahn voraus bestimmt: Kammer-Assessor, Rat in der Kammer, Kammerpräsident, Staatsminister. Der jenaische Student — Das war Fritz zunächst — hatte freilich auch noch Träume, die nicht in die weimarischen Amtsstuben flogen; er hätte gern Etwas von der weiten Welt gesehen und eine Zeitlang in der Fülle großer Länder gelebt.

Vier Semester brachte er in Jena zu: von Ostern 1791 bis Ostern 1793; dann setzte er seine Studien auf eine damals ganz ungewöhnliche, aber doch zweckdienliche Weise fort. Er ging nach Hamburg in das Institut des Publizisten und Nationalökonomen Johann Georg Büsch, in eine Bildungsanstalt, die mehr für künftige Handelsherren als für Staatsbeamte gedacht war.

Zuvor tat er mit Karl, der bis Lüneburg ohnehin denselben Weg hatte, einen Blick in dessen mecklenburgische Umgebung. „Es ist ein häßliches Land, wo

nur Weiden gedeihen und die Zwetschen höchstens rot werden.“ Aber auch Hamburg war nicht so angenehm, wie Fritz es sich vorgestellt hatte; der Torfgeruch und die kotigen Straßen, die häufigen Nebel und sein dunkles Stübchen nach der „Fuhlentwiete“ hinaus gefielen ihm gar nicht, und von den norddeutschen ungewohnten Nahrungsmitteln hatte er schon, ehe er noch Hamburg erreichte, die Gelbsucht bekommen.

Die Akademie des alten Professors Büsch bot leider auch nicht Das, was ihm versprochen worden war. Und wie kostspielig war hier das Leben! Seine Berichte nach Hause fielen nicht gut aus. Goethe tröstete seine Angehörigen:

„Wenn Fritz nicht ein Mensch wäre, der sich zu finden weiß, der gleich eine Sache so zu nehmen weiß, wie sie nun ist, so müßte er gleich gerade nach Hause kehren. Fritz wird aber immer noch Nutzen daraus ziehen.“

* * *

Unterdessen wuchsen auch die Töchter Imhoffs heran. Seine Witwe saß sehr oft bei ihrer Schwester Charlotte; sie blieb immer redselig, gutmütig, harmlos.

Von ihren Töchtern war die zweite, Käthchen, auch wohlgelitten bei Steins; die älteste, Amalie, machte, als sie aus einer Pension heimkam, etwas viel Ansprüche. Ihre Gelehrsamkeit ging bis in's Griechische hinein; sie war Dichterin, Malerin, Sängerin, Harfenspielerin, und zugleich eine schöne, stattliche Erscheinung. Tante Stein sah die Talente der Nichte mit

Wohlgefallen, gab ihr aber auch gern eins drauf, wenn sie im Bewußtsein ihrer Vorzüge hochtrabend oder geziert wurde. Sobald uns die Eigenschaften eines Andern verdrießen, so verstärken wir in uns die entgegengesetzten Eigenschaften, wenn wir mit ihm zu tun haben; und so kam es, daß besonders Amalie v. Imhoff von ihrer Tante Stein den Eindruck der Kühle, Herbheit, Aufrichtigkeit, ja Grobheit empfing. Deshalb erzählte sie in späteren Jahren:

„Frau v. Stein hielt sich meist in etwas herber Zurückgezogenheit, die vielversprechende Geistesentwicklung ihres Sohnes Fritz beobachtend. Sie war lange gebunden gewesen durch die Krankheit ihres gichtisch gelähmten Mannes. Die praktisch-kluge Frau erfüllte gewissenhaft ihre häuslichen Pflichten, wenngleich ihr kühler Verstand sich dieselben erleichtern ließ. Ein alter Kammerdiener, Schach, war Faktotum im Haus; er begleitete seine Herrschaft auch auf der Promenade, wo er den vom Podagra gequälten Gebieter führte. Einst bei der Heimkehr hörte die auf der Treppe vorausschreitende Hausfrau einen schweren Fall hinter sich; sie kannte die Gebrechlichkeit ihres Mannes, und, ohne sich umzukehren, mit dem Daumen rückwärts deutend, ruft sie: ‚Schach! heb' er mal da auf!' Für sie durchaus nicht herzlos, böse gemeint, sondern nur praktisch gedacht, da sie mit ihrer Kraft den Dienst nicht leisten konnte. Charakteristisch ist es, wie sie bei der Erziehung ihrer Kinder nicht die Sorge für alle kleinen Einzelheiten selbst übernahm, um desto weniger das weitere Ziel aus dem Auge zu verlieren, das sie sich gesteckt hatte. Auch in Handarbeiten war sie mehr genau anordnend als selbst ausführend; als der dritte Sohn schon das Haus verließ, stickte sie noch an einer Musselin-Mantille, deren sie vor der Geburt ihres Ältesten bedurft hatte.

„Sie blieb sich ihrer Eigentümlichkeit ganz bewußt und war sehr stetig dadurch, daß sie dieselbe nicht abzulegen

strebte. Eine unbeirrte Gewissenhaftigkeit war ihr der Riegel für ihre Hausehre geblieben. Der große, aufrichtige Zug ihres Wesens versöhnte Andere mit mancher egoistischen Härte. So schenkte sie einer ihrer Nichten Imhoff einst ein Paar neue Handschuhe, und als Diese, tiefgerührt über diese ganz unerwartete Gabe, ihr danken wollte, wehrte sie kühl ab: ‚Kind, wenn ich sie hätte tragen können, würdest du sie nicht erhalten haben; sie paßten mir nicht.'"

* * *

Näher als die geniale Nichte stand Charlotten die Tochter ihrer Wahl und Fritzens Schwester seiner Wahl: Lotte v. Lengefeld.

In den ersten Augusttagen von 1789 verlobten sich Lotte und Schiller; doch sollte ihr gegenseitiges Versprechen noch geheim bleiben, besonders auch vor Lottens Mutter, damit sie sich nicht in Sorgen und Angsten verzehre.

Schiller war Professor in Jena, aber ohne Gehalt, und der erste Zulauf der Studenten erwies sich nur von kurzer Dauer; Schiller hatte zum akademischen Lehramt weder die Gelehrsamkeit, noch die Fähigkeit, lange und laut zu sprechen, noch die Liebe zum Unterricht der Jugend. Er suchte also nach einem Neuen. Wenn er tausend Taler Einnahme hätte, malte er sich aus, könnte er an manchem hübschen Ort mit Lotten und Karolinen — denn er liebte immer noch beide Schwestern und dachte sie sich stets als ein ungetrenntes Paar — auskommen. Sechshundert Taler glaubte er als Schriftsteller erarbeiten zu können; die Schwestern bekamen von ihrer Mutter Zuschuß, so daß eigentlich nur noch zweihundert Taler fehlten.

Freilich durften ihn seine Gläubiger nicht ersuchen, die Schulden zu bezahlen, die er seit Jahren hatte.

Schiller setzte Hoffnungen auf Berlin und Wien; am meisten rechnete er auf seinen besonderen Gönner, den Freiherrn Karl v. Dalberg, kurmainzischen Statthalter in Erfurt. Sobald der alte Kurfürst von Mainz starb, war Dalberg sein Nachfolger; dann würde dieser gütige Mensch für alle seine Freunde reichlich sorgen; für Schiller und die Seinen hatte dann alle Not ein Ende. Aber ach! der Kurfürst von Mainz besaß eine zähe Natur; alle Seufzer, daß ihm ein seliges Ende bald beschert sein möchte, blieben wirkungslos, und solange Dalberg nur erfurtischer Statthalter und mainzischer Koadjutor war, konnte er wenig helfen, sondern gewöhnlich nur hoffen, wünschen und versprechen.

Im November 1789 war Lottchen Lengefeld wieder einmal bei Mama Stein auf Kochberg; jetzt vertraute sie ihr unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses, wie sie mit Schiller stand.

Das war freilich eine sorgliche Sache! Frau v. Stein hatte Nichts gegen Schillers Person, wenn sie von seiner schwachen Gesundheit absah; er war zwar nicht von Stand, aber sein ganzes Auftreten ließ seine bürgerliche Herkunft vergessen; seine poetischen und geschichtlichen Werke verdienten gewiß die Bewunderung, die sie fanden. Sein Suchen nach einer ausreichenden Einnahme mußte freilich erst von Erfolg sein, ehe er einen Haushalt begründen konnte.

Am bedenklichsten aber war das seltsame Verhältnis zwischen Schiller und Lottens Schwester Karoline.

Welche der beiden Schwestern liebte ihn am tiefsten? Welche liebte er mehr als die andere?

Karoline war jetzt sehr hysterisch, war Krämpfen und Zuckungen ausgesetzt, aber sie war von den beiden Schwestern die schönere, anziehendere, begabtere; sie glich in einigen Dingen der Charlotte v. Kalb, die ja auch immer noch auf Schiller rechnete.

Die mütterliche Freundin sprach mit Lottchen über die Gefahr, die von Karolinen her drohte, und Lottchen vertraute die von der Stein in ihr erweckte Angst ihrer Freundin Karoline v. Dacheröden in Erfurt an. Diese suchte sie zu beruhigen:

„Was Dir die Stein gesagt hat, wundert mich sehr, daß es so tiefen Eindruck auf Dich hat machen können, da es Dir doch gewiß schon eine Erfahrung Deines Lebens ist, daß die meisten, selbst gute Menschen, die Empfindungen Anderer nach der Grenze der ihrigen bestimmen und Alles verdammen, was über diese hinausgeht.

„Lina [Karoline Beulwitz] ist ein eigenes Wesen, und das ewig unwandelbare, ewig stete Gefühl der Liebe nuanciert sich so verschieden! Du liebst Schiller mit allen Kräften Deines Wesens, ihre Seele ist in ihm versunken: kann es anders sein?“

Auch die ältere Schwester wußte und fühlte, daß Frau v. Stein ihr in diesem Liebes-Dreibunde entgegen war, und wenn sie dann als Gast auf Kochberg außer Charlottens herben, realistischen Urteilen auch das stete Geplätscher der Frau v. Imhoff mit anhören mußte, so fühlte sie sich als ein eingepreßtes Genie neben zwei argen Philisterinnen. Gegen Schiller machte sie sich Luft:

„Die Stein ist ein verständiges Weib, aber für die zartesten Herzensverhältnisse ist ihr jetzt der Sinn verschlossen; sie ist ohne Glauben daran. Diese Stellung des Gemütes wirkt Entfernung zwischen uns; ihr Zustand tut mir weh, und ich kann ihr Nichts geben; Nichts tönt in ihrem Wesen wieder, dessen das meinige voll ist.

„Die Gesellschaft der zwei Frauen ist doch sehr leer, und an's Entwickeln und Verfolgen der Ideen ist mit ihnen nicht zu denken; die ihren drehen sich ganz um den Kreis des gewöhnlichen Lebens herum; und alle Kleinigkeiten machen sie wichtig, daß mir die Zeit sehr lang dabei wird.

„Kenntnisse haben sie auch nicht in der Deutlichkeit, sie mitteilen zu können.

„Das Gewebe von Koketterie, Rivalität und Armseligkeit in ihrer weimarischen Gesellschaft, das mir aus ihren Erzählungen deutlich wird, gibt mir eine unangenehme Aussicht . . ."

Aber Lottchen klagte auch dem heimlichen Bräutigam selber ihre Angst, daß er ihre Schwester wohl mehr liebe als sie. Und sie verteidigte tapfer ihre Mama Stein.

„Glaube ja nicht, daß die Stein indiskret ist und es unserm Verhältnis nachteilig sein könnte, daß sie es weiß! Sie schweigt gewiß. Ihre Teilnahme an meinem Glück ist so innig, so wahr, daß es mir weh tat, sie zu hintergehen.

„Könnte sie etwas entfernt beitragen, uns glücklich zu machen, sie wendete alle ihre Kräfte an. Sie liebt Dich, kennt Deinen Wert und schätzt Dich . . .

„Es war mir ein rührender Abend, wie ich ihre Liebe zu mir so fühlte und wir von unserm künftigen Leben sprachen."

Lottchen behielt recht. Die Stein schwieg nicht nur über die heimliche Verlobung: sie log sogar und versicherte, das Gerede darüber sei nicht wahr. Sie verbarg das Geheimnis auch vor Lottchens Mutter, da

Frau v. Lengefeld schon durch die ältere Tochter genug Sorgen hatte. Denn Karoline strebte ja danach, sich von dem Gatten zu trennen, obwohl sie doch gut bei ihm versorgt und obwohl Beulwitz ein ehrenwerter Mann war, der das überspannte Verhalten seiner jungen Frau recht geduldig ertrug.

Auch darin hatte Lotte Lengefeld recht, daß Frau v. Stein bereit sei, Schillern und ihr beizustehen. Die jungen Leute brachten selber von ihren Projekten keins vorwärts, schon weil sie alle vierzehn Tage ein anderes schmiedeten; unterdessen breitete sich aber doch das Gerücht von ihrer Verlobung aus, und ihre Bekannten fragten sich, wovon das neue Paar zu leben gedenke.

Gegen Weihnachten 1789 redete Herzog Karl August die Frau v. Stein an: ob Lottchen wirklich Braut sei; sie sagte ihm die Wahrheit, und er billigte Lottens Wahl.

Nun wagte Frau v. Stein, ihm Schillers mißliche Lage vorzustellen und ihn zu bitten, durch eine Pension*) den Beiden die Möglichkeit zur Heirat zu geben. Er wies den Gedanken nicht ab.

Auch mit der Herzogin sprach Charlotte über ihre Schutzbefohlenen, hier freilich ohne Erfolg. Herzogin Luise schätzte Schillers Schriften, aber daß eine Adlige und noch dazu ein „anziehendes und hübsches Mädchen“ einen bürgerlichen Professor erwählte, war zu sehr gegen ihre Grundsätze.

---

*) Pension sagte man damals oft, wo es jetzt Gehalt heißt.

„Die Stein hat eine große Freude über des Herzogs Äußerungen," schrieb Lotte in den letzten Dezembertagen, „und es rührt mich, wie warmen Anteil sie an mir nimmt. Sie liebt mich, wie sie nur Jemand lieben kann."

Mama Stein versprach ihrem Töchterchen bereits, sie recht oft in Jena zu besuchen, wenn sie dort Professorin sei, und wenn der kranke Oberstallmeister stürbe, zöge sie vielleicht auch nach Jena. „Ach!" rief Lottchen freudig aus und wollte laut jubeln, aber ihr fiel gerade noch ein, daß ihr guter Papa Stein sterben müßte, ehe dies schöne Zusammenleben in Jena möglich würde.

In den ersten Tagen des Jahres 1790 fuhr Frau v. Stein mit Lotte Lengefeld und Lina Beulwitz nach Erfurt, um den Koadjutor zu besuchen, der sie schon öfters eingeladen hatte. Auch mit ihm sprach sie über Schiller, und er versicherte: er hoffe sehr und nehme es sich fest vor, den vortrefflichen Mann in Mainz zu versorgen, sobald er Kurfürst sei.

Um diese Zeit hatte sie eine neue Unterredung mit Karl August. „Ich täte ja gern etwas für Schiller", erwiderte der Herzog, „aber er dankt mir wohl nicht einmal und geht bei der ersten Gelegenheit."

Als Schiller das nächste Mal nach Weimar kam, um seine Freundinnen zu sehen, ward es im Schlosse bekannt. Der Herzog ließ ihn zu sich rufen und sagte jetzt ihm selbst, er möchte so gern etwas für ihn tun, um ihm seine Achtung zu zeigen. Aber, setzte er mit gesenkter Stimme und einem verlegenen Gesicht hinzu, zweihundert Taler sei Alles, was er tun könne.

Diese zweihundert Taler waren aber gerade, wie wir wissen, die Summe, die der Bräutigam bei seinem Haushaltsplane noch als sicheren Posten brauchte.

Am Tage darauf aß Schiller mit seinen Damen bei Frau v. Stein; der Herzog kam gleichfalls hin und zeigte nochmals seine Freude über das neue Paar.

„Ich gebe doch das Beste dazu", sagte er zur Stein.

Auch den von Schiller zur besseren Einkleidung seiner künftigen Gattin gewünschten Hofratstitel verschaffte er ihm aus Meiningen, da er ihm den Weimarischen ‚Hofrat' wegen der andern Titel-Kandidaten noch nicht hätte geben können.

Jetzt blühte die Freundschaft zwischen Lotte Lengefeld und Frau v. Stein erst recht: „Wo Die ist, ist es mir auch wohl", schrieb die junge Lotte von ihrer Mama Stein, und Diese rühmte den Engelscharakter ihres Töchterchens so gern, daß Wieland einmal in einer Gesellschaft, wo man von dem neuen Paare sprach, aufstand und der Frau Oberstallmeisterin die Hand küßte, um seine Freude über ihr herzliches Loben auszudrücken.

Am 22. Februar 1790 wurden Schiller und Lotte getraut. Die Sorge, die Karoline als die Dritte im Bunde schließlich doch allen Beteiligten bereitet hatte, verschwand fast unmerklich. Gegen das Unnatürliche kämpft die Natur selber. Je näher die Hochzeit kam, desto mehr Raum gewann Lotte in Schillers Herzen, und desto deutlicher bemerkte Karoline, daß der Statthalter in Erfurt ein überaus schöner, edler, geistreicher Mann sei, den man bewundern und lieben müsse. Und

eines Tages war Karl v. Dalberg an Stelle Friedrich Schillers der König in ihrem Herzen. Was ein künftiger Erzbischof von Mainz mit dem Herzen einer rudolstädtischen Geheimratsgattin anfangen sollte, mußte freilich wieder einer gütigen Zukunft überlassen werden.

* * *

Als das neue Paar und Karoline Beulwitz in den ersten Tagen des Jahres 1791 in Erfurt den „Goldschatz" Dalberg und ihre Freundin Karoline v. Dacheröden, die jetzt mit Wilhelm v. Humboldt versprochen war, besuchten, geschah es, daß Schiller während eines Konzerts ein heftiges Fieber bekam. Er mußte einige Tage das Bett hüten und reiste dann scheinbar gesund nach Jena; seine Frau ließ er unterwegs in Weimar bei Frau v. Stein, die sie abzeichnen sollte und auch wirklich in diesen Tagen abzeichnete.

Plötzlich wurden die Frauen durch eine Botschaft aus Jena erschreckt: Schiller sei wiederum erkrankt, diesmal gefährlich.

Lotte eilte hinüber; Schiller genas von dem Anfall. Aber wenn man bisher nur sagen konnte, daß seine Gesundheit zart sei, so stand er nun vor Aller Augen als ein leidender, schwächlicher Gelehrter da, der vor Brustkrämpfen und andern schmerzhaften Zuständen nie sicher, auf dessen Arbeitskraft nie verläßlich zu rechnen war.

Seine und Lottens Zukunft erschien im trübsten Lichte. Denn, wenn er auch vielleicht am Leben blieb, wovon sollten sie die Kosten des Lebens bestreiten?

Nun hatte Frau v. Stein wieder mit zu tragen, und sie teilte gar gern Leid und Freud mit ihrem guten Lottchen. Oft geschah es nach der gewöhnlichen Frauenart, indem sie Heilmittel besorgte, die in Jena nicht erhältlich waren (z. B. Selzer Wasser!), und auf kurgemäßes Leben drang, auf Eselsmilch-Trinken u. dgl. Als dann der Plan auftauchte, Schiller sollte in seiner Wohnung ein Billard haben, um sich daran Bewegung zu machen, war sie sogleich bereit, das ihrige aus Kochberg herzugeben.

„Wenn es Ihnen nur brauchbar zu machen ist, denn es ist ein Ungeheuer an Größe und gar zerrissen; doch habe ich gestern nach Kochberg geschrieben, ob es zwei Leute zerlegt bis Jena tragen könnten."

Aber auch zur Mitfreude gab Schillers Krankheit einmal Gelegenheit. Zwei edelste Deutsche in Dänemark, der Herzog Friedrich Christian von Augustenburg und der Minister Ernst Heinrich Graf v. Schimmelmann, die von Schillers Lage gehört hatten, boten ihm auf drei Jahre eine Pension von tausend Talern an. Frau v. Stein jubelte laut.

„Ich danke Ihnen, lieber, bester Engel, daß Sie mir diese unaussprechlich freudige Nachricht sogleich mitgeteilt haben.

„Ich hatte Kopfweh, war traurig aufgestanden, und nun ich Ihren Brief gelesen habe, ist Alles vorbei! Ich möchte zu Ihnen fliegen . . .

„Auf der Reise meines Lebens habe ich einige Dinge, die mich schmerzten, eingepackt und diese Bürde mir nicht mehr bewußt auf meinem Herzen getragen. Nun kann ich Ihnen auf Ehre versichern, daß mir ordentlich physisch eine davon durch Ihre Nachricht weggehoben wurde."

Charlotte v. Schiller

Nach Ludovika Simanowitz

Bald aber mußte sie dem Lottchen wieder zureden, Mut zu behalten.

„Daß Sie die Welt nicht mehr wie ehemals im schönen Glanze sehen und das Glück, das Sie durch so viel Widersprüche dennoch errungen hatten, nicht genießen können, fühle ich innigst mit Ihnen . . . Doch wenn man noch jung ist, wie Sie sind, und der Weg noch lang, bringt das Erdreich mit sich, daß einem noch hie und da Blumen begegnen. Meiner ist leider durch Wiese, Garten und Feld schon vorüber; ich sitze nun am Abhang und sehe in das ruhige dunkle Tal."

Lotte Schiller war auch in ihrem Gemüte noch jung genug; ihre schwarzen Stimmungen hielten nicht lange an. Sie hatte trotz ihres kranken Gatten viele lustige Stunden, und oft half ihr zum Fröhlichsein ihr altes Brüderlein Fritz v. Stein. In den beiden Jahren, wo er in Jena studierte, war er sehr oft bei ihr. Die Beiden „manschten" in Farben zusammen, um als Maler miteinander zu wetteifern; sie „manschten" aber auch noch wie Kinder am Brunnen zusammen, machten Seifenschaum, bliesen Seifenblasen und fanden dann Nichts schöner in der Welt als das Aufsliegen, Treiben und Niedersinken von funkelnden Seifenblasen.

* * *

„Sie sind auch mein einziger Liebhaber, auf den ich nie den kleinsten Verdacht hatte," schrieb Frau v. Stein in diesen Jahren einmal an Lotte Schiller. Sie hätte hinzufügen können: ich habe der Liebhaber doch immer noch mehrere.

Da war erstens Knebel. Er zählte freilich trotz seines eifrigen Hofierens nicht recht mit, weil jede Freundin ihn mit sechs anderen Damen teilen mußte, aber Frau v. Stein hatte doch Jahr für Jahr einen guten Platz unter seinen Herzensbewohnerinnen. Er brachte im Sommer 1791 aus der Heimat seine Schwester Henriette mit; sie gefiel in Weimar und ward alsbald zur künftigen Erzieherin der kleinen Prinzeß Karolina bestimmt. Auch Frau v. Stein mochte die Henriette gut leiden, so gut, daß sie ihr eine Stube ihrer Wohnung anbot, bis sie ihr Amt antrat. „Es ist ein schönes Gemüt in ihr, wir passen recht zusammen," schrieb sie über die neue Freundin an Lotte Schiller, „und wenn wir noch eine Kolonie auf einer Insel am Rhein aufrichteten, würde sie ein würdiges Mitglied davon sein können."

Eine zärtliche Liebhaberin blieb ihr Sophie v. Schardt. Sie schrieb noch immer sehnsüchtige Briefe nach Kochberg:

„Bei Deinem schönen Kaffee, bei der Gitarre, bei dem Zeichnen, beim ‚Moniteur', bei der Promenade, beim Lulu, bei einer sanften, zärtlichen Unterhaltung mit Karl, bei der Toilette, am Schreibtische, wo es sei: wünsch' ich Dir viel Vergnügen und mitunter einen gütigen Gedanken an Deine stets treue Schwester . . .

„Es geht kein Morgen heiter auf, wo ich mich nicht auf die Spitze eines Deiner Berge wünsche, vorzüglich der Rabenhütte, um den Tau wie Wolken aus den Tiefen steigen und dazwischen die heitern Gipfel der Höhen zu seh'n."

Aber die stärksten Liebeserklärungen bekam Charlotte in diesen Jahren von einer Frau, die sonst gar

sparsam mit freundlichen Worten oder Blicken war und wegen ihrer Kälte und Herbheit gefürchtet wurde.

Herzogin Luise litt allemal an Einsamkeit, wenn sie die Frau v. Stein nicht in ihrer nächsten Nachbarschaft wußte; sie hatte jetzt nur zwei Menschen, denen sie ihr Inneres offenbarte: ihren Bruder Christian, Landgrafen von Hessen, und die Frau v. Stein. Wäre Diese ihr mehr entgegengekommen, sie hätten ganz wie zwei liebende Schwestern zusammengelebt; aber die kluge Oberstallmeisterin wahrte sich ihre Freiheit, und Das geschieht fürstlichen Personen gegenüber durch strenges Beobachten der unterwürfigen Formen.

Zuweilen brach allerdings Charlottens Ehrlichkeit durch diese Formen, und sie machte dann allerunterthänigst oder in der Erregung wohl einmal kurz und grob ihrer Herzogin heftige Vorwürfe. Als Diese im Oktober 1789 nach Aschersleben reiste, um ihren Gatten mit seinem Regiment in Paraden und Feldübungen zu sehen, nahm sie den Geheimen Rat v. Goethe als ihren Begleiter mit. Charlotte träumte in einer der nächsten Nächte, die Herzogin sei ihr jetzt auch untreu geworden, und nun schrieb sie dieser Freundin: daß sie Goethen statt ihrer mitgenommen, sei ein Beweis ihres Abfalls. Die Fürstin antwortete:

„Bin ich denn so nachlässig und unbeständig, daß Sie mich einer Veränderung gegen Sie fähig halten können? Entfernen Sie diese Vorstellung aus Ihrem Herzen, denn ich habe sie nicht verdient. Sie lieben mich, meine teure Stein, gewiß so sehr, wie ich Sie stets geliebt habe.

„Goethe hat deshalb allein die Reise mit mir gemacht, weil der Herzog es wollte."

Solche Liebesversicherungen waren in den nächsten Jahren häufig.

„Ich komme von der Promenade und bedauere, diesen schönen Abend ohne Sie genossen zu haben; indessen habe ich Ihnen den guten Abend dieses Platzes gewünscht, wo wir so oft zusammengesessen haben . . .

„Ihr Mann wird Ihnen Alles erzählen, was hier vorgeht; ich aber werde Ihnen Nichts mehr sagen, als was ich Ihnen schon so oft gesagt, daß ich Sie von ganzem Herzen liebe, meine teure Stein, und daß ich Sie mein ganzes Leben lieben werde.

„Lassen Sie doch in Zukunft, ich bitte Sie, das ‚Madame' und das ‚ganz untertänig' aus Ihren Briefen!" (September 1790.)

„Jetzt sind acht Tage von den vier Wochen vorüber, die Sie abwesend sein wollten. Vergessen Sie nicht, daß Sie mir versprochen haben, dann hierher zurückzukommen! Ich zähle alle Augenblicke, wo ich nicht mit Ihnen bin, und es fällt mir schwer, von Ihnen getrennt zu sein, meine liebe, meine sehr liebe Stein. Unterdessen bewahren Sie mir einen Platz in Ihrem Herzen; das meinige gehört Ihnen, und Niemand hat den Platz, den Sie darin haben." (September 1791.)

„Ich bin über Ihre Abreise sehr betrübt, meine liebe Stein, denn ich hatte mich an den süßen Genuß gewöhnt, ganze Tage mit Ihnen zu verleben, und die Gegend selbst schien mir nicht mehr dasselbe Vergnügen zu machen, als ich sie nicht mehr mit Ihnen sah . . . .

„Ich fühle alle Tage mehr, wie lieb Sie mir sind, denn niemals habe ich für Jemand soviel Freundschaft gefühlt wie für Sie, und nie werde ich mich gegen Sie ändern, sondern ich werde Sie mein ganzes Leben lieben, bis zum letzten Hauche." (September 1792.)

„Die Tugend ist nur das Eigentum Einzelner und wird nie allgemein werden. Glücklich sind Die, welchen sie wäh-

rend ihres Lebenslaufes begegnet! Ich habe das Glück gehabt, ihr in Ihnen zu begegnen, und Dies macht mich sehr glücklich.

„Vergessen Sie nicht, daß Sie mir versprochen haben, Michael wiederzukommen. Ich bin sehr ungeduldig, Sie wiederzusehen, meine sehr liebe Stein.

„Ich habe immer mehr bemerkt, daß es mir unmöglich wäre, ohne Sie zu leben. Sie fehlen mir überall und Sie haben keine Freundin, die Sie zärtlicher und beständiger liebt, als ich es tue." (September 1792.)

„Wie geht es Ihnen, meine teure Stein? Denken Sie auch an mich? Sechs Tage sind es, daß Sie weg sind, und es scheinen mir sechs Wochen. Nennen Sie mir ein Mittel, daß ich Sie weniger liebe! Denn vor närrischer Liebe quäle und beunruhige ich Sie.

„Ich weiß, daß ich Ihnen oft wunderlich und seltsam erscheinen muß, aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß Dieses sich ändern wird und daß, wenn mit Ihrer Ankunft mein Mißtrauen verschwunden ist, ich mich gegen Sie ausgesprochen und Ihnen einmal Alles, was ich auf dem Herzen habe, gesagt habe, ich ganz geheilt sein werde. . . .

„Vergessen Sie mich nicht, liebe Stein, und sagen Sie mir, daß Sie mich noch lieben. Mein Herz hängt nur zu sehr an Ihnen, denn sollten Sie aufhören, mich zu lieben, so wüßte ich mich nicht zu trösten und ich würde mich mein Leben lang unglücklich fühlen. . . .

„Sie sprechen in Ihrem letzten Briefe wieder von der Verschiedenheit unseres Alters, aber diese ist doch nicht so groß, daß sie ein Hindernis der Freundschaft sein könnte. Wäre ich noch mißtrauisch, was ich nicht mehr bin, so würde ich glauben, Dies sei nur ein Vorwand, dessen Sie sich bedienten, um mich nicht mehr zu lieben, denn es scheint mir, daß, wenn man wahrhaft liebt, weder Alter, noch Gesundheit ein Hindernis der Freundschaft sei." (August 1793.)

„Ich wohne noch unten, da meine Zimmer oben noch nicht in Ordnung sind; Das gefällt mir wegen meiner ein-

samen Spaziergänge bei Mond- und Sternenschein, aber noch lieber würde ich sie mit Ihnen machen, meine liebe und sehr liebe Stein. Hören Sie nie auf, mich zu lieben! . . .

„Sprechen Sie mir immer von sich, denn Alles, was Sie betrifft, zieht mich an.

„Aber ich bitte Sie, unterzeichnen Sie die Briefe nicht mehr, wie Sie eben getan haben, denn Das ist, als ob ich Ihnen eine fremde Person und nicht Ihre Freundin wäre, was ich doch von Herzen und aus ganzer Seele bin." (September 1793.)

Solche Wärme hatte vor zehn und zwölf Jahren aus Goethes Briefen sie angeweht! Ach, hätte sie doch jetzt diese liebenden Briefe ihrer Herzogin mit demselben Entzücken lesen können wie einst diejenigen des verliebten Dichters!

Und leider! Wie die Liebe Goethes ihr oft Plage und Verdruß statt Labsal gewesen, so war es jetzt die Liebe dieser Freundin.

Herzogin Luise kannte die eigenen Fehler, gestand sie ein und überwand sie doch nicht ganz: das Mißtrauen und die daraus fließende plötzliche Kälte und Härte. Diese Fehler lagen in ihrer Natur und waren durch ihren Stand verschlimmert. Weil Fürsten so viele Schmeicheleien und erlogene Beteuerungen von Liebe und Treue hören, kommen einige von ihnen dazu, endlich jedes Wort und jedes Zeichen der Anhänglichkeit als leer oder falsch zu mißdeuten, so daß dann auch ihre ehrlichen Freunde auf die Sprache des Herzens oft eine kalte Antwort erhalten. Wenn Herzog Karl August nach langer Abwesenheit in Weimar zurückerwartet wurde, hätten ihm die Bürger und Vornehmen gern einen festlichen Empfang bereitet, teils um selbst einen Feiertag zu haben,

teils um ihrem Landesvater ihre Liebe zu zeigen. Karl August aber liebte es, dergleichen Feste zu vermeiden und plötzlich wieder da zu sein. Herzogin Luise entzog sich erst recht allen Huldigungen. Darüber hatte die Stein manchen Streit mit der fürstlichen Freundin.

„Die Großen sind so unglücklich, nur Alles für Zeremonie zu nehmen, und endlich bringen sie es auch dahin, daß es nichts Anderes ist."

* * *

Die Jahre, in denen wir uns jetzt bewegen, sind in der europäischen Staatengeschichte diejenigen der französischen Revolution.

Von den Nachrichten aus Frankreich ward damals jeder denkende und fühlende Mensch in den Nachbarreichen im Innersten erschüttert; man fühlte wohl, daß die dortige Feuersbrunst irgendwie alle anderen Länder mit erfassen mußte. Am weimarischen Hofe las man den ‚Moniteur'; Charlotte bekam ihn regelmäßig von der Herzogin geliehen und auch nach Kochberg geschickt. Die Berichte dieser Zeitung und was man von Reisenden und aus Briefen erfuhr, war das tägliche Gespräch.

Die deutschen Herrscher machten 1792 einen törichten Versuch, in Frankreich die alte Ordnung herzustellen. Der preußische König zog durch Weimar mit seinen prächtigen Truppen, aber auch mit dem unendlichen Troß, durch den der Nachfolger des alten Fritz etwas Operettenartiges in den unter seinem Vorgänger so ernsten Krieg hineintrug. Herzog Karl August ging mit in's Feld, und Goethe begleitete ihn als Freund für die

Mußestunden des Lagers. Charlottens Bruder Louis ward endlich aus einem unnützen Friedensleutnant ein Hauptmann und Kompagnieführer im Kriege. Auch manche andere gute Bekannte und Verwandte hatten die Weimarer jetzt im Felde: die Fritschens, Seebachs usw.; ihre Briefe wurden sehnsüchtig erwartet.

Die Kampagnen und Belagerungen in Frankreich und in der Pfalz nahmen einen kläglichen Verlauf; sie zogen sich langwierig hin; sie gaben keinen Anlaß zu Ehrenpforten und Triumphgeschrei, als die Führer und Soldaten endlich wiederkamen. Geblieben war unter Anderen des Herzogs Bruder, Prinz Konstantin.

Die französischen Horden, die man anfangs verachtet hatte — die deutschen Offiziere schämten sich fast, gegen solches Gesindel zu Felde zu ziehen — waren von nun an eine unheimliche Drohung.

Eine andere Folge der französischen Revolution war zunächst schlimmer. Vor ihrem Ausbruch hatte Jedermann die alte feudale Staatsordnung als etwas Festes, Notwendiges, von Gott Gewolltes hingenommen und sich nach seiner Geburt als Fürst oder Vasall oder Untertan darin ohne viele Gedanken eingerichtet. Es herrschte kein Streit zwischen den Ständen, wenn man auch die Einzelnen, die an ihrer Stelle unrecht handelten, haßte oder tadelte; die Frage der Gesellschafts-Ordnung war noch nicht erwacht, und alles Politisieren der Bürger brauchte man nur als spielerische Unterhaltung des Verstandes und der Phantasie zu nehmen, denn die Bürger blieben immer nur Zuschauer und ihrer Ohnmacht eingedenk.

Das wurde mit einem Schlage anders, als die großen Nachrichten aus Paris kamen. Jetzt handelte es sich nicht um Kämpfe in der Türkei, auch nicht um den Streit zwischen Preußen und Österreich, um eine Provinz mehr oder weniger, sondern es stand jetzt das Verhältnis in Frage, in dem die Bewohner derselben Stadt, desselben Landes künftig miteinander leben sollten. Und nicht mehr die Potentaten und ihre Räte und Feldobersten hatten diese Frage allein zu entscheiden, sondern Frankreich lehrte, daß Jedermann jetzt wieder wie in den Republiken des Altertums eine Stimme, die gehört und gezählt werden müsse, und im Notfall eine Faust und eine Waffe darin habe. Jetzt ward der Bürger plötzlich zum Politiker; jetzt sonderte sich zum ersten Male nach der politischen Gesinnung Freund von Freund, Nachbar von Nachbar, Bruder von Bruder. Voller Mißtrauen kehrte sich Stand gegen Stand, aber auch Angehörige des gleichen Standes mußten sich erst gegenseitig aushorchen, ob sie zur gleichen Partei gehörten.

Selbst unter den Fürsten gab es Anhänger der französischen Revolution; der Herzog und die Herzogin von Gotha, auch Prinz August von Gotha, den man in Weimar oft als einen lieben Gast gesehen hatte, gehörten dazu. Unter den Adligen waren erst recht Viele, die den kühnen Neuerern Beifall klatschten; andere Grafen und Barone — unter ihnen auch Charlottens ältester Sohn — bemerkten wenigstens, daß ihr Vorteil mit dem der Fürsten durchaus nicht immer gleichlaufen mußte. Die Junker waren in den bisherigen Land-

tagen die unbiegsamsten Mitregenten und dabei im Steuerzahlen immer die Widerstrebendsten gewesen; sie mußten sich jetzt sagen: wenn ihre Rittergüter in Bauern- und Häuslerstellen verwandelt würden, bekäme der Fürst zugleich bessere Einnahmen und willigere Untertanen. Wie nahe lag daher die Gefahr, daß die Fürsten und die Massen sich auf Kosten der Vasallen verständigten!

Die Gelehrten und „schönen Geister" stellten sich rasch in großer Mehrzahl auf die Seite der Welt-Erneuerer. Goethe zwar gehörte zu den Ausnahmen; er glaubte nicht an die Weisheit der Menge und erwartete von keinem gewaltsamen Umsturze Gutes; desto entschiedener zeigten sich Major v. Knebel und Generalsuperintendent Herder als Bewunderer der Franzosen; sie offenbarten ihren Haß gegen die alte Ordnung und die „krankende Fürstenheit" so häufig und deutlich, daß ihre weimarischen Fürsten und Brotgeber viel Geduld, viel Erinnerung an die frühere Freundschaft nötig hatten, um ihre Reden zu ertragen. Noch im Herbst 1789 urteilte Knebel: „Ich habe die Stein gar lieb, sie tut mir außerordentlich wohl"; aber schon im Frühjahr 1791 hätte ihm in einem heftigen politischen Gespräche die „außerordentlich wohltuende" Stein beinahe eine Ohrfeige für sein Schimpfen auf die Fürsten und Großen gegeben, und seine Schwester, die dabei war, bedauerte, daß sie es nicht tat. Dem überschäumenden Knebel durfte man seine Reden nicht so für voll anrechnen wie dem obersten Geistlichen des Landes die überlegteren Angriffe, die er Jahr für Jahr gegen die Fürsten richtete. Als Frau v. Stein nach der Gefangensetzung

Ludwigs des Sechzehnten der Herzogin Luise mitteilte, ihr Kochberger Pastor schließe jetzt das französische Königspaar in das Kirchengebet ein, antwortete die Herzogin: „Herder würde es nicht tun.“ Und ein andermal erzählte die Fürstin von einer Predigt Herders, die sie angehört:

„Gewaltig fuhr er dagegen los, daß man die Kirchenlieder nicht oft genug läse, daß es nur die Handwerker und Bauern täten. Er hat die Tees und die Kuchen stark mißbilligt; überhaupt ist er im allgemeinen losgefahren gegen die Verschwendung und die Eitelkeit, und er hat erklärt: freilich müsse es einen Unterschied der Stände auf der Welt geben, aber man dürfe Niemand um den höheren Rang beneiden, weil die Personen desselben mit einer Menge Vorurteile geboren seien, von denen sie sich nur mit Mühe frei machen könnten.“

Schillers Stellung zur Revolutionspartei schien eine Zeitlang zweifelhaft. In seinen poetischen Werken war die „Freiheit“ das höchste Wort; in seinem Leben hielt er es mit der Aristokratie. Am 26. August 1792 wurde dem Sieur Gille — damit war Schiller gemeint — vom Pariser Nationalkonvent das französische Bürgerrecht verliehen. Charlotte erfuhr es durch Herzogin Luise und sie schrieb sogleich an ihre Lotte:

„Sagen Sie mir doch, was hat denn Schiller zum Lobe oder zur Verteidigung der Revolution geschrieben? Weil ich einen Brief bekommen habe, worin man mir schreibt, die jetzige Nationalversammlung habe allen auswärtigen Schriftstellern, die zu ihren Gunsten geschrieben, angeboten, französische Bürger zu werden; man glaube aber, Schiller werde es natürlicherweise ausschlagen und auf diese Ehre für jetzt keinen Anspruch machen.“

Schiller lehnte die Ehre nicht ab; zunächst erfuhr er selber sie übrigens nur als eine Zeitungsnachricht; das Dokument langte erst viel später bei ihm an. Auch er hatte mit Frau v. Stein einigen Disput über den Wert der französischen Volkserhebung, wobei sie sich dann auch ihm gegenüber als unverbesserliche Aristokratin fühlen mußte.

Bald aber wurden die Nachrichten aus Frankreich so fürchterlich, daß alle gemäßigten Anhänger der Revolution in Deutschland die ersten Hoffnungen aufgaben. „Ist denn Schiller wohl jetzt ganz über die französische Revolution bekehrt?“ fragte Frau v. Stein ihr Lottchen im Dezember 1793, „und darf ich wohl jetzt den Nationalkonvent Räuber nennen, ohne daß er sich, wie schon einmal, darüber entsetzt?“

Schiller war völlig bekehrt.

Aber die bedrohliche neue Zerrissenheit blieb im Lande. „Ganz Deutschland ist in schadenfrohe, ängstliche und gleichgültige Menschen geteilt“, klagte Goethe gegen Fritz v. Stein.

* * *

Die Zeit erschien krank und toll; von ihren Nächsten unter den Menschen war die Hälfte auch krank an Leib oder Geist oder Herz, und Charlotte selber fühlte sich wie eine Gefangene in ihrem kränkelnden Körper. Einmal lag sie drei Wochen im Bette, und als sie wieder aufstand, waren ihre Gedanken so schwach, daß sie fürchtete, in den traurigen Zustand ihres Mannes zu verfallen. Ein andermal, als Lotte

Schiller über Gliederschmerzen klagte, antwortete sie: „Ich habe meine Gesundheit schon so lange verloren, daß ich nun aufgehört habe, fernern Anspruch darauf zu machen."

Aber sie lebte auch in diesen Jahren in der alten Art weiter. Sie spielte auf der Gitarre, sie zeichnete — Lips, der von Goethe aus Rom nach Weimar berufene Künstler, war jetzt ihr Lehrer und Helfer —, sie schaute noch mit dem Fernrohr zu den Gestirnen auf, sie las in Cooks Reisen oder in Schillers ‚Dreißigjährigem Kriege'; sie ging zuweilen in's Theater, sah Beck als Hamlet und hörte Frau Beck in Mozarts neuer Oper ‚Entführung aus dem Serail'; sie spielte Schach mit der Herzogin; sie ritt trotz ihrer fünfzig Jahre und ihrer Kränklichkeit noch spazieren und ließ sich auch in das gesellige Treiben der Hofgesellschaft manchmal hineinziehen.

„Cour Sonntags, Mittwochs bei der Herzogin-Mutter, Tanzklub Freitags alle vierzehn Tage, Montags bei der Herzogin-Mutter die Assemblee der schönen Geister oder so eine Akademie, wo gezeichnet, gelesen und Champagnerwein getrunken wird."

Ihre Stimmung blieb aber immer sehr ernst; manchmal fühlte sie sich recht gedrückt durch das viele Kranke, Törichte, Schlechte, was sie um sich herum sah. Im Jahre 1791 ward das indische Drama ‚Sakuntala' des Kalidasa durch Forsters Übersetzung in Deutschland bekannt. Charlotte las es sogleich; den stärksten Eindruck machte die Belehrung auf sie,

„daß vor neunzehn Jahrhunderten bei einem denkenden Menschen das Gefühl schon existierte, sich mit einer Bitte

an die Gottheit zu wenden, ihn in diese vergängliche Welt, den Schauplatz der Verbrechen und Strafen, nicht wiederkommen zu lassen."

Solche Erkenntnis des Weltübels wird bei dem Einen zur lauten oder stillen Verzweiflung, bei dem Andern zu ruhiger Tapferkeit. Charlotte rühmte gegenüber Fritz im Herbste 1791 ihr Kochberger Schlafkämmerlein, weil Fritz es für die Mutter eingerichtet hatte.

„Es lockt recht, die Augen sanft zuzuschlagen. Das durch das Grün des Fensterladens gedämpfte Licht, die langen weißen Vorhänge des Fensters bis zur Erde, ein ebensolcher hoher Vorhang über das schmale Bettchen, kein Gegenstand in der Kammer, der einem in der Einbildung nur eine Figur machen könnte, genug: Nichts wie Stille und Schlaf.

„Und meistenteils schlafe ich auch sehr gut. Denn mich stört keine Sorge des Lebens mehr, denn ich bin in einer völligen Ergebung von Allem, was da kommen könnte, und das Gegenwärtige habe ich überwunden."

X. Neue Lebensverhältnisse

1794—1799

Am Weihnachtstage 1793, also an Charlottens Geburtstage, fiel ihr Gatte wieder einmal in der Stube um; man bemerkte, daß der Schlag diesmal schwerer gewesen war als je.

Zufällig kam Karl am nächsten Morgen aus Mecklenburg an; der Vater erkannte ihn erst nach einiger Zeit. Vor den Fenstern wurden herrschaftliche Pferde dem Fürsten zu Dessau, der am Hofe zu Besuch

war, vorgeritten; der alte Stallmeister sah, an seinen Sohn gelehnt, noch einmal dem gewohnten Schauspiele zu.

Nachmittags wurde er sehr matt; in der Nacht war der Sohn bei ihm, dann nach einigen Stunden Ruhe auch die Gattin.

Am nächsten Tage schlief Stein ohne Unterbrechung. Seine alte Schwiegermutter kam, um von Besserung zu hören. Der treue Diener Schach ging weinend herum, indem er seine Geschäfte besorgte.

Um zehn Uhr vormittags tat der Kranke den letzten Atemzug. „Er sah schön im Tod aus," erzählte seine Witwe in einem Briefe, „und all das Verzogene in seinem Gesicht, durch die Seelenkrankheit erwirkt, womit er sich und Andere quälte, hatte ein sanfter Tod wieder in Ruhe gebracht und sein schönes Ebenmaß wiederhergestellt."

Der Arzt öffnete das Gehirn, um die Krankheit Steins besser zu verstehen; er fand, daß ein kleiner Knochen vom Schädel abgesplittert war, offenbar durch einen Fall in der Jugend; dieser Splitter hatte den Druck im Gehirn hervorgerufen, über den Stein oft klagte und der ihn manchmal närrisch erscheinen ließ!

Das Begräbnis war so stattlich, wie man bei dem beliebten Manne erwarten konnte; er wurde neben seiner Mutter im Weberschen Gewölbe beigesetzt. Alle Verwandten zeigten sich sehr herzlich und hilfreich gegen die Hinterbliebenen, nur das geniale Fräulein Amalie v. Imhoff ging an demselben Abend tanzen, wo ihr guter Onkel gestorben war.

Einen wohltuenden mittelbaren Gruß bekam die Witwe vom ehemaligen Freunde Goethe: Die Herzogin erzählte ihr, Goethe habe jetzt den Herzog daran erinnert, daß er für Fritz v. Stein sorgen müsse.

* * *

„Nun habe ich allerhand in Ordnung zu bringen und dann auch zu sterben", schrieb Charlotte an die Freundin Schiller.

Kochberg wurde nicht wieder verpachtet; beide Söhne übernahmen das Gut gemeinschaftlich; Karl, der sich seine Urlaubszeiten noch mehr als bisher verlängern ließ, führte die Verwaltung. Die Rechte der Mutter an Kochberg kauften sie mit 600 Taler jährlicher Rente ab. Die Witwe besaß außerdem ihre Morgengabe, die in Gotha Zinsen trug, und einiges Erbteil. Im ganzen hatte sie 1100 Taler jährliches Einkommen. Das war mehr, als sie für ihre eigene Person brauchte; aber es waren ja auch noch die Söhne zu unterstützen und allerlei Wohltätigkeiten zu üben.

Ihre Wohnung behielt sie frei; es wurde ihr sogar noch die Nebenwohnung im gleichen Hause versprochen, sobald der Oberforstmeister v. Wedel sterbe, was im April 1794 geschah.*) Die Witwe sollte also eine

*) Ob Frau v. Stein wirklich die Wedelsche Wohnung, den östlichen Teil des Stockwerks, bekommen hat, wissen wir nicht. Sie spricht einmal von ihren vielen Zimmern, aber Ende 1795 wohnte Frau v. Wedel noch dort, obwohl sie als Witwe wieder Hofdame geworden war.

größere Wohnung haben als die Ehefrau: für diese ungewöhnliche Ausdehnung gab es gute Gründe.

Sie war schon seit Jahren die beste Freundin der regierenden Herzogin; jetzt, wo sie die Erziehung ihrer Kinder und die Pflege des kranken Mannes vollendet, wo sie freie Muße hatte, konnte und sollte sie in noch höherem Maße mit der Herzogin und als deren liebste Ortsgenossin leben. Also brauchte sie Räume, in denen sie jederzeit ihre fürstlichen Nachbarn und deren vornehme Gäste empfangen konnte. Einmal kam die Herzogin zu ihr mit der Landgräfin von Hessen, ein andermal mit der Erbprinzessin von Baden und deren Tochter, der Braut des Königs von Schweden. Zu andern Zeiten erwartete man von ihr, daß sie eine Dame oder einige Damen in Quartier nähme, wenn die Gäste des Hofes, etwa bei großen Festen, sehr zahlreich wurden.

Charlotte wünschte sich die vermehrten Räume besonders im Gedanken an ihre Söhne. Von ihrem Karl war zu erwarten, daß er stets einige Winterwochen oder -monate in Weimar bei der Mutter verbringen würde; Heiratsgedanken wies er noch weit von sich. Vor allen Dingen waren ja aber auch Fritzens Lehrjahre demnächst zu Ende: dann würde der Lieblingssohn ständig bei ihr wohnen, während er am Hofe und in seinem Amte zu Macht und Ehren emporstieg. Bereits dachte man daran, ihn zum Lehrer und Führer des künftigen Herzogs, des kleinen Prinzen Karl Friedrich, zu machen.

Bald hatte Charlotte auch die Freude, daß aus dem Untergeschoß ihres Hauses die Pferde entfernt wurden. Sie legte auf diese unteren Räume schon in

Gedanken Beschlag, um sich ein Waschhaus und Holzkammern einzurichten, aber der Herzog beschloß es anders. Er ließ sie in Zimmer oder Säle zugunsten der Spaziergänger verwandeln, die im Park etwa vom Regen überrascht würden oder sonst gern einkehren wollten. Der Traiteur Schwarz ward hineingesetzt, um für Tee und Punsch zu sorgen. Da die ehemaligen Pferdeställe für Salons nicht die schickliche Höhe hatten, ließ der Herzog das obere Stockwerk absteifen und in die Höhe schrauben. Mit nicht geringem Entsetzen erblickte Frau v. Stein die Bäuche und Risse, die ihre Wände und Decken nach dieser Gewalttat bekommen hatten: die Tapeten hingen wie Säcke an den Wänden herab und die Türen krümmten sich. „Ach, daß doch Fritz schon hier wäre und Alles anordnete, daß es wieder in gutem Stand wäre", seufzte sie, und dann freute sie sich darauf, wie der geschickte Fritz ihr Haus wieder reinlich herstellen und mit Geschmack aufputzen würde.

Der Herzog hatte ihr nach ihres Mannes Tode nochmals in die Hand versprochen, für Fritz zu sorgen; Das war ihm selber angenehmer, als die nächste Freundin seiner Frau mit einem Witwengehalt zu bezahlen.

Fritz wurde denn auch Ende Januar 1794, also gleich nach seines Vaters Tode, mit 300 Talern jährlich bei der fürstlichen Kammer angestellt. Er hielt sich damals noch in Hamburg auf; und als er am 10. April in Weimar eintraf, nahm er die Vaterstadt auch nur erst für ein angenehmes Quartier; er war nämlich auf einer großen Reise begriffen, die er von Hamburg über Berlin und Dresden schon gemacht hatte und über Frank-

furt und Amsterdam nach England fortsetzen wollte. Noch mochte er sich nicht im kleinen Weimar einsargen lassen, und daß er, der künftige Wirtschafter des Herzogtums, seine Kenntnisse in England zu erweitern wünschte, mußten ja auch Goethe und der Herzog loben.

Seine Mutter wartete also noch eine Weile auf das glückliche Zusammenleben mit ihrem lieben Fritz und sorgte sich, wie sie ihm Geld genug beschaffen könnte, daß ihm in dem teuren England Nichts abgehe. Er nahm eine große Summe mit und schrieb sehr bald um eine neue Geldsendung; die Mutter bat ihre Freundin, die Herzogin, ihr zweitausend Taler zu leihen. Aber die Herzogin besaß das Geld selber nicht; sie hatte eben Alles, was sie entbehren konnte, dem Herzoge für seine landwirtschaftlichen Unternehmungen in Oberweimar gegeben. Nun mußte Karl von Kochberg aus wieder etwas aufnehmen, und die Mutter wollte ihren Brillantring, der 375 Taler gekostet hatte, verkaufen, auch ihre silbernen Leuchter, ja ihre silberne Zuckerdose.

„Was soll er mit dem Gelde, das du für die Zuckerdose bekommst, in England anfangen?“ fragte Karl.

„Dafür kann er doch einmal in die Oper gehen,“ antwortete die Mutter.

Fritz schrieb über Das, was er in England Merkwürdiges fand, verständige Briefe an seine Gönner, den Herzog und Goethe. Nebenher richtete er da drüben seine Augen aber auch auf ein Fräulein Josephine v. Jacobi-Klöst, die Tochter des preußischen Gesandten. Er wollte sie heiraten, ließ sich jedoch überzeugen, daß er noch zu jung dazu sei.

Am 1. April 1795 verließ er London; in Hamburg verlebte er angenehme Tage mit Goethes Freunde Fritz Jacobi und dessen Familie, die wegen der Franzosen ihre Heimat Düsseldorf verlassen hatten. Ende April war er in Weimar in den Armen der Mutter.

Unterdessen aber hatte der Herzog den Plan gefaßt, Fritzen nach ‚Südpreußen' zu schicken, also nach denjenigen Teilen Polens, die bei dem ersten und zweiten großen Raubzuge an Preußen gefallen waren. Da dort in ganz verwilderten Zuständen jetzt gerade eine geordnete Verwaltung neu geschaffen wurde, so war in diesem Südpreußen für einen Staatsmann Außergewöhnliches zu lernen. Aber Fritz hatte keine Lust, sich in diese Wildnis verbannen zu lassen, zudem trug er eine heimliche Neigung in sich, den weimarischen Dienst zu verlassen; so sah er diesen Vorschlag des Herzogs mit Mißtrauen an: vielleicht wollte man ihn an einen recht unangenehmen Platz schicken, damit er das Ausland überhaupt verabscheuen lerne?

Fritz machte seinen Gegenzug: der Herzog und Goethe waren in Schlesien bekannt und hatten eine hohe Meinung von der besonderen Verwaltung dieser Provinz; Fritz bat also, zu seiner letzten Ausbildung nach Breslau entsandt zu werden. Goethe reichte die Bitte mit seiner Fürsprache an den Herzog; Fritz hatte in seinem Gesuche angedeutet, daß eine preußische Schulung ihm auch ein Fortkommen in preußischem Dienste ermöglichen könnte, wenn etwa in Weimar für ihn keine Verwendung sein sollte.

Karl August antwortete Goethen ganz in seiner liberalen Art:

„Der junge Mensch scheint recht ordentlich und solide geworden zu sein!

„Auf seine Vorsicht kannst Du ihm äußern, daß ich nicht gewohnt wäre, Jemanden mit Leib und Leben zu kaufen, oder von ihm zu verlangen, daß er sich auf immer und ewig verschreibe; keine Ehe halte ich für unzertrennlich.

„Daß Fritz nicht aus Leichtsinn aus meinem Dienste gehen würde, erwarte ich ohnedies von seinem Charakter, wenn ich auch keine Kosten an seine Bildung wendete."

Im Herbste begab sich Fritz zunächst nach Dresden, wo er bei Körners, denen er schon in Jena durch Schillers bekannt geworden war, schöne Tage verbrachte, und dann nach Breslau. Hier trat er als Voluntarius, also ohne Besoldung, in die Kammer ein und tat Dienst wie ein preußischer Kammerassessor. Ihm gefiel es bald recht wohl in den größeren schlesischen und preußischen Verhältnissen; aber seine Mutter klagte:

„Da gehen wieder ein paar Jahre hin, und dann holt mich der Tod, und ich habe nicht mit Dir ein häuslich Leben führen können, worauf meine einzige Aussicht und Hoffnung dieses Lebens war.

„Von jeher war Das mein Schicksal, wo ich kalkulierte: mit der Zeit würde mir ein Vorteil erwachsen."

* * *

Während Fritz zu verpreußen anfing, trachtete Karl danach, den Mecklenburger wieder von sich abzustreifen. Er mußte oft recht einsam und in recht einfachen Zu-

ständen auf seinem Kochberg die Wochen verbringen, aber es war kein „odiöses Tagediebleben“ wie am Schweriner Hofe, sondern er balgte sich mit nötiger, nützlicher Arbeit herum. Er empfand es als eine gar vortreffliche Aufgabe, Kochberg in Flor zu bringen: „unsere häuslichen Angelegenheiten zu verbessern, Schulden abzutragen, Holz zu verkaufen und für das Wohlbefinden unserer Bauern zu sorgen, welches doch unsere Schuldigkeit ist.“

In den Jahren 1794 und 1795 brachte er einige Sommermonate in Mecklenburg zu, um seinen Kammerherrendienst zu versehen; als er auch den Sommer 1796 wieder in Schwerin und Ludwigslust hatte verweilen müssen, bat er seinen Herzog um eine zeitweilige Entlassung aus seinem Dienste; sie wurde ihm in der gütigsten Weise gewährt. Er behielt den Kammerherrenschlüssel und das Anrecht auf Doberan samt zugehörigem Wartegeld und war doch zunächst alles Zwanges und aller Pflichten frei.

Jetzt schien ihm plötzlich das Land Mecklenburg viel schöner. „Verkaufen wir Kochberg!“ schlug er der Mutter vor, „dann ziehen wir zusammen her, kaufen uns in der Gegend von Doberan an und reisen einmal nach Kopenhagen, nach Stockholm und allen den schönen Seeörtern.“ Er kehrte aber doch noch lieber nach Thüringen zurück; am 16. August war er wieder bei der Mutter in Weimar; drei Tage später eilte er nach Kochberg, um seine ganze Kraft an die weise Leitung des Familiengutes zu wenden. „Daß Dein Bruder Karl itzt heimisch unter uns ist und nicht wieder in einigen Monaten

fortgeht. Das freut uns alle", schrieb jetzt die „kleine Tante" an Fritz, und auch die Mutter der Beiden fand jetzt herzliche Worte für Karl, wenigstens indem sie gegen Fritz sich über ihn äußerte:

„Du bist mein brillanter Sohn; ich wünsche, daß auch Dein Glück so sein mag. Dein Bruder ist im Verborgenen gut und hat viel vorzügliche Eigenschaften, die man erst sieht, wenn man ihn genau kennt, und sorgt recht väterlich für uns beide, und wenn er Dich loben hört, ist er recht stolz darauf.

„Wenn ich ihm nur meine Liebe recht könnte zu erkennen geben! Denn er glaubt immer, ich zieh' Dich ihm vor, und Gott weiß, ich möchte keinen von Euch beiden weggeben und bin recht stolz darauf, daß ich so gute Söhne habe."

* * *

Fritz sah sich auch in Breslau bald unter Herren und Damen wohlgelitten. Während die Minister der anderen preußischen Provinzen in Berlin zu einem General-Direktorium vereinigt waren, hatte Schlesien seinen Minister in seiner eigenen Hauptstadt. Dieses Amt verwaltete schon seit 1770 der Graf Hoym; Fritz war bald der erklärte Schützling seiner Tochter, einer Gräfin Maltzahn, erfreute sich aber auch der Gunst ihres mächtigen Vaters. Seinem Freunde Ludwig Zeerleder aus Bern berichtete er:

„Graf Hoym hat einen liebenswürdigen Charakter und soviel Gefühle, wie man es selten bei einem Mann, der so lang in Geschäften gelebt hat, findet. Manchmal guckt bei ihm ein wenig ministerielle Falschheit hervor, die von einem Bestreben kommt, allen Gegenwärtigen zu gefallen. Oft verspricht er etwas, ohne etwas zu halten."

Fritz profitierte von der ministeriellen Liebenswürdigkeit und bekam auch Proben von der ministeriellen Falschheit.

Nach der dritten und letzten Aufteilung Polens ward Graf Hoym auserwählt, das nunmehrige vergrößerte Südpreußen als Provinz einzurichten. Unter seinen Begleitern war Fritz v. Stein: das Geschick führte ihn also doch nach dem blutgetränkten Lande, vor dem ihn geschaudert hatte!

Die neue Provinz ward in drei Kammerdepartements eingeteilt: Posen mit 17, Kalisch mit 10 und Warschau mit 10 Kreisen. Warschau war die Hauptstadt, und von Warschau aus konnte Fritz jetzt die merkwürdigsten Szenen und Zustände in seinen Briefen schildern. Seine Mutter nahm dann zu noch weiterer Belehrung, die ‚Reisen eines Livländers durch Polen' vor, die den in Weimar wohlbekannten, aus Magdeburg stammenden, aber zum livländischen Volksmann gewordenen, hochbegabten Friedrich Schulz zum Verfasser hatten; sie las dann auch Seumes Erinnerungen an die Warschauer Revolution von 1794. Bei solchen Schriften mußte freilich das Herz der Mutter oft erzittern.

„Wenn etwa wieder eine Insurrektion ausbräche, wie's doch immer nach den Zeitungen in der Asche glimmt, so ermorden sie meinen armen Fritz mit, ohne Erbarmen."

Preußen wuchs nach Asien hin; unterdessen bemächtigte sich Frankreich einiger deutscher Länder. „Ich fürchte, wir werden noch alle von den Franzosen verschlungen werden", meinte Charlotte v. Stein schon im

August 1794 (in einem Briefe an Charlotte Schiller), und zwei Jahre später sah es so aus, als ob sie recht bekäme, und sie mußte dem Fritz berichten:

„Die Emigrierten sind von Eisenach weg, weil sie sich daselbst nicht mehr sicher glauben; die hiesigen sind in Todesangst. Es heißt, die Franzosen wollen nach Dresden marschieren.

„Unsere Herrschaften werden teils nach Halle und die Herzogin-Mutter nach Braunschweig flüchten. Ich möchte gern hier bleiben, aber die Herzogin meint, ich könnte vielleicht um der Freundschaft mit ihr üble Begegnung leiden müssen."

Diesmal war noch keine Flucht nötig. Kursachsen schloß einen Neutralitätsvertrag mit der französischen Republik; der Herzog von Weimar und Eisenach folgte dem Beispiele des albertinischen Vetters, und seine Jäger und Husaren kehrten endlich aus dem Felde heim.

Auch Charlottens Bruder Louis war unter den Offizieren, die man jetzt für die erlittenen Strapazen ehrte.

Das Gewitter hatte sich verzogen, die Schwüle blieb.

* * *

Der Herzog war in einer unbehaglichen Lage; er konnte nicht auf eigene Hand gegen die Franzosen kämpfen, Preußen und Sachsen aber wollten jetzt durchaus Frieden haben. In seinem Innern blieb er General, obwohl er im Februar 1794 aus dem preußischen Dienste austrat. Sie traue ihm nicht recht, erklärte Frau v. Stein, als sie diese vom ganzen weimarischen Volke ersehnte Nachricht hörte; aber sie tadelte ihn auch nicht mehr. Sie nahm sein Soldatentum jetzt, ähnlich

wie es Goethe tat, als etwas Angeborenes und Unbezwingbares.

„Ich habe keine Angst mehr um ihn. Da er einmal eine unüberwindliche Neigung zum Militär hat und für die ihm näheren Pflichten keinen Sinn, so findet er entweder da die ihm erwünschte Art des Todes, oder, kommt er davon, bleiben ihm die mit seinem Wesen übereinstimmenden liebsten Erinnerungen.

„Wenn wir Jemand lieben, wollen wir immer die Person nach unserer Art glücklich wissen; Das ist ein Irrtum. So habe ich mich endlich über unsern Herzog beruhigt.

„Wer kann wissen, inwieweit des Menschen Handlung von ihm selbst abhängt? Wie oft habe ich mich über des armen Stein unrichtigen Gang der Begriffe und Handlungen geärgert! Wie man seinen Kopf öffnete, fand man einen Knochen, der ihm in's Gehirn gewachsen war!

„Es ist mir nun, als möchte ich zu Allem schweigen."

Einen eigentümlichen Ausgang fanden des Herzogs Ehenöte.

Am 30. Mai 1792 gebar seine Gattin noch einen Sohn, Bernhard, der von Geburt an sich zu einem gesunden Knaben, ja geradezu zu einem Riesen entwickelte, während der bisher einzige Prinz nur schwächlich war. Von da an hatte man für den Fortbestand des Hauses keine Sorge mehr; Herzogin Luise hatte die Aufgabe erfüllt, die einer fürstlichen Gemahlin leider als die wichtigste angerechnet wird. Sie bedurfte des Herzogs nicht mehr als Gatten, und er bedurfte ihrer nicht mehr als Gattin, wenn er sich anderwärts an zärtlicheren Freundinnen schadlos halten konnte.

Herzogin Luise hatte Einsicht und Größe genug, den Gemahl ohne Eifersucht gewähren zu lassen, und

von nun an ward mit jedem Jahre die Freundschaft und Bundesgenossenschaft zwischen ihnen beiden fester.

Vor Frau v. Stein hatte Herzogin Luise auch über ihr neues Verhältnis mit dem Herzog kein Geheimnis. So schrieb sie im Mai 1794:

„Die üble Laune des Herzogs ist vorüber. Er sagte mir, daß er über sich und Andere verdrießlich sei; ich versicherte ihn, daß ich die Ursache davon zu erraten glaube, und er drang in mich, sie ihm zu sagen, da er sich nicht denken konnte, ich wisse sie. Ich sagte ihm darauf, daß ich glaube, eine gewisse Person habe ihm Vorwürfe gemacht. Darüber wurde er gewaltig rot und gestand, daß ich recht geraten."*)

Oft war jetzt Frau v. Stein die Begleiterin der Herzogin bei ihren Besuchen und Ausfahrten; oft saß sie bei ihr im Fürstenhause, erzählend, vorlesend, zuhörend oder im Streit der Meinungen ihre Ansicht verteidigend. Häufig besuchte die Fürstin auch ihre Freundin in ihrem Kavalierhause, noch häufiger in ihrem Hofe auf der Bank. In Charlottens Hofe aber plätscherte ein Brunnen, und den ganzen Sommer hindurch standen Orangenbäume in großen Kübeln vor dem Untergeschoß. Oder die Damen saßen vor dem Hofe, am Saume des Parkes unter dem großen Birnbaum, in dessen Schatten Stühle und Tische aufgestellt waren.**)

Eine feierliche Besiegelung der Freundschaft geschah, als die Herzogin sich im November 1795 von einem

---

*) Man behauptete damals, der Herzog sei sterblich in Fräulein v. Wolfskeel, Hofdame der Herzogin-Mutter, verliebt.

**) Obstbäume gab es damals im ganzen Parke ziemlich viele.

der vielen Tischbeine, nämlich von Friedrich August, malen ließ, um das Bild in kostbarem Rahmen der Frau v. Stein zu schenken. Die Empfängerin knüpfte freilich sogar an dies Geschenk noch ihre nüchternen Gedanken.

„Der Herzogin Luise ihr Porträt ziert nun mein Kabinett, aber der allzu prächtige Rahmen schlägt meine übrigen Möbels tot; es gehörten wenigstens damastene Tapeten und Stühle dazu."

Und sie verhehlte nicht, daß die Liebe der Herzogin ihr auch manchen Verdruß bereite. Im Oktober 1796 meinte sie gegen Fritz, es bleibe sich das Schicksal des Menschen immer ziemlich gleich:

„So ist es von je mein Schicksal gewesen, daß die Freunde, die mich liebten, mir nie mit ihrer Liebe wohltätig waren, sondern mich wirklich eher quälten. Und so macht es noch jetzt meine beste Freundin mit mir."

Zuweilen war doch auch der Unterschied des Standes hinderlich. Die beiden Freundinnen waren in den meisten Ansichten einig, so namentlich in der Abneigung gegen die Franzosen, die noch immer viele heimliche oder offenherzige Freunde in Weimar und Deutschland zählten; aber trotz ihrer persönlichen Bescheidenheit hatte Herzogin Luise von ihrem Range und den fürstlichen Vorrechten doch Meinungen, durch die sie sich gar zu sehr absonderte. Darum klagte Frau v. Stein, es falle schwer, den Fürsten begreiflich zu machen, daß man auch um seiner selbst willen auf der Welt sei. Und sie sah nicht ganz ohne Sorge der sonst so ersehnten Zeit entgegen, wo ihr Fritz zurückkehren und

Herzogin Luiſe

Nach einem Ölgemälde von F. A. Tiſchbein. 1795

die Leitung des Erbprinzen übernehmen, also mit dessen Mutter in das nächste Verhältnis treten würde. Ihr Sohn Karl warnte seinen Bruder geradezu vor diesem Verhältnis mit der besten Freundin der Mutter:

„Die Herzogin ist eine recht gute Frau und eine recht gute Christin, aber was ihre Begriffe von Ständen anbetrifft, so hat sie sich überspannt und wird es, wenn Du Dich des Prinzen annähmst, mehr wie eine Gnade an Dich wie eine Freundschaft von Dir ansehen . . . Sie hat unauslöschliche pedantische Prinzips über das Verhältnis der Fürsten zum Volk."

* * *

Mit dem Herzoge stand sich Frau v. Stein viel weniger gut als mit der Herzogin. Er war Goethes vertrauter Freund und in vielen Dingen sein Gesinnungsverwandter; also mußte er gegen sie eingenommen sein.

Einmal, in der Weihnachtszeit 1794, hatten sie geradezu einen Streit miteinander, einen Streit um einen — Haarbeutel. Dieser Streit war eine unerwartete Fortsetzung jenes Gespräches, das sie vor neunzehn Jahren über feine Sitte und Ungeschliffenheit geführt hatten!

Herzog Karl August war sehr liberal und ein Freund des Fortschritts; als einer der Ersten hatte er sich den Zopf abschneiden lassen und sich mit einem „Schwedenkopf" gezeigt. Aber etwas Tyrannengesinnung blieb ihm doch von seinen Vätern her im Blute; die Neuerungen wollte er selber einführen, und deshalb war es ihm gar nicht recht, als der junge Freiherr Karl v. Stein von seinem Kochberg herunter mit kurzen Haaren, also ohne den bisher zur Hoftracht ge-

hörigen Haarbeutel, in seinen Zimmern antrat. Karl seinerseits wollte sich gar nicht zum eigenmächtigen Modeverbesserer aufwerfen, aber in seinem Dorfe trug er den Kopf so, wie er Lust hatte; am Rudolstädter Hofe, wo er als Nachbar manchmal zu Gast erschien, fragte man nicht nach dieser Zier des Männerhauptes; oft an den weimarischen Hof zu gehen, lag nicht in seiner Absicht; und so trug er sein Haar, wie es ihm bequem war: kurz geschoren. Er bat den Herzog, als er dessen erstaunten Blick bemerkte: er möchte es nicht für einen Mangel an Respekt auslegen, daß der falsche Zopf fehle.

Der Herzog verbeugte sich rasch und rief: O! O! O!, wie wenn er ausdrücken wollte: halten Sie ein, es hat gar nichts zu sagen!

Aber nachher wandte er sich an Frau v. Schardt und meinte: der junge Mann sei doch in Weimar geboren und erzogen; also könne er sich auch der weimarischen Sitte fügen.

Die Tante verteidigte ihren Neffen: Karl habe diese weimarische Sitte nicht vermuten können, denn anderwärts trüge man den Haarbeutel nicht mehr. Das bestritt der Herzog. Sie entschuldigte ihn weiter: sein Haar sei nun einmal zu kurz geschnitten, es sei unmöglich, etwas daran zu hängen.

Am andern Tage begegnete der Herzog im Palais seiner Frau Mutter bei einem Essen wieder dem kurzhaarigen Kochberger Baron; und jetzt griff ihn Karl scherzend an, daß er ihm sogar die Tanten der Perücke wegen auf den Hals schicke. Der Herzog möchte die Gnade haben, vierzehn Tage zu warten; wenn sich bis

dahin genug Nachwuchs auf dem Kopfe einstelle, werde er nicht verfehlen, mit einem feinen Zopfe seine Aufwartung zu machen.

Der Herzog lächelte freundlich.

Aber nachher hatte er auch mit Karls Mutter ein Gespräch über die große Angelegenheit, und Frau v. Stein wurde schließlich in der Verteidigung ihres Sohnes heftig, antwortete im Zorn und ärgerte sich so, daß sie einige Tage Kopfweh davon hatte.

Die Herzogin suchte zu vermitteln und machte ihrem Gemahl Vorwürfe. Dieser aber erwiderte: ihre Freundin sei seit einiger Zeit so empfindlich, daß gar nicht mit ihr zu leben wäre. Hier sprach wieder Goethe aus ihm!

Karl v. Stein aber war sehr glücklich, als er nachher auf seiner Burg saß und an den Haarbeutel-Streit zu Weimar gedachte. Noch niemals hatte er die Liebe seiner Mutter zu ihm so deutlich wahrgenommen wie jetzt, wo sie um seinetwillen gegen den Herzog leidenschaftlich geworden war.

Denn für gewöhnlich zeigte sie ihm ihre mütterliche Liebe nur durch die strenge Kritik, die sie bei jeder Gelegenheit über seine zahlreichen Fehler, Irrtümer und Versehen abhielt.

* * *

Die Witwe, die den Gatten nicht mehr zu pflegen und gar selten nur einen der Söhne bei sich hatte, schloß sich jetzt wieder mehr der Familie an, von der sie gekommen war, also der Mutter, den beiden Schwestern,

den beiden Brüdern, der Frau des älteren und der Braut des jüngeren Bruders.

Die alte Mutter war von der Plage um ihren kränklichen und grilligen Eheherrn jetzt erlöst und — entbehrte sie! Unbewußt suchte sie nach neuen Plagen, um in der Gewohnheit zu bleiben. Sie fand einigen Ersatz in der festen Überzeugung, daß sie jetzt sehr arm sei und nur durch fleißiges Arbeiten und Einschränken sich erhalten könne. Sie zog in die Schloßgasse in ein Haus gegenüber der Tochter Imhoff und wohnte dort sehr eng und schlecht, gesundheitsgefährlich sogar; aber sie wollte sich keine besseren Räume gestatten. Sie saß von früh bis spät, besserte ihre Wäsche und Kleider aus und nähte neue, und am Abend war der Blick auf das geleistete Tagewerk ihre große Freude. Als ihr Lieblingsenkel Fritz noch in Jena mit Schiller, Goethe und andern Gelehrten umging, schrieb sie ihm einmal mit Stolz über ihr eigenes Leben:

„Du hörst philosophieren, und ich treibe den praktischen Teil desselben, da ich mit einer stoischen Gelassenheit Geist und Herz erfreuende Unterhaltungen liegen lasse, um mechanisch die Hände zu bewegen.

„Unglücklich macht mich mein Geschäft nicht; es hat sogar seine kleinen Freuden, wenn ich nämlich am Abend berechne, was ich wohl für die vollbrachte Arbeit hätte ausgeben müssen und dann noch in Kassa habe."

Ihre Kleider behielt die alte Frau verwitwete Oberhofmarschallin auch erheblich länger, als ihre Nächsten für zulässig hielten; es war allemal ein großes Werk, sie zum Abschiednehmen von einem vertrauten Gewande zu bewegen. So trug sie im Jahre 1795 einen

Schlafrock, an dem ihre Töchter längst Ärgernis nahmen; Malchen — sie hielt sich zeitweilig in Weimar auf — ließ ihr zu Weihnachten einen neuen anfertigen: wie aber die Mutter verführen, ihn anzuziehn?

Malchen dachte sich mit der Rheinbaben und den Dienerinnen eine förmliche Verschwörung aus. Eines Abends kurz vor Weihnachten mußte die Löbern, die Dienerin der alten Dame, ihrer Herrin zureden, es sich doch bequem zu machen und das steife Tageskleid auszuziehen. Die Oberhofmarschallin ließ es sich gefallen, und die Löbern streifte ihr rasch das Kleid ab. Als sie nun im Schnürleibchen und Unterrock dastand, pocht es an der Tür, die Jungfer der Rheinbaben guckt herein und meldet den Herrn v. Breitenbauch, einen guten Bekannten aus Eisenach, an. Rasch flüchtet sich die alte Dame in ihr dunkles Kabinettchen, die Löbern mit ihr, um ihr flink den Schlafrock überzuwerfen und zuzuknöpfen. Die Frau Oberhofmarschallin tritt wieder heraus, will dem Herrn v. Breitenbauch ihren Knicks machen, blickt aber in lauter lachende Frauengesichter. Sie sieht an sich herunter und bemerkt, daß sie in einem prächtigen neuen Morgen- und Abend-Gewande steckt. Ganz erstaunt ruft sie aus: „Was Teufel!“, und nun war erst das Vergnügen groß. Denn noch niemals hatte man bisher von den Lippen der alten Dame den Namen des bösen Geistes vernommen und noch niemals Etwas, das einem Fluche ähnlich klang.

Trotz ihrer kleinen Sonderbarkeiten blieb die alte Frau v. Schardt doch in hohen Ehren bei Allen, die sie kannten. Ihre Frömmigkeit war echt, ihre Spar-

samkeit war eine Selbstüberwindung zugunsten Anderer. Karl v. Stein, ihr kritischster Enkel, urteilte einmal:

„Meine Mutter und meine Großmutter sind mir eigentlich die einzigen ehrwürdigen Personen unserer Schardtischen Familie . . . Die Anderen kommen mir alle vor wie verzogene Kinder."

* * *

Der Geheime Regierungsrat Karl v. Schardt war jetzt das männliche Oberhaupt der Familie; da er kinderlos blieb, nahm er um so größeren Anteil an seinen Geschwistern, Neffen und Nichten. Man pflegte viel Familiengemeinschaft hin und her: Käthchen Imhoff wohnte sogar anderthalb Jahre hindurch bei der Tante Stein; zu Mahlzeiten waren oft alle Schardts, Steins und Imhoffs vereinigt; regelmäßig an zwei Tagen in der Woche aß Frau v. Stein bei ihrer Schwägerin Sophie. Diese kam auch immer noch häufig zu Charlotten, aber der größte Teil ihres liebreichen Herzens ward jetzt freilich von den armen französischen Emigrierten in Anspruch genommen, die auch in Weimar eine Zuflucht gefunden hatten und in der vornehmen Gesellschaft nun eine große Rolle spielten.

Diese Marquis und Comtes und Abbés waren zumeist oberflächliche, durch ihren früheren Reichtum verwöhnte und unwissend gebliebene Menschen, die immer nach französischer Art großen Lärm machten, wo sie erschienen, die wenig Achtung erwecken konnten, die aber wegen ihrer guten Laune und feinen Galanterie gefielen und überall willkommen waren, wo man Unterhaltung brauchte. Einige wenige zeigten sich denn auch

gehaltvoller. Andere rührten die Herzen wenigstens durch ihre Armut, denn neben Denen, die große Teile ihres Vermögens gerettet hatten, gab es auch Solche, die in kleinen ungeheizten Zimmern eine bessere Zeit erwarteten und nur jeden zweiten Tag zu Mittag aßen.

Hier bot sich auch für Frau v. Stein manche gute Gelegenheit zum Wohltun an diesen Schiffbrüchigen; aber im Allgemeinen liebte sie die Emigranten kaum mehr als deren Landsleute, die in Frankreich noch immer als Republikaner und Weltverbesserer heute zerschlugen, was sie gestern aufgerichtet hatten. Sie gab Ende 1795 einmal mit Frau v. Wedel zusammen der ganzen französischen Kolonie einen Tee; hierbei mußte es ihr sehr sonderbar vorkommen, daß bei einem Blindekuhspiel in ihrem eigenen Saale „ein momentaner König von Frankreich", der zugleich einer der an der Hinrichtung Ludwigs des Sechzehnten Schuldigen war, mitspielte. Es war Mounier, 1789 Präsident der Nationalversammlung, der jetzt freilich erklärte, er wolle lieber in einem von Schlotfegern als in einem von Philosophen regierten Lande leben.

Karl August räumte diesem bekehrten Revolutionsmanne zwei Flügel des Lustschlosses Belvedere ein, und Mounier schuf dort eine Erziehungsanstalt für junge vornehme Herren oder auch für Engländer, denn es kamen fast nur solche.

Charlotte v. Stein mochte von der ganzen neuen Gesellschaft nur einen Baron v. Fumel leiden; bei Sophien aber waren Mounier, Abbé Brissart, Herr v. Pernay nur der Anfang einer längeren Reihe von hochverehrten Ausländern. Als einmal Lese-Gesellschaft bei

Frau v. Stein war, begeisterte sich Frau v. Schardt so sehr in ihrer Rolle, daß sie die Schwägerin aufforderte, zu fühlen, wie stark ihr Herz klopfe. Frau v. Stein war zu träge zum Aufstehen: „Ach, ich weiß schon, Dein Herzchen schlägt gar leicht", sagte sie trocken, und Alles lachte laut auf.

Erst recht böse aber ward die kleine Schwägerin, als die Stein von ihrem Freunde Pernay behauptete, er habe Läuse gehabt. Auf diesen Tusch schmollte Sophie Wochen lang.

Man brauchte ihre Verliebtheiten nicht sehr ernst zu nehmen, aber sie hatten doch ihr Ärgerliches. Denn „die Kleine" dachte wirklich manchmal daran, sich von ihrem unpoetischen Eheherrn scheiden zu lassen, und es ward auch darüber gesprochen.

Sophie konnte freilich solche Freiheitswünsche damit rechtfertigen, daß ihr Gatte mit ihr auch nicht zufrieden war. Er vermißte an ihr „die planvolle Würde", die er an den Frauen am meisten schätzte und die der Natur seiner Frau leider „ewig zuwider" blieb.

* * *

Sophie blieb bei diesem Herumtreiben ihres Herzens die ehrbarste Dame; die Erinnerung an ihre ehemalige beste Freundin, die jetzige Emilie v. Einsiedel, die durch Verletzung der Tugend und Sitte ein besseres Glück gesucht hatte, war ihr ein beständiger Kummer.

Eines Tages im Oktober 1795 ritt ihr Gatte nach Tiefurt, der Herzogin-Mutter einen Besuch abzustatten;

er trat in das Empfangszimmer, und da ward ihm, als ob ihn der Schlag rühre: auf dem Sopha neben der Herzogin saß die Einsiedel. Am andern Morgen ging Frau v. Imhoff mit einer andern Dame zu Fräulein v. Göchhausen zu Kaffee oder Tee; sie wußten sich kaum zu fassen, als sie auch dort die ehemalige Werthern neben ihrem Schwager Hildebrand sitzen sahen. Und zugleich lief durch die Stadt die Nachricht, daß der erste Geistliche des Landes die kühne Sünderin wiederum als Freundin seines Hauses ehre. „Ich glaube, man muß seinen Nebenmenschen viel mehr vergeben, als man sich selbst vergeben könnte," urteilte Sophie v. Schardt, „aber es ist nicht gut, wenn gerade Personen, auf die gesehen wird, solche Dinge zu vergessen scheinen, weil die Sitten im ganzen darunter leiden." Frau v. Stein machte ihrem Ärger gegen Charlotte Schiller Luft:

„Daß Herders sich mit der Einsiedel hier so affichiert haben, hat im Publikum keine gute Wirkung gemacht.

„Auch hat die Herzogin-Mutter sich besonders benommen: sie ist zu Herders gegangen und hat die Einsiedel zu sich geholt, und war wie bei'm Vater im Himmel eine Freude im Haus über einen Sünder, der Buße tut, mehr als über tausend Gerechte."

Karoline v. Beulwitz befreite sich von ihrem ungeliebten Gatten auf eine minder abenteuerliche Weise als seinerzeit Emilie v. Werthern, aber schwer wurde es auch ihr gemacht, denn ihr Gatte setzte ihrem Pflichtvergessen stets die größte Geduld und Rechtschaffenheit entgegen; Karolinens eigene Mutter konnte nie für die Tochter Partei nehmen, sie mußte immer den armen

Beulwitz bedauern, daß er eine so schlechte Frau bekommen habe. Die Mutter und der Gatte waren auch schon deshalb gegen eine Scheidung, weil Karoline dann ganz unversorgt dastand, und sie noch dazu kränklich, in ihren Nerven recht schwach war. Was wollten ihre Freundschaften mit Schiller, Dalberg und den Humboldts im Ernstfalle besagen? Dalbergs Aussichten erschienen nicht mehr so glänzend wie früher; das Kurfürstentum Mainz war zunächst von den Franzosen verschlungen worden, und die andern Bistümer, auf die er Anwartschaft hatte, konnten ein ähnliches Schicksal haben.

Die alte Frau v. Lengefeld schüttete mehr als einmal ihrer Kochberger Nachbarin ihr Herz aus, und „meine gute, liebe Stein ist noch immer die treue, teilnehmende Freundin", bezeugte sie dann.

Im Frühjahr 1794 begegnete sich Karoline wieder mit ihrem Vetter Wilhelm v. Wolzogen, Demselben, der sie und ihre Schwester zuerst mit seinem Jugendfreunde Schiller bekannt gemacht hatte. Wolzogen begehrte sie jetzt zur Gattin, und sie sagte zu, ohne große Liebe zu fühlen.

Ihre Ehe wurde nun geschieden, Beulwitz bekam in einem Fräulein v. Bibra eine ruhigere Frau, und Karoline lebte mit ihrem Wolzogen in Württemberg und in der Schweiz ganz leidlich; sie fühlte sich gesünder und innerlich ruhiger. Sie hatte bald ein Söhnchen, und das Kind ward ihr zum Wohltäter, wie es so manche sehnende Frau schon erfuhr. Erst recht erstarkte sie, als sie anfing, sich in poetischen Versuchen innerlich auszugeben, die ihr nicht übel gelangen.

Es fehlte nur noch an einem Nötigsten: Wolzogen war ein vielseitig gebildeter, kluger Mann, aber er suchte erst noch die Anstellung, die ihn und seine kleine Familie ernähren sollte. An mehreren Höfen bemühte er sich umsonst; er hatte nicht die Gabe, leicht zu gefallen; auch sein Äußeres war recht unvorteilhaft. Er war dick und vierschrötig und sein Gesicht häßlich. „Sein Betragen ist angenehm," urteilte Frau v. Stein, als sie ihn kennen lernte, „aber sein Gesicht beinahe, wie man den Mirabeau abmalt."

Im August 1796 erschienen Wolzogens in Weimar und Jena, sie hatten sich aus Stuttgart vor den Franzosen geflüchtet. Jetzt erstrebte er ein Amt in Weimar; er oder seine Gattin baten Frau v. Stein um Fürsprache bei dem herzoglichen Paare.

Zuerst mißlang Charlottens Bemühen. Sie bekannte am 19. November 1796:

„Ich habe der Wolzogen vergebliche Hoffnungen gemacht. Herzog und Herzogin waren gut für ihn disponiert; gestern Abends klagte mir die Herzogin, man habe den Herzog wieder herumgebracht, denn er habe auf einmal gesagt, es sei keine Stelle für ihn offen."

Es ward aber weiter gearbeitet; der Herzog von Meiningen, in dessen Gebiet Wolzogens Gut Bauerbach lag, half mit, und noch eben vor Weihnachten konnte Charlotte an die alte Freundin Lengefeld berichten, daß Wolzogens nun endlich eine feste Stätte in Weimar hätten. „Die gute Mutter dankt mir heute so herzlich dafür," schrieb sie dann an Lotte Schiller, „und doch habe ich kein Verdienst daran, sondern bloß der Herzog von Meiningen."

Charlotte hatte nun für Wolzogens eine Wohnung in Weimar zu suchen — was damals sehr schwer hielt — und sie als ihre nächste Freundin in die weimarische Gesellschaft einzuführen, nachdem sie im Frühjahr 1797 eingetroffen waren.

Jetzt ward ihr Frau v. Wolzogen lieber, als sie erwartet hatte; Karoline war wirklich viel gesetzter geworden, war fast ebenso gutmütig und teilnehmend wie ihre Schwester Schiller und dabei viel reicher an Geist und Kraft. Gerade um diese Zeit erregte ein Roman ‚Agnes v. Lilien', der in Schillers ‚Horen' erschien, viel Aufsehen. Man hielt ihn für ein großes Kunstwerk; Manche glaubten, daß Goethe der Verfasser sei; Frau v. Stein erkannte zwar die weibliche Hand darin und dachte, der Charlotte v. Kalb könnte man ein so geniales Werk wohl zutrauen; in Rudolstadt waren Herr v. Beulwitz und seine neue Frau gleichfalls von dieser Dichtung entzückt. Endlich sickerte es durch, daß man diese Dichtung der Karoline v. Wolzogen verdankte, und von nun an galt sie als eine berühmte Schriftstellerin.

* * *

Auch Schillers wandten sich an Frau v. Stein, wenn sie in Weimar etwas zu erreichen wünschten oder zu besorgen hatten. Unter den Plänen, mit denen Schiller sich trug, um sich und die Seinen für die Zeit zu versorgen, wo die dänische Unterstützung aufhörte, tauchte im Frühjahr 1794, als er noch zu seiner Erholung in der schwäbischen Heimat weilte, auch Der auf,

daß er Erzieher oder einer der Lehrer des weimarischen Erbprinzen werden möchte, wie Graf Görtz Erzieher und Wieland ein Lehrer des jetzigen Herzogs gewesen war. Solche Ämter waren sehr einträglich; denn erstens dauerte die Arbeit nur einige Jahre, die Zeit des Ruhegehaltes um so länger. Zweitens rühmt man alle regierenden Fürsten und Thronfolger in ihren Ländern in höchsten Tönen; von diesem Ruhme bekommen die Lehrer, die die gnädigsten Herren so vortrefflich erzogen haben, immer etwas ab. Die letzteren müssen sich entsprechend dankbar erweisen, und selbst die Landstände hatten damals die Pflicht, die weisen Erzieher ihrer wohlgeratenen Fürsten reich zu belohnen.

Frau v. Stein teilte der Herzogin Luise den ihr von Lottchen zugeflüsterten Gedanken mit; aber man wollte dem prinzlichen Knaben keinen schwerkranken Gelehrten zum Gesellschafter geben. Die Stein antwortete:

„Wenn sie [die Herzogin] Mittel und Wege hätte, Schiller in eine ruhige Lage zu setzen, täte sie es gewiß von Herzen gern, denn sie schätzt Schiller sehr und liebt meine Lolo; aber die ungewisse Gesundheit unseres guten Schiller war ein allzugroßes Hindernis in ihren Augen."

Bald darauf wohnten Schillers wieder in Jena, wenn auch nur vorläufiger Weise und immer nach einer besseren Stätte ausschauend. Schiller gründete eine Monatsschrift ‚Die Horen', die groß angelegt war und viel Beifall fand; und auch durch seine ‚Musenalmanache' vermehrte er seinen Ruhm und sein Einkommen. Seine Leistungen nahmen von Jahr zu Jahr

an Kraft und Gehalt zu, sein Gesundheitszustand blieb immer noch recht bedenklich. „Es scheint, daß Schillers Krankheit ihm sein Geistiges noch geistiger macht," meinte Frau v. Stein im September 1795 gegen die Gattin des Dichters; und da sie gebeten war, ihm Bier aus der herrschaftlichen Brauerei in Weimar zu verschaffen, fuhr sie scherzend fort:

„Für das Bier will ich sorgen; es ist gut, daß man ihn mit etwas Irdischem nähre, daß er uns endlich nicht gar unsichtbar werde."

Sie empfing Schillers neue Gedichte immer mit Freuden, las sie auch der Herzogin gern vor, und wenn er nach Weimar oder sie nach Jena kam, so hatten sie lebhafte Dispute miteinander. So im April 1796:

„Wir haben uns ganz müde über's Menschengeschlecht gestritten, welches zu verbessern ihm möglich scheint, mir aber nicht.

„Endlich mußte er mir zugeben, daß die menschliche Natur nicht zu verändern sei, aber das Streben nach etwas Höherem ihr doch eigen wäre, sagte er. Das gab ich ihm zu, indem der Mensch sich moralisch erheben könnte.

„Er wollte aber behaupten, daß die Menschen durch Kunstgefühle erhoben würden.

„Mir däucht, dawider streitet die Erfahrung; mir däucht sogar, die Kunstgefühle erkälten das Herz."

Sie war öfters durch Gedanken an Goethe bestimmt, wenn sie sich kritisierend gegen Schiller wandte. Daß diese Herren Poeten und Ästhetiker etwas Besseres seien als ihre Gattinnen und Freundinnen, wollte sie durchaus nicht zugeben. Sie haben mehr Genie und Wissen, aber die Frauen sind gütiger und tugendhafter.

Schiller

Gemälde von Anton Graff
Stich von Joh. Gotth. Müller

„Kant und Schiller können wohl recht haben, daß unser Geschlecht mehr aus Neigung als aus Pflicht handle, aber nur deswegen, wie ich bei Vielen sehe, weil ihre Pflicht ihnen zur Neigung wird. Ich könnte viele Beispiele davon anführen, unter anderen meine Mutter. Sie gefiel sich so wohl in den beständigen Aufopferungen, die sie zu machen hatte, daß, nachdem sie nach vielen Jahren zu ihrem eigenen freiwilligen Genuß kam, sie eine Öde in sich empfand, die sie noch bis jetzt nicht ganz überwinden kann.

„Überhaupt, glaube ich, hat die Natur dafür gesorgt, daß in unserm Geschlecht die ganze echte Tugend soll wohnen bleiben, indem bei uns kein Stolz, noch Ruhm eine Triebfeder sein kann. Denn unsere zu bearbeitenden Aufgaben, eben wegen ihrer tausendfältigen Kleinlichkeit etwas drückend auszuüben und doch so notwendig im Leben, sind weder der Stoff für einen Dichter, noch des Geschichtsschreibers. Auf's höchste können sie einmal so nebenher wie die Wäsche der Nausikaa und das Gewebe der Penelope angeführt werden, denn die beste Hausfrau ist die allerunbekannteste für die Welt!"

Der Zorn auf die Herren Kunstschlürfer, Kunsterzeuger und kunstgläubigen Menschheitserzieher wuchs zuweilen recht stark bei Charlotten an; gerade jetzt, wo diese Herren sich sehr hochmütig gebärdeten. Im Frühjahre 1797, als sie eben noch für Wolzogens auf der Wohnungssuche war, fühlten auch Schillers Lust, nach Weimar überzusiedeln, denn in Jena hatten sie gar zu wenig Gesellschaft. In Weimar rechneten sie stark auf Frau v. Stein; Schiller erwarte auch in ihr einen Umgang zu finden, schrieb Diese jetzt an ihren Fritz: ihr aber tue diese Erwartung Schillers wehe, da sie sich lieber um die Kochberger Kühwirtschaft bekümmern als mit den schönen Geistern existieren möchte.

Sie gab mißmutig Auskunft über die paar Häuser, die allenfalls jetzt in Frage kämen; aber sie redete rasch zu, als Schiller Gelegenheit hatte, in Jena einen Garten und ein Haus darin zu kaufen.

Schon weil Goethe sich gegen sie als Egoist erwiesen hatte, zweifelte sie nicht, daß auch ihre geliebte Lotte von Schiller übervorteilt werde; bei einem gewöhnlichen Manne, der kein Genie zu sein beansprucht, bei dem sich nicht Alles um das Hervorbringen ewiger Werke dreht, kommt ja die Gattin viel besser zu ihrem Rechte. Vielleicht war Frau v. Stein auch eifersüchtig auf Schiller, weil sie selber die Lotte so sehr liebte. „Sie ist doch eine wirkliche Hausfrau worden," urteilte sie im April 1796 gegen Fritz, „mehr als ich ihr zugetraut; ich wünschte, sie wäre es mit ein bißchen mehrerer Grazie. Sie ist ein engelgutes Wesen, ihre ganze Existenz scheint ihr nur um des Mannes und Karlchens willen da zu sein."

Wenn aber Lotte wieder den höheren Flug nehmen wollte, wie einst in der Mädchenträumerei nach poetischer Lektüre, da schalt die ältere Freundin auch. Ende 1796 las Lotte Schiller das Werk der Stael über die Leidenschaften und da wünschte sie sich denn auch ein Herz voll starker Leidenschaft. Mama Stein erwiderte:

„Lassen Sie's nur gut sein, Sie werden mit Ihrem sanften Hinleben das Gute gerne tun, was Ihnen in den Weg kommt! Das Gute, das man aufsucht, tut nicht allemal die Wirkung, die man glaubt."

Und als sie ein paar Jahre später zu bemerken glaubte, daß Lottchen durch häufigen Umgang mit

Goethe „mehr schöngeistige Tournüren“ annehme, „als da sie mit ihrem Mann allein war,“ klagte sie gegen Fritz:

„Die elegantere oder noch mehr energische Art, in ihren jetzigen Briefen sich auszudrücken, tut mir nicht so wohl als ihre ehemals kindische.“

* * *

Um Goethe schweiften die Gedanken und Gefühle der einsamen Witwe immer wieder herum!

Sie war ihm treu, wie sie Jedermann treu blieb; sie liebte ihn immer noch, aber ihrer Liebe waren die guten, freundlichen Offenbarungen nicht mehr vergönnt. Seine und ihre Haustüren gingen auf dieselben Straßen; zwischen seiner und ihrer Wohnung war es nur ein Weg von drei Minuten; er mußte ein gutes Verhältnis mit ihr wünschen, sie hätte den Heimkehrenden mit offenen Armen empfangen, und doch konnten sie nicht zueinander kommen.

Denn immer wieder, wenn sich Gelegenheit zu einem vertrauten Gespräch bot, kam ein Vorwurf oder eine Klage oder ein Tadel auf Charlottens Lippen, und selbst wenn sie vom Verdrießlichen und Peinlichen geschwiegen hätte, was freilich ihre Art nicht war, so mußte Goethe doch empfinden, wie sie über ihn dachte. Als sie einmal in Gesellschaft zusammen gewesen waren, ohne ein Wort zu wechseln, schrieb sie nieder: „Ich muß immer in meinem Herzen sagen: Armer Goethe!“ — Das eben las er ihr aus den Augen ab!

Wer mag einem hartnäckigen Tadler, einem strengen Richter vor die Augen treten, wenn er es

vermeiden kann? Zumal wenn der Verurteilende früher ein Lober gewesen ist?

Charlottens Vorwürfe waren nicht die weichlichen Klagen einer verlassenen Geliebten; sie gingen viel tiefer. Ihr Inhalt blieb: Du bist nicht nur von uns abgefallen, sondern von Dir selber! Von dem hohen, edlen, guten Geiste, der früher in Dir wohnte!

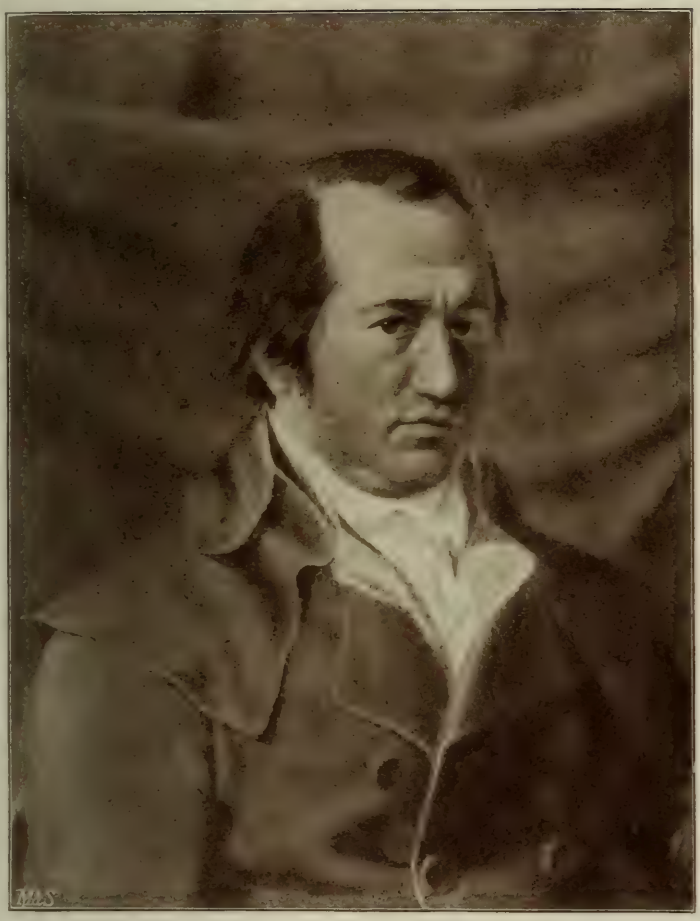
Es ist schon erzählt, daß sie diese Gesunkenheit Goethes auch in seinem Außern und in seinem geselligen Verhalten zu erkennen glaubte. „Noch letzt", schrieb sie im Juli 1794 ihrem Fritz, „antwortete er Jemandem, der die Aussicht in's Ilmtal lobte: ‚Das ist keine Aussicht' und sah dickmürrisch dazu aus." Im Februar 1796 begegnete sie ihm in Jena bei Schillers, nachdem sie ihn ein paar Monate nicht gesehen hatte.

„Er war entsetzlich dick, mit kurzen Armen, die er ganz gestreckt in beide Hosentaschen hielt. Schiller hatte seinen schönen Tag und sah neben ihm wie ein himmlischer Genius aus; seine Gesundheit war leidlich, und die blasse Ruhe auf seinem Gesicht machte ihn interessant.

„Ich möchte nur wissen, ob ich dem Goethe auch so physiognomisch verändert vorkomme als er mir.

„Er ist recht zur Erde worden, von der wir genommen sind. Der arme Goethe, der uns sonst so lieb hatte!"

Goethe konnte sich, abgesehen von seiner ungünstigen Figur, freilich auch nicht von seiner besten Seite zeigen, wenn er der Freundin begegnete; er fühlte sich nie frei und behaglich in ihrer Gesellschaft, da er ihre Angriffe stets zu fürchten hatte und ihr nichts Hartes erwidern durfte oder mochte. „Auf Alles, was ich ihm sage, antwortet er mir mit Verlegenheit." Und



Goethe

Nach dem Gemälde von Heinrich Meyer (1795)

ein andermal schildert sie, wie er sich bei Schillers aus der Klemme zog.

„Es kam eben, wie ich da war, eine kleine ‚Viktoria' aus Dresden für ihn an. Er setzte sie am Tische vor sich und meinte, bei'm Essen und Trinken sei am besten, von der Kunst zu sprechen. Er nahm auch wirklich an Nichts viel weiter Anteil und zuletzt hatte er das Glas Wein in der einen Hand und die Viktoria in der andern."

Wieder einmal, als sie ihn bei der Herzogin antraf, machte sie es ähnlich:

„Goethe sah recht ennuyiert aus, der Herzogin wurde es ganz weh dabei; da ich aber gar keinen Respekt vor den schönen Geistern mehr habe, so sprach ich die Kreuz und Quer, und es ging die Stunde ziemlich frisch vorüber."

Herder sagte zur Herzogin Luise, als auf Goethes ‚Römische Elegien' die Rede kam, ihn selber habe es in Italien angeekelt, Goethe aber sei dort sehr sinnlich geworden. Karl August sogar wünschte, daß die Elegien nicht gedruckt würden. Als sie dann doch in Schillers Zeitschrift erschienen und Schillers Gattin die Meinung ihrer älteren Freundin begehrte, antwortete Frau v. Stein:

„Ich habe für diese Gedichte keinen Sinn .... Ich glaube, daß sie schön sind; sie tun mir aber nicht wohl.

„Wenn Wieland üppige Schilderungen machte, so lief es doch zuletzt auf Moral hinaus, oder er verband es mit Ridicules, soviel ich davon gelesen habe. Auch schrieb er diese Scenen nicht von sich selbst."

Über die ‚Venetianischen Epigramme' ärgerte sie sich geradezu, eben weil sie den Verfasser immer noch liebte. Sie fühlte sich durch seine öffentlichen Bekennt-

nisse mit erniedrigt; sie fühlte aber auch sich selbst und ihren geliebten Spitz beleidigt, wenn Goethe seiner Hundefeindschaft Ausdruck gab:

Wundern kann es mich nicht, daß Menschen die Hunde so lieben;
Denn ein erbärmlicher Schuft ist wie der Mensch so der Hund.

Bei andern neuen Arbeiten Goethes durfte Charlotte das Urteil wagen, daß sie gar zu schwach, viel zu gering für einen Goethe seien. Als sein ‚Märchen' bekannt wurde, erzählte sie weiter, daß Wieland einschlief, ehe die Vorlesung aus war, und bei den übrigen ‚Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter' konnte sie ohne Widerspruch bedauern, daß Goethe an sich selber keine höheren Forderungen mehr stelle.

„Dem Goethe scheint's gar nicht mehr Ernst um's Schreiben zu sein, daß er die bekannte Geschichte der Mlle. Clairon, die vom Klopfen, welche mir vor drei Jahren Herr v. Pannewitz erzählte, daß sie sich in seiner Eltern Haus zugetragen, und die aus des Bassompierre sehr bekannten ‚Mémoires', die er doch wahrhaftig nicht wird für eine Geistergeschichte wollen passieren lassen, indem sie sehr körperlich war, gut genug zum Inhalt eines so respektabeln Journals wie die ‚Horen' hält."

Freilich erschienen jetzt, 1795 und 1796, auch die vier Bände von ‚Wilhelm Meisters Lehrjahren', und es gab keinen Leser, den nicht wenigstens manche Einzelheiten darin entzückt hätten, Keinen, der nicht die große, reiche Kraft des Dichters willig oder widerwillig bewundert hätte. Die arme Charlotte war aller-

dings durch ihre besonderen Erinnerungen im freien Genusse noch mehr als Andere gestört. Als 1795 der dritte Teil gedruckt vorlag, sagte sie Goethen, sie sei nun doch auf das Ende der auftretenden Personen neugierig. Darauf erwiderte er: im Leben brauche man nicht konsequent zu sein, aber von Romanfiguren erwarte man es freilich.

Sie stutzte, daß er das Herz hatte, ihr Das zu sagen! Romanfiguren also müssen in ihrem Charakter bleiben, lebende Menschen können ihn nach Belieben ändern!

Im Oktober 1796 erhielt sie von ihm den letzten Teil des Romans. Der Anfang war herrlich: Wilhelm reitet nach einem Frühlingsgewitter dem Regenbogen entgegen.

„Ach! sagte er zu sich selbst, erscheinen uns denn eben die schönsten Farben des Lebens nur auf dunkelm Grunde? Und müssen Tropfen fallen, wenn wir entzückt werden sollen?

„Ein heiterer Tag ist wie ein grauer, wenn wir ihn ungerührt ansehen, und was kann uns rühren als die stille Hoffnung, daß die angeborene Neigung des Herzens nicht ohne Gegenstand bleiben werde?

„Uns rührt die Erzählung jeder guten Tat; uns rührt das Anschauen jedes harmonischen Gegenstandes. Wir fühlen dabei, daß wir nicht ganz in der Fremde sind. Wir wähnen einer Heimat näher zu sein, nach der unser Bestes, Innerstes ungeduldig hinstrebt."

Mit gespanntem Herzen las Charlotte weiter. Aber ach! je weiter sie kam, desto trauriger wurde sie. Und sie schloß das Buch mit der nun schon gewohnten Klage:

„Es sind mitunter schöne Gedanken drin, besonders auf politische Verhältnisse des Lebens, und fängt mit einem Ge-

fühle an, das ich dem Goethe als völligem Erdensohn gar nicht mehr zutraute. Auch glaube ich, es ist aus alten Zeiten.

„Übrigens sind seine Frauen drin alle von unschicklichem Betragen, und wo er edle Gefühle in der Menschennatur dann und wann in Erfahrung gebracht, Die hat er all mit einem bißchen Kot beklebt, um ja in der menschlichen Natur nichts Himmlisches zu lassen. Es ist immer, als wenn einen der Teufel zurechtwiese, daß man sich ja nicht etwa in seinen Gefühlen irre und sie vor etwas Besseres halte, als sie wären."

Im ‚Musenalmanach' für 1797 erschienen Goethes und Schillers ‚Xenien'. Sie waren für Viele ein Ärgernis, für Manche eine Schadenfreude, für keinen wohlwollenden Menschen erquickend.

„Es ist ein Punkt in seinem Herzen, mit dem es nicht just ist," sagte jetzt Charlotte von Goethen und meinte damit besonders seine Angriffe auf ehemalige Freunde, z. B. auf die Stolbergs, die ihn einst so herzlich geliebt hatten. Und für Schiller fürchtete sie, daß er, der wirtschaftlich Ungesicherte, dadurch Schaden erleide; seine Wohltäter in Dänemark konnten dieses übermütige Herumhauen und -stechen, wobei auch manche ihrer Freunde getroffen wurden, gewiß nicht billigen. „Man lebt doch nicht vom Verstand allein," schrieb sie warnend an die Gattin Schillers; „ich denke freilich nicht wie eine Poetin, sondern hausmütterlich."

Bald kamen denn auch die Gegenhiebe gegen die beiden Dioskuren von Weimar und Jena; es dauerte Jahre, ehe der erregte Ärger sich wieder legte.

Im Februar 1797 las Charlotte dann in einer Abschrift Goethes Elegie ‚Hermann und Dorothea':

Also Das wäre Verbrechen, daß einst Properz mich
begeistert,
Daß Martial sich zu mir auch, der Verwegne, gesellt,
Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule
zu hüten . . .

Diese stolze Verteidigung des Dichters gegen seine Angreifer in der Ferne und Nähe machte nicht geringen Eindruck auf sie. Welche Frau sieht nicht den Geliebten gern unbesiegt und unbesiegbar seinen Gegnern Trotz bieten! Auch wenn sie selber eben noch zu den Gegnern gehörte! Hier stellte sich Goethe mutig und fest zu den großen Dichtern des Altertums als ihr würdiger Nachfolger.

Aber ach! eine Zeile in diesem schönen Gedichte lautete:

Schüre die Gattin das Feuer, auf reinlichem Herde
zu kochen!

und mit dieser Gattin war Christiane Vulpius gemeint!

Ihre fürstliche Freundin konnte die Eifersucht unterdrücken, Charlotte machte kaum den Versuch. Ihre Nichte Amalie Imhoff war einmal mit Goethen im Gerede, denn man glaubte damals noch, er würde die Vulpius verabschieden, sobald nur die seiner würdige weibliche Persönlichkeit erschiene. Aber dies Gerede über die Imhoff ging vorüber. Im Spätjahr 1796 kam die Frau v. Berlepsch, die auch eine Dichterin sein wollte, wieder nach Weimar, wo man sie von früher her kannte; sie stand jetzt in Scheidung mit ihrem Manne. „Sie war lustig und munter und dick und fett," erzählte Charlotte ihrer Freundin Schiller nach einem Zusammensein, und weiter: „Vielleicht macht sie jetzt mehr Eindruck auf

Goethe, als da sie mager und sentimentalisch war; sie sieht jetzt auch etwas gemeiner aus.“ Ihrem Sohne Fritz aber erzählte sie, Frau v. Berlepsch sei in Goethe verliebt und möchte ihn gern heiraten, aber da sein Geschmack nicht für vornehme Damen sei, so spiele er den Grausamen.

Charlotte wußte wohl, warum Goethe gegen alle vornehmen Damen abweisend war: er wollte gar nicht von seiner plumpen Köchin lassen! Von Lottchen Schiller hatte sie ein Gespräch erfahren, das Goethe an Schillers Tische mit Körners und dem Grafen Geßler gehabt hatte. Goethe hatte dem Grafen, einem verhärteten Junggesellen, die Ehe angepriesen. „Aber warum heiraten Sie denn nicht selber?“ fragte Dora Stock, Körners Schwägerin, und er antwortete ernst: „Ich bin verheiratet, nur nicht mit Zeremonie.“

Weder ihren Kummer über den ehemaligen Freund, noch ihren Groll gegen seine Mademoiselle Vulpius verbarg sie je. Zuweilen war es ihr, als ob ihr Herz halbversteinert sei, seit es seine Untreue erfahren. Sie hörte Herdern einmal, als sie ihn und seine Frau besuchte, heftige Ausfälle auf das Leben und die Menschennatur machen; er war ja voller Galle wegen aller der Ärgernisse, die er beständig erlitt. Charlotte sah viel ruhiger in das Weltgetriebe:

„Nichts kuriert einen mehr von einem solchen [Herderschen] Zustand, als wenn man eine recht schmerzliche Erfahrung gemacht hat. So bin ich durch Goethes Abschied für alle mir noch bevorstehenden Schmerzen geheilt worden; ich kann Alles dulden und Alles verzeihen.“

Das sollte besagen: ihr Tadel bleibe gemäßigt; damit aber pflegt zusammenzuhängen, daß auch die Lobes- und Liebeszeichen schwächer werden.

„Wenn ich mich recht zur Statue machen kann, bin ich am wohlsten; ich darf mir weder Freude noch Leid erlauben."

So meinte sie im September 1795, ihrer schwachen Gesundheit gedenkend, und bald danach klagte sie:

„Ich glaube, mein Herz versteinert nach und nach; ich fühle, wie mir der Ausdruck immer mehr und mehr versagt, Liebe und Wohlwollen zu erkennen zu geben."

* * *

Sie konnte sich mit Goethe nicht wieder zusammenfinden, aber eine völlige Entfernung war auch unmöglich. Sie hatten in vielen Dingen die gleiche Gesinnung. Sie hatten gemeinsame Freunde. Sie waren mit gleicher Aufrichtigkeit dem weimarischen Fürstenhause zugetan. Und sie wurden auch immer noch durch Fritz zusammengehalten, denn Goethe hörte nie auf, dessen Freund und Fürsprecher zu sein. „Mein lieber Sohn", redete ihn Goethe noch 1794 an; Fritz solle ihn künftig in England herumführen, schlug er einmal vor. Ein paar Jahre später hatte er noch den Wunsch, daß Fritz sein Reisegenosse bei einer neuen Fahrt nach Italien werde.

Ferner: seit dem Juli 1794 bestand zwischen Goethe und Schiller eine literarische Freundschaft, die alsbald auch zu einer persönlichen Freundschaft wurde. Goethe war nun häufig in Jena, wohnte dort im alten Schlosse und ging täglich zu Schillers. Sein neuer Freund aber

nahm einige Male längeren Aufenthalt in Weimar und wohnte in Goethes Hause. Dadurch ward eine neue Verbindung zwischen Goethe und seiner ehemaligen nächsten Freundin hervorgerufen, ein Verkehr in Schillers Angelegenheiten, durch und bei Schillers. „Seitdem scheint er mich wieder ein klein wenig in der Welt zu bemerken," meinte Charlotte im Februar 1795:

„Es kommt mir vor, er sei einige Jahre auf einer Südsee-Insel verschlagen gewesen und fange nun an, auf den Weg wieder nach Hause zu denken."

Und ein anderer Vermittler, auf den man noch weniger gerechnet hätte, stellte sich auch bald ein. Von den Kindern, die Goethe mit Christiane Vulpius hatte, blieb nur der älteste Knabe, August, am Leben. Als dieser Knabe den ersten Jahren der Unbeholfenheit entwachsen war, geschah es oft, daß er mit den andern Kindern der Gasse spielend und jagend über den Hof der Frau v. Stein trieb, die ihm von ihrem Fenster aus zusah. Armer Junge! Armer Vater!

Im Frühjahr 1796 gab Iffland ein großes Gastspiel am weimarischen Theater; Schillers kamen dazu auf fast vier Wochen herüber. Er wohnte bei Goethen, Lotte mit Karlchen, ihrem ältesten Knaben, bei Frau v. Stein; Schillers Karl und Goethes August liefen nun zu- und voneinander. „Sein kleiner August", schrieb jetzt Frau v. Stein ihrem Sohne, nachdem sie eben Goethe erwähnt hatte, „kommt jetzt oft als Spielkamerad vom kleinen Schiller zu mir" . . .

„Es scheint ein gutes Kind. Ich schenkte ihm einige Spielereien, die ihn sehr freuten, und nach drei verschiedenen

Pausen, wo er sich vermutlich einzeln die Geschenke in seinem Köpfchen rekapitulierte, sagte er allemal ein recht ausgesprochenes: »Ich bedanke mich«.

„Ich kann manchmal in ihm die vornehmere Natur des Vaters und die gemeinere der Mutter unterscheiden. Einmal gab ich ihm ein neu Stück Geld; er drückte es an seinen Mund vor Freuden und küßte es, welches ich sonst am Vater auch gesehen habe. Ich gab ihm noch ein zweites dazu, und da rufte er aus: »Alle Wetter!«"

Von nun an benutzte Goethe den Knaben als seinen Boten zu ihr — wie er einst ihren Fritz als Boten gebraucht hatte! Und wenn er mit dem Knaben auf einem Spazierwege bei ihr vorbeikam, da waren einige freundliche Worte hin und wieder jetzt leichter gesagt. „Es ist mir noch immer unbegreiflich, daß er mir so fremd werden konnte!" klagte sie ihrer Lotte Schiller nach einer solchen freundlichen Szene, wo Goethe sich mit August ein Weilchen neben ihr unter den Orangenbäumen niedergelassen hatte.

Goethe verbarg seinen Wunsch nicht, daß durch den unschuldigen Knaben eine neue Freundschaft eingeleitet werden möchte. Er bat sogar:

„Erlauben Sie auch ferner meinem armen Jungen, daß er sich Ihrer Gegenwart erfreuen und sich an Ihrem Anblick bilden dürfe. Ich kann nicht ohne Rührung daran denken, daß Sie ihm so wohl wollen."

Und Charlotte schrieb angenehme Dinge über Augustchen zurück.

„Er tut meinen Augen und meinem Herzen wohl."

„Sie müssen's meinem Herzen eigentlich sehr natürlich finden, daß ich Ihr Kind so lieb haben muß."

Um diese Zeit, im Spätherbst 1796, gab es sogar ganz gemütliche Vormittage zwischen Goethe, seinem Augustchen und der Frau v. Stein. Ihr Sohn Fritz wollte einen großen Teil seiner Bücher nach Breslau geschickt haben; das Aussuchen und Einwickeln war nun aber keine Liebhaberei seiner Mutter, dagegen hatte Goethe von seinem Vater die Neigung zu pedantisch-sorgfältigem Verwahren und Einpacken geerbt. Sehr zufrieden berichtete Charlotte jetzt dem Sohne:

„Heute oder morgen wird das Einpacken Deiner Kiste vollendet, und zwar hat Goethe schon zwei Vormittage damit zugebracht und wird heute auch noch einige Stunden damit zubringen. Er macht es sehr ordentlich und gern.

„Es ist doch schade, daß der Goethe in so dummen Verhältnissen steckt; er hat Verstand und eine Seite von Bonhommie, und nur sein dummes häusliches Verhältnis hat ihm etwas Zweideutiges im Charakter gebracht.

„Auch ich habe manche Päckchen eingepackt, auch der kleine August hat Münzen eingewickelt."

So war man wieder auf dem Wege zur Freundschaft, und zwischen Charlotten und Goethes Knaben war das Verhältnis immer ungetrübt.

„Das ist gewiß, daß ich seinen August recht lieb habe; er ist so possierlich und gescheit, daß ich ganze Tage mit ihm spielen könnte; auch kommt er recht oft."

Aber zwischen ihr und Augusts Vater stand leider immer noch Augusts Mutter. Und das Leben und die Menschen sorgen auch für Mißverständnisse und Ärgerlichkeiten. Als Charlotte in diesem Jahre 1796 ihren Geburtstag feierte und mit Bruder, Schwägerin und anderen Gästen in ihrem Kabinett saß, trat eine Magd

mit einer stattlichen Torte ein und überreichte sie: „mit einem schönen Kompliment der Mamsell Vulpius!“

Das war eine bloße Mägde-Dummheit; Goethe hatte den Kuchen als Augusts Gabe an seine mütterliche Freundin backen lassen. Aber Charlotten war der Geburtstag verdorben.

„Das gibt nun eine ordentliche Stadtgeschichte, wo ich drüber ausgelacht werde.“

* * *

Unterdessen versuchte Karl v. Stein sein Heil auf Kochberg. Welche Fehler früher gemacht waren, wußte er; daß der Reingewinn erheblich vermehrt werde, war sein Vorsatz. Er ging immer wieder fröhlich an's Werk, hatte auch manche liebe Stunde in seinem „Königreiche“ und unterhielt sich oft vortrefflich mit dem „Erzbischof von Kochberg“ oder dem „Generalgouverneur von Spaal“ oder seinem „Oberforstmeister“ und andern Ministern und Räten. Aber immer wieder erlebte er Verdrießlichkeiten und sah er Bedrohungen. Der Bruder verlangte in sehr kurzen Zwischenräumen bares Geld, denn er bekam in Schlesien kein Gehalt; dies Geld hätte Karl in der Wirtschaft nötig gehabt! Manchmal wurden die schönsten Ernteaussichten oder Holzverkäufe oder Spiritus- oder Vieh- oder Wolleverkäufe — man hatte auf Kochberg immer rund 1200 Schafe — durch unerwartete Mißgeschicke vereitelt.

Die ewige Not aber aller Groß-Landwirtschaft ist die „Leutenot“. Es liegt nicht in der Natur des gewöhn-

lichen Menschen, daß er auf die Dauer eifrig und redlich für einen Herrn, einen vom Schicksal Bevorzugten, arbeiten mag; er nimmt immer wieder seinen eigenen Vorteil gegen diesen Herrn wahr. Aufseher und Antreiber kann man nicht überall anstellen, und sodann müssen diese Aufseher und Antreiber auch wieder überwacht werden, daß sie ihre gehobene Stellung nicht ärger mißbrauchen, als die niedrigen Untertanen ihre geringeren Gelegenheiten.

Karl sagte sich bald, er wolle von seinen Leuten keine Liebe oder Dankbarkeit erwarten; er wolle sie nur nehmen wie Pferde, bei denen es allemal anschlägt, wenn man sie vernünftig behandelt. Aber selbst diese gemäßigte Erwartung trifft nicht immer zu, wenigstens nicht sehr bald. Eine verlotterte Arbeiterschaft braucht Jahre, Jahrzehnte, ehe sie gut brauchbar wird.

Karl war oft tief bekümmert. Er sah die Mängel der Wirtschaft, der er vorstand, und schämte sich. Und konnte sie dennoch nicht aus der Welt schaffen.

„Die Indolenz der Leute, ihre Gewohnheit, nie Wort zu halten, und der Mangel an Arbeitern ist ein so zusammenwirkendes Übel, daß am Ende Die selbst erschlaffen müssen, die hin und wieder noch gut sind.

„Wenn ab und zu einmal Einer herkömmt, der Etwas von Wirtschaft versteht, so fragt er: Warum lassen Sie nicht rein ausdreschen? Warum lassen Sie Ihr Feld nicht besser abgraben? Warum lassen Sie so viele Runkeln und Kraut verfaulen und nicht zur rechten Zeit hereinbringen? Warum lassen Sie nicht Ihre Dächer reparieren, daß das Heu nicht verdirbt? Warum keine Wege verbessern? Warum keine Staken graben?

„Und noch hundert andere Warums, die alle eine unverzeihliche Faulheit und Nachlässigkeit voraussetzen.

„Das Weinen ist mir dann näher als das Lachen.“*)

Zuweilen fragte Karl die frühere Herrin auf Kochberg um Rat, aber Das half ihm auch nichts. Seine Mutter konnte wohl den Sohn schulmeistern und sie hatte die fatale Passion, sich Alles noch trauriger vorzustellen, als es war; aber wenn man statt eines entschiedenen Urteils einen entschiedenen Entschluß von ihr verlangte, eine bestimmte Anweisung: so und so solle es gemacht werden, dann versagte sie. In diesem Punkte zeigte sie sich wieder ihrem ehemaligen Freunde ähnlich, der auch alles Andere leichter hervorbrachte als einen Entschluß.

Karl war manchmal ärgerlich über diesen unfruchtbaren Widerstand seiner Mutter und daß sie ihn noch immer gern wie einen Zehnjährigen behandelte. Einmal aber mußte er, als sie bei einer seiner Klagen wieder auf ihn loshieb, laut auflachen. Die Weiber von Kochberg und Umgegend hatten sich seit vielen Jahren das Holzholen aus den Steinschen Wäldern so angewöhnt, daß an einem Tage einmal zehn oder zwölf Frauenspersonen wegen Holzdiebstahls vor seinem freiherrlichen Gerichte erscheinen mußten. Er teilte es der Mutter mit und war neugierig, ob sie sogar bei diesen Spitzbübinnen nach ihrer Gewohnheit sich auf die Seite ihres Geschlechts stellen würde. Sie besann sich gar nicht. „Das ist Deine Schuld,“ antwortete sie dem

*) An Fritz im Februar 1797.

Sohne; „warum nimmst Du keine Frau, die den dortigen Weibern ein gutes Beispiel gibt?“

* * *

Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte.

Charlotte empörte sich über Goethes häusliches Verhältnis nicht nur als die Beleidigte und Liebende, sondern eben so sehr als eine Vertreterin des weiblichen Geschlechts. Ihr wurde einmal als Dienstbotengespräch erzählt, Christiane Vulpius habe ihre jüngere Schwester mit aufrichtigem Ernste vor der Verführung der Männer gewarnt; Frau v. Stein glaubte es gern; sie sah auch diese Christiane als ein Opfer männlicher Selbstsucht an, denn als Frau eines Mannes, zu dem sie nach Stand und Bildung paßte, wäre dies Mädchen ja viel glücklicher geworden, als in ihrer jetzigen schiefen Stellung.

Wie aber, wenn Goethes Beispiel andere Männer anreizte, sich gleichfalls den Pflichten der regelrechten Ehe zu entziehen?

Die Sittlichkeit der Frau ist erweiterte mütterliche Fürsorge. Charlottens ältester Sohn hatte die Dreißig überschritten, und wenn von Heiraten die Rede war, spaßte er nur und erklärte, er wolle sich lieber nach dem Vorbilde des großen Goethe ein Mamsellchen nehmen. Und Goethes und Charlottens alter Freund Knebel, der die Fünfzig schon hinter sich hatte, verachtete nun auch plötzlich die sittliche Ordnung der Gesellschaft.

Er lebte seit einigen Jahren recht zurückgezogen, schalt auf Weimar, nannte dies durch seine schönen

Geister berühmte Städtchen eine Seeleneſſig-Fabrik; er verkehrte am häufigſten gerade in Herders düſterm Pfarrhauſe hinter der Stadtkirche, wo beſtändig Seeleneſſig bereitet wurde. Er ging aber auch Süßigkeiten nach, und plötzlich hieß es, der alte Major und Moralphiloſoph habe die Luiſe Rudorf zur Braut, eine Sängerin, deren Ruf gar nicht gut und die überdies um 37 Jahre jünger war als er.

„Er wohnt in einem Garten vor dem Erfurter Tor, und ſie auch in der Gegend. Lange konnte man nicht begreifen, warum er den Winter durch in dem papiernen Haus blieb, aber die Liebe hat ihm eingeheizt.“

Alle Freunde waren entrüſtet und bekümmert, als es hieß, daß Knebel die Rudorf heiraten wolle. Denn daß dieſe Ehe unglücklich werden müſſe, bezweifelte Niemand, da weder er noch ſie für ein dauerndes Zuſammenleben taugten.

Namentlich war die Schweſter Knebels tief unglücklich; ſie ging zu Herder und bat ihn ſehr, dem Bruder in's Gewiſſen zu reden; Herder aber ſchlug es ab. Sie bat nun die Frau v. Stein, und dieſe ſchrieb am 31. Oktober 1797 einen großen, ernſten Brief. Natürlich umſonſt.

Knebel hatte einen ſtarken, den Übrigen unbekannten, ſittlichen Grund zu dieſer Eheſchließung: das blutjunge Mädchen hatte bereits im Geheimen einen Knaben geboren, dem er einen Vater und eine Heimat geben mußte.

Knebel brach mit den Freundinnen, brach mit der Schweſter und zog nach Ilmenau, wo er ſich recht un-

gestört der Erziehung seines Kindes, aber auch noch der Erziehung seiner Frau widmen konnte. Die Gewitter zwischen den Beiden, die die Freunde prophezeit hatten, blieben nicht aus, und so hatten sie an dem Erzürnen und Wiedergutwerden auch viel Unterhaltung.

* * *

Von ihrem Liebling, ihrem männlichen Abbild, ihrem Fritz durfte Frau v. Stein ein weises Verhalten erwarten, wenn er sich die eigene Häuslichkeit schuf. Sie war gewöhnt, daß man ihn lobte und liebte, ihn für einen Edelmann ohne Tadel erklärte. Als er im Herbste 1795 in Dresden gewesen war, schrieb Körner seinem Freunde Schiller, er habe den jungen Mann als ein pädagogisches Kunstwerk aufmerksam betrachtet:

„In seinem Wesen ist ein gewisses Ebenmaß, das dem Gefühle wohl tut. Er ist natürlich, unbefangen, heiter, verständig, ohne ausnehmende Fähigkeiten zu verraten, empfänglich ohne Spuren des Enthusiasmus, aber doch mit Wärme."

Und Schiller erwiderte und bekräftigte:

„Goethe hat ihn eigentlich ganz erzogen und sich dabei vorgesetzt, ihn recht objektiv zu machen. Auch mir ist Stein immer eine sehr wohltätige Natur gewesen und er hat mich zuweilen ordentlich mit Dem, was man Genialität nennt, entzweit, weil er ohne eine Spur davon so gut und schätzbar ist."

Kein Wunder, daß dieser vollkommene junge Mann der letzte Bildner seines künftigen Landesherrn werden sollte und danach ein treuer Verwalter der Nahrungsquellen seines Heimatlandes!

Aber bald gefiel seiner Mutter nicht recht, was er ihr von Heiratsaussichten oder -absichten in Schlesien schrieb. Zuerst machte er einer jungen Gräfin Burghaus so deutlich den Hof, daß die Eltern ihn schon als künftigen Schwiegersohn ansahen; plötzlich entfernte er sich, und nur deshalb, weil er gehört hatte, die junge Dame sei einem früheren Bewerber stolz begegnet. Dagegen bemühte er sich jetzt um eine Gräfin Braschina, obwohl er wußte, daß sie einen Emigranten liebte, der sie nicht heiraten konnte. Seine Mutter sah diese Dinge aus der Ferne nur undeutlich, aber sie hatte Zeit, sich Sorgen zu machen.

„Du bist mein Ideal von einer reinen, schönen Seele gewesen; ich möchte es auch so mit mir in's Grab nehmen!"

Fritzens Verhalten schien mindestens unklug; die Braschina war arm, die Burghaus reich, und ihre Mutter zeigte sich über Fritzens Verhalten so verletzt, daß sie ihn fragte, ob ihre Tochter ihn beleidigt habe.

Durch eine reiche Heirat hätte sich Fritz mit einem Schlage aller Sorgen entledigt, die ihn jetzt plagten. Er wäre Herr auf Kochberg oder auf einem andern schönen Rittergute geworden und hätte nicht mehr in sich zu kämpfen brauchen, ob er dem Könige von Preußen oder dem Herzoge von Weimar dienen solle.

Seine Neigung zog ihn nach Preußen; der Minister v. Hoym machte ihm die schönsten Aussichten, wenn er nur erst der weimarischen Verpflichtungen ledig sei; aber Fritz fühlte sich freilich an Weimar und an die herzogliche Familie gebunden, die ihn von Kind auf begünstigt hatte.

Er suchte nach einem guten Beweggrund, der seine Untreue rechtfertigen könnte, und da fand er nur den Umstand, daß er daheim zunächst doch wieder nur Kammerassessor mit 300 Talern Gehalt werden müsse, nachdem er so große Summen auf seine Reisen und seine übrige Ausbildung gewandt. Gewissermaßen ungerecht war es auch, daß in der Heimat alle höheren Ämter schließlich durch die Gunst des Herzogs vergeben wurden; in Preußen wohnte der König viel weiter ab von seinen Beamten, war also unpersönlicher und gerechter. Sodann hing in Weimar alles Aufrücken doch gar zu sehr von der Lebensdauer der jeweiligen Amtsinhaber ab; es ward nur selten eine gute Stelle frei. Überall sah sich Fritz, wenn er sich in die Heimat versetzte, in engen Verhältnissen, während in dem großen preußischen Königreiche viele Wege zu wichtigen Aufgaben und ansehnlichen Stellungen führten.

In diesem Widerstreit der Neigungen wandte sich der junge Mann an seinen alten Freund Goethe; es war im August 1796. Goethe hatte damals Gründe, weshalb er sich nicht mit dem Herzoge über diese Angelegenheit aussprechen wollte; er gab deshalb Fritzens Mutter den Rat, sie möge bei ihrer Freundin, der Herzogin, erzählen: er, Goethe, hielte es für gut, daß der Herzog ihrem Fritz die Kammerpräsidentenstelle in Eisenach nach dem Ableben des alten Herrn v. Herda verspreche. Frau v. Stein folgte Goethes Winke nicht; wenn sie ihren Fritz nicht in Weimar selbst haben konnte, so war ihr auch nicht geholfen! Nach einigen Tagen schrieb sie Goethen:

„Noch habe ich der Herzogin von Ihrem Vorschlag Nichts erwähnt, denn wegen des Herzogs veränderlicher Vorstellungsart ist's gar zu ungewiß, sich mit ihm einzulassen; Das weiß sie selbst zu gut, und hier müßte ein dezidierter und schneller Ausspruch geschehen.

„Raten Sie also dem Fritz, was Ihnen Ihr vor ihn gut gesinnter Verstand sagt und was Sie Ihrem ehemaligen Kinde würden geraten haben."

Goethe schrieb nun der alten Freundin einen Brief, den sie der Herzogin oder dem Herzoge bei guter Gelegenheit vorlegen sollte. Darin war nicht mehr die Eisenacher, sondern eine andere hohe Stelle genannt, die nach seiner Meinung Fritzen versprochen werden müsse. Goethe glaubte zwar nicht, daß der Herzog sich so nach Wunsch für die Zukunft binden ließe, aber durch diese Forderung würde es doch zur Sprache kommen, daß Fritz recht gute Aussichten in Preußen hatte und daß der Herzog von Weimar ihn in Ehren entlassen müsse, wenn er ihm nichts Ähnliches zusichern könne. Goethe fuhr fort:

„Man wird sich weigern, Etwas festzusetzen — der Assessor wird in preußische Dienste gehen, und die Sache wird mit einigen kleinen Unannehmlichkeiten abgetan sein.

„Bei mir ist Fritz ganz entschuldigt. Wer gerne leben mag und ein entschiedenes Streben in sich fühlt, einen freien Blick über die Welt hat, Dem muß vor einem kleinen Dienst wie vor dem Grabe schaudern. Solche enge Verhältnisse können nur durch die höchste Konsequenz, wodurch sie die Gestalt einer großen Haushaltung annehmen, interessant werden."

Charlotte stimmte dem alten Freunde dankbar zu; sie kannte alle die Mißhelligkeiten des kleinstaatlichen

Beamtenlebens seit ihren ersten Kinderjahren. Sie vertraute auch dem Herzoge und seinem künftigen Glücke nicht ganz. Aber sie schreckte doch auch vor jedem endgültigen Entschlusse zurück.

Und ebenso wagte ihr Fritz das entscheidende Wort noch nicht. Zwei Menschenalter war die Familie mit dem weimarischen Fürstenhause wie ein Glied mit seinem Körper verbunden gewesen!

Ende Juli 1797 reiste Fritz der Heimat zu, um in mündlicher Verhandlung sich besser aufzuklären und eine gütliche Vereinbarung herbeizuführen. In Dresden hörte er, daß der Herzog von Weimar dort erwartet werde; so blieb Fritz einige Zeit in der sächsischen Residenz und lebte gar angenehme Tage mit Körners und den beiden Humboldts. Als der Herzog dann aus dem Teplitzer Bade anlangte, war er sehr vergnügt; er zeigte sich auch freundlich zu Fritz, meinte aber: vor der Hand wollten sie nicht von seiner Sache sprechen. Er mochte offenbar Nichts ohne den Geheimen Rat Voigt tun, der jetzt sein fleißigster und einflußreichster Minister war.

Fritz verlebte nun einige Wochen bei der Mutter in Weimar und bei dem Bruder in Kochberg; endlich aber mußte wieder verhandelt werden. Er schlug vor, daß man ihn für jetzt entlasse, damit er in Preußen ein Departement bekommen könne; er wolle auf den ersten Ruf zurückkommen, sobald man seiner bedürfe. Wenn er aber nur den Erbprinzen einige Jahre begleiten solle, so werde er gewiß für diese Jahre aus dem preußischen Dienste beurlaubt werden.

Der Herzog schrieb seine Meinung Goethen, der damals nicht in Weimar war:

„Fritz Stein scheint ganz entschlossen zu sein, in Schlesien bleiben zu wollen.

„Welches der wahre Grund sei, der ihn dorten bindet, kann ich nicht ganz herausbringen. Seine Aussichten dorten sind zu ungewiß, als daß ihn ein größerer Dienst bloß anziehen sollte!

„Voigt hat zweimal mit ihm sprechen müssen, und endlich habe ich mir seine endliche Erklärung schriftlich erbeten, um genau zu wissen, was er wünsche und wolle. Er kömmt immer darauf hinaus, daß ihm der Schritt wehe tue, daß er aber der Lust, in preußische Dienste zu gehen, nicht widerstehen könne, und er schlägt immer, vielleicht als Selbstbetrug zu seiner Beruhigung, vor, daß man ihn gehen lasse mit der Hoffnung, ihn in etlichen Jahren wieder zu nehmen.

„Da aber dieser Plan schwerlich zustande kommen kann, indem Jemanden im Dienste wieder einzuschieben, der ihn ohne Not verlassen hat, bedenklich sein möchte, so fange ich an, unser Verhältnis für abgebrochen anzusehen, und bereite mich vor, ihn zu entlassen, wenn er nicht seinen Sinn ändert und sich entschließt, pure im hiesigen Dienste zu bleiben.

„Es ist nicht angenehm, daß ich ihn und damit auch mehrere Aussichten verliere, auf die ich Jahre lang ziemlich sicher rechnete. Seinem Egoismus Persuasoria entgegenzusetzen, trage ich Bedenken, weil alle Überredungen Nichts taugen, sein Egoismus nur noch mehr erhöhet würde werden und er durch diese verstärkte üble Eigenschaft dem Endzweck nicht entsprechen möchte, den ich mit ihm hatte, um den Charakter meines Sohnes bilden zu helfen."

Zugleich schrieb der Herzog an Fritz: er könne seine Vorschläge nicht annehmen; es gehe nicht an, den Dienst so oft zu ändern. Und zum Begleiter seines Sohnes

könne er nur Jemand brauchen, der ihm ganz zugehöre. Übrigens bewillige er hiermit den gewünschten Abschied.

Das empfand Stein nun doch als einen schweren Schlag!

Er erwiderte dem Herzog: es tue ihm wehe, zu sehen, daß er sich den Unwillen seines gnädigen Herrn zugezogen habe; und er könne Weimar nicht mit diesem traurigen Bewußtsein verlassen.

Der Herzog antwortete ihm mit Würde und Wärme; er schloß sein Schreiben mit dem Wunsche, Stein möge nie Grund haben, seinen Schritt zu bereuen.

Dem jungen Manne war krank zu Mute. Er verließ die Heimat vor dem Tage, den er sich vorgesetzt hatte. Mutter und Bruder begleiteten ihn bis Jena.

Als die Mutter wieder bei Hofe erschien, kam der zurückgehaltene Unwille über ihren Sohn auf ihr Haupt. Der Herzog sagte ihr kurz und hart, ihr Sohn sei ein Egoist. Vielleicht, fügte er als fatalen Trost hinzu, habe er diesen Charakterzug der Goetheschen Erziehung zu verdanken. Die Herzogin meinte, Fritz könne kein rechtes Glück mehr in seinem Leben haben, nachdem er ihre Hoffnungen so sehr getäuscht hätte.

Am tiefsten gekränkt war die Herzogin durch einen ungeschickten Ausdruck, der Fritzen in einem Schreiben an den Herzog untergelaufen war; er hatte die Anstellung im kleinen Staate, die Goethe zuvor einen „kleinen Dienst“ genannt hatte, als einen „Dienst ohne Ehre“ bezeichnet, was nur besagen sollte, daß der Beamte in

Preußen zu höheren Ehren und größerer Macht steigen könne. Aber seinen ungeschickten Ausdruck empfand besonders die Herzogin als Beleidigung. Und ihr war auch Das verdrießlich, daß ein Edelmann ein weimarisches Amt aufgab, daß nun wieder ein Bürgerlicher, ein Voigt oder Schmidt, seinen Platz besetzen würde, wodurch denn freilich nach ihrem Gefühle die Ehre des weimarischen Hofes ein wenig verkürzt wurde.

Sie gab ihren Ärger der Mutter des Ungetreuen mehr als einmal zu fühlen. Diese blieb die Antwort nicht schuldig. Zuerst erwiderte sie noch ruhig: sie würde niemals so bitter über den Sohn der Herzogin sprechen können, auch wenn sie Grund dazu bekommen sollte. Schließlich ward sie heftig wie immer, wenn es gegen ihre Söhne ging, und sagte: sie wolle jetzt ihren Fritz lieber betteln sehen, als daß er in weimarischen Diensten sein müßte, und sie für ihre Person wolle nun lieber ihr Alter in Kochberg zubringen als am weimarischen Hofe!

Der Zorn legte sich auf beiden Seiten bald; aber es entstand eine neue Pein und Sorge für die arme Mutter. Von Allen, die die Steins kannten, ward von Fritzens Verabschiedung geredet. Der Herzog von Meiningen fragte ihren Karl, warum denn der Herzog von Weimar seinen Bruder, der doch ein geschickter Mann sein solle, nicht in seinen Diensten behalten habe?

Aber die Meisten wollten erfahren: „Was ist Ihr Herr Sohn denn im Preußischen geworden? Wieviel Gehalt bekommt er dort?“ Und auf diese Fragen wußte die Mutter keine Antwort. Der Minister, der dem

jungen Assessor so große Hoffnungen gemacht hatte, beeilte sich gar nicht, sie ihm zu erfüllen. Monat für Monat verging.

Erst am 1. Dezember 1798 wurde Fritz zum preußischen Kriegs- und Domänenrat*) ernannt.

Der Herzog, der immer besser als die Andern gewußt oder durchschaut hatte, daß Fritz in Breslau kaum bessere Aussichten hatte als in Weimar, fragte seinen Bruder bei der nächsten Begegnung: wieviel Besoldung er erhielte und was ihn denn eigentlich für Breslau dezidiert hätte.

Karl antwortete ausweichend: er müsse dort wohl verliebt gewesen sein.

„Das habe ich auch gehört," erwiderte der Herzog, „in die Gräfin Maltzahn, die eigentlich seine Mutter sein könnte."

Karl ließ ihn bei diesem Glauben.

* * *

Während die Mutter in Gedanken für ihren Fritz die rechte Braut suchte, geschah das Unerwartete: Karl verlobte sich!

Er hatte immer über das Heiraten gespottet; als er nun in den ersten Märztagen 1798 der jungen, schönen Amelie v. Seebach einen Besuch machte und sie fragte, ob sie ihn nehmen wolle, lachte sie, denn sie hielt es für Spaß.

---

*) Heute: Regierungsrat.

Amelie v. Stein
geb. v. Seebach

Nach einem Aquarell von Heinrich Meyer

Er versicherte ihr feierlich, daß er sie zur Gattin begehre, aber sie wollte es nicht glauben.

Schließlich merkte sie, daß es Ernst war, und da sagte sie: ja!

Sie war so schön, daß ihre Gönnerin, „die kleine Tante", lange Zeit sich die größte Mühe gegeben hatte, sie vor den vermeintlichen Nachstellungen des Herzogs zu beschützen; nachher war durch dieselbe kleine Tante eine Verlobung eingefädelt zwischen ihr und Ludwig v. Fritsch, einem Sohne des Ministers, einem Offizier, der sich in dem Kriege gegen die Franzosen durch große Tapferkeit auszeichnete. Fritsch aber hatte die Verlobung wieder gelöst, vielleicht weil Amelie kein Vermögen besaß. Bald darauf hielt Karl v. Stein seine Stunde für gekommen.

Es herrschte viel aufrichtige Freude über seine Verlobung, denn Braut und Bräutigam gefielen beide allgemein. Der Geheime Rat v. Schardt, „der kleine Onkel", war ganz entzückt, daß er eine so schöne Schwiegernichte bekam; die beiden Mütter erklärten sich auch gern einverstanden, und selbst ein neuer Freund, der Marquis Fumel, stürzte, als er die Neuigkeit erfuhr, sogleich auf die Frau v. Stein los, fiel ihr um den Hals und küßte sie ganz entsetzlich vor Freude.

Es geschahen damals noch einige Verlobungen unter den weimarischen Adligen; und so entstand der Plan einer großen vereinigten Hochzeit. Am 20. Mai 1798 ward sie gehalten. Es waren vier Paare: Karl v. Stein und Amelie v. Seebach, deren Bruder Friedrich v. Seebach und Henriette v. Stein aus

dem Hause Nordheim, ihr anderer Bruder Ludwig v. Seebach und ein Fräulein v. Beulwitz und viertens ein Herr v. Breitenbauch mit einem Fräulein v. Oldershausen.

Die Trauung fand in dem Saale der Frau v. Stein statt, Amalie Imhoff hatte ihn nach ihrem feinen Geschmacke mit Blumen, Kränzen und Laubgewinden geziert. Oben auf dem großen Teppich stand Herder; vor ihm saßen die Brautpaare und hinter diesen die Vornehmsten der Stadt. Charlotte zählte allein 50 Verwandte unter den Hochzeitsgästen, denn durch die Seebachs ward ihre Verwandtschaft erheblich vergrößert, sie war aber auch schon früher zahlreicher geworden, weil die Egloffsteins und die Steins von Nordheim, allerdings ziemlich weitläufige Verwandte, aus Franken nach Weimar gezogen waren. Die beiden Herzoginnen fehlten nicht in der feierlichen Gesellschaft; der Herzog, der gerade am Beine einen Schaden hatte, ließ sich herübertragen, und der Prinz Friedrich von Gotha verschob seine Abreise, um diese vierfache Eheschließung mit anzusehen. Daß die Brautpaare auf das schönste geschmückt waren, versteht sich; Karl v. Stein trug einen grünen Frack mit vergoldeten Knöpfen, eine weiße mit Gold gestickte Weste, schwarzseidene Kniehosen, weiße seidene Strümpfe und Schnallenschuhe.

Der fröhliche Teil der Feier ging mit Bewilligung des Herzogs im Komödienhause vor sich, das der kleine Onkel gar schön hatte ausschmücken lassen. Auch als ihr Zeremonienmeister trat Schardt der Festgesellschaft entgegen, im Chapeau-bas und mit Degen, und

waltete seines Amtes so vortrefflich, daß ihn Jedermann elegant-charmant fand. Bis zehn Uhr ward getanzt; bei dem Kehraus wurden die Brautkränze und nachher die Strumpfbänder verteilt, und die vier Paare fuhren nach Hause. Nach einigen Stunden aber wurden sie durch ungeheuern Lärm geweckt: ihre unruhigen Hochzeitsgäste zogen mit den Musikanten noch in der Stadt herum und wollten den Neuvermählten Ständchen bringen. Einige bliesen auf Kindertrompeten, Andere suchten Dudelsäcke zu meistern, Andere erfreuten sich an ihrem Tenor oder Baß, dazwischen vernahm man dann stückweise schöne Melodien aus guten Instrumenten. Die Hunde bellten, die Hähne erwachten vor der Zeit, und die Nachtwächter hörten in vorsichtiger Entfernung den Produktionen der zum Teil recht hochgestellten Exzedenten zu.

Einige Tage nachher schrieb Charlotte an die Freundin Schiller:

„Die vier Trauungen auf einmal haben mich nicht wie sonst, wenn ich diese Feierlichkeit sah, traurig gemacht. Wenn es nicht aus Taubheit meiner Gefühle kommt, so hoffe ich, es kommt aus Gründen, daß diese Ehen, was den Charakter gegeneinander betrifft, alle glücklich sein werden."

Mit ihrer Schwiegertochter war Charlotte auch fernerhin zufrieden; es zeigte sich bald, daß Amelie ihre Armut an Geld und Gut durch hundert Tugenden wett machte. Sie ward eine gar treffliche Herrin auf Kochberg, und Karl, der so viele Jahre in der Fremde und einsam gewesen war, fühlte sich jetzt erst recht heimisch und behaglich. Gegen dieses neue Töchterchen benahm

sich die Mama Stein denn auch immer recht liebreich und freigebig; Karl ward nach wie vor von ihr bekrittelt und zurechtgewiesen. „Ich habe meine Mutter recht lieb," schrieb er einmal an seinen Bruder, „nur ihre Façons nicht, vermöge welcher sie mit dem besten Willen vielleicht die unangenehmsten Sachen sagt." Und er zählte auf, was sie alles an seiner Wirtschaft und an seinem Auftreten auszusetzen hatte und wie sie es bei Andern, die ihr sehr nahe standen, bei dem kleinen Onkel und der kleinen Tante, ebenso machte — er hätte auch Goethe mit nennen können.

„Diese Klippen abgerechnet, vertragen wir uns sehr gut, denn sie lebt ordentlich auf und sie ist wohl und vergnügt und verhätschelt ihr Töchterchen, meine Frau, daß Du machen mußt, Dir auch eine Frau anzuschaffen oder wieder zu uns zu kommen, sonst stechen wir Dich aus."

Da Fritz in Preußen sich befestigte, wünschte er seinen Anteil aus Kochberg herauszuziehen; Karl hatte zwar nicht viel Lust, alleiniger Herr zu werden, einigte sich schließlich aber doch mit Fritz dahin, daß er Kochberg mit allen darauf liegenden Schulden übernahm und sich verpflichtete, an den Bruder 40 500 Taler herauszubezahlen. Damit stiegen Karls Schulden auf 101 100 Taler; in den schlimmen Zeiten, die man durchlebte und noch zu erwarten hatte, eine gar schwere Last! Aber er blieb guten Mutes.

Am letzten Februartage 1799 schenkte ihm Amelie zu seinem Kochberg und seinen Hypotheken den ersten Erben. Am 1. März erfuhr Frau v. Stein, daß sie in den Großmutterstand erhoben war.

Aber ihre sorgenden Gedanken flogen doch viel öfter noch nach dem fernen Schlesien. Ihr Fritz erkrankte schwer, der Bediente schrieb ihr statt seiner. Und die Mutter antwortete mit einem Herzensschrei:

„O stirb mir nicht! Du bist die einzige Poesie meines Lebens!"

XI. Dichterinnen und Dichter

1794—1806

Eine Witwe hat viele einsame Stunden, zumal wenn sie nicht um ihren Unterhalt zu sorgen braucht und ihre Kinder und Enkel nicht am Orte sind. Oft ließ Charlotte v. Stein ihre Gedanken weit wandern; unbewußt suchte sie nach einem neuen Interesse, nach einer neuen Beschäftigung. In's Zeichnen und Malen sich wieder zurückzufinden, gelang ihr nicht so recht. Zur Musik fehlte oft die Stimmung, obwohl sie sich jetzt erst noch ein neues Pianoforte vom weimarischen Hofinstrumentenmacher Schenck gekauft hatte. In den Wissenschaften erging sie sich noch viel, zumal in der Astronomie; Kästner hielt ihr kleine Vorträge darüber, wenn er bei ihr zu Tisch gewesen war. Sie studierte auch in Kants Schriften und mühte sich an Schillers philosophischen Betrachtungen über das Schöne ab; sie las die neuen Reisebeschreibungen, die neuen Romane und allerlei Kleinigkeiten in Journalen. Aber es blieb immer noch freie Zeit.

Einige von den Damen, mit denen sie bekannt war, hatten sich in neuester Zeit als Dichterinnen hervorgewagt; da erwachte in Frau v. Stein der Wunsch, sich auch einmal in dieser Kunst zu versuchen. Sie gestand nie gern den Männern erhebliche Vorzüge vor den Frauen zu; darum waren ihr diese Dichterinnen lieb, die ein neues weibliches Vermögen erwiesen. Das Gemüt der Frau ist weicher, die Gefühle bleiben nicht so im Mittleren und Mäßigen wie die der Männer, ihre Menschenkenntnis ist feiner, ihre Teilnahme an den Erlebnissen ihrer Nächsten stärker, ihr Hineindenken in andere Zustände kräftiger, also müßte die dichtende Frau in manchen Stücken die männlichen Poeten übertreffen. Auf die naheliegende Einwendung: warum man denn bisher keine großen Dichterinnen kenne, hatte Frau v. Stein eine gute Antwort: auf tausend schreibende Männer kommt auch nur Einer, dessen Werke dauerndes Ansehen haben; tausend schreibende Frauen gab es noch nicht.

Aber sie konnte diese Streitfrage beiseite stellen; es hat sicherlich Jedermann das Recht, zu seinem eigenen Vergnügen zu dichten. Von Goethes Wort und Beispiel her kannte Charlotte eine große Erfahrung: wir werfen unsrer Seele Lasten ab oder können sie doch merklich erleichtern, indem wir Das, was uns schmerzt, niederschreiben und es dabei poetisch gestalten, umkleiden, erhöhen und verklären.

Frau v. Stein hatte zwei Kümmernisse und Ärgernisse, die sie sich gar gern von der Seele herunterschreiben wollte, wenn's wirklich möglich war. Das Eine

war ihr Zorn über Goethes Abfall und Sinken; das Zweite ihr Verdruß über die deutschen Nachbeter der französischen Revolutionshelden und ihre Furcht, daß die Neu-Gallier, durch diese deutschen Anhänger angelockt und unterstützt, auch in Deutschland die Herrschaft erlangen könnten. Ihr lag dabei der Gedanke an ihr weimarisches Fürstenhaus nahe, und ganz besonders malte sie sich das Schicksal der Herzogin Luise aus, deren Los zu teilen sie als die beste Freundin berufen sein würde.

Irgendwie verband sich mit diesen Gedanken die Erinnerung an die Geschichte der Königin Dido, wie sie Justinus überliefert hat; Vergils Darstellung einer Liebe zwischen Dido und Aneas vergaß Charlotte ganz darüber oder übersah sie geflissentlich, denn dergleichen Liebeskrankheiten nachzuschildern, hatte sie durchaus keine Neigung. Das Verlangen des afrikanischen Königs Jarbas nach Dido oder vielmehr nach Didos Reich ward ihr Thema; das Verhalten der Königin und der sie umgebenden Damen, Räte, Priester, Philosophen und Poeten ergab die Auftritte und die fünf Aufzüge ihres Trauerspiels.

An die Aufführung ihrer Dichtung im Theater dachte Charlotte bei ihrer Arbeit gar nicht; sie ließ große und kleine Szenen an verschiedenen Orten einander folgen, ebenso unbekümmert um die nötigen Bühnenverwandlungen, wie Goethe bei seinem ‚Götz' gewesen war. Sie spiegelte ihr eigenes Wesen in dem Stücke ab, indem sie sich an zahlreichen Stellen viel zu kurz und knapp ausdrückte: ihre Personen wogen nicht lange die Gründe hin und her, sondern hielten ihre Meinungen fertig. Wo Schillersche

Beredsamkeit oder wenigstens der stille Glanz von Goethes Sprache am Platze gewesen wäre, hatte sie nur wenige, einfache Worte. Obwohl sie wußte, daß ihr Stück durch jambische Verse erst sein schickliches Gewand bekommen würde, wagte sie sich nicht aus der Prosa heraus.

In bewußtem und gewolltem Gegensatz zu ihrem gewesenen Freunde malte sie die eine Hälfte der auftretenden Personen als so lobens- und liebenswerte Charaktere, daß der sittliche Mensch seine Freude daran haben konnte: Dido wurde eine ganz vollkommene Fürstin; ihre Freundin Elissa und ihr Priester Albicerio bewegten sich gleichfalls ohne Makel.

Ob sie die Absicht hatte, in den Figuren der Tragödie gute Bekannte abzumalen? Genaue Porträts entstanden nicht, aber einige ihrer Nächsten, an denen sie großen Anteil nahm, schlüpften in ihre Puppen hinein. In der Elissa fühlte sie sich selber; aus dem Philosophen Dodus schaute Knebel heraus; aus dem Dichter Ogon, Elissas ehemaligem Freunde: Goethe. Die Elissa ist also grob-aufrichtig und treu; von Dodus-Knebel gibt sie einmal die glückliche Karikatur:

„Unter diesem Säulengang geht er immer herum, spricht mit sich selber und macht wunderliche Gesichter. Erst dachten wir, er sei trunken und toll, aber er sagte wohlklingende Worte, die wir nicht verstanden; dann wurde er manchmal wütig mit Geberden. Durch Den haben wir nach und nach Alles erfahren, was die Königin anders machen könnte."

Ihr Ogon ist neben Dodus und Anderen ein Politiker, ein Anführer der Neuerungssüchtigen; inso-

fern ähnelt er also Goethen durchaus nicht; aber an vielen Stellen ist Ogon doch derjenige Goethe, den Charlotte jetzt durch die Brille des Grolls sah. Und manchmal meint man aus Ogons Munde wirkliche Aussprüche Goethes zu hören. Einmal erscheint er im Zimmer der Elissa, um sie von der Königin ab- und zur Partei der Fremden hinüberzuziehen:

Ogon: Höre mich einmal, Elissa, mit dem Vertrauen, das du mir vormals gönntest, und willige, dich eine Weile unsrer Führung zu überlassen. Und durch unsere Führung leite alsdann die Königin. Sie muß die Vermählte des jetulischen Königs werden.

Elissa: Sie muß? Hast du das Gelübde vergessen, das sie den Göttern tat, als wir aus Tyrus flohen?

Ogon: Gelübde tun wir uns selber und können sie uns auch wieder entbinden.

Elissa: Wer sich nicht treu bleibt, bleibt's auch den Göttern nicht.

Ogon (der sich im Zimmer überall umsieht): Du bist ein gleichförmiges Wesen! Jahre lang sah ich dies Zimmer nicht, und noch ist Alles auf dem alten Fleck. Es ist doch wahr, die Frauen können eine langweilige Existenz ertragen!

Elissa: Sag lieber: eine ruhige, für die uns die Götter zur Entschädigung Dessen, was sie den Männern vorausgaben, einen geschicktern Sinn schenkten.

Ogon: Und Das machst du dir wohl zur Tugend?

Elissa: Nicht so wie du, der sich zur Tugend anmaßt, was ihm am gemütlichsten ist.

Ogon: Du betrügst dich.

Elissa: Einmal betrog ich mich in dir! Jetzt aber sehe ich allzu gut, ohngeachtet des schönen Kammstrichs deiner Haare und deiner wohlgeformten Schuhe dennoch die Bockshörnerchen, Hüfchen und dergleichen Attribute des Waldbewohners, und Diesen ist kein Gelübde heilig.

Ogon: Diese falschen Vorstellungen kommen von einem ungewohnten Trank her, den ich dir immer verwies! Gönne dir nur von dem rechten geistigen Erdensaft und du wirst dich bald mit dem schönen Bild, das du dir von mir machst, vertragen lernen.

Elissa (lachend): Ich möchte meine Sicherheit nicht in deine Hände legen, da deine Moral von deiner Küche abhängt.

Ogon: Dies gehört nicht zur Sache, die ich mit dir abhandeln wollte. Du weißt, daß ich dich einmal liebte. Es ist schwer, die Wahrheit zu sagen, ohne zu beleidigen, aber die menschliche Natur ist schlangenartig: eine alte Haut muß sich nach Jahren einmal wieder abwerfen! Die wäre nun bei mir herunter. Laß uns jetzt in ein politisches Verhältnis zusammentreten! Arbeite mit mir zum Besten der Königin!

Elissa: Es ist vergeblich, daß du mich um deiner Nichtliebe willen zu etwas bringen willst, das ich nicht einmal um deiner Liebe willen getan hätte. Nach der Ehre, in deinen politischen Verhältnissen zu stehen, strebe ich nicht, und ich verehre die Grundsätze der Königin. Lebe wohl!

Ogon (allein): Zu schnell entzieht sie mir ihre sonst so gern vergönnte Gegenwart, als daß ich ihr nur Gründe hätte beibringen können. Aber was Gründe! Die schlagen bei dem Geschlechte nicht an. Die Schauspielergeberden, in denen ich mich sonst bei ihnen übte, taten immer die beste Wirkung; wenn ich ihnen in einer malerischen Stellung zu Füßen fiel, ihre Aufmerksamkeit mit dem Ausdruck stummer Leidenschaft auf mich zog, da verfehlte ich meines Endzwecks nie. Nur mit der Königin wollte mir's nicht gelingen, und jetzt, da mein innerer Geistesreichtum auch von außen anlegt, ist mein sonst schlanker Körper zu unbiegsam worden. Große Lust hätte ich alleweile, meiner Ruhe zu pflegen, denn es ist spät. Mich brachte nie in der stürmischsten Leidenschaft das Andenken einer Geliebten um eine Stunde Schlaf; so soll mich auch gewiß das politische Getreibe da nicht darum bringen.

Im Winter 1794 auf 1795 ward das Stück geschrieben. Charlotte legte es ruhig beiseite; nur mit ein paar Freundinnen sprach sie davon und den nächsten gab sie es auch zu lesen. Daß es zu schwach war, um gedruckt oder auf dem Theater gespielt zu werden, wußte sie wohl.

Im Spätjahr 1796 wollte auch Charlotte Schiller das Drama gern lesen; die Verfasserin versprach's ihr, sobald Elisa Gore die Handschrift zurückbringe. „Schiller wird's keinen Spaß machen, denn wie kann dem Meister so etwas gefallen?"

Sie schickte ihr Werk bald darauf nach Jena, und im nächsten Briefe schrieb Lottchen, daß Schiller voll Lobes sei.

Am 3. Januar 1797 bekam sie ihre Tragödie zurück, und folgender Brief Schillers lag dabei:

„Ungern gebe ich Ihre Komposition aus den Händen, teure Freundin. Sie hat mich unbeschreiblich interessiert, und in jeder Rücksicht. Außer dem schönen, stillen, sanften Geist, der überhaupt darin atmet, und außer dem Vielen, was im einzelnen vortrefflich gedacht und ausgesprochen ist, ist es mir, und zwar vorzüglich, durch die Lebendigkeit teuer geworden, womit sich eine zarte und edle weibliche Natur, womit sich die ganze Seele unsrer Freundin darin gezeichnet hat. Ich habe Weniges, ja vielleicht noch nie Etwas in meinem Leben gelesen, was mir die Seele, aus der es floß, so rein und klar und so wahr und prunklos überliefert hätte, und darum rührte es mich mehr, als ich sagen kann.

„Aber so individuell und wahr es auch ist, daß man es unter die Bekenntnisse rechnen könnte, die ein edles Gemüt sich selbst und von sich selbst macht, so poetisch ist es bei Dem allen, weil es wirklich eine produktive Kraft, nämlich eine Macht beweist, sein eigenes Empfinden zum Gegenstand

eines heiteren und ruhigen Spiels zu machen und ihm einen äußeren Körper zu geben. Von dieser Seite, ich gestehe es, hat es mich auch überrascht; denn, ob ich gleich diese Empfindungsweise in meiner Freundin gar nicht neu finde, so war mir die Entdeckung doch in der Tat neu, daß sie ihren Gefühlen so viel poetisches Leben einhauchen, so viel Gestalt geben könnte.

„Meine Frau sagt, daß Sie das Ms. kopieren lassen wollen. In diesem Falle wünschte ich es noch einmal der Orthographie wegen vorher anzusehen, worin es einige kleine Unrichtigkeiten hat. Wollten Sie dann auch mir eine Kopie davon schenken, so geben Sie mir einen schönen Beweis Ihrer Freundschaft, und Sie sollen es nie bereuen, dieses liebe Lied von Ihnen selbst in meine Hand gelegt zu haben.

„Ich bin recht ungeduldig, Sie bald zu sehen und Ihnen Dasjenige mündlich vielleicht lebendiger auszudrücken, was ich in diesem Brief sehr unvollkommen habe mitteilen können."

So schrieb ihr Schiller, der Meister der Tragödie! Derselbe Schiller, der eben erst im Bunde mit Goethen die ‚Xenien' ausgesandt und alle mittelmäßigen Poeten ohne Rücksicht auf ihre bürgerliche Stellung und sonstige Tugenden unbarmherzig an den öffentlichen Schandpfahl gezerrt hatte! Durfte sie ihm glauben?

Daß Schiller den Ausdruck ihrer eigenen Gefühle und Gesinnungen überall in dem Stücke fand, war noch kein Lob. Das deutete eher auf ein künstlerisches Unvermögen. Daß er ihrer Person bei dieser Gelegenheit schmeichelte, war die Benutzung einer guten Gelegenheit, ihr Angenehmes zu sagen. Aber er nannte ihr Gestümper poetisch, schrieb ihr eine wirkliche produktive Kraft zu, nannte ihre Prosa, die sogar als Prosa holprig war, „dieses liebe Lied"!

Vielleicht war er davon überrascht worden, daß die Fabel der Tragödie, daß die Motive und Figuren glücklich ergriffen waren; es ließe sich aus diesem ersten rohen Entwurfe wirklich Etwas machen, eine Tragödie Schillerscher Art oder noch besser ein Textbuch zu einer großen Oper. Vielleicht hatte sich Schiller diese künftigen Möglichkeiten ausgemalt und auch sie der Freundin als Verdienst angerechnet. Und natürlich hatten ihm die Sticheleien auf Knebel, den er nie leiden mochte, und auf Freund Goethe Spaß gemacht.

Charlotte schenkte ihm die gewünschte Abschrift, und er hörte nicht auf, ihr Lobsprüche darüber zu sagen, wenn sie einander besuchten. Sogar von einer Aufführung in Hamburg war die Rede, und Charlotte hätte selber gern gesehen, wenn das Stück ohne ihren Namen, so daß also auch die persönlichen Anspielungen aufgehoben wurden, in Breslau versucht worden wäre; aber Fritz konnte oder wollte nicht dazu helfen.

Schillers sprachen immer noch vom Druckenlassen; im Mai 1798 bot ihr Schiller 20 Louisdor dafür, und die Wolzogen wollte ihr das Doppelte von Cotta verschaffen. Charlotte aber erkannte die Gefahr; sie gebe das Stück nicht für 1000 Taler in Druck, war ihre Antwort an die Wolzogen, denn sie würde sich nur Feinde damit machen. Und an Lottchen schrieb sie:

„Sie gehen mit der ‚Dido' um, wie man mit einem einzigen Kind zu tun pflegt, machen ihr viel weis und halten ihr die Fehler zu gut, daß Sie sie immer noch lesen mögen, wie Sie mir schreiben. So sehr mich's freut, daß sie Schiller gefällt, so kann ich mich doch nicht entschließen, sie drucken zu lassen."

Wie hätte sie eine Handschrift dem Publikum geben können, in der sie ihren alten Freund verspottete und über ihre ehemalige Liebe zu ihm sich aussprach?

* * *

Schillers reizten sie öfters zu neuen Produktionen an. „Wenn ich eine Stimmung hätte, Etwas zu schreiben, so würde ich's um Schillers Beifall tun, aber ich bin zu geistesarm" war ihre Antwort im September 1797. Und als Lotte Schiller ihr im nächsten Februar einen Stoff nannte, aus dem sie eine Erzählung in Versen dichten könne, nämlich die Geschichte von Sauls Tochter Michal, die ihren Gatten, den König David, verachtete, als sie ihn im leinenen Rock vor der Bundeslade hüpfen und spielen sah, da schob Mama Stein ihrem Töchterlein diese Aufgabe wieder zurück:

„Liebes Lollochen, ich bitte, machen Sie aus der Michal eine Erzählung! Wenn man immer an einer so schönen Quelle wohnt wie Sie, ich dächte, man könnte sich manchmal ein Brünnlein ableiten; um mich herum ist Alles unpoetisch."

Aber in Prosa Theaterstücke zu entwerfen, schien doch auch der alten Dame eine vergnügliche Arbeit. Einen Plan zu einem Lustspiel hatte sie bald ausgesonnen und um Neujahr 1798 schrieb sie schon eifrig daran. Im nächsten Juni erzählt sie ihrem Fritz davon:

„Ich schreibe eine Komödie, denn je älter man wird, je lustiger muß man sich das Leben lassen vorkommen. Ich glaube beinahe, sie wird nicht schlecht.

„Dieses Stück soll aber in's Publikum kommen, doch ohne meinen Namen.

„Die Wolzogen treibt mich ordentlich dazu und beschreibt mir ihre selige Empfindung und neue Begeisterung, wenn sie recht viele Louisdor für ihre Werke aufgezählt auf dem Tisch liegen sieht. Bei den meisten Theatern bekommt man 8 Louisdor für eine gute Komödie im Manuskript, auf 10 Theatern hat man also 80 Louisdor . . .

„Ich hätte also doch ein Mittel von Erwerb, wenn uns die Franzosen verjagten oder die Gebrüder Stein Bankerott machten."

Das Stück hieß ‚Neues Freiheitssystem oder die Verschwörung gegen die Liebe'. Es verspottete wiederum die Neuerungssüchtigen, deren Reformiersucht sich schließlich gegen Alles wendet, was man kritisieren kann; natürlich müssen sie schmählich unterliegen, weil das Bestehende der menschlichen Natur gemäß und aus ihr entwachsen ist.

Schiller hatte sie zu einem Lustspiel ermuntert; als es fertig war, fand es seinen Beifall nicht und es verlautete nichts mehr davon.*)

Sie fuhr dennoch fort, sich mit dem Ausdenken von Komödien zu beschäftigen. Auch eine Erzählung nach dem Französischen arbeitete sie aus. Als Schiller sie nicht verwendbar fand und Lottchen ihr Das schonend andeutete, erwiderte sie ruhig:

„Es war also gar nichts daran. Ich hätte es nicht übel genommen, wenn Sie's mir geradezu gesagt hätten. Auch wär' ich gewiß nicht Schillern damit unter die Augen gekommen, wenn Lollochen mich nicht dazu beredet hätte. Ich übersetze aber noch immer darauf los, wo mir Etwas gefällt."

*) Gedruckt erschienen ist es, überarbeitet von Charlottes Urenkel, Freiherrn Felix v. Stein, 1867 in der ‚Deutschen Schaubühne'.

Ebenso gemütlich nahm sie ihr Komödiendichten: es sei für eine alte Frau, die keine Geschäfte mehr habe und weiter Niemand mehr angehe, der allerschönste Zeitvertreib.

Nur eins ihrer Lustspiele brachte Schiller zum Druck, und dieses erst im Jahre 1803 bei Cotta. ‚Die zwei Emilien' hieß es; die Fabel war einer englischen Erzählung der Sophie Lee entnommen. Charlotte hatte nun wirklich den Triumph, 12 Karolin als Dichterin verdient zu haben;*) Schiller aber rechnete dem Verleger vor, wenn auch nur 400 Exemplare abgesetzt würden, kämen seine Auslagen herein.

Seltsamerweise sprach man auch immer noch vom Druck der ‚Dido'. Als Cotta 1802 bei Schiller war, übernahm er den Verlag. Einige Szenen sollten im ‚Taschenbuch für Damen' erscheinen, doch kam im ersten Jahre etwas dazwischen und später wurde nicht mehr davon gesprochen.**)

* * *

Es hatten jetzt freilich andere Dichter das Wort: die stärksten und reichsten, die bisher in Deutschland aufgetreten waren. Und diese Dichter waren Charlottens Freunde und Nachbarn.

Noch summte das Fliegen-, Wespen- und Horniſſengeschmeiß herum, das Goethe und Schiller durch ihre

*) Etwa 230 Mark.

**) Erst 1867 veröffentlichte Düntzer eine Fassung der ‚Dido'. Man findet den Text auch in der zuerst von Schöll, seit 1899 von Wahle besorgten Ausgabe von Goethes Briefen an Frau v. Stein.

‚Xenien' erweckt hatten, da legte Goethe sein bürgerliches Epos ‚Hermann und Dorothea' auf die Tische, da führte Schiller wie ein Zaubermeister das Kriegsvolk des Dreißigjährigen Krieges auf die Bühne, um die Erscheinung Wallensteins und seiner Generale vorzubereiten. Und beide Dichter schütteten ein reiches Füllhorn von Balladen und Liedern aus.

Goethe und Schiller traten jetzt immer wieder der Mitwelt als die Verbündeten entgegen, als die Unabhängigen und Herrschenden. Das Theater in Weimar war die Hauptstätte ihres gemeinsamen Arbeitens; Goethe leitete es, Schiller nahm, wenn auch ohne Amt, den größten Anteil daran, und jedes Jahr schuf er jetzt ein neues, großes dramatisches Werk: ‚Die Piccolomini', ‚Wallensteins Tod', ‚Maria Stuart', ‚Die Jungfrau von Orleans', ‚Die Braut von Messina', ‚Wilhelm Tell'.

Leider ist es den Menschen nicht gegeben, in ihrer nächsten Nähe das Große gut zu sehen oder es willig an- und aufzunehmen. Schiller und Goethe wurden in Weimar in dieser ihrer hohen Zeit viel mehr getadelt als geliebt und bewundert. Es ist eben wider die Natur der Dinge, daß das Publikum an einem Theaterabend alles Das ergreifen und rasch verarbeiten sollte, woran ein Schiller oder Goethe ein Jahr lang ihre Kunst gewandt, wo hinein sie Hunderte ihrer tiefsten Gedanken und eigensten Erfahrungen gelegt. Jedes große Werk verlangt ein Studium, ein allmähliches Eindringen. Sodann fehlte es den neuen dramatischen Werken noch sehr an guten Darstellern; das weimarische Theater war zwar für die kleine Stadt wunderbar gut;

trotzdem wurden in einem neuen Schillerschen oder Goetheschen Stücke doch immer nur einige Rollen richtig und würdig wiedergegeben, die meisten mittelmäßig, einige auch empörend schlecht. Wenn Schiller aber im vertrauten Kreise seine neuen Stücke selber vorlas, ward noch mehr verdorben. „Er deklamiert wie die Komödianten, die auf den Dörfern herumziehen," urteilte Frau v. Stein, als Schiller ihr die drei ersten Akte der ‚Piccolomini' vorgelesen hatte.

Der allgemeine Tadel an diesen Werken ging dahin, daß sie zu lang seien. Die älteren Zuschauer waren noch von der Singspielzeit her verwöhnt; damals sollte ein Theaterabend allemal ein Vergnügen sein; die Stücke waren also kurz, bunt und leichtverdaulich. Schiller mutete den Theatergästen übermenschliche Anstrengungen zu. Wieland meinte von diesen Stücken: „Wenn ein hübscher Mann von fünf Fuß und drei Zoll zu mir in's Zimmer tritt, so kann er mir gefallen; mißt er aber zehn Fuß sechs Zoll, so laufe ich davon." Und Schiller dachte nur selten daran, seine Zuhörer zu vergnügen; er liebte vielmehr das Quälende, Grausame, und liebte überdies sehr lange philosophische Ein- und Zwiegespräche, in denen mehr er selber, der dichtende Grübler, als die jeweilige dramatische Figur sich äußerte. Wenn trotzdem der Erfolg seiner Stücke rasch und groß war, so verdankte er Das der Jugend, nicht am wenigsten den jenaischen Studenten und ihren jüngeren Lehrern, die in großen Scharen nach Weimar in's Komödienhaus zogen. Die Jugend hat ein Organ für das Neue, die Jugend ist unersättlich und läßt sich

gern von einem großen Redner, wie es Schiller war, hinreißen. Die Alten aber erkannten bei allem sonstigen Murren wenigstens die vielen poetischen Einzelheiten oder die gewichtigen Sentenzen an; und wenn sie die Stücke gedruckt lasen und ihrer allmählich Herr wurden, so wuchs doch auch ihr Respekt immer mehr.

Respekt forderten die beiden alliierten Dichter auch im Leben, stolz traten sie auf. Sie buhlten um keines Mächtigen oder Reichen Gunst, wie man Das früher bei den Dichtern gewöhnt gewesen. Goethe war längst ein vornehmer Herr, aber ebenso bewegte sich Schiller wie ein Edelmann. Beide waren nicht beliebt. Zum Teil wegen ihres Stolzes, ihrer selbstbewußten Größe, sodann wegen ihrer Kälte, Herzlosigkeit, Rücksichtslosigkeit oder wie man es nennen mochte. Auch für Genies wie Schiller und Goethe zählt der Tag nur vierundzwanzig Stunden; die Werke, denen sie sich hingaben, erforderten den größten Teil ihrer Zeit und Kraft, ihrer Aufmerksamkeit und Liebe; für die Haus-, Orts- und Zeitgenossen blieb nicht eben viel übrig. Auf dies Wenige aber machten Hunderte Anspruch. Jede Standesperson, die sich ihnen näherte, wünschte von ihnen so gut behandelt zu werden wie von andern Bekannten, und Viele empfanden es dann als unverdiente Verachtung, wenn sie von den Herren Dichtern übersehen und vergessen wurden. Ein berühmter Mann, zu dem sich die Bewunderer und Wichtigtuer und Neugierigen drängen, dürfte das ganze Jahr Nichts weiter verrichten, als deren Höflichkeit und Teilnahme erwidern, und würde dennoch nicht fertig mit der großen Schar. Weimar

war eine kleine Stadt, aber es gab darin sehr viele müßige Leute, namentlich viele Damen von Adel, viele Ausländer und Ausländerinnen, die den ganzen Tag nichts zu tun wußten als Tändelwerk und Geselligkeit; sie hätten mit ihren Einladungen und Liebenswürdigkeiten ihre berühmten Mitbürger stückweise verzehrt, wenn diese sich nicht manches Mal als ungenießbar gezeigt hätten.

Die Damen gaben in Weimar den Ton an, teils weil sie zumeist klüger und gebildeter waren als die Männer, namentlich aber weil sie viel Zeit und deshalb Neigung für Künste und Wissenschaften und deren Vertreter hatten. Im kleinen, armen Weimar jagten die geselligen Zusammenkünfte und kleinen Festlichkeiten einander; schon beim Morgen-Kaffee besuchte man sich, die anderen Mahlzeiten wurden erst recht in Gesellschaft eingenommen. Die wenigen Einwohner, die man reich nennen konnte, luden sehr fleißig ein; die Ärmeren trugen aber auch kein Bedenken, zu sehr bescheidenem Essen und Trinken gleichfalls Gäste zu versammeln. Am regierenden Hofe und am verwitweten Hofe fanden regelmäßige wöchentliche Zusammenkünfte statt, ebenso bei den wohlhabenden Aristokraten, die nach Weimar gezogen waren, bei dem Grafen Reuß z. B. oder in der englischen Familie Gore; selbst Einige, die sparen mußten, hatten ihren Salon. Die alte Hofdame Luise v. Göchhausen in der Mansarde des Wittumspalais sah an ihren Tagen jeden Stuhl besetzt: sie ließ einen sehr guten Kaffee kochen und unterhielt durch ihre witzige Zunge. Auch Charlotte v. Stein pflegte viel Geselligkeit, auch ihr

Kaffee war berühmt, ihre Zimmer reichten selbst zu größeren Gesellschaften aus. Bei ihr begegneten sich oft die fürstlichen Personen mit den adligen Damen und Kavalieren und bürgerlichen Gelehrten oder Künstlern.

Die weimarische Gesellschaft war jetzt ganz international geworden; die geborenen Thüringer bildeten gewöhnlich eine kleine Minderheit. Aus allen Teilen Deutschlands hatten Einzelne ihren Weg an den weimarischen Hof gefunden: Elsässer, Schwaben, Franken, Obersachsen, Niedersachsen, Ostsee-Anwohner; Herzogin Amalie hatte eine Anzahl Braunschweiger mitgebracht; eine Kolonie fränkischer Adliger (Egloffsteins, Reitzensteins, Knebels, Imhoffs, Steins aus Nordheim usw.) hatte sich gebildet; die französische Revolution ward Ursache einer französischen Kolonie (Graf Dumanoir, Marquis Fumel, Baron Fouquet, Abbé Brissart, Camille Jordan und namentlich Mounier); die Engländer hatten schon von selber entdeckt, daß in Weimar das Leben billig und angenehm war, daß sie am Hofe geehrt wurden, daß sie hier ihre Bildung erweitern konnten; als Mounier dann auf Belvedere eine Erziehungsanstalt für vornehme Ausländer einrichtete, wurden sie erst recht zahlreich. In Belvedere gab es schließlich dreißig englische neben einigen französischen und ganz vereinzelten deutschen Schülern. Diese Vermischung der Völker war ein großer Vorzug der weimarischen Geselligkeit; anziehende Gäste steigerten die Unterhaltung zuweilen bis zu einem fröhlichen Rausch. Aber die Alltage sind nun einmal zahlreicher als die Sonntage, und da man so gar häufig zusammen saß und so gar häufig zu-

sammen plauderte, gediehen denn auch Klatsch und Médisance üppig. Da wurden Alle nach der Reihe hergenommen, die Kleinen, die Mittleren und die Großen, auch die durchlauchtigen Herrschaften und ebenso die Kunstpäpste Goethe und Schiller.

Jedes Bündnis ist zugleich eine Absonderung. Als Goethe und Schiller sich vereinigten, fühlten sich Herder und Wieland bei Seite geschoben. Der alte Wieland ertrug es als Lebenskünstler; er wußte es und war schon daran gewöhnt, daß die vorhergehende Generation von der nachfolgenden verachtet wird. Herder verzehrte sich in ohnmächtigem Groll, und seine Frau nährte noch den Haß in ihm gegen die jüngeren Verdunkler.

Es gab aber auch Ausgeschlossene, die über das Publikum nicht weniger Macht ausübten als Schiller und Goethe: Kotzebue und Jean Paul! Denn auch sie wohnten in der Zeit, von der wir reden, Jahre hindurch in Weimar. Wie Jean Paul mit seinem Witz und Gemüt die Weiblein und auch viele Männer bezauberte, so war es Goethen doch schon lange nicht mehr gelungen, und Jean Paul war obendrein „moralisch“. Kotzebue aber hatte nicht nur viel mehr, sondern auch viel beliebtere Stücke verfaßt als Schiller. Wo in der Welt überhaupt Theater gespielt wurde, da gab man Stücke von August v. Kotzebue; er machte die Zuschauer weinen oder lachen; er erfreute die Tugendhaften mit hoher Moral und die Lasterhaften wußte er auch angenehm zu kitzeln. Und obwohl er, wie gesagt, viel mehr hervorbrachte als Schiller, behielt er doch auch noch Zeit, ein liebenswürdiger Gesellschafter zu sein. Wenn er zeitig auf-

stand, brachte er ein Stück fertig, bis die Seinen zur Frühstücksschokolade erschienen, und dann hatte er noch den ganzen Tag vor sich und wußte ihn unter Menschen zu nützen. Die Fürsten und Vornehmsten gingen ihm überall in's Garn, und selbst in seiner Vaterstadt Weimar, wo man seine Jugendstreiche noch nicht ganz vergessen haben konnte, waren seine Gesellschaften viel beliebter als etwa diejenigen bei dem Geheimbden Rat Goethe, der seine Steifigkeit und seine Größe nie ganz ablegen konnte. „Kotzebue ist der humanste unter unsern Poeten," urteilte Sophie v. Schardt, Klopstocks ehemalige Schülerin, „dafür hat er aber auch gute Revenüen und geht an Hof mit seiner Frau."

Charlotte v. Stein kannte die Familie Kotzebue seit vielen Jahren; ihre Mutter war mit der des Dichters befreundet. Sie hatte den August in seinen Knaben- und Jünglingsjahren oft gesehen, seine ersten Schriften gelesen und gewiß auch von seinem verruchten Pasquill ‚Doktor Bahrdt mit der eisernen Stirn' gehört, das er unter dem Namen des bekannten Freiherrn v. Knigge aussandte; er wollte damit Charlottens ehemaligen Freund Johann Georg Zimmermann gegen seine zahlreichen Angreifer verteidigen und rächen, schadete aber dem armen Zimmermann, der dem Wahnsinn überdies schon nahe war, viel mehr als dessen Gegnern. Aber bald ließ Kotzebue seine Jugendarbeiten durch die nachfolgenden Theaterstücke, Plaudereien und Erzählungen in Vergessenheit geraten; wenn einige keinen Beifall fanden, so machte Das bei der Fruchtbarkeit dieses Dichters nichts aus. Gewöhnlich aber ging, was er schrieb, dem

Publikum glatt ein; er verstand das literarische und theatralische Handwerk besser als die unbeholfenen Großen. Goethe selbst, der den Verfasser verachtete, erkannte die Bühnenbrauchbarkeit seiner Stücke rühmend an, und auch an dem von Goethe geleiteten Theater des Herzogs von Weimar ward kein anderer Dichter so oft gespielt wie August v. Kotzebue.

Charlotte sah und las manche seiner Stücke gern; „ich habe leider den Geschmack des Publikums", scherzte sie, „und wenn ich schreiben könnte, würde vermutlich auch nichts Besseres herauskommen." Auch durch die Erzählungen von seinen Reisen und Erlebnissen ließ sie sich gern unterhalten. Von seiner Person hatte sie, als er sich 1799 wieder einmal in der Heimat sehen ließ, eine geringe Meinung. „Kotzebue kenne ich schon lange," erzählte sie der Lotte Schiller; „mir ist er sehr leichtsinnig und unzuverlässig vorgekommen; mein Gemüt trug mich ohne weiteres Nachsinnen nicht zu ihm." Als er nun aber in Weimar eine angenehme Geselligkeit um sich herum schuf, erschien auch Frau v. Stein manchmal in seinem Kreise, wie fast alle Damen und Herren der feineren Gesellschaft. Daß er Goethes damalige Götzendiener, die Gebrüder Schlegel, verspottete, nahm sie ihm keineswegs übel; unmittelbar gegen Goethe wandte sich Kotzebue noch nicht. Ein Fest, das er zu Ehren Schillers veranstalten und an dem sich fast die ganze Aristokratie der Residenz beteiligen wollte, ward zwar als ein feindseliger Akt gegen Goethe aufgefaßt, aber Das blieb doch nur eine Auslegung; ob sie richtig war oder falsch, ward nie offenbar, denn der Herzog und Goethe verhinderten das Fest.

Zu Jean Pauls bewundernden Lesern gehörte Charlotte seit seinem ersten Bekanntwerden, doch trat sie nie in den engeren Kreis der verliebtesten und verzücktesten Anbeterinnen. Als der Dichter im Sommer 1796 in Weimar erschien — gerufen von derselben Charlotte v. Kalb, von der einst Friedrich Schiller hierher gezogen war —, gefiel er ihr zwar, aber sie empfing in der ersten Stunde ihrer Bekanntschaft auch schon das abschreckende Bild der gekünstelten Bewunderung, die Korona Schröter ihm darbrachte; die arme, alternde Sängerin hatte die Opernmanieren, für die sie sonst keine Verwendung mehr fand, gar zu sehr in's alltägliche, gesellige Leben mit hinübergenommen. Auch in Weimar verliebten sich nicht wenige Damen in den ebenso tugendhaften wie genialen Dichter; um so schärfere Augen hatte Charlotte für seine Schwächen. Als sie eines Abends bei Wolzogens mit Jean Paul, den sie bei seinem bürgerlichen Namen Richter zu nennen pflegte, Goethes Freunde Heinrich Meyer und Schillers zusammengewesen war, erzählte sie ihrem Fritz:

„Sie redeten so heftig untereinander, besonders Richter, daß ich vor lauter Schallen keinen Gedanken vernahm. Richter hatte sich in einer sonderbaren eckigen Stellung so über Meyer hergelegt, welcher saß, daß wir nichts mehr von diesen Zweien als Richters hintere Taille sahen. Übrigens scheint er ohne alle Prätention, sagt auch in der gewöhnlichen Unterhaltung vortreffliche Sachen, aber dann und wann kommt eine karikaturenhafte Pantomime hervor, die ihm etwas Ungraziöses, ja sogar etwas Verrücktes gibt. Und so ist auch der Charakter seiner Schriften, mit den sublimsten Ideen vermischt, die ich immer wieder lesen mag."

Im nächsten Jahre erzählte sie ihrem Sohne von ihrem schönen neuen Pianoforte:

„Gestern erschrak ich mich sehr, als Herr Richter wie ein Donnerwetter darauf herumfuhr, und zwar mit lauter Phantasien. Ich schenkte ihm geschwind eine Tasse Kaffee ein, deren er sonst sechzehn trinkt, aber diesmal bedankte er sich.

„Zuletzt machte er selbst die Bemerkung, das Instrument müsse sehr gut sein; es habe sich nicht einmal nach seinem Spielen verstimmt.

„Übrigens ist Richter, wenn er nicht mit andern schönen Geistern zusammen ist, sehr angenehm."

* * *

Kotzebue und Jean Paul wurden für Charlotte nur Bekannte und Nachbarn für ein paar Jahre. Schiller und Goethe waren ihre Lebensgenossen.

Mit Schiller war sie freilich mehr mittelbar, durch seine Frau, eng verbunden; ihres geliebten Lottchens wegen nahm Frau v. Stein an Allem, was Schiller betraf oder von ihm ausging, großen Anteil; sonst hätten weder seine Person, noch seine Werke sie stark angezogen.

Was gab er denn eigentlich seinem Engel von Weib zum Dank für ihre Liebe? Gewiß, Lotte hatte das Bewußtsein, daß ihr Gatte berühmt war; im Übrigen kam sie aus den Schulden und Sorgen nicht heraus und der Freuden und Vergnügungen genoß sie wenige. Schiller war gut und freundlich gegen sie, aber in Wahrheit gehörte sein Herz doch seinen Werken. Wenn andere Leute schliefen, wachte er, ging in den Stuben herum und dichtete; wenn andere Leute wachten und das Leben

genossen, suchte er zu schlafen. Sein Körper wurde bei dieser Lebensweise immer schwächer; schließlich schien nur noch sein Kopf lebendig und gesund zu sein.

Als Lotte Schiller im Oktober 1799 von einem dritten Kindchen entbunden wurde, erkrankte sie, und ihr Leben hing nur noch an einem Fädchen. „Wie leid täte sie mir, wenn sie stürbe," schrieb Frau v. Stein an ihren Fritz.

„Und doch würde ihr wohler sein als in der immer angespannten unnatürlichen Existenz mit einem schönen Geist. Gesagt hat sie mir's nie; ich fühle es aber allzu oft, daß sie nicht glücklich ist. Die schönen Geister trocknen einem das Leben aus."

Lotte Schillers Krankheit warf sich auf das Gehirn; ihre mütterliche Freundin eilte hinüber nach Jena, um es einzuleiten, daß die Kranke zu ihr nach Weimar komme und sich bei ihr in anderer Umgebung beruhige und erhole. Das war um so zweckmäßiger, weil Schillers ohnedies in einigen Wochen nach Weimar übersiedeln wollten.

Die Kranke erkannte ihre Freundin, dankte sehr für die Einladung, fiel aber alsbald in's Phantasieren zurück. „Fritz hat mich vergessen", klagte sie, „er ist mir nicht erschienen." Und dann sagte sie leise, es liege ein Fluch auf ihr, und weinte bitterlich.

Das war am 25. November; am 2. Dezember mußte Charlotte ihrem Sohn über seine Freundin berichten: „Sie ist noch immer wahnsinnig." Sie fügte hinzu: „Morgen nehm' ich sie aber in mein Haus, um zu sehen, ob diese Veränderung nicht vielleicht eine gute Wirkung macht!" Und in der Tat ward die Kranke bei

der Mama Stein sogleich ruhiger und klarer; nach vierzehn Tagen konnte sie zu ihrem Gatten und ihren Kindern in die neue Wohnung ziehen. Und bald darauf schrieb sie an Fritz: „Die Güte Ihrer lieben Mutter hat mich mehr gestärkt und zu meiner Erholung beigetragen, als viele Mittel.“ Die ältere Freundin aber rühmte damals die jüngere in ihrer Sprache: „Seit ihrer Verrücktheit ist sie verständiger, als vorher.“

Schillers waren in Jena rechte Fremdlinge geblieben; hier in Weimar hatten sie einen kleinen Kreis naher Freunde. Goethe und Meyer stellten sich fast täglich bei Schiller ein, zumal dann, wenn er nicht ausgehen durfte; seine Frau aber fand ihre Schwester Karoline, ihren Schwager Wolzogen und ihre Mama Stein in nächster Nähe und trat in deren Freundschaftskreise ein. Mit dem Geheimen Regierungsrat Karl v. Schardt und seiner kleinen Frau wohnten sie sogar im gleichen Hause in der Windischen Gasse; Schiller hatte seine allzubösen Urteile über diese Leutchen längst berichtigt.

Die Freundschaft zwischen Charlotte Stein und Charlotte Schiller blieb immer die gleiche. „Jeden Tag“, erklärte die Schiller im Februar 1801, „fühle ich mich glücklich, den Wunsch erreicht zu haben, mit ihr an einem Orte zu leben;“ die Stein aber bezeichnete ihre „Lolo“ gern als ihren einzigen Liebhaber, an dem sie auf die Dauer Freude habe: „Ihre Liebe ist die einzige, die mir wohl tut, alle andere gewesene oder noch bestehende haben mich nicht selten gequält.“ Lotte Schiller hatte in ihrem Charakter keine scharfen Ecken,

sie war harmlos und gutherzig, weder unbegabt noch begabt, stets willig aufnehmend, gern mitfühlend. Sie war bereit, mit der älteren Freundin zu lachen und zu weinen, zu hoffen und zu sorgen, und namentlich teilte sie die Liebe zum fernen Fritz. Ebenso nahm Charlotte Stein an Lolos Zuständen und Erlebnissen teil, an den vielen Krankheiten im Schillerschen Hause, an der nie abreißenden Kette von Schnupfen, Husten, Keuchhusten, Masern, Gliederreißen, Krämpfen und Fiebern, ebenso aber auch an den immer stärkeren Erfolgen des Dramatikers Schiller.

Eine Zeitlang war sie auch noch die Vermittlerin zwischen Schiller und der herzoglichen Familie. Sie überreichte seine neuen Dramen oder Musenalmanache der Herzogin Luise; sie berichtete am Hofe über die werdenden Stücke, denn sie war oft geladen, wenn er der Frau und Schwägerin die fertig gewordenen Szenen vorlas, und sie trug kleine Wünsche hin und wieder. Schiller näherte sich ihr immer mit Zeichen der höchsten Achtung und Zuneigung. Als er ihr und der Herzogin einige seiner Dichtungen vorgelesen hatte und Frau v. Stein, die Gelegenheit benutzend, ihm riet, im ‚Handschuh' eine Stelle zu ändern, antwortete er sehr gelehrig:

„Was mir Lolo von Ihrentwegen über den ‚Handschuh' gesagt hat, ist gegründet, und schon der Umstand, daß ich dies Gedicht neulich vorzulesen Bedenken trug, beweist, daß Sie Recht haben. Denn was man in einer solchen Gesellschaft nicht gut produzieren kann, ist mit Recht verdächtig. Ich werde also die Stelle ändern, an der Sie Anstoß nahmen.

„Daß ich Ihnen und der Herzogin meine Sachen neulich habe vorlesen dürfen und daß Sie mir mit einem so schönen

Anteil zugehört, hat mir Freude und Mut gemacht, und eine solche Freude kommt mir selten. Kann ich in einer gewissen Fortdauer und Folge Sie und auch die Herzogin sehen, so wird es sehr glücklich auf mich wirken, und ich darf wohl sagen, recht viel Gutes bei mir veranlassen."

Später bekam Frau v. Stein einmal den zarten Auftrag, den Hofrat Schiller zu ermahnen, daß er sich öfter bei Hofe zeige. Schiller aber hatte nicht die Zeit und Kraft zu einer solchen angreifenden Zerstreuung und er bemerkte auch wohl, daß man dort den bürgerlichen Dichter trotz seines Ruhms und Genies noch nicht einem Adligen gleichstellte. Er schrieb deshalb an die Vermittlerin die stolze Antwort:

„Da ich nun zwei Jahre hier wohne, ohne nach Hofe eingeladen worden zu sein (denn auch am Hof der Herzogin-Mutter war ich nie in größerer Gesellschaft), so wünschte ich auch für's künftige, wegen meiner Kränklichkeit davon ausgeschlossen zu bleiben. Für mich selbst bin ich, wie Sie mich kennen, nach keiner Auszeichnung begierig, die nicht persönlich ist, und das Wohlwollen meines gnädigen Herrn und meiner gnädigen Herzogin zu verdienen und zu erhalten, ist Alles, wonach ich strebe.

„Von Ihrer Güte, beste Frau v. Stein, hoffe ich, daß Sie dieser meiner Bitte bei Ihrer Durchlaucht der Frau Herzogin die gehörige Auslegung geben."

So entgegnete er am 2. Februar 1802. Ehe das Jahr um war, hielt er ein prächtiges Adelsdiplom aus der Kanzlei des Heiligen Römischen Reiches in Händen; Herzog Karl August hatte es in aller Stille für seinen großen Dichter erbeten.

Nun erschien Schiller auch manchmal bei Hofe. Er kaufte sich ein eigenes Haus und schien also ent-

schlossen, in Weimar zu bleiben. Sein Haus lag gar hübsch an der Esplanade, dem großen Garten der Gräfin Bernstorff gegenüber. Und wie sie jetzt eine angenehme Aussicht aus den Fenstern hatten, so war ebenso der Ausblick auf die kommenden Jahre für den Dichter und seine Familie schöner als je.

* * *

Den Erfolg, den Frau v. Stein auf dem Parnaß nicht mehr erringen konnte, schien ihre älteste Nichte mühelos zu gewinnen. Wir wissen schon, daß einige Leute die Amalie v. Imhoff gern mit Goethe verheirathet dachten, damit sich männliche und weibliche Genialität verbänden. Goethe kannte sie zumeist durch Schiller, der einst bei der Frau v. Imhoff seine erste Wohnung in Weimar gehabt und jetzt als Erster das bedeutende Talent ihrer Tochter beachtete. Schiller wollte ein Epos, das sie gedichtet hatte, ‚Die Schwestern von Lesbos' in seinen ‚Musen-Almanach' nehmen; Goethe ward gebeten, das Gedicht mit der Verfasserin durchzugehen, um ihr die noch wünschenswerten Verbesserungen zu zeigen. Frau v. Stein begleitete statt ihrer kranken Schwester die Amalie in Goethes Gartenhaus — auf diese Weise sah sie die erinnerungsreichen Räume wieder!

Goethe war sehr erstaunt über die Kunst des Fräuleins. Er rühmte auch die Hexameter.

„Sind denn Das Hexameter?" fragte Amalie verwundert. Goethe lachte laut. „Nun, da sieht man, wie es geht! Unsereiner quält sich, die Verse zu machen

und das Kind bringt sie hervor wie der Rosenbusch die Rosen."

Charlotte fühlte den Triumph der Nichte mit. Zuweilen ward ihr aber die Rühmerei ärgerlich, denn Amalie war längst eitel genug. Die alte Sophie v. La Roche, die älteste und tugendhafteste der deutschen Schriftstellerinnen, kam im Frühsommer 1799 nach Weimar gereist; auf einen Nachmittag folgte sie einer Einladung nach Tiefurt zur Herzogin Amalie; mit ihr waren auch Frau v. Stein und Amalie v. Imhoff gebeten. Ein halbes Jahr darauf war schon das Buch der geschwätzigen Alten über diese Reise im Handel, und Charlotte las nun, daß an jenem Tiefurter Tage

„eine der interessantesten Tanten und Nichten, welche je lebten, Frau v. Stein und Fräulein v. Imhoff, von der Anhöhe bei Weimar heruntergeschwebt kamen, die Erste als ernste Grazie ganz geschaffen, eine aufblühende Muse zu leiten, welche, mit einer lieblichen Gestalt, mit Dichtkunst und Malerei beschenkt, in der den Wissenschaften so günstigen Gegend einen Wohnplatz finden sollte."

Eine wahrhaftige alte Frau speit dergleichen Süßigkeit aus, um sich nicht den Magen zu verderben; eine zur Affektiertheit neigende Jungfrau findet sie wohlschmeckend und übt sich vor dem Spiegel ein, um noch eleganter als aufblühende Muse daherzuschweben.

Amalie ward zur Hofdame der Herzogin Luise angenommen; aber die Herzogin hatte ihre Gesellschaft bald satt. Frau v. Stein mußte manchmal ihre Klagen über die talentierte Nichte anhören und trug sie dann weiter an ihren Fritz:

Amalie v. Imhoff
spätere Frau v. Helvig

Nach einem Gemälde im Wittumspalais

„Sie hat in Wilhelmstal [bei Eisenach, wo sich der Hof öfters im Sommer aufhielt] einige hübsche Gedichte gemacht, aber sie ist so in sich selbst verliebt, daß es einem zum Ekel ist, und macht sich damit lächerlich. Sie hat auch gar keinen Takt, was sich sagen oder nicht sagen läßt, und weil sie mehr in der Welt jetzt ist, fällt es mehr auf. Genug, die Herzogin klagt mir beständig über sie; ich sag's ihr wieder, aber sie wird einmal nicht anders, und die schönen Geister sind und bleiben einmal ein närrisches Volk."

Von diesem närrischen Volk lernte sie immer neue Vertreter kennen, Männlein und Weiblein. Schiller schickte ihr eines Tages die Luise Brachmann aus Weißenfels in's Haus, ein sechsundzwanzigjähriges Mädchen, das schon seit zehn Jahren die vorzüglichsten Gedichte machte: sie war Mitarbeiterin an Schillers ‚Horen' und ‚Musen-Almanachen'. Ebenfalls Dichterin vom sechzehnten Jahre an war Charlotte v. Ahlefeld: sie hatte gleich mit einem Roman ‚Liebe und Trennung' angefangen. Der Frau v. Stein stand sie als Verwandte nahe, denn sie war eine geborene Seebach, eine Schwester der Kochberger Schwiegertochter. Ihren Gatten Rudolf v. Ahlefeld und dessen holsteinische Güter liebte sie nicht sehr; sie hielt sich viel lieber in der Thüringer Heimat bei der Mutter auf und sah also Tante Stein ziemlich oft.

In Weimar erschien aber auch die genialste und berühmteste aller der neuen genialen und berühmten Frauen, die Dichterin der ‚Delphine', die Denkerin der ‚Considérations sur la révolution française' und des Buches ‚De l'influence des passions sur le bonheur des individus et des nations', die Tochter

des berühmten Staatsmanns Necker, die Frau v. Staël-Holstein. Ende 1803 traf sie zum ersten Male in der thüringischen Residenz ein. Sie bezauberte alle Welt; beide Herzoginnen liebten und bewunderten sie, die übrigen Damen, besonders die im Französischen Zungenfertigen, umschwärmten sie — die kleine Schwägerin war natürlich eine der lebhaftesten Bewunderungsfreudigen — und die Herren staunten sie an als ein Phänomen des Geistes und Witzes, der Beredsamkeit, Liebenswürdigkeit und Beweglichkeit.

Frau v. Stein kam mit der strahlenden Französin über das ‚bon jour, madame' nicht weit hinaus. Sie war zu bequem, ihr nachzulaufen und die „französischen fureurs" mitzumachen. Aber auch sie hatte die Bücher der Staël mit großer Bewunderung gelesen und sah auch ihrer Person mit Vergnügen zu.

„Sie hat einen tausendfachen Geist in sich! Der Himmel weiß, wie viele Individualitäten durch ihre Entstehung sind zu Grunde gegangen und in was für Herden von Köpfen bei ihrer Auflösung diese Geister wieder hineinfahren werden."

Zwischendurch lernte Frau v. Stein aber auch wieder Männer kennen, die von den gelehrten und kunstbegabten Damen noch nicht verdunkelt wurden. So kam der größte Geschichtschreiber der Zeit, Johannes Müller, in ihre Stube, und ebenso der große Altertumskenner Johann Heinrich Voß, der den Homer verdeutscht hatte, und dessen Idyll ‚Luise' von Einigen noch immer über Goethes ‚Dorothea' gestellt wurde. Frau v. Stein verstand sich mit diesem nüchternsten Dichter recht gut und mochte auch seine sorgliche

Erneſtine, die vortreffliche Hausfrau und Gärtnerin, gut leiden. Voſſens wohnten einige Jahre in Jena; als ſie vor ihrem Wegzuge nach Heidelberg der Frau v. Stein noch einen ſelbſtgezogenen Roſenſtock brachten, ſprach die Empfängerin ihren Söhnen den Wunſch aus: ſie möchten dieſe Roſe ihr auf das Grab pflanzen.

XII. Mitleben, Mitleiden

1799—1806

Zwiſchen Goethe und Frau v. Stein blieb es leider immer dasſelbe Verhältnis, ein Wieder-Annähern und Wieder-Abſtoßen. Man hatte einigen Verkehr mit einander, aber er beſchränkte ſich doch zumeiſt auf ein Begegnen bei Andern. Als die berühmte Sophie v. La Roche im Sommer 1799 in Weimar erſchien und Goethe ihr ein feſtliches Eſſen gab, lud er auch Frau v. Stein dazu.*) Vorher ſchon, im Januar, war Goethe bei Charlotten zu einem Diner erſchienen. Schillers, Wolzogens und Heinrich Meyer waren die anderen von ihr Geladenen; dieſe Fünf ſtellten in der Regel außer Goethes Sohne die Verbindung zwiſchen den Getrennten dar.

Auch ein äußerlicher Grund, weshalb Goethe und Charlotte nicht behaglich beieinander ſitzen konnten,

*) Bei dieſem Mahle führte Goethe in Weimar die Sitte ein, daß die Gäſte durch eine Karte neben dem Mundtuch unterrichtet wurden, welcher Platz am Tiſche ihnen zugedacht ſei.

war nicht unwichtig. Wir wissen, daß sie beide von Klima und Wetter empfindlich beeinflußt wurden; aber sie unterschieden sich in Einem: Goethe liebte die Hitze, Charlotte fühlte sich nur in kühler Luft wohl. Daher Goethes Behagen in Italien, sein Schelten auf Thüringen und alles Nordische, daher auch in seiner Arbeitsstube im Winter eine starke Ofenhitze, so daß die Gäste, die hier Zulaß fanden, es kaum aushalten konnten. Am andern Ende der Ackerwand wurde dagegen um so sparsamer eingeheizt; dort froren die Gäste; die nächsten Freunde behielten oft in der Stube den Mantel oder Pelz an. Frau v. Stein liebte eben die kühle Luft und sie konnte es gut darin aushalten, weil sie sehr warme Unterkleider trug. Goethe hätte nicht in ihre Wohnung, sie nicht in die seinige gepaßt. Menschen mit verschiedenem Wärmebedürfnis haben es sehr schwer, Freundschaft miteinander zu halten.

Aber die Gedanken an die Vergangenheit trennten die Beiden freilich viel innerlicher. „Ich habe keine glückliche Natur, bei mir vernarbt keine Wunde," gestand Charlotte ein. Daß ihr Zorn verkappte Liebe war, verhehlte sie sich nicht und gestand es ihren Nächsten ein. Einst ward sie von Charlotte v. Kalb gefragt, ob Goethe sie zuweilen besuche; sie entgegnete: Nein. „Welche Härte!" erwiderte die Andere und erklärte sogleich, sie wolle Goethen Vorhaltungen machen; Frau v. Stein aber bat sie dringlichst, Dergleichen zu unterlassen. Über dieses Gespräch schrieb sie an Lotte Schiller:

„Ich habe gar nicht gern, wenn man zu Goethen von mir spricht; ich habe ein zu lebhaftes Gefühl davon, daß er

gar kein Interesse an mir nehmen kann; ich aber habe noch soviel Interesse an ihm, daß ich nicht leiden kann, daß man ihn damit plagt."

Ach, gar Vieles erinnerte sie an seine Untreue! Im September 1804 fuhr sie mit einer fröhlichen jungen Gesellschaft nach Kochberg; als sie sich dort an den Schreibtisch setzte, um an Schillers einen Gruß zu schreiben, sah sie die Inschrift auf der Tischplatte: „Goethe 1775" und „Goethe 1780 Eben derselbe." Und jetzt so ein Anderer!

Ihr Fritz wünschte einmal eine Nachbildung von Metallbuchstaben, wie er sie als Kind in Goethes Hause gesehen; man hatte sie um 1780 herum zu den damals beliebten Inschriften in Gärten, Parken und Wäldern verwandt. Goethe überließ ihm gern seine eigenen Lettern und meinte harmlos: „Die Zeit der Inschriften muß man nutzen, so lange sie dauert." Das war wieder ein Stich in Charlottens Herz.

„Also meint er, diese seien nur in der Zeit der Jugend. Armer Goethe, daß ihm mit seiner Jugend so Alles vorübergegangen ist! Die schöne bleibende Liebe ist für jedes Alter geschaffen!

„In der Hermannshöhle*) steht mein Name von ihm in den Fels gegraben; der Fels hat ihn, aber er lange nicht mehr in seinem Herzen.

„Er dauert mich, denn er sieht nicht glücklich aus."

Ihr Mitleid ward erst recht stark, sobald Goethe kränkelte oder ernstlich erkrankte; sie wußte es immer, wenn ihm etwas fehlte. „Er hat auch einen besonderen

*) Bei Ilmenau.

Zufall schon seit dem vorigen September", erzählte sie ihrem Fritz im April 1800: „es ist ihm eine Empfindung, als wenn er immer in Spinneweben mit seinem Gesicht hineinführe." Bald blieb es nicht bei Spinneweben; in den ersten Tagen des neuen Jahrhunderts ward Goethe so krank, daß man an seinem Wiederaufkommen verzweifelte. Frau v. Stein erschrak im innersten Herzen, als sie es erfuhr. Am 12. Januar berichtete sie ihrem Sohne:

„Ich wußte nicht, daß unser ehemaliger Freund Goethe mir noch so teuer wäre, daß eine schwere Krankheit, an der er seit neun Tagen liegt, mich so innig ergreifen würde. Es ist ein Krampfhusten und zugleich die Blatterrose; er kann in kein Bett und muß in einer immer stehenden Stellung erhalten werden, sonst will er ersticken."

Sie beschrieb die Krankheit noch genauer, dann fuhr sie fort:

„Entweder meldet Dir mein Brief seine Besserung oder seinen Tod; eher laß ich ihn nicht abgehen.

„Die Schillern und ich haben schon viele Tränen die Tage her über ihn vergossen.

„Sehr leid tut mir's jetzt, daß, als er mich am Neujahr besuchen wollte, ich leider, weil ich an Kopfweh krank lag, absagen ließ, und nun werde ich ihn vielleicht nicht wiedersehen!

„Den 14. Mit Goethe geht es besser .... Gestern hat er mit großem Appetit Suppe gegessen, die ich ihm geschickt habe. Mit seinem Auge soll es auch besser gehen. Nur ist er sehr traurig und soll drei Stunden geweint haben. Besonders weint er, wenn er den August sieht. Der hat indessen seine Zuflucht zu mir genommen ....

„Den 15. Goethe schickte heute zu mir, ließ mir danken für meine Teilnahme und er hoffte, er würde bald wieder ausgehen können, die Doktors halten ihn außer Gefahr, aber seine Genesung werde noch lange währen."

Bald konnte Charlotte ihn besuchen, ihre Freundin Schiller zugleich mit ihr. Er bat sie beide auf's neue um ihre Freundschaft, „als wenn er wieder in der Welt angekommen wäre."

Manchmal schien die Freundschaft wirklich wieder in Gang zu kommen, Goethe trat zuweilen bei Charlotten ein, „wie vom Himmel gefallen." Er lud sie ein, und sie lud ihn ein, wenn sie andere passende Gäste hatten, und seit dem Frühjahr 1804 bat er sie an allen Donnerstagmorgen zu sich, um ihr seine Sammlungen zu zeigen; sie nahm sich eine Freundin oder einige Freundinnen mit, die Herzogin Luise gesellte sich mit einer Hofdame dazu, später auch die Erbprinzessin, und so entstand ein kleiner Damen-Studienverein, dessen Direktor und Professor Goethe war.

Jetzt gingen zuweilen wieder Zettelchen von Goethen zu Charlotten und von Charlotten zu Goethen. „Da Sie manchmal, lieber Goethe, übermäßig gut sein können", begann sie eine Bitte um eine Abschrift seiner ‚Eugenia', und er fing eine Einladung an: „Mögen Sie, liebe Freundin, mich morgen früh um elf Uhr besuchen, so machen Sie mir ein sehr großes Vergnügen."

Und doch blieb es leider dabei, daß sie sich unter vier Augen und über Das, was sie am tiefsten bewegte, nicht gut unterhalten konnten. „Unsere Denkarten sind so auseinandergegangen", schrieb Charlotte im Juli 1804 nieder „daß, ohne es zu wollen, ich ihm alle Augenblicke einmal weh tue". Wären sie in politischen oder Kunst-Angelegenheiten verschiedener Meinung gewesen, so hätten sie Das bei ihrem großen Bedürfnis nach Freund-

schaft vergessen können, aber leider handelte es sich um ethische Lebensfragen! Man sprach z. B. über Goethes neue Bearbeitung der ‚Stella'. Der ursprüngliche Schluß war, daß der zwiefach liebende und geliebte Fernando eine Doppelehe schloß; jetzt ließ Goethe den Fernando sich töten, um seine Schuld an beiden Frauen zu sühnen. Charlotte tadelte diesen Ausgang: er hätte lieber Stella sterben lassen sollen, da man mit dem Betrüger Fernando, auch wenn er sich das Leben nehme, doch kein Mitleid haben könne. Goethe war verdrießlich über diese Kritik, denn sie richtete sich gegen ihn als Menschen; er widersprach ärgerlich. Aber später änderte er den Schluß doch noch ein Mal.

„Er hat zwei Naturen in sich, eine hohe und eine gemeine," war Charlottens beständiges Ergebnis, wenn sie über ihn dachte; sich empfand sie als die Freundin des edlen Goethe, Christiane Vulpius aber war offenbar die passende Gefährtin des niedrigeren Goethe, denn er harrte Jahr für Jahr bei ihr aus. Charlotte bildete sich nicht ein, sündlos und vollkommen tugendhaft zu sein; aber ihre Seele strebte nach der Höhe und darum suchte sie Alles, was sie liebte, mit sich emporzuheben. „Ich kann nicht instinktmäßig lieben, wie ich's bei Vielen sehe," schrieb sie im September 1801 an ihren Fritz; „es verlangt mich nach Vollkommenheit, so viel es hier möglich ist, in dem Gegenstand, der mich an sich zieht." Christiane Vulpius trat ihrem Geheimderat jeden Tag als ein vertrauendes, harmloses Kind entgegen; wenn er dagegen der Frau v. Stein begegnete, so blickte er oft genug in das Auge einer

zürnenden Erzieherin. Sie sprach ihm jetzt sogar die Herzensgüte ab, die sie selber doch so oft erfahren. „Goethe hat eigentlich nur Schwäche des Herzens; Dies habe ich lange für Güte gehalten."

Und da er sich von ihr und ihrem Kreise zuweilen etwas kurz und grob absonderte, entweder weil er ihre Kritik vermeiden wollte oder weil er den Kopf voll hatte von wichtigen Plänen und Ideen, so sprach sie ihm auch den gesellschaftlichen Anstand ab. „Goethe verdirbt einem meistenteils die Gesellschaft," urteilte sie dann, oder: „Wenn er kein Herz hat, so sollte er doch Lebensart haben."

Goethe gewöhnte es sich damals mehr und mehr an, seine Briefe zu diktieren, auch diejenigen an die nächsten Freunde. Damit ärgerte er Viele, und natürlich ward auch Charlotten die Freude verdorben, wenn sie einen Brief Goethes aus Karlsbad bekam, den der unangenehme Dr. Riemer nach seinem Diktat geschrieben hatte. „Für Menschen, die aus dem Herzen Nichts mehr zu sagen haben, ist das Diktieren passend und bequem," urteilte sie bitter.

Sogar Goethes Vorstellungen über das letzte Schicksal des Menschen brachte sie mit seiner Liebllosigkeit in Verbindung, und nicht mit Unrecht. Wenn die Frauen den angelernten Glauben einbüßen, wie Charlotte selber getan, so behalten sie doch gar gern die Zuversicht auf ein Fortleben, und damit meinen sie stets: ein Wiedersehen mit ihren Lieben, eine Erneuerung der alten Treue; sie glauben aus Liebe. Goethe und Schiller scherzten über die zumeist recht naiven Ausmalungen

der himmlischen Wiederbegegnungen; Charlotte dagegen urteilte ihrem Fritz gegenüber:

„Nur wer recht geliebt hat, kann und muß an eine Zukunft glauben; hätten Schiller und Goethe nur einen Menschen so geliebt, wie ich Dich liebe, die Zukunft, das Wiederfinden wäre ihnen unentbehrlich gewesen."

So warf sie dem gewesenen Freunde Lieblosigkeit vor und litt doch zugleich unter seiner Liebe zur Vulpius.

In den ersten Jahren hatte Goethe diese Geliebte verheimlicht; sie wohnte mit ihrer Schwester und einer Tante in seinem Hause, aber keiner seiner vornehmen Freunde begegnete ihr. Trotzdem war ihr Vorhandensein ein Grund, weshalb die mit Goethen befreundeten Damen sein Haus sehr selten betraten; Schillers Frau zum Beispiel wollte sich durchaus nicht dem Verdachte aussetzen, als ob sie mit der Vulpius eine Bekanntschaft habe. Im Februar 1801 schrieb sie an Fritz v. Stein:

„Obgleich Schiller selbst nie die Dame des Hauses als Gesellschafterin sieht, und sie nie bei Tisch erscheint, so könnten doch andere Menschen es nicht glauben, daß sie sich verbärge, wenn Unsereins auch diese Gesellschaft teilte. Sie wissen am besten, wie die Menschen hier sind, wie sie lauern."

Als Goethe nach der Jahrhundertwende viel kränkelte und zuweilen an bedenklichen Krankheitszuständen litt, so daß Niemand ihm mehr ein langes Leben zuschrieb, verschwand bei ihm jeder Gedanke an eine andere, eine vornehme Hausfrau. Noch verschob er den Entschluß, sich mit der Christiane trauen zu lassen, aber er führte seine Hausgenossin jetzt allmählich an die Öffentlichkeit, fuhr mit

ihr im Wagen oder Schlitten durch die Straßen und hatte sie oft am Tische sitzen, auch wenn er Gäste bewirtete. Erst erschien sie nur, wenn auswärtige Freunde geladen waren; später wagte er es, sie die Honneurs machen zu lassen, als er die Hofdamen der Herzogin-Mutter und die Gräfin Egloffstein einmal zum Essen hatte; diese Damen machten nachher ihre Glossen, und Charlotte setzte hinzu: „von jeher führte er einen, ohne daß er nur eine Ahnung davon hat, in Quark.“ Um dieselbe Zeit, im Mai 1801, erzählte sie ihrem Fritz:

„Vorgestern saß ich mit Frau v. Trebra in der ehemaligen Rosenhecke, Goethe kam mit seiner Kammerjungfer an seiner Seite an uns vorbeigegangen. Ich schämte mich in seiner Seele und hielt mein Sonnenschirmchen vor, als hätte ich ihn nicht bemerkt.“

Dieses Bemühen, die Gesellschaft nach und nach an seine Christiane zu gewöhnen, erzeugte immer neuen Widerstand und immer neues Gerede. Die vornehmen Damen fühlten ihre Sittlichkeit und ihren Rang beleidigt. Sie mußten ja sich und den Wohlstand, wie man damals für Anstand sagte, jetzt sowohl gegen den berühmten Goethe, wie gegen den mächtigsten Mann im Lande, den Herzog, verteidigen, denn der Herzog hatte seit dem Frühjahr 1798 seine Ehenöte und Liebesabenteuer damit abgeschlossen, daß er eine junge schöne Sängerin, eine Tochter des früheren Bibliothekars Jagemann, zu seiner Geliebten machte, ihr einen Haushalt in Weimar einrichtete und mit ihr eine zweite Familie begründete. Mit diesem Verhältnisse zeigte sich die Herzogin zwar einverstanden, auch war man damals daran ge-

wöhnt, daß die Fürsten sich Mätressen hielten; trotzdem zog sich Karoline Jagemann viel Abneigung zu. Schon deshalb, weil sie ihren Anhang von Verwandten und Freunden hatte; sie war nicht eine abseits lebende fürstliche Geliebte, etwa wie die schöne Frau v. Branconi einst in Braunschweig gewesen, sondern sie trat auf dem herzoglichen Theater als erste Schauspielerin und Sängerin auf, besaß also Kollegen und Kolleginnen, die sie liebte oder haßte, und beherrschte ihren Kreis von Freunden und Lobern. Mit ihr konnte sich Christiane Vulpius nicht gleichstellen, aber auch sie hatte Verwandte und Freunde in der Stadt (ihr Bruder, der Theaterdichter und Bibliotheksekretär Christian August Vulpius, war durch seinen Räuberroman ‚Rinaldo Rinaldini' sogar zu einem der gelesensten Schriftsteller aufgerückt) und auch sie scharte einen Kreis von Schauspielern und Schauspielerinnen um sich und übte durch ihren Geheimderat gleichfalls einige Macht aus, denn sie war gerade in Theatersachen oft seine Berichterstatterin und Vermittlerin.

So gab es in der kleinen Residenzstadt, wo sonst der Hofadel und seine zugelassenen Freunde allein die Gesellschaft beherrscht hatten, jetzt zwei Gruppen von Emporkömmlingen und Strebern, die um zwei illegitime Frauen mächtiger Personen sich zusammenfanden. Folglich gab es auch viel Gerede hin und her, Gerüchte, Verleumdungen, Spott und Hohn. Die Vulpius galt in dem altsittlichen adligen Kreise, dem Frau v. Stein angehörte, für eine vergnügungssüchtige, verschwenderische Person, die Goethes Geld ver-

schleuderte, die am liebsten mit den jenaischen Studenten wild herum tanzte, vielleicht auch Liebesabenteuer mit jungen Männern hatte, die selber Wein und Likör allzu reichlich trank und ihrem Knaben in seiner früheſten Jugend schon das Trinken beibrachte.

Wenn Charlotte daran dachte, daß Goethe jetzt sterben könne und daß sein einziger Sohn dann gänzlich der Sippe seiner Mutter anheimfalle, krampfte sich ihr das Herz zusammen. Sie hatte den Knaben immer noch herzlich lieb, oder genauer: ihren ehemaligen Freund in ihm, und verabscheute um so mehr die Wirkung seiner Mutter auf ihn. Als er einmal bei ihr ein Briefchen an Karl Schiller schrieb und Tante Stein ihm einen Umschlag dazu machte, holte er ein Petschaft herbei und wählte unter den Petschaften gerade Das, welches Goethe vor zwanzig Jahren ihr geschenkt hatte; „Alles um Liebe“ war die Inschrift. Es ist schon erwähnt, daß August in der gefährlichen Krankheit seines Vaters seine Zuflucht zur Frau v. Stein nahm. „Der arme Junge dauert mich, er war entsetzlich betrübt,“ schrieb diese ihrem Sohne, doch sie mußte hinzufügen:

„Aber er ist schon gewohnt, sein Leiden zu vertrinken. Neulich hat er in einem Klub von der Klasse seiner Mutter siebzehn Gläser Champagner getrunken, und ich hatte alle Mühe, ihn bei mir vom Wein abzuhalten.“

Einige Jahre später, als August das Gymnasium besuchte, hörte Frau v. Stein erzählen, daß der neue Direktor von den Schülern verlange, sie sollten die lateinischen Dichter in deutsche Verse übersetzen; vielen Schülern deuchte diese Forderung übertrieben, und

August Goethe erhob sich als Wortführer seiner Kameraden; für seine Person erklärte er: sein Vater habe ihm verboten, Verse zu machen. Ebenso hörte Frau v. Stein, daß August dem Vater hatte versprechen müssen, nie Kaffee zu trinken.

Also vor dem Dichten und vor dem von Charlotte geliebten Kaffeetrinken suchte er seinen Sohn zu beschützen: in den Vulpiusschen Sitten und Getränken sah er offenbar keine Gefahr! „Sein Bube kömmt mir auch nicht vor, als könnte er lange leben," berichtete sie im Januar 1806 ihrem Sohne; „gebe der Himmel, daß er nicht vor ihm stirbt! . . . Der arme Goethe, der lauter edle Umgebungen hätte haben sollen." Aber dann seufzte sie den alten Tadel: „Doch hat er auch zwei Naturen."

* * *

Die „zwei Naturen" zeigte Herzog Karl August viel deutlicher als sein Freund Goethe; man mußte immer abwechselnd ihm gut sein und zürnen. Er war die Toleranz selber und doch ein Tyrann; er war ein aufrichtiger Freund der Dichter und dann wieder bloßer Nützlichkeitsmensch; er war ein Soldat und ein Träumer; ein vortrefflicher Landesvater, der bei Feuersbrünsten am liebsten selber Hand anlegte und Wasser herbeitrug, und dann wieder treulos gegen Amt und Land; er zeigte sich feinfühlig und roh. Bei der besten Freundin seiner Frau erschien er oft als gemütlicher Freund; zu andern Zeiten ärgerte er sie durch seine Gesinnungen oder sein Benehmen.

Da er die Naturwissenschaften sehr liebte, so verfiel er im Frühjahr 1799 auf den Plan, ein chemisches Laboratorium einzurichten, denn er hatte jetzt gerade einen jungen begabten Chemiker, Dr. Scherer, an der Hand. Der Promenaden-Kaffeesäle, die er in den ehemaligen Husarenställen eingerichtet hatte, war er müde geworden; diese Räume gab er dem Dr. Scherer als Werkstätte.

Und nun begann dort ein Knallen, Dröhnen, Düften und Rauchen, daß es der darüber wohnenden Frau v. Stein oft unbehaglich wurde. Man machte den Herzog auf die Gefährlichkeit von Scherers Versuchen aufmerksam, aber „er mag wohl denken, daß an einer alten Frau Nichts gelegen sei", bemerkte Charlotte. Sie erbot sich, das ganze Haus zu mieten, die Herzogin wollte ihr die Kosten ersetzen; aber der Herzog mochte seine neue Liebhaberei nicht aufgeben. Ihre Augen litten unter dem schrecklichen Rauche; oft klirrten ihre Fenster, wenn unten etwas explodierte. Man lud sie ein, sich die Versuche doch selber anzusehen, um sich zu beruhigen, aber Das mochte sie nicht; Scherer hatte schon mehreren Gästen die Gesichter oder doch die Kleider verbrannt; er war ein „Mordbrenner" nach dem zornigen Ausspruch der Gräfin Werthern. Ein Glück, daß man diese fürstliche Liebhaberei, wenigstens in ihrer jetzigen Form, für eine rasch vergängliche halten durfte!

Charlottens Verhältnis zur Herzogin war jetzt nicht mehr so gut wie früher. Die Fürstin konnte die Untreue des Fritz v. Stein nicht vergessen; sie trug

es ihrer Freundin wohl auch nach, daß sie die Wolzogens nach Weimar gebracht hatte. Wilhelm v. Wolzogen erschien, wie wir schon wissen, häßlich von Gesicht, dick von Gestalt, sein ganzes Gehaben war weich und faul, aber sein Geist war sehr tätig, sehr klug, jeder Schwierigkeit gewachsen. Wenige mochten ihn leiden, Einige am Hofe haßten ihn. Die Herzogin verhehlte ihre entschiedene Abneigung nicht. Aber der Herzog freute sich, einen so brauchbaren Edelmann als Gehilfen zu haben; er gab ihm sogar einen Platz in seinem Geheimen Konsilium, überließ ihm die diplomatischen Verhandlungen mit andern Staaten, auch sehr wichtige Geschäfte mit Frankreich und Rußland, und sandte sogar den Erbprinzen mit ihm nach Paris zu dem großen Ersten Konsul Bonaparte und seinen Ministern. Als der Erbprinz nach einem Jahre aus Paris zurückkehrte, fühlte sich seine kritische Mutter mit seiner letzten Entwicklung nicht zufrieden und also auch gegen Wolzogen nicht freundlicher gestimmt; Dieser aber behielt trotzdem die Zukunft des Prinzen in seinen Händen. Denn er sollte ihn jetzt nach St. Petersburg führen und alle Hindernisse überwinden, die ihm dort bereitet wurden. Noch zu Lebzeiten des Kaisers Paul war nämlich der Plan entstanden, die dritte kaiserliche Tochter mit dem weimarischen Erbprinzen zu verheiraten. Jetzt gab es in Rußland neue Herrscher, und der weimarische Prinz erschien am mächtigsten und reichsten Hofe Europas in der verdrießlichen Rolle des armen Verwandten, der zu Gnaden als Schwager und Schwiegersohn aufgenommen werden wollte.

Noch weniger Neigung als für diesen Sohn hatte Herzogin Luise für ihre einzige Tochter. Die Prinzessin Karoline war nicht sehr schön, fiel auch nicht durch Witz oder Talent auf, aber sie gewann als das artigste und gutherzigste Mädchen Alle zu Freunden und Freundinnen, die sie näher kennen lernten. Ihre Erzieherin Henriette v. Knebel hegte die zärtlichste, sorgsamste Liebe für sie; von den Herren, die am Hofe erschienen, zeigten sich ihr unter Anderen Herder, der sie konfirmierte, der alte Wieland und Goethe in väterlicher Liebe zugetan; ebenso ward sie von einigen Damen gern bemuttert, namentlich von Frau v. Schiller und Frau v. Stein.

Nur ihrer leiblichen Mutter war es nicht gegeben, für diese liebenswürdige Tochter mehr als ein kühles Wohlwollen zu empfinden oder auszudrücken.

Mit Frau v. Stein tauschte das Prinzeßchen gern nachbarliche Besuche aus; ebenso verlebte sie in Kochberg mit ihr fröhliche Tage, und Frau v. Stein machte sich auch Gedanken über ihre Verheiratung. Durch ihre Söhne konnte sie den mecklenburgischen Prinzen sagen lassen, welche gute Lebensgenossin hier zu gewinnen sei, und sie versäumte es nicht.

Ganz abgesehen von diesem sonderbar verkehrten Verhältnis der beiden Frauen zur Prinzeß Karoline mußten sie zuweilen Streit miteinander bekommen. Sie kannten sich nun so lange schon, bewahrten keine Geheimnisse voreinander und hatten beide denselben Fehler, daß sie immer das Gute und Vollkommene forderten, wo sie liebten. Sie waren ja selber keine

Ideal-Menschen, also ärgerten sie sich aneinander. „Ich kann ihr immer Nichts recht machen“, klagte Charlotte schon 1799, „und wir leben in ewigem Streit.“

„Letzt sagte sie mir, sie könne sich recht vorstellen, daß mich Goethe nicht hätte lieb behalten können, ob sie mich gleich immer würde lieb haben.“

Charlotte antwortete ihr darauf: die Herzogin liebe sie vielleicht stärker, aber sie liebe besser. Dabei dachte sie an ein Wort, das sie vor einigen Jahren gelesen hatte:

„Wer mit Eifersucht liebt, liebt mehr; wer ohne Eifersucht liebt, liebt besser.“

Die beiden Freundinnen waren einander etwas müde geworden, und Charlotte erklärte schließlich:

„Ich gehe nur zu ihr, weil sie mich dauert; nicht mehr mit Vergnügen. Denn beinah nie verlass' ich sie jetzt, ohne daß sie mir nicht mit etwas hat weh getan.

„Doch da es ein so langes Verhältnis ist, so will ich nicht mehr in meinen alten Tagen brechen.“

* * *

Am 1. August 1803 hörte die nächste Nachbarschaft zwischen den beiden verdrießlichen Freundinnen auf. Achtundzwanzig Jahre hatte das herzogliche Paar „vorläufig“ im ehemaligen Landschaftshause gewohnt; erst jetzt war das alte Schloß wieder aufgebaut. Die neue Einrichtung und Ausstattung war überaus kostbar; man rechnete ja auf eine russische Kaisertochter als künftige Bewohnerin.

Am 7. Auguſt ging Frau v. Stein zu der erſten Cour im Schloſſe. „Sehr ſonderbar war mir's, als ich zum erſtenmal die Treppen nach ſo vielen Jahren wieder hinaufging, wo ich ſo täglich als Hofdame gegangen war.“ Sie fand in den neuen prächtigen Räumen Alles ſehr ſchön, „aber die Herzogin iſt für mich wie drin begraben“. Die gemütlichen Abendſtunden konnten hier nicht wieder aufgenommen werden; im Fürſtenhauſe war Charlotte mit ihrem ſchwarzen Spitz bei der Freundin zu einer kleinen Mahlzeit, zum Leſen oder Plaudern erſchienen. Das war jetzt nicht mehr ſtilgerecht. Wie leicht hätte der Lulu etwas an den teuren Möbeln verderben können!

Auch der Herzog und die Herzogin paßten eigentlich nicht in dieſe Pracht hinein; ſie waren ja beide für ihre Perſon ganz einfach und anſpruchslos. Es galt jetzt die Vorſchrift, daß Niemand ohne Paſſierſchein oder ohne Führung, die von der nahen Hauptwache geſtellt wurde, in's Schloß dürfe; nun fürchtete die Herzogin, ihr ſelber könne einmal der Eintritt verwehrt werden, denn ſie war ja dem Volke, alſo auch den Poſten ſtehenden Soldaten, unbekannt.

Am 3. September, gerade an des Herzogs Geburtstage, erſchien im neuen Schloſſe ein Kurier und meldete, daß die Verlobung des Erbprinzen mit der Großfürſtin Maria Paulowna vollzogen ſei.

Am 9. November 1804 hielt das junge Paar ſeinen Einzug in Weimar.

Und von nun an galt die Erbprinzeſſin als die erſte Dame im Lande! „Wir können alle bei ihr in die

Schule gehen," sagte Charlotte v. Stein sogleich. Diese Russin war nicht nur jung, schön und reich, sondern auch außerordentlich klug. Sie faßte den Fürstinnenberuf ganz anders auf als ihre Schwiegermutter; obwohl Tochter und Schwester eines Kaisers, machte sie es sich doch zur Pflicht, alle Personen von Bedeutung erst noch durch Liebenswürdigkeiten, Höflichkeiten, Aufmerksamkeiten für sich zu gewinnen und an sich zu fesseln; dem gemeinen Volke aber suchte sie durch Herablassung und Wohltätigkeit zu gefallen. Sie weilte erst einige Tage im Lande, da war sie schon bekannter und beliebter als die regierende Herzogin. Nun wurde der Hof viel reicher und lebendiger; allein zehn Hofdamen zählte man jetzt.

Als die Erbprinzessin einzog, räumte man ihr, bis ein neuer, noch prachtreicherer Flügel für sie gebaut sei, die Zimmer der Prinzessin Karoline ein. Diese kehrte in's Fürstenhaus oder Landschaftshaus zurück und hatte nun wieder den bequemsten Verkehr mit der Nachbarin. Ihre Mutter schloß sich unterdessen mehr an Charlottens kleine Schwägerin, an Elise Gore und an ihr Hoffräulein v. Riedesel an.

Aber im September 1806 kam die Herzogin doch eines Tages wieder zur alten Freundin zum Frühstück und war mild und freundlich.

„Sie bemerkte, als wäre es über sie selbst, man würde nicht besser, wenn man zu sehr in der Gesellschaft ausgespendet sei, und die Einsamkeit tue ihr wohl."

* * *

Sophie v. Schardt trat jetzt der Herzogin näher; von ihrer Schwägerin Stein rückte sie gleichzeitig ab. Charlotte ärgerte sich gar zu oft über die Verliebtheit, die die Gattin ihres Bruders bald diesem, bald jenem Ausländer nachtrug. Nach Mouniers Fortgange ward ihr Halbgott Camille Jordan aus Lyon, einst ein Mitglied des Rats der Fünfhundert, dann zur Deportation verurteilt, vor der er sich durch die Flucht rettete; hier in Weimar studierte er die deutsche Kultur und übersetzte Werke von Schiller und Klopstock in seine Sprache. Als auch er vom Ersten Konsul die Erlaubnis zur Rückkehr erhielt und von Sophien Abschied nahm, wies er die Weinende hin auf die lieblichen Kinder ihres Neffen Karl: an diesen solle sie ihr Herz erlaben. Sophie war sogleich gehorsam, rutschte mit den Kleinen am Boden herum und wollte sie recht lieb haben. Aber es half nichts: mitten im Gespräche begann sie manchmal zu schluchzen, wenn sie an ‚Jandor' gedachte.

„Was kann mich denn hindern, nach Frankreich zu gehen?" rief sie aus.

Und ihr Plan war wirklich, wenn die Tante Bernstorff stürbe und sie also Geld genug erbte, ihren langweiligen Eheherrn in Weimar zu lassen und sich in den paradiesischen Gefilden des südlichen Frankreichs anzusiedeln.

Was ihre Schwägerin Stein zu diesem Projekte sagte, braucht nicht erst erzählt zu werden.

* * *

Einen häuslichen Vorteil hatte Charlotte von der neuen Erbprinzessin. Die Erdgeschoßräume unter ihr, die einst Husarenställe, dann Billard- und Kaffee-Säle, dann chemische Versuchswerkstätten gewesen waren, erlebten eine neue Metamorphose, indem sie zu einer griechisch-katholischen Kapelle umgebildet wurden. Die Erbprinzessin blieb bei aller Höflichkeit gegen die neue Umgebung doch immer in ihrem Innern eine russische Großfürstin und dachte namentlich nicht daran, den Glauben ihrer Heimat aufzugeben. Frau v. Stein hatte infolge dieses Stolzes oder dieser Treue von nun an viel angenehmere Geräusche und Gerüche aus ihrer Unterwelt.

In ihrer Wohnung war es jetzt überhaupt sehr hübsch, und die Umgebung ward noch immer verschönert. Ihr Karl behauptete, daß für alle fünf Sinne bei ihr herrlich gesorgt sei: der Park sei für's Auge, die Nachtigallen für's Ohr, die Orangenblüten für die Nase, der gute Kaffee für den Geschmack und der große, weiche Lehnstuhl für's Gefühl. An den Bruder Fritz fügte Karl aber auch über die Bewohnerin der Wohnung hinzu: „Sie ist gewöhnlich sehr elegant und äußerst reinlich angezogen, so wie es in ihrem Haus sehr reinlich ist.“ Wir wissen schon, daß die Wohnung viel Raum bot; einmal konnte Frau v. Stein den Prinzen Bernhard, den jüngsten Sohn des Herzogspaares, bei sich einquartieren, als es im Fürstenhause an Raum gebrach; ihr Saal diente im März 1803 sogar zu einer Liebhaber-Aufführung von Goethes ‚Iphigenie‘, die dadurch merkwürdig war, daß auch Orestes und Pylades

Wohnung der Frau v. Stein. Parkseite

Darunter Griechische Kapelle

Aufnahme von Prof. Otto Rasch

durch Damen, nämlich durch Gräfin Egloffstein und Fräulein Wolfskeel, dargestellt wurden.

Zur Nachbarin hatte Charlotte noch lange die verwitwete Oberforstmeisterin v. Wedel; im Jahre 1804 kurze Zeit eine Generalin v. Wangenheim und danach die Oberhofmeisterin der Erbprinzessin, die sehr geistreiche und originelle Gräfin Ottilie Henckel v. Donnersmarck. Diese brachte ihre beiden Töchter als Hofdamen mit; eine davon war an einen Herrn v. Pogwisch verheiratet gewesen und jetzt geschieden; zwei hübsche kleine Mädchen, Ottilie und Ulrike, gehörten ihr und erschienen nun oft bei der Großmutter und zuweilen auch bei Frau v. Stein.

Ihre Mansarde vermietete Charlotte seit Ostern 1802 an Frau v. Seebach, die Mutter ihrer Schwiegertochter. In ihren eigenen Räumen war ein Stübchen überflüssig und recht passend für eine Gesellschafterin, die für die Wohnung nichts bezahlte, aber der älteren Dame gefällig und bei Besuchen behilflich war. Käthchen Imhoff hatte dies „Nonnenstübchen" später bewohnt; im Sommer 1805 zog „Boschen" hinein, d. h. Fräulein Karoline v. Bose, die aus Ansbach nach Weimar übersiedelte, um ihrer liebsten Freundin, der Henriette v. Knebel, nahe zu sein.

Charlotte genoß oft die Freude, in ihren hübschen Räumen frühere Freunde wieder zu begrüßen. Die Gräfin Wartensleben erschien 1804 in Weimar; ihr alter Jugendfreund v. Dürckheim, meiningischer Minister, ließ sich auch zuweilen sehen und wohnte einmal eine Woche lang bei ihr; er war vor fünfzig Jahren, zu ihrer Hofdamenzeit, Kammerjunker am weimarischen Hofe gewesen.

Fast jedes Jahr kam die „chère mère“ zu Besuch, die Mutter der „Frau“ und „Lolos“, also Frau v. Lengefeld, die noch immer den Rudolstädter Hof in Ehren mitregierte.

Und sogar der alte Freund Knebel stellte sich nach dreijährigem Böseſein wieder ein. Die immer gutmütige Herzogin-Mutter hatte auch ihn aus seinem Ilmenauer Schmollwinkel nach Weimar zurückgelockt; seit dem Frühjahr 1802 schrieb er wieder Briefe an Frau v. Stein und im Sommer fragte er sie, ob er ihr seine Gattin vorstellen dürfe.

Charlotte v. Kalb zeigte sich ebenfalls wieder; sie war jetzt fast blind und bettelarm dazu, denn alle ihre Prozesse um ihr großes Erbe waren verloren. Der Frau v. Stein brachte sie im Sommer 1802 ihr Schmuckkästchen, um den Inhalt unter ihren Freunden zu Geld zu machen. Ihr Gatte irrte als Schiffbrüchiger herum, bis er durch eine Kugel seinem Leben ein Ende machte. Sehr schlecht erging es auch seinem Bruder, dem ehemaligen Kammerpräsidenten, dem gewesenen Freunde des Herzogs und Goethes; alle seine Spekulationen mißglückten. Seine Frau, die zarte Eleonore v. Marschalk, eine Schwester der Charlotte v. Kalb, ging fast in Lumpen gekleidet, bis ihre fränkischen Adelsverwandten für sie sorgten.

Je älter die Menschen werden, desto öfter erhalten sie Nachrichten, daß Bekannte von ihnen auf dem letzten Lager liegen. Unserer Freundin mußte es in diesen Jahren scheinen, als ob der Sensenmann rascher als je seine Straße ziehe; sie zweifelte nicht daran, daß

er auch an ihrer Kammertür demnächst erscheinen werde. Sie fürchtete ihn nicht. „Der Tod hat mir gar nichts Unangenehmes als nur der Ort, wo man hingesetzt wird", meinte sie im Dezember 1803; „könnte ich in meinem Kabinettchen liegen bleiben, so wäre mir weiter nichts Unholdes in dieser Vorstellung."

Öfters war sie recht krank, aber sie erholte sich bald wieder; nur einmal in diesen sieben Jahren suchte sie ein Bad auf, das vom meiningischen Herzog neu eingerichtete Liebenstein. Ein andermal fuhr sie auf einige Wochen nach Dresden, um von anderer Luft und neuen Eindrücken wieder belebt zu werden. Sie ward bald von diesem, bald von jenem Leiden geplagt, aber keins ging an's Leben. Als der Herzog den nun auch alt gewordenen Hofmarschall der Herzogin-Mutter, Hildebrand v. Einsiedel, einmal fragte, wie es ihm gehe, antwortete er: „Danke sehr! Erträgliche Schmerzen überall." Charlotte hatte ihren Spaß an dieser Antwort: ihr Fall war ganz derselbe.

Aber von ihren Lebensgenossen schlich sich Einer nach dem Andern fort.

Ihre alte Mutter war in den letzten Jahren noch recht gesund, teilnehmend und freundlich; Jedermann achtete sie, und nur bei den Imhoffs-Mädchen mischte sich in die Achtung einige Furcht. Wie die alte Dame diesen Enkelinnen erschien, ist von der einen geschildert worden.*)

„Eine energische, glaubensstarke Matrone, die mit klaren, kritischen Augen das Ergehen der Familie überwachte. . . .

*) Das Leben der Dichterin Amalie v. Helvig, geb. Freiin v. Imhoff von Henriette v. Bissing. Berlin 1889.

In ihrer schwarzen Spitzenmantille, in der Hand ein Ebenholzstäbchen, worauf ein Mohrenkopf mit beweglichen Brillantohrringen saß, war sie immer dieselbe Ehrfurcht gebietende Erscheinung. Aus dem feinen, gefurchten Antlitz leuchteten ein paar große, friedvolle, schwarze Augen. . . . Streng gegen sich und Andere, tat sie, was sie tat, ganz und manchmal noch ein wenig darüber. Mit ihren Kindern und Enkeln war sie auf's innigste verbunden."

Ein Wort von ihr, das sie charakterisierte, hielt sich lange in der Familie. Die Enkelin Luise mußte ihr von ihrem siebenten Jahre an als Vorleserin dienen. Da sie an den Büchern, die die alte Dame liebte, keinen eigenen Anteil nahm, las sie einmal recht schlecht vor, und nun bekam sie wegen ihrer Zerstreutheit eine lange Strafpredigt. Das Kind hörte stehend mit schuldigem Respekt zu, ward aber so müde während dieser langen Belehrung, daß es schließlich ohnmächtig umfiel. Seitdem sagte die Großmutter, ehe sie wieder eine Strafrede begann, vorsichtig: „Setz' dich, meine Tochter!" Und seitdem hieß es in der Familie vor jeder unangenehmen Eröffnung: „Setz' dich, meine Tochter!"

Zwei Urenkel sah die alte Frau Konkordia noch und sie fuhr auch beide Male noch den langen Weg nach Kochberg zur Taufe. Sie erlebte es sogar, daß ihr Sohn Louis seine ewige Braut, Sophie v. Rheinbaben, heiratete. Die beiden alten Leutchen ließen sich im Stillen zu Erfurt trauen; nur Ludwigs Mutter war von der Verwandtschaft dabei; das alt-neue Paar wohnte in Eisenach, wo Ludwig noch immer seine Soldaten exerzierte.

Im Juni 1802 bekam die Achtundsiebzigjährige ein Flußfieber; neunzehn Tage war sie krank, in den letzten

Konkordia v. Schardt

Nach einem Glaslackbilde auf Schloß Kochberg

drei Tagen sprach sie mit Niemand mehr, sie hatte nur liebliche Phantasien: Blumen wurden ihr gebracht, immer schönere Blumen. Die letzten Worte, die man von ihren Lippen ablesen konnte, waren: Eisenach! Eisenach! So kehrte die Seele noch einmal zur Jugend zurück. Am 2. Juli hörte ihr Herz zu schlagen auf.

Sechzig Jahre war sie Charlottens allerbeste Freundin gewesen, sechzig Jahre mit ihr am gleichen Orte, im gleichen Freundes- und Bekanntenkreise. Die Tochter sprach nicht viel über den Verlust, aber ihre Nächsten sahen, wie sehr sie litt. Sie suchte immer wieder die Leiche auf, so lange sie noch über der Erde stand. Ihre Nichte Amalie Imhoff erzählte später, Frau v. Stein habe die sterbende Mutter gebeten, ihr doch, wenn irgend möglich, nach ihrem Tode ein sichtbares Zeichen ihres Fortlebens und ihres Gedenkens an die Tochter zu geben. Die Mutter, die stets in ihrer biblischen Gesinnung beharrte, habe Dergleichen als überflüssig und unchristlich abgelehnt: „Ihr habt Mose und die Propheten.“ Frau v. Stein sei aber trotzdem in einer der nächsten Nächte nach der Bestattung auf den Jakobsfriedhof gegangen und habe zitternd auf ein Zeichen an der Mutter Grabe geharrt.

Charlotte selber drückte in diesen Tagen ihre Stimmung gegen den Lieblingssohn aus:

„Wenn man einen Tod wieder einmal recht nahe gesehen hat, so muß man sehr mit sich kämpfen, besonders wenn man selbst schon alt ist, um nicht ganz nachlässig für's Leben zu sein. Es kommt mir vor, daß es sich nicht der Mühe

verlohnt, hereingeschickt zu werden. Und was das Schlimmste ist, nicht die Freuden, sondern die Leiden zwingen einen, das Leben noch für Etwas zu halten, weil man sie hinwegzuräumen strebt."

* * *

Viel kränker als die alte Mutter war schon längst die an der Schwindsucht leidende Schwester Imhoff gewesen; am 17. Dezember 1803 tat sie den letzten Atemzug. Es traf sich gut, daß sie sich nicht länger mehr hinfristete, man hätte ihr sonst eine schmerzlichste Nachricht nicht länger mehr verheimlichen können: ihr einziger Sohn Ernst war im August auf der Insel St. Vincent gestorben, unterwegs auf der Fahrt nach Martinique, wo er seinen Dienst als englischer Offizier beginnen wollte. In sein Grab ließ er sich ein Medaillon mitgeben: das Bild der Flavie Fumel, deren Vater wir als den einzigen französischen Freund der Frau v. Stein kennen.

Ein Jahr nach der Schwester Luise starb die gute Schwägerin Sophie in Eisenach. So bald also stand Ludwig wieder allein da.

Zwei andere Sterbefälle, die dem Tode der alten Frau v. Schardt rasch folgten, weckten viele Erinnerungen auf. Korona Schröter entschlief am 23. August 1802 in Ilmenau, die früher Gefeierte, jetzt Vereinsamte, Vergessene, Verblühte, zuweilen auch Verspottete. Einst war sie mit Goethen in vollkommener Jugendschönheit das Ilmtal, nach Ilmenau zu, hinaufgeritten und Charlotte hatte mit sich kämpfen müssen, daß sie nicht eifersüchtig wurde auf diese Vielbewunderte.

Und im November desselben Jahres starb Elise Gore, die mit ihrem Vater und ihrer Schwester Emilie seit 1787 sich in der vornehmen Gesellschaft Weimars vollkommen eingelebt hatte, viel besser als alle die andern Gäste aus England und Frankreich. Die französischen Emigrierten waren jetzt wieder in ihr Vaterland zurückgekehrt, standen sich zum Teil auch schon recht gut mit dem Emporkömmling Bonaparte; die Engländer erschienen zumeist nur als Lernende und Reisende; Gores dagegen machten Weimar zu ihrer Heimat, und ihre Räume — Goethes ehemalige Wohnung im Großen Jägerhause — waren neben denen der Herzoginnen, des Grafen Reuß und der Gräfin Bernstorff die Stätten der vornehmsten Geselligkeit.

Auf die Dichter schien der Tod jetzt sein besonderes Absehen zu haben. In den ersten Tagen von 1801, wo Goethe lebensgefährlich erkrankte, starb in Zürich sein ehemaliger Freund Lavater. Am 18. Februar 1803 ging der Vater Gleim in Halberstadt zur Ruhe ein, der fast so viele Freunde und Korrespondenten gehabt hatte wie Lavater. Am 14. März starb Klopstock, der erste königliche Mensch unter den deutschen Dichtern. „Nun sind unsere frommen Poeten beinahe alle tot: Gleim, Klopstock und Lavater," klagte Charlotte.

Am 18. Dezember desselben Jahres rang Herder aus. Viele betrauerten und vermißten ihn in Weimar, wie heftig auch Herder dies Weimar gescholten und gehaßt hatte. Herders Leben war seit langem eine stille Tragödie gewesen; nun machte der Tod einen disharmonischen Schluß: dem leidenden Kämpfer ward nicht erst noch

vergönnt, irgendwo ein helles Licht, einen großen Sieg, eine strahlende Hoffnung zu erblicken.

Noch schwerere Drohung brachte das Frühjahr 1805: Goethe und Schiller erkrankten! Goethe erholte sich langsam, Schiller starb. Die Ärzte, die seine Leiche sezierten, erklärten es für ein Wunder, daß er mit solchen kranken, verschrumpften Organen in den letzten Jahren noch gelebt hätte. „Ich war immer gegen die Heirat von Lolo mit Schillern, da er ein so äußerst kränklicher Mensch war", wiederholte Charlotte, aber ihre Trauer war doch groß. „Ihre Mutter hat mir treu in dem bittersten Moment meines Lebens beigestanden", schrieb die Witwe an Fritz v. Stein, und zu gleicher Zeit schrieb ihm seine Mutter:

„Ich bin ganz krank von dem leidenden Zustand der Schillern und Wolzogen — Du kennst ihre Krämpfe."

Goethe, der nur gegen Wenige ein Wort über seinen großen Verlust über die Lippen brachte, kam jetzt zu seiner alten Freundin und zeigte sich öfter als bisher. Zwei Tage nach Schillers Tode berichtete Charlotte über Goethe nach Breslau: „Schiller bleibt ihm ein unersetzlicher Verlust; er sprach heute so schön und original über den physischen und geistigen Menschen, daß ich's hätte mögen gleich aufgeschrieben haben."

Nachher freilich grollte sie, daß sich nicht Goethe an die Spitze Derer stellte, die für Schillers Kinder ein Nationalgeschenk, ein Rittergut oder ein großes Kapital, zustande zu bringen suchten, daß vielmehr Rudolf Zacharias Becker in Gotha und Iffland in Berlin die Führer der praktischen Schiller-Verehrer wurden.

Sie hätte am liebsten immer noch ihren alten Freund zu dem idealen Mann gemacht, der Nichts als das Beste und außerdem alles Beste und Edelste tut, was jeweils getan werden kann.

* * *

Die Männer von ihrem eigenen Fleisch und Blut waren leider erst recht mit deutlichen Fehlern behaftet.

Ihrem Bruder Ludwig war nur in den paar Feldzügen eine volle Mannesarbeit aufgetragen worden; seit 1795 war er wieder ein Dreiviertels-Müßiggänger, denn was hatte in Friedenszeiten ein Hauptmann des eisenachischen Kriegsvolks zu tun?

Und als Ludwig noch einmal zu größerer Tätigkeit aufgerufen wurde, war es ein Unglück für ihn. Im Dezember 1804 hatte ein Kammerherr der Erbprinzessin, der Herr v. Pappenheim, einen Streit mit dem Geheimen Rate v. Wolzogen und ging im Zorne auf und davon. Um sogleich einen Nachfolger zu haben, berief man den Ludwig v. Schardt. Er bekam 1200 Taler Gehalt, hatte freie Tafel, freie Equipage und spielte eine traurige Rolle am Hofe. Seine eigene Schwester urteilte: „Zur Unterhaltung hat die arme Erbprinzeß an Louis gar nichts gewonnen, sein Verstand ist zu wenig kultiviert", und die Andern redeten noch härter. Als seine Frau starb, machte er sich lächerlich durch seine Zeichen der Trübsal, weil es offenbar war, daß er durch die Tränen schon nach den Damen ausschaute, unter denen er jetzt die Würdigste mit seiner Hand be-

glücken wollte. Daß er von seinem Hofamte bei nächster Gelegenheit in die Inaktivität befördert werden müßte, war allgemeine Meinung.

Charlottens älterer Bruder erwies sich freilich brauchbarer; er hatte sich als Rat in der Regierung bewährt; seit dem Frühjahr 1798 war er sogar Landschaftskassen-Direktor und 1802 ward er zum Geheimen Rat ernannt. Er versah seine Ämter gewissenhaft, fleißig, streng und doch auch wohlwollend gegen seine Untergebenen; aber seine Arbeit im Dienste ging langsam von statten, und in der Gesellschaft zeigte er sich langweilig. Oft spielte er den Gekränkten und Empfindlichen; er legte dann jedes Wort mit der Nadelspitze auf die Goldwage. Auch für die Neffen und Nichten hatte er einen Stich in's Komische. Von Karl v. Stein bekam er einmal den Spitznamen „der Onkel ex manu tibi notus“*). Der alte Herr schrieb nämlich unter die harmlosesten Briefe und Zettel nicht gern seinen Namen, weil solche Namensunterschriften in den Händen von schlechten Menschen gefährlich werden können.

Und wenn Charlotte auf ihre Schwestern und Nichten sah, urteilte sie zwar nicht so streng wie über das männliche Geschlecht, aber von der Vollkommenheit hielten sich doch auch diese Damen weit entfernt. Ihre Schwester Imhoff war eine gutmütige Plaudertante gewesen. Schwester Malchen war jetzt „rund wie ein Kugeltierchen“. Die Gräfin Bernstorff hatte dieses kleine, kindliche alte Fräulein kennen gelernt. Sie fand so

*) „Aus der Handschrift Dir bekannt.“

viel Gefallen an ihr, daß sie die Stiftsdame um 1799 von Wasungen fort und zu sich in ihr Haus nahm. Eigentlich war ihr dieser Gedanke von ihrer besten Freundin, der Gattin des Geheimrats Achatius Schmid, eingeflößt worden, denn diese alte Geheimrätin war zugleich eine große Freundin von Malchens Mutter und wollte der Konkordia gern einen Dienst erweisen. Eine Zeitlang ging's gut, aber dann gefiel die neue Hausgenossin den Kammerfrauen der Gräfin nicht mehr; sie verschworen sich gegen den „impertinenten Kropf" und brachten es dahin, daß die Gräfin das arme Malchen wieder in's Stift schickte.

Das junge Geschlecht von Schardtschem Geblüte stellte sich freilich günstiger dar: die drei Nichten Charlottens waren schön, klug und talentvoll. Doch auch an ihnen zeigte sich, daß die Natur keine vollkommenen Menschen und kein vollkommenes Glück duldet: sie waren sich ihrer Vorzüge allzu sehr bewußt, eitel, preziös und oft genug auch herzlos. Charlotte sah häufig mit Grimm, daß diese Mädchen weder für ihre Mutter, noch Großmutter, weder für Onkel und Tante, noch auch für ihre Anbeter eine echte, tiefe, zu Dienst und Opfer bereite Liebe in sich trugen.

Bei dem Wunderwesen Amalie zumal schienen die Gefühle aus der Phantasie statt aus dem Herzen zu kommen und ganz wieder von Werken der Imagination verzehrt zu werden. Trotzdem glaubten nicht wenige Männer, in Amalien die Vollkommenste ihres Geschlechts zu erblicken. Im Frühjahr 1797 war Alexander v. Humboldt fast schon ihr erklärter Bräutigam; in Jena bei Schiller

und Wilhelm v. Humboldt begegneten sich die jungen Leute; Karoline v. Humboldt beschenkte bereits die künftige Schwägerin, und Frau v. Stein erklärte, ihr sei es lieb, den Alexander Humboldt zum Neveu zu haben. Aber der junge Naturforscher ging auf Reisen, auf allzu weite Reisen. Nun näherte sich ein naher Freund der Humboldts, der märkische Edelmann Wilhelm v. Burgsdorff, der vorzüglichen Dame, aber er entfernte sich wieder. Ein Herr v. Thielmann erfuhr dieselbe Herzensbewegung. Der gelehrte Maler Heinrich Meyer hätte gern seiner talentvollen Schülerin etwas Süßeres als Dankbarkeit abgewonnen, aber es stand ihr nicht an, Frau Professor Meyer zu werden. Ein anderer Schweizer, ein reicher Arzt namens Zwingli, gefiel ihr besser, aber die Verlobung ward noch aufgeschoben und geriet dann in Vergessenheit. Aus Berlin erschien der geniale Politiker Friedrich Gentz und schwärmte für Amalien, obwohl er verheiratet war; es entstand ein Briefwechsel, Gentz wollte sie im nächsten Jahre wieder besuchen, aber Amalie setzte ihre Hoffnung jetzt auf einen Andern. Es umwarb sie ferner der schwedische Dichter und Legationssekretär Karl Gustav Brinkmann, danach wieder ein märkischer Edelmann, v. Arnim; auch der Hauptmann v. Egloffstein in Weimar ward in Betracht gezogen.

Und ihre Schwester Käthchen, die nicht ganz so begabt, aber noch schöner war als Amalie, schien ein ähnliches Schicksal zu haben. Ein junger Herr v. Haren, dessen Vater der Kavalier des Erbprinzen an Stelle des ungetreuen Fritz v. Stein geworden, wollte sie zur Gattin haben: er starb infolge eines Unfalls. Ein Herr

v. Maltzahn folgte ihm als Bewerber, zog sich aber wieder zurück.

Die Mädchen waren eben anziehend und abstoßend zugleich. Als die jüngste konfirmiert wurde, konnte sich ihre Tante Stein in der Kirche vor Traurigkeit kaum fassen.

„Die Imhoffschen kommen mir so verlassen vor und stoßen die Menschen so von sich .... Mir ist immer, es sei ein Unsegen auf der Familie."

Und doch hatten diese Mädchen im Sommer 1802 ein romanhaftes Glück.

Amalie saß eines Tages in ihrem Hofdamenzimmer und blickte in tiefen Gedanken auf den Platz vor dem Fürstenhause. Sie dachte an ihren Vater, von dem sie als Kind nur Freundliches gesehen und gehört hatte, und mit dessen Andenken sie einen poetischen Kultus trieb. Plötzlich sieht sie ihren Vater über den Platz kommen .... Ein Mann, ganz wie ihr Vater, derselbe Gang, derselbe Wuchs. Der Mann, geht auf das Fürstenhaus zu, steigt herauf, läßt sich bei ihr melden: Baron Karl v. Imhoff!

Es war ihr Bruder, den sie nie gesehen. Als damals der Vater einsam in München gestorben war, hatte man in seinen Taschen einen Brief an seinen Sohn in England gefunden. Der Brief ward abgesandt; er enthielt die Bitte: Karl möge sich doch mit seinen Geschwistern in Weimar bekannt machen und ihnen beistehen, wenn Anlaß und Gelegenheit dazu sei. Der Jüngling ließ Jahr für Jahr vergehen; er ward Offizier, konnte also auch nicht immer über seine Zeit verfügen. Als er sich

verheiratete, bewog ihn seine Frau, eine Lady Blunt, die letzte Bitte seines Vaters endlich zu erfüllen; sie begleitete ihn selber nach Deutschland. Fröhliche Familienfeste wurden nun gefeiert — zumeist bei Tante Stein, denn Frau v. Imhoff, die damals noch lebte, war ja nicht darauf eingerichtet — und die Engländer machten den deutschen Geschwistern ansehnliche Geschenke, kauften für Ernst, der bisher nur Kornett in einem sächsischen Regiment gewesen war, auch die englische Offizierstelle. Namentlich aber veranlaßte der englische Bruder, daß Imhoffs und die alte Frau v. Schardt ihre engen Wohnungen aufgaben. Im Goullonschen Hause an der Ackerwand mieteten sie sich jetzt hübsch ein; hier gingen ihre Fenster nach Süden auf den Wälschen Garten; von Frau v. Stein waren sie nur wenige Häuser entfernt.

Leider geriet England damals in neue kriegerische Verwicklungen mit Frankreich. Der reiche Bruder mußte eilends in seinen Dienst zurückkehren, ehe alle seine Pläne für die Geschwister ausgeführt waren. Als General Sir Charles Imhoff hat er sich später einen Namen gemacht.

Ein neuer Bewerber um Amaliens Hand erschien jetzt eben, wo sie des Hofdienstes sich recht überdrüssig fühlte. Es war ein Deutsch-Schwede in schwedischen Diensten, Major Helvig. In Stralsund geboren, hatte er sich vom gemeinen Soldaten emporgedient. Er war geradezu eine Verkörperung der soldatischen Tugenden und er hatte sich außerdem in seinen Mußestunden in Wachstuben, einsamen Garnisonen und Feldlagern eine

erstaunliche Gelehrsamkeit angeeignet. Sein Ehrgeiz war, Feldzeugmeister des schwedischen Heeres, Reformator der Artillerie, zu werden. Die Gunst seines Königs besaß er bereits.

Diesem militärischen Emporkömmling schien nun Amalie v. Imhoff die ersehnte Ergänzung seines Wesens; Amalie aber freute sich, aus ihrer bisherigen Stellung herauszukommen. Am 31. Juli 1803 feierten sie in Ruhla bei Eisenach eine stille Hochzeit.

Kurz danach kamen der König und die Königin von Schweden nach Weimar; Frau v. Stein sprach viel mit beiden, und der König versicherte, daß er Helvig sehr hoch achte und auf's beste für ihn sorgen wolle.

Als Helvigs Urlaub abgelaufen war, blieb seine junge Frau in Weimar; das Ende ihrer Mutter wurde gerade damals erwartet.

Am 7. Mai des nächsten Jahres erschien Helvig wieder; zwei Tage später hielt er sein erstes Kind in Händen, ein Töchterchen. Charlotte v. Stein wurde Patin und Namengeberin; mit ihr waren Goethe und Schiller bei diesem leiblichen Kinde Paten, wie sie es früher bei Amaliens Geisteskindern gewesen.

Im Herbste begleitete Amalie ihren Gatten nach Schweden; ihre Schwestern fuhren mit ihr in das fremde Land.

* * *

Unter den jungen Engländern in Weimar war auch ein gewisser Lawrence, ein häßlicher, unangenehmer Mensch; Frau v. Stein nannte ihn geradezu einen

Wechselbalg. Er geriet irgendwie in französische Gefangenschaft, und nun kam seine Mutter von England herüber und setzte Himmel und Hölle in Bewegung, ihren Sohn zu befreien. Sie erschien auch in Weimar und flehte den Herzog an, sich für ihren Liebling bei Bonaparte zu verwenden. „Sie soll den widrigen Sohn erstaunlich lieben", schrieb Charlotte ihrem Fritz und fügte das Bekenntnis hinzu: „Ich kann meine Söhne nur lieben, wenn sie liebenswürdig sind".

Sie blickte nicht tief genug in ihr eigenes Herz, wenn sie Das glaubte und behauptete; in Wahrheit liebte sie ihre nächsten Blutsverwandten ebenso wie den bösen Goethe bedingungslos; aber freilich bedeutete ihre Liebe immer auch ein beständiges Fordern vieler Tugenden von dem Geliebten.

An dem älteren Sohne hatte sie Manches auszusetzen. Karl war in raschen Gesprächen nicht schlagfertig; aber wo er sich besinnen konnte, sagte er gar treffende, geistreiche, originelle Dinge, so daß dem Andern eine Antwort schwer ward. Seine humoristisch-ironische Lebensansicht gab ihm eine Überlegenheit, die gerade seiner Mutter ärgerlich war. Sie nahm die Dinge schwer, hatte feste sittliche Begriffe, kannte genau das für den Aristokraten Geziemende; wenn dann Karl kam und mit seinem Lächeln und Spötteln ihr festes Land in's Schwanken brachte, dann half sie sich oft mit der Waffe des im Geiste oder in der Beredsamkeit Schwächeren: sie ward heftig, sie schalt auf den Sohn ein. „Ich nehme mich sehr in acht, mit ihr über etwas zu disputieren", schrieb Karl dem Bruder, „weil

sie nicht diskutiert, sondern gleich beleidigend wird, indem sie nicht meine Meinung, sondern meinen Verstand attackiert, daß er sich auf solche Meinung verschnappt. Diese Art zu streiten macht eine unvermerkte Diversion, denn man vergißt auf einige Momente sein Sujet, um seinem angegriffenen Verstand beizuspringen."

Durch diese ungerechte Art des Kampfes verdarb es Charlotte oft mit Goethe, wenn er gern wieder gut Freund gewesen wäre, ebenso mit der Herzogin Luise, mit dem Herzoge, mit den Geschwistern und fast auch mit dem Sohne. Karl erzählte seinem Bruder öfters Beispiele dafür,

„daß die Mutter, wenn sie über etwas streitet, nicht allein nichts einräumt, sondern auch durch Beschuldigungen, Vorwürfe und Bemerkungen, die nicht zur Sache gehören, ihren Gegner aus der Contenance zu bringen weiß."

Ein solcher Fall:

„Der Mutter fehlten Bücher; sie beschuldigte den Onkel, er habe sie; die Tante kam dazu. Dies gab Disput. Nun da sich aber die Bücher in meiner Mutter Schrank finden, beschuldigt sie die Beiden, sie haben sie ihr heimlich hineingelegt. Neues Feuer, neuer Disput, Vorwürfe über Denkungsart, Conduite — förmliche Brouillerie."

Ein andermal, als die Zimmer unter der mütterlichen Wohnung noch als Unterhaltungsräume der Hofgesellschaft dienten, kanzelte sie den Sohn, der doch auch längst kein Kind mehr war, ähnlich ab.

„Der Herzog hat ein neu Billard gekauft und es unten in dem Haus meiner Mutter aufstellen lassen. Man war noch damit beschäftigt, es aufzuschlagen, und meine Mutter wollte mich hineinführen, es zu besehen. Da ich in dem

‚Römischen Haus' einigemale, wenn ich es besehen wollte, angehalten, gepfändet oder bebettelt worden, so meinte ich, man werde wohl ein Douceur auch hier verlangen und sich geben lassen, denn es arbeiteten mehrere Leute in dem Zimmer.

„»Nur mit Deinen Travers kann man Das denken!« sagte meine Mutter.

„»Ich dachte nur an die Passion der hier beschäftigten Leute zu Biergeldern« antwortete ich, »wie ich im Römischen Haus und in der Grotte ein paarmal welche geben müssen.«

„»Das passiert nur Leuten« antwortete sie, »die solche Narren sind, allen Menschen ihr Geld aufdrängen zu wollen.«"

„Indessen liebt sie mich", fügte Karl hinzu, „und meine Frau noch mehr wie mich." Und von den drei Enkeln, die bis 1806 erschienen waren, sagte Frau v. Stein: „Die zwei Buben und das Mädchen sind wahre Schätze."

Gegen Karl trug sie gerade in diesen Jahren einen Vorwurf mit sich, über den sie nicht hinwegkommen konnte. Wir erinnern uns, daß sich die beiden Brüder über Kochberg einigten und Karl alleiniger Besitzer wurde. Die Brüder hatten ihre Mutter nicht in die Verhandlung hineingezogen, um schneller zum Ziele zu kommen; sie bereuten es aber bald, denn nun war und blieb die Mutter der Überzeugung, daß ihr Fritz bei dem Handel übervorteilt worden sei. Sie wußte zwar, wie sehr Karl seinem jüngeren Bruder von Kindheit auf zugetan war; sie hatte keinen Grund, ihm eine Ungerechtigkeit zuzutrauen; sie mußte sich sagen, daß über den Wert eines so ausgebreiteten Gutes, das seit hundert Jahren nicht im Handel gewesen, sehr verschiedene Meinungen möglich waren. Kochberg hatte nie viel eingebracht; es konnte jetzt, da

die Wälder herangewachsen und manche andere Dinge in besserem Stande waren, zwar viel höhere Erträge abwerfen, aber leider waren jetzt Kriegsjahre; große Erschütterungen wurden allgemein erwartet: wer durfte zu einer solchen Zeit über den Wert eines Landgutes etwas Bestimmtes sagen! Die alte Mutter aber war nicht von der Behauptung abzubringen, daß Kochberg 150 000 Taler wert sei, und sie hielt sich verpflichtet, die Schädigung Fritzens wenigstens ihrerseits durch ihr Testament ein wenig wieder aufzuheben. So lautete ihr letzter Wille im Jahre 1805:

„Ich vermache meinem jüngsten Sohn Fritz v. Stein, dem Kriegsrat, meinen Ring, worauf das Souvenir von Brillanten gefaßt ist, und auch den blauen Ring mit dem brillantnen L, item meine Bücher und Alles, was ich an Betten, Weißzeug, Silberwerk und Möbels nebst Porzellan habe, item an Geld, was ich laut der Eheberedung Morgengabe, nämlich 300 Taler, und der Obligation von 500 Talern von meinem seligen Mann habe, item 500 Taler, so ich meinem ältesten Sohn geliehen, wenn ich sie nicht bis zu meinem Tode selbst benötiget gewesen; von Diesen aber vermache ich Schachen [dem alten treuen Diener] 100 Taler.

„Es ist nicht etwa aus blinder Vorliebe, daß ich Fritzen diese Kleinigkeiten vermache, sondern weil meine Söhne auf Worte, vor viele Jahre in Wind gesprochen, vom Ertrag der väterlichen Güter geteilt haben zu einer Zeit, als sie endlich mehr eintrugen, als da der Vater sie besessen, der immer seine Einkünfte wieder hineingesteckt, um sie zu verbessern, und kein Holz verkaufte, und Fritz über diese meine Worte, die ich mir selbst nicht mehr erinnere und die sie zum Grund der Teilung gelegt haben, sehr viel zu kurz gekommen ist. Obgleich diese Wenigkeit von mir ihn nicht entschädigen kann, so möge es ihn segnen. Sollte sich

auch noch Geld in meinem Vorrat finden, so vermache ich ihm Dieses auch.

„Meine Kleidungsstücke, Anzieh-Wäsche, Spitzen usw. gehört meinen beiden Schwiegertöchtern mit Bitte, meine Schwester Malchen in Wasung etwas zu unterstützen, und wünschte, es möchte jeder von meinen Söhnen ihr jährlich 2 Karolin geben, als ohngefähr soviel sie jährlich von mir bekommen.

„Den Lehnstuhl, so mir mein lieber Sohn Karl geschenkt, bitte ich ihn, zu meinem Andenken wiederzunehmen.

„Lebt wohl, liebe Kinder! Gott segne Euch und die Enkelchen!"

* * *

Als Charlotte an ihren Fritz jenen Satz schrieb, sie könne ihre Söhne nur lieben, wenn sie liebenswürdig seien, fügte sie hinzu: „und drum hast Du mein ganzes Herz." Warum hatte der liebenswürdige junge Herr Kriegsrat nicht auch schon das Herz einer jungen Frau? Warum blieb er so lange ledig, da er doch nach einer Gattin sich sehnte?

Seine Mutter sah ihn in einem Traume einmal als Gipsbüste: war Das nicht eine Offenbarung über seinen Charakter?

„Du hast in einem Deiner Briefe die Bemerkung über Dich gemacht, Du könntest Dir geschwinde Freunde erwerben, aber sie hielten sich bald wieder zurück. Das macht, weil Du wie mit Gips übergossen bist."

Auch Frau v. Schiller klagte, daß ihr Jugendkamerad in seinen Briefen an sie so kalt und wenig teilnehmend erschien. Es war, als ob Fritz von Goethen das rasche Versteinern gegen die Mitmenschen gelernt

hätte. Er zählte jetzt viele Bekannte in Schlesien, aber seit dem Tode der Gräfin Maltzahn kaum noch einen einzigen Menschen dort, dessen Freundschaft nicht nur auf der Oberfläche saß.

Er beschäftigte sich mit vielerlei Dingen, kaufte sogar ein abgelegenes Gut im Kreise Guhrau, studierte Architektur, zeichnete, las und — vereinsamte.

„Ich glaubte einmal, ich könnte gar nicht leben, ohne einige Freunde um mich zu haben; und doch wüßte ich nun Niemand hier, dem ich zutraute, daß er ein Frühstück für mich aufopferte, obwohl vielerlei Leute mir ihr Wohlwollen bezeigen."

So verlassen wäre er doch in der Heimat nie gewesen! Er wußte, wie sehr die Mutter sich nach ihm sehnte; Lotte Schiller machte ihm mit ihren Briefen auch zuweilen das Herz schwer: „Ach! ich darf nicht daran denken, daß Sie in unsern Gegenden nicht mehr einheimisch sind!" So schrieb sie ihm, und sie malte sich aus, wie viel schöner es wäre, wenn ihr Jugendfreund in der Nachbarschaft lebte.

„Da wäre ich auch wieder zu Ihnen nach Kochberg gekommen — jetzt mag ich nicht hin! Wir hätten die Zeiten der Jugend wieder gefunden in der Erinnerung. Die Zwetschenbäume stehen wohl noch, woran ich wollte meine Entsagung üben? Der Kahn, auf dem Sie mich im Teich ohne Hilfe ließen, ist wohl auch noch dort?

„Alle diese Szenen einer späteren Kindheit hätten wir in unsern Kindern wieder aufleben sehen.

„Ich stellte Sie mir immer als einen guten Familienvater vor und dachte Sie mir gern unter Ihren Kindern mit einer freundlichen Frau und lustigen Familie in unserer Nähe . . . ."

Die auf den preußischen Dienst gesetzten Hoffnungen gingen nicht in Erfüllung. Graf Hoym dachte nicht daran, den Kriegsrat v. Stein zu begünstigen. Im Gegenteil: Fritz erlebte, daß ihm bei Beförderungen Andere vorgezogen wurden. Er wäre in Weimar gewiß besser gefahren.

Im Sommer 1801 starb Herr v. Haren, der Kavalier des Erbprinzen: so war der Platz wieder frei, den man so lange ihm bestimmt gehabt hatte. Jetzt konnte er sein Unrecht gegen das Weimarische Fürstenhaus wieder gutmachen.

Fritz schrieb der Mutter: er sei bereit, zu kommen, wenn man ihn begehre.

Lange schwankte Frau v. Stein zwischen ihrem Wunsche, den Sohn bei sich zu haben, und der Abneigung, ihn, den so heftig Gescholtenen, der Herzogin als einen reuig Heimkehrenden anzubieten. Eines Tages klagte die Herzogin ihr selber ihre Not, daß sie Niemand bei ihrem Sohne habe; aber Charlottens Zunge war wie gelähmt.

Endlich nahm sie sich vor, es zu sagen. „Nimmt man Dein Anerbieten an", schrieb sie an Fritz, „und Du verdirbst Dir Dein Glück damit, so hast Du doch einen löblichen Grund dazu gehabt; das Glück sucht so meistenteils Taugenichtse aus."

Als es dann geschah und die Mutter ihren Sohn der Freundin vorschlug, ward die Mitteilung ganz freundlich angehört; doch, meinte die Herzogin, man habe noch Hoffnung, daß der Herr v. Pappenheim, mit dem man bereits angeknüpft hatte, den Antrag an-

nehme. Und bald darauf erschien denn auch der Herr v. Pappenheim.

Als Fritz im nächsten Jahre in Weimar zu Besuch war, unternahm er einen neuen Versuch, das Geschehene ungeschehen zu machen. Er gestand seinem alten Lehrer und Beschützer Goethe, daß er gern heimkehren möchte.

Goethe kannte des Herzogs Meinung über Fritz. Und Goethe mischte sich nie in die Rechte der anderen Geheimen Räte; er konnte also nur raten, daß man sich dem alten Kammerpräsidenten Schmidt anvertraue, zumal da Schmidt seinem vormaligen Titular-Kammerassessor immer noch recht günstig gesinnt war.

Fritz bat auch die Mutter, bei dem Herzog und der Herzogin sich für ihn zu verwenden; sie aber mochte sich keine neue Erniedrigung holen.

„Dem Stolz und der Verachtung, mit welcher Herzog und Herzogin Deine Dienste zurückweisen würden, will ich mich gewiß niemals aussetzen, und mich ärgert's, daß Du es dem Goethe gesagt hast, der Dich so kalt-ministeriell vor andere Türen gewiesen."

Und sie fügte hinzu:

„Hier hat Dich eigentlich Niemand herzlich lieb als Schillers und Hinzenstern."

Herr v. Hinzenstern, ein Stralsunder, war der Begleiter Bernhards, des jüngeren Prinzen.

So blieb Fritz in der Fremde. Er vertauschte sein erstes Gut gegen ein anderes, das eine günstigere Lage hatte: Strachwitz bei Breslau. Er konnte jetzt den ganzen Sommer oder das ganze Jahr, wenn er wollte, auf seiner Besitzung wohnen und von da jeden Werktag

zu den Kammersessionen in die Stadt fahren oder reiten; es war nur eine Meile Weges. Sein Haus war groß, „nicht so altritterssitzhaft wie Kochberg“, aber bequemer; Fritz möblierte nur einige Stuben aus, so viel er als Junggeselle brauchte. Der Garten und die Ländereien erstreckten sich weit, wie er es in Kochberg gewohnt gewesen; aber man ging hier stets in der Ebene hin. Das Dorf Hermannsdorf, das eine evangelische und eine katholische Kirche hatte, gehörte ihm auch. Die Bevölkerung war halbpolnisch; wenn die Mädchen am Sonntag herumstreiften, sangen sie deutsche und polnische Lieder durcheinander. Der Gutsherr galt hier noch als Herrscher und Erzieher nach Urväter Art, und der Kriegsrat v. Stein bemühte sich gern für die Seinen.

So hatte er Allerlei zu besorgen und zu bedenken; aber ein dreißigjähriger Mann, der von seiner Heimat und seinen Freunden verschlagen ist, findet in solcher Arbeit für Fremde keine völlige Beruhigung. Die ihn in Weimar liebten, empfanden es wohl. Lotte Schiller schrieb ihm einmal eindringlich, mahnte ihn, sein Schicksal zu ändern oder „sich zu verändern“, wie das Volk für „Heiraten“ sagt. Er antwortete resigniert:

„Lassen Sie mich bleiben, wie ich bin!

„Ich bin nicht unglücklich und öfters überdies sehr froh und glücklich.

„Solange ich kann, werde ich arbeitsam und tätig sein, und dann — werde ich mich gern erinnern, daß ich die vorzüglichsten Menschen meines Zeitalters gekannt hatte, daß ich die treusten, wärmsten Freunde hatte, daß ich die beste Mutter und Großmutter besaß, daß ich alles Reine, Schöne und Hohe

genossen, daß ich meine Gewalt nicht gemißbraucht und daß ich mich vor höherer Gewalt nie unrechtlicher Weise gebeugt habe."

Seine Lage war erträglich, solange er gesund blieb; wie aber, wenn ihm ein Unfall zustieß, eine Krankheit ihn erfaßte? Seine Mutter lebte so innig mit ihm, daß sie überzeugt war, alles Schlimme, das ihn betraf, in der Entfernung mitzufühlen und schon vorauszuahnen. Wenn sie selber kränkelte, plagte sie immer die Sorge, daß ihr Kränkeln eine Krankheit Fritzens bedeute; einmal ward diese Sorge in komischer Weise bestätigt:

„Ich bin die ganze Zeit krank gewesen, wußte also wohl, daß es Dir, meinem andren Ich, auch nicht ganz wohl sein könnte; aber daß ich mit Deinen Pferden, Kutschern und übriger Hausfamilie auch sympathisiert habe, Das ist zu viel!"

Im Februar 1803 bekam die Mutter einen großen Schrecken, als Fritz ihr nach langem Schweigen durch eine fremde Hand melden ließ, eine unbedeutende Verletzung am Arme hindere ihn an einem eigenen Briefe. Weiteres ließ er nicht schreiben, und dies Verschweigen eben regte die Mutter im Innersten auf. Irgendwie hatte sie erfahren, daß die Lotte Schiller am Tage vorher heimlich geweint, und nun zweifelte sie nicht, daß Diese eine üble Nachricht über Fritz erhalten habe, die sie ihr ableugnen wolle. Karls Frau war zufällig in Weimar; auch sie erschrak so, daß sie mit zitternden Händen ihrem Manne die Nachricht übermittelte. Karl war ruhiger. „Und doch weiß Niemand, was Dir eigentlich geschehen ist," schrieb er dem Bruder sogleich. „Gott gebe nur, daß der Schillern ihre Tränen und gar keine

Tränen dazu gehören.“ Gleichzeitig wandte sich Lotte Schiller an Fritz:

„Ich bitte Sie, sagen Sie mir etwas von sich!

„Schiller hat mich veranlaßt, Ihnen zu schreiben.

„Sagen sie der lieben Mutter, was Ihnen widerfahren ist, ich bitte Sie! Wir, Ihre Freunde, dürfen wohl wissen, was Sie betrifft. Aber nun lassen Sie uns deutlich über Ihren Zustand werden. . . .

„Sollte Ihr Zufall lange Folgen haben, so versagen Sie Ihrer Mutter nicht die Freude, Sie bald zu besuchen; ich fühle, es ist ihrer Ruhe notwendig und kann sie erheitern.“

Erst nach fünf Wochen kam Antwort. Die Frauen hatten sogleich eine Verwundung im Zweikampf vermutet, und so war es auch.

Auf einem Balle beim Grafen Hoym ward Fritz von einem sächsischen Herrn v. Breitenbauch beleidigt; er zuckte die Achseln und sagte: „Der Mann ist betrunken.“ Am anderen Tage sprach man über den Vorfall. Breitenbauch versicherte, er sei durchaus nicht betrunken gewesen, und er hielt es für angebracht, diese Versicherung auch an den Kriegsrat v. Stein zu schreiben. Dieser antwortete, dann müsse er ihn für verrückt halten.

Eine Forderung folgte diesem kurzen Briefwechsel. Fritz war kein Anhänger des Zweikampfes; trotzdem sah er es nicht ungern, daß es dazu kam.

„Stete Verachtung und Zurücksetzung ist hier das Los der Personen, die einem Duell zu entgehen sich bemühen, und wenn ich auch nicht so ganz von fremder Meinung abhänge . . . . so leugne ich doch nicht, daß ich die Achtung der Menschen zu einem Teile meines Glückes rechne.“

Bei dem Prinzen von Pleß kam man zusammen, Fritz ward am Arme verwundet, nicht erheblich. Nach einigen Wochen hielt er die Verletzung für geheilt und ging aus: eine Erkältung der Wunde, die Rose am Arm, die Anschwellung einer Drüse unter der Achsel und ein Nervenfieber waren die schlimmen Folgen dieser Übereilung.

Seine Mutter hatte ihn schon 1799 einmal in Breslau auf einige Tage besucht, als er das erste Gut kaufte; jetzt ließ sie sich durch ihre 61 Jahre und schlechte Gesundheit von der beschwerlichen Reise nicht abhalten: zehn Tage fuhr sie, vom alten Diener Schach und einem Mädchen begleitet, mit einem widerborstigen Lohnkutscher, der sie täglich ein paarmal ärgerte, von Weimar bis Breslau; gerade hundert Taler kostete ihr diese Strapaze. Goethes ‚Faust' und Rousseaus ‚Confessions' las sie unterwegs zur Ablenkung vom Reiseverdruß. Fritz war von der Krankheit genesen, als sie ankam, aber noch mager und matt. Er führte die Mutter bald in seinem Gebiete herum und zu seinen guten Bekannten in der Hauptstadt sowie auf den Nachbargütern. Neun Wochen und zwei Tage blieb sie dort; dann hieß es in einem Briefe Fritzens an Lotte Schiller:

„Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie liebenswürdig, heiter und klug sie unter allen den fremden Menschen, welche sie hier fand, existiert hat. Sie hat mich recht stolz auf sie gemacht, denn sie war überall die Vorzüglichste unter den Damen ihres Alters und Standes."

Auch ihr älterer Sohn war von ihr entzückt, als sie wiederkam.

„Du hast sie gut gepflegt, und sie sieht jetzt recht wohl und vergnügt aus. Meine Mutter hat mich seit langer Zeit einmal herzlich umarmt, und Das hat mich fast bis zu Tränen gerührt, und ich bin einmal recht vergnügt von Weimar zurückgekehrt."

Ein wichtiger Gegenstand der Unterhaltung zwischen der Mutter und Fritz bildete die Brautwahl. Darüber war freilich auch früher schon viel geredet und geschrieben. Fritz selber hatte um sich geschaut, in Weimar sprachen die Mutter, die kleine Tante und die Schiller alle die Schönen durch, die in Betracht kamen: eine Gräfin Haugwitz in Schlesien, ein Frl. v. Laßberg in Weimar, eine Tochter des Marquis Fumel, endlich die reiche Tinette v. Reitzenstein. Um diese letztere bewarb sich Fritz; er ward von ihr angenommen, aber nach ein paar Wochen gefiel ein Anderer ihr oder ihrem Vater besser.

Endlich im Oktober 1803 zeigte Fritz an, daß er sich mit der einzigen Tochter des Freiherrn v. Stosch auf Gustau verlobt habe. Die Braut war noch sehr jung, und erst nach einem Jahre fand die Hochzeit statt. Nach einem weiteren Jahre erschien dann ein Töchterchen: Marie.

* * *

Unter Denen, die ihm bei solchen großen Ereignissen seines Lebens Glück wünschten, fehlte leider Goethe. Er war ein schlechter Briefschreiber und befreite sich gern von konventionellen Pflichten. Irgendwie hatte Fritz aber auch von seiner Liebe den größten

Teil eingebüßt; vielleicht spürte der Alte, daß der preußische Kriegsrat ihn jetzt mit kritischem Verstande ansah und daß die ehemalige kindliche Liebe nur noch eine schöne Erinnerung war.

Von Lotte Schiller erfuhr Fritz im Frühjahr 1805, daß man wieder einmal für Goethes Leben bangen müsse; seine Antwort klang recht kühl:

„Goethes Krankheit ist mir nahe gegangen, obgleich mir seine Freundschaft völlig abgestorben ist. Er hat mir seit mehreren Jahren höchstens nur dann ein freundlich Wort gegönnt, wenn er eine Dienstleistung verlangte, und mir übrigens die größte Gleichgültigkeit bewiesen.

„Unter den Wesen, welche Einfluß auf mich in meinem Leben hatten, ist er eines der wichtigsten, und darum ist mir das Andenken Dessen, was er für mich war, noch immer wert.

„Sollte er sterben, so wird sein armes Kind einer Sippschaft anheimfallen, von der ich mein Kind nicht erzogen haben möchte."

Um die gleiche Zeit tadelte ihn die Mutter einmal, indem sie ihn mit dem alten Freunde verglich: Fritzens Briefe waren oft ebenso kurz und zurückhaltend wie viele, die von Goethen ausgingen:

„Du sagst mir zu wenig von Dir selbst, und mir fällt immer bei Deinen Briefen ein, was der selige Herder von Goethes Briefen sagte: sie kämen ihm vor wie eine Schüssel mit einem breiten Rand, wo nicht viel drin wäre."

Immer noch plagte sich Frau v. Stein, daß ihrem Liebling im fernen Schlesien Nichts zu seinem Glücke ausschlage.

„Manchmal fang' ich auch an zu fürchten, Du hast Dich durch den Ankauf in Schlesien um Dein Vermögen gebracht

und hast zuletzt, ungeachtet Deines Fleißes, Deiner Ordnung, Deiner Mäßigkeit, Nichts als Müh', Arbeit und Sorgen und gestörte Gesundheit davongetragen.

„Ich fürchte, Du hast mein Schicksal! Wenig von meinen Wünschen und Hoffnungen hat es mir gewährt, ob sie gleich sehr mäßig waren. Das letzte Ziel meiner Wünsche war, mit Dir zu wohnen, und ich hatte geglaubt, es Deinem bessern Glücke aufzuopfern. Umsomehr betrübt mich, daß Du kein Glück erlangt hast.

„Meine Vorstellungen werden Dir sehr hypochondrisch vorkommen. Aber mit alledem seh' ich für jeden denkenden Menschen eine nie sich trübende Morgenröte, nämlich: immer in sich besser zu werden, und Das muß einmal zu etwas Besserem führen."

Das war ihr A und O.

Um Neujahr 1806 konnte der Sohn ihr nicht verhehlen, daß seine junge Frau nicht glücklich sei. Am liebsten hätte die Mutter sich nun sogleich wieder auf den Weg gemacht! Wiederum grübelte sie, wie in diesem Falle durch Aufklärung der Begriffe und innerliche sittliche Arbeit die Heilung zu gewinnen sei.

„Ich glaube, ich könnte Deiner Frau dort nützlich sein. Ich habe mir auch in meiner Jugend ein phantastisches Bild gemacht, wie ein Ehemann ganz anders sein müßte, als ihn die Natur gemütet hat; und schwerlich geht ein Mann in alle unsere Leiden ein. Mit der Zeit, wenn Helenchen die romanhaften Begriffe über die Männer wird abgelegt haben, wird sie gewiß besser mit Deiner ernsthaften Natur sympathisieren. Da sie Verstand hat, muß es eine Seite geben, wie man ihr beikommen kann. Sollte es möglich sein, daß wir uns den Sommer sähen, so schreib' ich Deiner Frau."

„Das Gute, das Rechte sind einzig die Elemente, worin ich leben kann," hatte sie kurz vorher an Fritz

geschrieben: Deshalb denke sie fleißig an ihn, an seine edle Natur, und mache sich auch ein liebes Bild von seiner ihr noch unbekannten Frau.

* * *

Im übrigen lag jetzt die Welt im Argen wie noch nie zuvor, und der Teufel regierte nach seines wilden Herzens Wohlgefallen. Sein Stellvertreter auf Erden war jetzt der berühmte Napoleon.

Alle Welt bewunderte Napoleons Feldherrngenie; Viele waren ihm dankbar, weil er nach dem blutigen Entsetzen der Revolution Ruhe und Ordnung stiftete; Andern erschien er unter den europäischen Fürsten wie ein Riese unter aufgeputzten Zwergen. In Weimar hatte er fast Alle auf seiner Seite.

Schon im Dezember 1800 scherzte Karl v. Stein über den Haß seiner Mutter gegen den großen General.

„Sie ist noch ebenso aufgebracht über Bonaparte, als sie immer war, und er mag tun, was er will, so bleibt sie dabei, daß er ein infamer, unbedeutender Mensch sei . . . Ich glaube, sie nähme lieber jahraus jahrein in jedes Zimmer 20 Mann Einquartierung, als von ihrer Meinung auch nur einen Hauch abzuändern."

Sie konnte nicht lange bei dem Scheltwort „unbedeutend" bleiben, auch sie mußte ihn „groß" nennen; aber nun hieß er: der große Mörder.

Durch keinen seiner Kraftbeweise und Erfolge ließ sie sich beirren, denn das Ideal ist in dem echten Idealisten unzerstörbar. Auf dieser Erde und in dieser bösen Zeit galt allerdings das Recht des Stärkeren,

aber Charlottens Antwort darauf war: „jeden Tag vermehrt sich mein Haß gegen den Eroberer.“ Sie sehnte sich nach einem Planeten, wo Friede wäre und keine Eroberer und sogenannten Helden gefeiert würden.

Dann suchte sie die Augen zu verschließen gegen Das, was draußen vorging.

„Manchmal werfe ich die Zeitung vor Zorn auf die Erde, sage mir dann, daß es mich nichts angeht — aber die Menschheit ist doch ein Ganzes.“

Sie hätte sich gern wie einige Andere vorgeredet, daß der schöne, galante, junge Kaiser Alexander von Rußland dem Rechte wieder zum Siege verhelfen werde, aber sie fügte dann selber hinzu, ein solcher Triumph des Guten sei nun leider nicht der Endzweck unserer Erde, „wo doch die höchste Gewalt dem Teufel gehört.“

Sie sah in ihrer Nüchternheit und Wahrhaftigkeit wohl, daß die christliche Religion und Kirche jetzt schmählich-ohnmächtig dem ‚Teufel‘ unterlagen; ebenso unterlag aber auch jener Idealismus, der in Theaterstücken und andern poetischen Werken oft so großsprecherisch das Wort führte. Am Ende des Jahres 1805 bekannte sie:

„Ich geh’ selten in die Komödie, in die Kirche gar nicht; die geistlichen und weltlichen Illusionen sind leider bei mir alle vorüber.“

Die Illusionen waren verflogen, aber der strenge Vorsatz blieb: sich selber vom Schlechten unbefleckt zu erhalten.

Mochte Napoleon noch höher steigen, mochten immer neue Tausende ihm zujauchzen, mochte das ge-

meine Volk der Charakterlosen durch seine Zahl und rohe Macht immer wieder triumphieren: sie konnten alle miteinander die alte Frau v. Stein mit ihrem festen Glauben an das Rechte und mit ihrem festen Willen, sich vor keinem Höllengeiste zu beugen, niemals überwinden.

Sie saß in ihrer Stube, blickte auf die Bäume und Büsche des Parks, wo friedliche Spaziergänger vorbeischritten, oder nur Vögel und Eichhörnchen sich zeigten: wird der böse Geist der Zeit auch hier mit Blut und Feuer sinnlos wüten?

XIII. Der schlimme Herbst

1806

Am 20. Mai 1804 ward Napoleon zum Kaiser der Franzosen ausgerufen. 1805 unterwarf er Süddeutschland und besiegte die Österreicher zuerst im Oktober bei Ulm, sodann am 2. Dezember in Mähren bei Austerlitz. Am 26. Dezember schloß Österreich mit ihm den berüchtigten Preßburger Frieden, durch den es Deutschland und Italien den Franzosen preisgab. Im Sommer 1806 gründete Napoleon mit sechzehn süd- und westdeutschen Fürsten den Rheinbund; am 6. August erkannte Franz II. durch Niederlegung der deutschen Kaiserwürde die Auflösung des Reiches an.

Preußen hatte Ende 1805 mit Österreich und Rußland vereint den Franzosen entgegentreten wollen, hatte sich dann aber auf ein schmähliches Ländertauschgeschäft mit Napoleon eingelassen; die Kosten sollte England

tragen. Preußen opferte Ansbach und Bayreuth und besetzte dagegen im April 1806 Hannover; aus Kleve und Berg ward ein Großherzogtum für Napoleons Schwager Murat gebildet; Holland bekam Napoleons Bruder Joseph; die Festung Wesel fiel an Frankreich, die freie Reichsstadt Frankfurt ward dem Kurerzkanzler v. Dalberg übergeben, dem alten Freunde der weimarischen Dichter und Damen: er hatte seine früheren Rechte auf das erzbischöfliche Erbe von Mainz verloren, dagegen Napoleons Gunst gewonnen.

Die Franzosen achteten die preußischen Minister nicht mehr, als sie verdienten; sie rissen an ihren neuen Grenzen Stücke von Preußen ab, wo es ihnen paßte; sie versuchten bald auch mit England einen neuen Länderhandel einzufädeln, wobei Preußen Schaden genommen hätte: Preußen sollte jetzt Hannover wieder herausgeben, und weder seine früheren fränkischen Besitzungen, noch sonst etwas dafür bekommen. Die Gründung des Rheinbundes zeigte dann noch deutlicher, daß Napoleon in Deutschland auf Preußen keine Rücksicht zu nehmen gesonnen war.

Schließlich gewann in Berlin die Kriegspartei die Oberhand: Prinz Louis Ferdinand, der Herzog von Braunschweig, der General Rüchel, der Graf Hardenberg; die Armee wurde mobilisiert. Eine Zeitlang dachte man in Berlin daran, dem Rheinbund einen nordischen Bund entgegenzustellen: Preußen mit allen nord- und mitteldeutschen Kleinstaaten vereinigt. Aber Frankreich widersetzte sich dem Plane, und die deutschen Fürsten waren auch nicht geneigt, ihre neue Unabhängig-

keit vom alten Kaiser und Wien so rasch an den preußischen König und Berlin zu verlieren. Als der Krieg beschlossene Sache war, traten nur die Herzöge von Braunschweig und Weimar mit ihren Soldaten und mit ihrer eigenen Person zum preußischen Heer; der Kurfürst von Sachsen gab erst nach allerlei Bedingungen und sehr ungern seine Regimenter her.

Der preußische Kriegsplan war: über Thüringen nach Bayern und Frankfurt zu dringen. In Thüringen ward also ein großer Teil der Armee versammelt. Der Herzog von Weimar führte in den ersten Oktobertagen die Avantgarde der Hauptarmee in den Thüringer Wald, Prinz Louis Ferdinand befehligte die Avantgarde eines abgesonderten Korps.

In Weimar hatte man jetzt schon seit Monaten Einquartierung gehabt, Preußen und Sachsen. Am 8. und 9. Oktober waren die in Weimar liegenden Truppen nach Erfurt abmarschiert, aber am 11. und 12. kehrten sie in größter Eile zurück. Neben dem Webicht, an der Straße nach Jena, schlugen sie ein großes Lager auf; auch im ‚Stern' biwakierten sie und in der Stadt selbst besetzten sie jedes brauchbare Quartier. Der König von Preußen und die Königin Luise trafen jetzt in Weimar ein; sie bezogen das Helldorfische, vormals Oppelsche Haus am Frauenplan, dessen langgestreckter Garten sich beinahe bis an die Nordfenster der Frau v. Stein erstreckte: wenn sie in diesen Tagen um die Mittagsstunde aus dem Fenster sich vorbeugte, sah sie in jenem Garten die schöne Königin in der Nähe des Pavillons auf und ab gehen oder still bei einer kleinen Mahlzeit sitzen.

Es war die ganze preußische Herrlichkeit in Weimar versammelt: die schönsten Truppen in den schönsten Uniformen standen am Webicht vor ihren uralten Generalen in Parade. „Den ganzen Tag gingen viele tausend Preußen vor meinem Fenster vorbei", schrieb Frau v. Stein für ihren Fritz auf.

„Der König und seine Gemahlin logieren im ehemaligen Oppelschen Hause, der Herzog von Braunschweig und viele andere Prinzen. Alles ist hier. Um Weimar herum sind Lager gemacht, auf den Straßen kann man vor Pferden, Wagen usw. nicht mehr durch. Man kann nicht zu einem vernünftigen Gedanken kommen, Nichts tun als nur sich herumtreiben. Mein Herz ist mir recht betrübt."

Bald kamen Nachrichten von Kämpfen bei Saalfeld und Kahla: die Preußen sollten gesiegt haben, aber die Franzosen rückten näher heran. Dann erfuhr man, daß Prinz Louis Ferdinand gefallen war. Man fühlte, daß in nächster Nähe von Weimar die berühmten Heere sich begegnen würden.

Charlottens Schwiegertochter kam mit ihren Kindern nach Weimar geflüchtet, weil ihrer Burg die Franzosen schon näher waren. Sie erzählte von den Preußen, die dort bei Kochberg den Feind erwarteten, und Frau v. Stein hörte und sah auch sonst Allerlei, was das preußische Heer bezeichnete. „Wenn nicht endlich das Glück Bonaparte verläßt," erklärte sie, „an unsere ersten Befehlshaber habe ich keinen Glauben."

Am 12. Oktober schrieb sie weiter: „Mein Kopf ist mir heute recht schwer von allem Lärm, Furcht und Hoffnung; die Meisten um uns herum sind noch ängst-

licher als ich.“ Goethe kam an diesem Tage, um nach der alten Freundin zu sehen; sie verbarg ihm ihre trüben Gedanken über Deutschlands Schicksal nicht. Goethe hatte auch keine Hoffnung, wohl aber einen sehr traurigen Trost: „Was macht's, wenn Bonaparte jetzt auch noch mit Flinten und Kanonen uns besiegt?“, meinte er: „Die Deutschen sind ja längst von den Franzosen überwunden! Die Vornehmen sprechen ihre Sprache, ahmen ihren Sitten nach, umgeben sich mit französischen Dienern und Köchen, bevorzugen französische Waren, kleiden sich nach Pariser Vorbild, bewundern alles Französische. Wir sind schon längst verkauft und verraten.“

Schon am 11. Oktober hatte die Erbprinzessin Maria Paulowna die Heimat ihres Gatten verlassen; auch den Erbprinzen bewogen die Minister am nächsten Tage zur Abreise. Sein Bruder Bernhard befand sich, obwohl erst ein Knabe von vierzehn Jahren, im Gefolge des Fürsten Hohenlohe, eines berühmten preußischen Generals, dem jetzt eine höchste Aufgabe gestellt war.

Am 13. Oktober reiste die Königin Luise ab; am nächsten Morgen die alte Herzogin Amalie mit ihrer Enkelin, Prinzessin Karoline. Die Herzogin Luise war nun die einzige fürstliche Person in Weimar.

Die preußischen Truppen marschierten nach Jena zu.

* * *

Am 14. Oktober hörte man seit dem frühen Morgen das Donnern der Kanonen: bei Jena war eine große Schlacht. Es kamen Nachrichten von einem glänzenden

Siege der Preußen; aber noch vor Mittag rückte die ungeheuere preußische Bagage eilends durch Weimar nach Erfurt zu, und bald sah man einzelne und dann immer zahlreichere flüchtige Preußen und Sachsen. Immer wilder ward die Retirade, und hinter den Fliehenden her flogen die Kugeln der Franzosen. Auch über Charlottens Hof eilten Tausende die Ackerwand hinunter, hinter Goethes Garten vorbei, weiter nach Erfurt zu oder in die Verstecke der Gebirge.

Aus den Flüchtenden löste sich eine Gruppe ab; man kam auf ihre Tür zu, ihre Treppe hinauf; ein Offizier in grüner Uniform, ein Herr v. Pfuel, bat die Herantretenden, sich des alten Generals v. Schmettau zu erbarmen, der auf den Tod verwundet war und nicht mehr weiter fliehen konnte. Schnell wurde der alte Mann hereingezogen und in's Bett gesteckt. Er bekam ein Hemd, das vom Oberstallmeister noch dalag, denn das seinige war voll Blut; dazu ward er in den flanellenen Bademantel Charlottens gewickelt, und eine baumwollene Nachtmütze ward auch rasch besorgt. Schmettau verlangte vor allem, daß man seine Uniform ganz sicher verstecke, denn wenn die Franzosen diese fänden, würde er erkannt und massakriert.

Der Abend brach herein; jetzt jagte französische Kavallerie über den Hof. Eine Schar Soldaten pochte an die Tür und verlangte Wein. Die Jungfer verstand sie nicht, Frau v. Stein kam herbei und bedeutete den ungeduldig Schreienden: sie müßten warten, bis der Schlüssel geholt sei. Mit acht Pyrmonter Flaschen voll Wein ritten sie davon. Ein zweiter Trupp drängte sich

heran mit dem gleichen Begehr; einer von ihnen wollte die alte Dame über den Kopf hauen, weil sie ihn nicht eilig genug bediente, aber im selben Augenblick sprengte ein Offizier heran und trieb die Leute weiter: „Vite, vite! il n'est pas le temps à boire!“

Jetzt ward es Nacht und zeitweilig still; die Kanonen schwiegen.

Ein armer alter Mann aus der Seifengasse klopfte: ob er bei der Frau v. Stein mit wachen solle. Dieser arme alte Mann, ein Herr v. Metzsch, war General in neapolitanischen Diensten gewesen; in den Stürmen der Zeit hatte er wie viele Andere Schiffbruch gelitten und gehörte jetzt zu Denen, die den Überrock bis oben zuknöpfen mußten. Charlotte hatte ihm öfters Gutes erwiesen, nun wollte er sich gern dankbar zeigen. Er blieb ein paar Stunden, aber im Ernstfalle hätte er doch nicht helfen können.

Schach saß am Bette des andern alten Generals, des Grafen Schmettau, der im Wundfieber dalag.

Nach einigen Stunden dachte man, die Gefahr sei vorüber.

Auf einmal wieder Lärm, drei Franzosen drängten sich herein und forderten Brot und Branntwein. Charlotte gab ihr letztes Brot hin, und die Kerle zogen ab; dabei geriet einer jedoch in die Wohnstube, sah eine Taschenuhr an der Wand hängen und ergriff sie. Doch die Eigentümerin hielt ihn fest und fuhr ihn zornig an: ob man etwa die Franzosen von jetzt an für Diebe halten solle? Und der Mann gab ganz bestürzt die Uhr wieder her; im Gehen aber rief er: »Gardez la

mieux! ils en viendront d'autres qui vous la prendront«.*)

Jetzt wurden die Türen fester verschlossen. Die ganze Nacht kamen Plündernde vorbei, pochten und lärmten. Frau v. Stein warf ihnen Geld hinunter; denn Wein und Eßbares hatte sie nicht mehr. Ein großer Haufe brach die Haustür auf; als sie den alten Diener Schach sahen, verlangten sie, daß er sie zu einem Magazin führe, und nun war Schach ein paar Stunden nicht im Hause.

Man hatte erfahren, daß der neue Herzog von Kleve und Berg, Murat, im Schlosse abgestiegen sei; Charlotte hielt es für ratsam, von ihm eine Schutzwache für den Grafen Schmettau zu erbitten; sie schickte viermal zu ihm. Er versprach's, tat aber nichts. Etwa zu gleicher Zeit verlangte die Herzogin Luise von Murat, er solle dem Feuer Einhalt tun lassen, das die Franzosen in der Vorwerksgasse, die vom Schlosse zur Stadtkirche führt, angelegt hatten; er versprach's, kümmerte sich aber nicht weiter darum.

Die Herzogin gedachte auch ihrer alten Freundin in diesen schrecklichen Stunden; sie schickte zweimal zu ihr: sie möge doch in's Schloß kommen, wohin sich schon Hunderte vornehmer und Bürgers-Frauen geflüchtet hatten. Charlotte ließ sich entschuldigen; sie wollte ihren kranken alten Gast nicht verlassen.

---

*) Die Uhr, eine goldene, etwas schwerfällige Taschenuhr mit großem Schlüssel, wird noch auf Kochberg aufbewahrt.

Nach Mitternacht wurde etwas Ruhe. Sie legte sich in den Kleidern auf's Bett; an Schlafen war freilich nicht zu denken.

Als der Morgen graute, stand sie auf: nun erschienen aber auch schon wieder ungebetene Gäste. Von drei Seiten drangen sie ein: im oberen Stock von der Wohnung der Gräfin Henckel her, unten durch die griechische Kirche und durch eine der Haustüren. Als Charlotte an die Treppe trat, ward sie plötzlich von fünfzig Kerlen aus der berüchtigten Löffelgarde umringt und angeschrien: sie solle sofort alle Türen und Schränke öffnen.

Sie öffnete die ersten Schränke, eilte dann aber die Treppe hinunter, zum Hause hinaus, über die Brücke, in's Fürstenhaus, wo französische Generäle einquartiert waren. Sie lief dem General Marchand vor's Bett und forderte von ihm Schutz für den verwundeten Grafen Schmettau. Marchand stand auch sofort auf, ging mit ihr hinüber und trieb mit dem Säbel die Plündernden zum Hause hinaus.

Aber freilich kam er fast zu spät: die Räuber hatten schon viel an sich genommen, und namentlich hatte der fieberkranke alte General, als er sich plötzlich ganz verlassen sah und das Geschrei der Franzosen hörte, sich retten wollen und doch nicht retten können. Er hatte sein Bettuch an's Fensterkreuz gebunden und sich daran in die Gasse herabgelassen; dann, wohl in der Einsicht, daß er, barfuß und im Hemde, im Freien auch nicht sicher war, sich in das Haus zurückgeschlichen und in einem Winkel hinter der Wäscherolle versteckt.

Aber die Kerle hatten ihn doch gefunden, und gerade, als Charlotte und Marchand in's Haus traten, stand der todkranke alte General halbnackt unter den Wilden.

Er ward jetzt notdürftig bekleidet und in's Schloß geführt; Charlotte sah ihm weinend nach, als der Sterbende, von ihrem Diener Schach geführt, trotz seiner Wunden zu Fuß sich diesen letzten Weg schleppen mußte.

Marchand gab ihr auf zwei Stunden eine Schutzwache für ihr Haus und einen Offizier zu ihrem persönlichen Schutz; denn die ältesten Frauen schienen in diesen bösen Tagen vor Mißhandlungen nicht sicher. Als sie sich in ihrer Wohnung umsah, vermißte sie auch ihre Jungfer; diese war nach Kochberg geflohen und hatte es für klug gehalten, die Schlüssel der noch verschlossenen Schränke mitzunehmen. Schach war jetzt im Schlosse bei Schmettau, die Jungfer entflohen, keine Handwerker waren zu bekommen; die Schutzwache konnte ihr nicht länger gestellt werden. Es blieb ihr nichts übrig, als diejenige Habe, die noch vorhanden war, und ihre alte Wohnung zu verlassen.

* * *

Mit dem Schutzoffizier und ihrem Hausmädchen, das mutig ausgeharrt hatte, ging sie in's Schloß. In den Zimmern der Oberhofmeisterin v. Wedel, ihrer alten Nachbarin, ward ihr ein Bett auf dem Fußboden bereitet. Die Schiller saß mit ihren Kindern schon dort.

Speise und Trank waren einige Tage kaum zu haben; auch die Herzogin hatte 24 Stunden lang nur

v. Stein 1777—1827 Goethe 1779—1781 v. Oppelscher Garten Musäus

Wohnung der Frau v. Stein. Seifengassenseite

Aufnahme von Prof. Otto Rasch

ein paar Kartoffeln, um den Hunger zu stillen. Dafür genoß man aber die Ehre, daß man mit dem unbesieglichen Kaiser Napoleon unter einem Dache wohnte. Am 15. Oktober abends ritt er in den Schloßhof ein, seine Soldaten und Diener rissen alle Vorräte an sich; am 17. Oktober reiste er ab, um die Preußen bis in ihre letzten Provinzen zu verfolgen.

Den großen Mörder durfte man ihn nicht mehr nennen, denn jetzt waren das weimarische Fürstenhaus und das weimarische Land ganz auf seine Gnade angewiesen.

Den Grafen Schmettau konnte Charlotte noch am Siebzehnten besuchen: mit schwacher Stimme dankte er ihr. Am Neunzehnten starb er und noch am selben Nachmittage bestattete man ihn mit militärischen Ehren. Auf dem Jakobsfriedhofe ward ihm das Grab gegraben.

Einige Schritte davon, in der Sakristei der Kirche, war wenige Stunden vorher Goethe mit seiner Christiane getraut worden. Er wollte gerade jetzt, nach den Gefahren, durch die auch er und die Bewohner seines Hauses hatten gehen müssen und in denen Christiane ihm tapfer beigestanden, nicht länger mehr säumen, die Frau, deren Leben längst mit dem seinigen verbunden war, in alle Rechte der Ehefrau einzusetzen und ihr damit auch für den wahrscheinlichen Fall seines früheren Todes die Witwenrechte sichern. Andere freilich, deren Denken und Fühlen sich nach der hergebrachten Sitte richtete, fanden eben diese Zeit der allgemeinen Not und Trauer übel gewählt für eine „Zeremonie, die jeder Mensch nur in den glücklichsten Tagen seines

Lebens oder nie feiern sollte", wie sich Frau v. Schiller ausdrückte. Oder sie ärgerten sich, daß die Vulpius jetzt, wo alle Andern schwere Verluste beklagten, die einzige Gewinnerin war.

Die Trauung selbst blieb ganz unbemerkt, nur seinen Sohn und seinen Hausgenossen Dr. Riemer hatte das Paar mit sich genommen; dann kehrte man still zurück, und nur Wenigen und nur gelegentlich ward das Geschehene gesagt. Aber diese Trauung verfiel doch dem allgemeinen Gerede, und die Phantasie der Leute erregte sich in diesen Tagen noch lebhafter als sonst; aus der heimlichen Trauung machte man eine öffentliche; in der Kirche sei sie gewesen, fügten die Einen hinzu, in derselben Kirche, wo am Tage vorher die Sterbenden und Verwundeten lagen, und wieder Andere: die Hochzeit sei geschehen, während die Stadt geplündert wurde. Charlotte v. Schiller trug solche falschen Gerüchte durch ihre Briefe weiter, und auch Frau v. Stein schrieb an ihren Fritz über seinen ehemaligen väterlichen Freund: „Während der Plünderung hat er sich mit seiner Mätresse öffentlich in der Kirche trauen lassen."

Die Plünderung hatte etwa vierundzwanzig Stunden gedauert, bis zu des Kaisers Ankunft; das Feuer war auf eine kleine Straße beschränkt geblieben. Die Not blieb freilich auch in den nächsten Tagen und Wochen noch sehr groß; die Franzosen hatten mit dem Eßbaren und Trinkbaren gründlich aufgeräumt, selbst das meiste Vieh aus Stadt und Land mitgehen heißen. Ebenso fehlten Kleidungsstücke und Wäsche überall; leider hatte auch der einheimische Pöbel die Gelegenheit wahr-

genommen und auf Konto der Franzosen eine zweite Plünderung abgehalten. Der Mißhandlungen waren viele verübt, auch einige an Personen, die Charlotte gut kannte. Über viele Mädchen, junge und alte Frauen waren die Soldaten mit tierischer Wut hergefallen, z. B. über die junge Frau des Romandichters Vulpius und über die alte Schwester des Professors Kästner, eine überaus häßliche Person. Unter den mißhandelten Männern befand sich der Maler Kraus, einst Charlottens Lehrer im Zeichnen und Malen. Die Plündernden waren in seine Akademie eingedrungen, hatten Klauers, des Bildhauers, Büsten und Statuen zerschlagen und die Gemälde und Zeichenvorlagen zerrissen; dann waren sie über Kraus selber hergefallen, der ihnen zu wehren suchte, und hatten ihn so mißhandelt, daß er sich nicht wieder zu Kraft und Gesundheit erholen konnte; nach vierzehn Tagen starb er in seines Freundes Bertuch Hause. „Er war immer glücklich", sagte Charlotte von ihm, „aber es sollte kein Glücklicher mehr auf Erden sein, und man soll sich keinen Winkel der Ruhe und Sicherheit mehr denken können." Ihr Karl sprach dieselbe Sache historisch aus: „Die jetzige Art Krieg zu führen, ist wieder so als im Dreißigjährigen Kriege".

* * *

Als Charlotte einige Tage im Schlosse ausgeruht hatte und in der Stadt wieder Ordnung war, jetzt unter französischem Oberbefehl, machte sie ihrer Wohnung einen Besuch.

Es sah dort noch schlimmer aus, als sie gefürchtet hatte. Alle Schränke und sonstigen Behälter waren zerschlagen; Alles, was irgend einen Wert besaß, war geraubt, Das, was Niemand brauchen konnte, die Papiere zumal, durcheinander geworfen. Pulver und Patronen fanden sich in den Stuben zerstreut, und nun glaubte Charlotte erst recht, was Alle sagten, daß die Franzosen die ganze Stadt hätten in Brand setzen wollen.

Ratlos stand sie diesem Chaos gegenüber; dann ging sie mit stillem Grimm zum Schlosse zurück. Sie begegnete Kästnern, der ihr von seinen Schicksalen erzählte. Er hatte einige junge Leute in Kost und Unterricht; dem einen davon war selbst seine Flöte weggenommen. Charlotte sagte, er solle dafür eine der beiden Flöten haben, die von ihrem Manne her noch da seien. Sie ließ nachsuchen, aber auch die Flöten waren gestohlen.

Ein Liedchen fiel ihr ein, das die Henriette Knebel gern sang und das wie das Geschwitter der Schwalben klang: „Ich bin dagewesen, Kisten und Kasten leer."

Von Kleidungsstücken besaß sie nun nichts mehr, als was sie auf dem Leibe trug. Karl ließ ihr schnell ein Tuchkleid in Rudolstadt machen; unterdessen halfen die Freundinnen mit dem Nötigsten aus. Mehr als das Nötigste begehrte sie nicht und nahm sie nicht. Man wollte ihr einiges Tischsilber geben, aber sie erklärte: „Jetzt ist es Zeit, mit zinnernen Löffeln zu essen."

„Frau v. Stein steht ihre Armut gar gut", schrieb Henriette v. Knebel ihrem Bruder. und gerade im vorigen Briefe hatte sie geklagt; „Wie wenige Menschen bleiben

doch im Unglück grazios! Die Meisten finde ich entstellt, besonders Die, welche am wenigsten verloren haben."

* * *

Erst vom 24. Oktober an konnte Charlotte sich wieder in ihrer Wohnung aufhalten. Sie hatte sich ein neues Federmesser gekauft und damit eine übrig gebliebene Feder geschnitten, und nun war ihr Erstes, an ihren Liebling zu schreiben:

„Lieber Fritz! Den 14. und 15. dieses sind wir von Wohlstand, Ruhe und Glück geschieden. Das mächtige Schicksal, das die Länder verheert, hat auch Dies verschlungen. Gott bewahre Dich und das schöne Schlesien; so will ich noch mein Leiden still ertragen.

„Ich bin ausgeplündert wie die meisten Einwohner von Weimar. Durch besonderes Zusammentreffen von Umständen habe ich Nichts retten können. All' mein Silber, Alles vom Wert, alle Kleider sind geraubt, mehrere Tage habe ich Nichts zu essen gehabt. Meine Türen und Fenster, alle meine Schränke sind zerschlagen . . . . .

„Lebe wohl! Gebe Gott, daß Du nicht auch in der allgemeinen Umwälzung verschlungen werdest! Mein Herz pocht krampfhaft, meine Hände zittern. Lebe wohl!"

Sie war nahe daran, krank zu werden, oder sie war es schon; aber immer neue Erregungen und Aufgaben trieben sie weiter. Sie nahm eine Familie in's Haus, deren Wohnung und Eigentum das Feuer verzehrt hatte. Sie ging mit andern Damen in's Schloß zur Herzogin, Scharpie zu zupfen für die Tausende von Verwundeten, die jetzt in Weimar lagen: in den Wohnhäusern, in den Kirchen, im Theater. Zu der Herzogin konnte sie freilich das alte Verhältnis

nicht mehr wiederfinden; beide Frauen waren von hartem Metall. Die Herzogin schenkte ihr ein Stück Atlas zu einem Hofkleide und ein halbes Dutzend Taschentücher, um ihr auch damit aus der Not zu helfen; aber Charlotte empfand es bitter, daß die alte Freundin ihr die Sachen durch die Oberhofmeisterin überreichen ließ, statt sie ihr selber zu geben. Die kleine Schwägerin, Emilie Gore, Gräfin Henckel und Frau v. Pogwisch waren der Herzogin jetzt lieber als die harte Freundin Stein.

* * *

Unter den Verwundeten vom 14. Oktober befand sich ein junger Offizier aus Breslau namens Hautcharnoy; eine Kanonenkugel hatte ihm ein Stück Fleisch aus dem Schenkel gerissen. Er ward bis Weimar mitgeschleppt; dort trugen ihn mitleidige Kameraden in den Gasthof zum Elefanten und legten ihn auf eine Bank in der Schenkstube. Drei junge Dänen, die in diesem Gasthofe von dem großen Sturme überrascht wurden: Bröndsted, Koës und Adam Öhlenschläger, nahmen sich seiner an; sie holten einen Feldscher herbei und bekamen freilich nur einen wunderlichen Menschen zu fassen, der in Hemdsärmeln und mit dem dreieckigen Hut auf dem Kopfe in dem Gastzimmer herumlief und dem armen jungen Menschen bald einen Verband anlegte, bald wieder abnahm, um es besser oder auch schlechter zu machen. Hautcharnoy lag dabei immer auf seiner Bank; die Franzosen tranken und jubelten um ihn herum. Ausgeplündert war er auch; Bröndsted gab ihm eine Summe Geldes, als er mit seinen Freunden weiter-

reiste, damit er bis zu seinem Tode, also vermutlich ein paar Tage noch, zu leben hätte.

Es dauerte aber länger als ein paar Tage; die mitleidige Wirtin sah nach dem armen Menschen, so gut sie in dem Trubel konnte.

Am 28. Oktober traf bei Frau v. Stein ein reitender Bote aus Breslau ein: ein Brief ihres Fritz bat sie dringend, sich des jungen Hautcharnoy anzunehmen. Karl, der gerade da war, ging sofort auf die Suche nach ihm und fand ihn auch bald im ‚Elefanten'. Charlotte eilte schnell dahin. Der Kranke mußte leider im Gasthofe bleiben; von Haus zu Haus tragen konnte man ihn bei seinen Wunden nicht, aber die Wirtsleute waren gute Menschen und nun, da der arme Verwundete angesehene Leute in der Stadt zu Freunden hatte, doppelt hilfreich. Charlotte eilte in's Schloß zu Kämpfer, dem Chirurgus des Herzogs; sie sprach auch mit Hufeland, dem angesehensten weimarischen Arzte, und ließ auch den Dr. Starck aus Jena kommen. Wolzogens besaßen ein Bett, das man dem Kranken unterschieben konnte, ohne ihn anzustrengen; sie erbat es. Ihr Bruder Karl gab seine schöne italienische Matratze her und schlief dem armen Leutnant zuliebe auf einem Strohsacke.

Täglich besuchte Charlotte den Kranken, der des Zuspruchs gar sehr bedurfte. „Meine Schwester sorgt für den Kranken wie für einen Sohn," schrieb der kleine Onkel an Fritz.

Alle mütterliche Pflege kann freilich nicht eine schlimme Wunde heilen, die in den ersten Tagen mißhandelt wurde.

Der Kranke lebte noch den ganzen November hindurch. „Hautcharnoy kostet mich tausend Tränen," schrieb Charlotte am 23.:

„dieses Menschen Leiden sind unbeschreiblich. Starck will ihm das Bein noch abnehmen, und Hautcharnoy ist es zufrieden; aber ich bin gewiß: er stirbt mit und ohne Bein. Gestern war schon Alles dazu veranstaltet; nun hör' ich, ist es nicht geschehen, weil sein ganzer Körper wund gelegen ist."

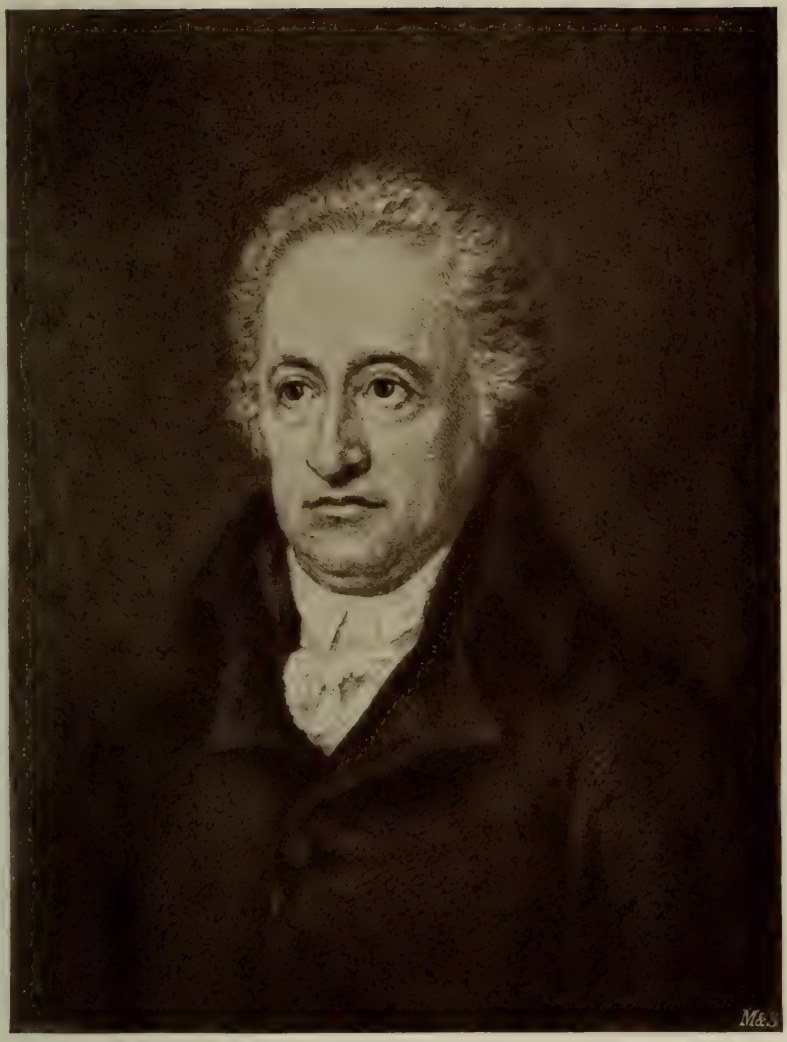
Und dann am 4. Dezember:

„Der arme Hautcharnoy lebt noch immer ein sehr schmerzhaftes Leben; seine unendlichen Leiden haben mich so an ihn gebunden, als wär' er mein Kind. Lange kann er's nicht mehr machen. Er denkt mit Freude und Ruhe an den Tod als den Freund, der ihn erlösen wird."

Endlich am 17. Dezember beugte sich dieser Erlöser über den armen jungen Menschen.

* * *

Die Nachbarn und Freunde Charlottens richteten sich auf die neuen Zustände ein. Die Herzogtümer wurden dem Rheinbunde angeschlossen; der Herzog versuchte eine freundliche Miene zum bösen Spiel zu machen — es gelang ihm freilich nur schlecht. Aber das gesellige Hin und Her kam schon zu Ende des Jahres wieder in vollen Gang, das Theater ward wieder eröffnet. Goethe zeigte sich sogar geselliger als sonst; er machte ein böses Gesicht, wenn die Leute noch von ihren Gefahren und Verlusten redeten. „Er wollte sich zusammennehmen, wollte heiter erscheinen, wie wir noch keinen Sinn dafür hatten", schrieb die Schiller an Fritz v. Stein und behauptete, er habe sich seiner selbst nicht



Goethe

Nach dem Gemälde von Ferd. Jagemann 1806
im Besitz der Großherzogl. Bibliothek zu Weimar
gestochen von W. Unger
Aus Rollets ‚Goethe-Bildnissen'

würdig gezeigt; es habe ihr Gefühl verwundet, „ihn in einer schmerzlichen Anschauung zu sehen.“ Und auch Frau v. Stein urteilte:

„Seine Besuche sind mir nicht wohltätig, ich kann nicht offen gegen ihn sein. Manchmal ist er ganz wie verrückt, und nicht allein mir kommt er so vor, sondern mehreren Menschen.“

Charlotte gehörte nicht zu Denen, die ihre Gefühle gern zur Schau tragen, aber Goethes Art, seine Gefühle einzukapseln, in der er sich seit der Trennung von ihr immer mehr befestigt hatte, blieb ihr ein Unnatürliches und Unverständliches. Goethe ward von allen schmerzlichen Erlebnissen im Innern auf's tiefste betroffen; eben darum suchte er sie ganz zu verschweigen, ganz zu vergessen, sie gewaltsam aus der Welt zu schaffen und den anderen, den heiteren Dingen oder einer anspannenden Arbeit sich um so entschiedener zuzuwenden. Gerade jetzt, in dem allgemeinen Gestöhne über das eben Erlebte, in der allgemeinen Furcht vor neuem Unheil, stellte er sich die Aufgabe, auch Andere zu ermuntern, daß sie ihr Leben, ihre Arbeit unverzagt wieder aufnähmen. Er spielte sogar den Fröhlichen. Als er dann einmal, in schwächerer Gesundheit, Charlotten seine trübe Stimmung gestand und zeigte, war der alten Freundin „seine Traurigkeit wohltuender als seine unnatürliche Lustigkeit.“ Sie selber konnte sich nie eine Maske vornehmen; sie hielt tapfer stand, sie jammerte nicht, aber sie verhehlte es auch nicht, sobald ihr es weh um's Herz war.

„Wenn ich jetzt nur eine französische Stimme höre, so schaudert mir's, und ich kann nicht einschlafen, noch auf-

wachen, ohne daß mir diese Schreckensbilder vorschweben. Und in diesem Zustande sind so viele Tausende mit mir."

Als es dies Jahr Weihnachten ward, klagte sie wieder die allgemeine Not:

„Heute an meinem vierundsechzigsten Geburtstage ist mir's ein besonderes Gefühl, von Allem, was ich mir für mich und meine Kinder so vierzig Jahre her durch Sparsamkeit und Ordnung gesammelt hatte, Nichts mehr zu haben.

„Viele Freunde haben mir heute kleine Geschenke gebracht.

„Was der unglückliche König von Preußen und seine Gemahlin mich dauern, kann ich nicht ausdrücken. Soll wohl die preußische Monarchie ganz untergehen? Er hatte doch eine gerechte Sache!

„Man ist beinah gezwungen, den Glauben an eine Vorsehung zu verlieren."

* * *

Prinz August von Preußen ging als Gefangener durch Weimar; er bat Goethe, ein Monument für den Grafen Schmettau vorzubereiten; er wollte auch Frau v. Stein besuchen, ihr für Das, was sie an seinem Freunde getan, zu danken, doch war Niemand da, ihn zu Frau v. Stein zu führen. Charlotte aber seufzte:

„Daß mir's nicht besser glückte, den armen Schmettau zu schützen, und er sich noch zum Fenster hinaus retten mußte, Das kann ich nicht vergessen!"

Die Eltern Hautcharnoys schickten ihr einen kostbaren Ring, einen mit Brillanten besetzten Chrysopras, als Zeichen ihres Dankes. Sie mochte den Ring nicht zurückschicken, mochte ihn aber auch nicht tragen, nicht an den armen jungen Mann erinnert sein. Denn

hinter seinem Bilde stand ja das ganze Elend der Zeit und aller Zeiten:

„Es ist gut, daß in dem knöchernen Gewölbe um unsern Geist nicht die Kraft ist, alles Elend, das um uns wohnt, mit aller seiner Mannigfaltigkeit auf einmal zu fassen: man müßte wie Hiob dem Tag seiner Geburt fluchen!

„Die Welt ist eine langweilige Wiederholung von Tyrannei, Hab- oder Eroberungssucht und, was das Lächerlichste ist, armer Mensch: von Stolz!“

Ihr gesunder Menschenverstand ergrimmte immer wieder gegen die Raserei der Großen:

„Zu was soll denn alle Kriegführerei? Wie die Altväter um Brunnen und Zisternen Krieg führten, da war's doch noch ein vernünftiger Grund, aber jetzt sind ja Brunnen überall, um sein Vieh zu tränken.

„Ich versteh' unsern Herrgott nicht und möchte Herrnhuterin werden, um mehr Ergebung zu haben.“

XIV. Unter Napoleons Herrschaft

1807—1812

Man mußte nun in Weimar wie in ganz Deutschland mit den Franzosen und unter ihrer Aufsicht sich einrichten. Die Meisten fügten sich willig; sie waren ja noch nie gefragt worden, ob ihnen ihre Obrigkeit passe. Nicht Wenigen imponierten die neuen Herren sehr; Knebel z. B. meinte: „Es ist wohl zu glauben, daß Diejenigen, die uns so sehr an Macht, Verstand und guter Art überlegen sind, lange unsere Herren bleiben

dürften." Man seufzte unter den Forderungen der Sieger und bewunderte sie dennoch. „Unsere Frau v. Stein", urteilte aber derselbe Knebel, „hat nicht dieselbe Mäßigung gegen die Franzosen angewendet und hat gleichsam das Übel in sich gesogen; so gibt es elektrische Naturen, die den Blitz an sich ziehen."

Charlotte blieb in der Tat bei ihrem Franzosenhasse; aber, wenn man den Haß recht besah, war es kein Übelwollen gegen Menschen oder gegen ein anderes Volk, sondern ein Zorn und Grimm gegen die Kriegswut, der dieses Volk und voran immer wieder sein Kaiser verfallen war. Auch die Bewohner Weimars wurden gezwungen, diesem wilden Wahn Napoleons, daß er immer noch einige neue Siege gewinnen müsse, schwerste Opfer an Gut und Blut darzubringen. Ihr Bürgermeister sprach einmal gegen den Kaiser selber, als er wieder durch die Stadt kam, den allgemeinen Wunsch nach Frieden aus. „So lange die Engländer Geld haben, die Welt zu korrumpieren, kann's keinen Frieden geben", lautete seine Antwort.

Bald wurden Kriegssteuern auferlegt, bald forderte man Vieh und Getreide, bald Arbeitsleistungen, bald junge Mannschaft. „Da muß Alles zu Bettlern werden!" meinte Charlotte schon im Frühjahr 1807.

„Das ist der Lohn für Fleiß, für Sparsamkeit, für Ordnung, das Einzige, womit sich das arme Thüringen Etwas erwerben kann. Man möchte das Gallenfieber kriegen! Und nun die Mutlosigkeit unter den Menschen, Etwas wieder erwerben zu wollen, da man von keinem Besitztum mehr sicher ist."

Ein Jahr später:

„Der glücklichste Zustand ist jetzt, ein Bettler von jeher gewesen zu sein. Wer Etwas hat, Dem wird die Haut über die Ohren gestreift."

* * *

In Erfurt ward im Oktober 1808 der große Fürstentag abgehalten, von dem man weder damals noch später erfuhr, was er für einen Sinn und Zweck hatte; die Kaiser von Frankreich und Rußland heuchelten sich Freundschaft vor und feierten Feste; die deutschen Könige, Herzöge und Fürsten waren gerührte Bewunderer der beiden Herrlichen. Auch in's Weimarische hinein erstreckten sich die Festlichkeiten; die hohen Gäste zogen nach Weimar in's Schloß und in's Theater, auf den Ettersberg und auf das Jenaer Schlachtfeld. Goethe mußte sich vom Kaiser Napoleon besehen lassen und für dessen aus Paris herbefohlenen Schauspieler die weimarische Bühne einrichten.

Die alte Frau v. Stein war gar nicht begierig nach den wunderbaren Schauspielen, die abwechselnd Napoleon mit seiner Gesellschaft und Talma mit der seinigen gaben. Schon vorher, am 5. Oktober, schrieb sie nach Schlesien:

„Bald werden wir alle Fürsten, Könige, Kaiser von Europa hier sehen. Morgen erwartet man sie alle zu einer Jagd in Ettersberg; da läßt man sie für Geld sehen, und werden Billets ausgeteilt. Wer pränumeriert, kriegt von den besten Plätzen. Ich bin eine zu gute Wirtin (besonders da ich erst heute wieder zur Kontribution 10 Taler 5 Groschen bezahlen mußte), um für Etwas Geld zu haben, das mir keine Freude macht, denn die armen Hirsche, die man aus

ihren Wäldern jagt, bin ich so albern, noch mehr zu bedauern als die Könige, die man aus ihren Ländern treibt. Genug, ich sehe von allen den hiesigen Festen, Ehrenpforten, ästhetischer Epilepsie der französischen Tragödienspieler in Erfurt Nichts.

„Wäre es Komödie gewesen, da wäre ich noch hingegangen, denn Das ist ihnen angeborenes Talent.

„So sitze ich zu Haus und studiere mit vielem Interesse das ‚System der Botanik' von Professor Vogt in Jena. Er beschreibt gar artig, wie die Sonne der Erde Gestalten abzwingt, sie frei macht und endlich, setz' ich hinzu — es ist ein Gedanke vom seligen Herder — sie bei sich zu einer besseren Existenz aufnimmt."

Die Großen des Kongresses wurden während der weimarischen Festtage in den besseren Häusern der Stadt untergebracht; in den Zimmern neben Charlotte, also in der Wohnung der Gräfin Henckel, regierte der große Diplomaten-Meister jener Zeit, der Fürst von Benevent, Talleyrand; in den Nachbarhäusern wohnten deutsche Herzöge; die alte Frau v. Stein verschonte man mit solcher Einquartierung. Aber die Freundinnen und Freunde kamen zu ihr und wußten gar viel zu erzählen, z. B. die kleine Schwägerin: im Theater zu Erfurt seien Napoleon und Goethe die auffälligsten Physiognomien gewesen. Und Charlotte ließ sich doch noch bewegen, in die weimarische Festvorstellung zu gehen, wo Voltaires Tragödie ‚La mort de César' gegeben wurde.

Nur einen einzigen der Gäste drängte es sie, aufzusuchen, den Karl v. Dalberg, der nun Fürst-Primas des Rheinbundes und Großherzog von Frankfurt, Hanau und Fulda hieß; er wohnte bei Wolzogens. Als Charlotte eintrat, zog Dalberg die alte Freundin an sich und

Charlotte v. Stein

Nach einem Gemälde von v. Breitenbauch

küßte sie; Charlotte sah und fühlte ihm noch immer den guten Menschen an; aber recht alt und müde war er auch geworden, und wie traurig ihm die Lage der Menschheit erschien, verhehlte er nicht.

Dies war am Vormittag des 7. Oktober. Abends saß Lotte Schiller bei Frau v. Stein; beide nahmen Voltaires Stück vor und machten sich den Spaß, das Pathos der französischen Schauspieler vom gestrigen Abend zu karikieren: da trat Goethe herein.

„Um Gottes willen legt das Buch hin!“ rief er, warf sich in einen bequemen Stuhl und schlief sogleich ein. Er hatte ja nicht wenig von den Strapazen der Festlichkeiten zu tragen gehabt. Fräulein v. Bose kam bald danach in die Stube, ging auf den Gast zu, den sie in seiner dunkeln Ecke zuerst nicht erkannte, Goethe wachte auf, klagte über die schreckliche Ermüdung dieser Tage und schlief sogleich wieder ein. Als er sich endlich ermunterte, bat er um Verzeihung und ging nach Hause, um sich in's Bett zu legen. Er hatte nach der alten Freundin sehen und ihr seine Neuigkeiten erzählen wollen, aber die Müdigkeit hatte ihn übermannt. Am andern Morgen kam der Erbprinz mit denselben Absichten, und es fehlte nicht viel, so hätte auch er sogleich nach dem Niedersetzen das Haupt zum Schlummer sinken lassen.

Charlotte war nicht zu dem Hofballe gegangen, auf dem Napoleon mit Goethe und namentlich mit Wieland eine lange Unterredung hatte. Der alte Wieland blieb dem Herrscher der Welt gegenüber der ebenso freie wie bescheidene Philosoph, der er auch gegen jeden Bürgersmann war, und als ihm die Beine vom langen

Stehen lahm wurden, bat er den mit ihm plaudernden Kaiser, nach Hause gehen zu dürfen. Andere suchten sich dagegen vor die Augen des Halbgottes zu bringen; auch die kleine Schwägerin ward durch seine gewöhnliche Frage: „Qui êtes-vous?“ beglückt, worauf sie selig erwiderte: „Danoise.“ Sie hätte sich zwar als hannoversches Landeskind mit besserem Rechte eine Engländerin nennen dürfen, aber England war Napoleons Abscheu, Dänemark dagegen das Land, wo England die ehrlichsten Feinde, Frankreich daher die besten Freunde hatte.

Charlotte sah den großen Kaiser nur einmal von weitem und brauchte nichts dazu zu sagen, wenn die Andern fanden, daß er hübscher geworden sei, oder daß er recht gutmütig aussehe. Auch dem russischen Kaiser zuliebe, für den man vor einigen Jahren in Weimar über die Maßen geschwärmt hatte, ging sie jetzt nicht auf einen andern Hofball, sondern las derweilen zu Hause im Plutarch das Leben Caesars; man kann sich ja durch diese alten Biographien immer wieder in einigen Grundlehren der politischen Geschichte befestigen.

* * *

Im nächsten Jahre war Napoleons Sieg im erneuten Kampfe mit Österreich das große politische Ereignis. „Die armen Wiener!“ klagte Charlotte.

„Das glückliche österreichische Land nun auch dahin! Und was für ein Schlamm von Immoralität erstickt nun auch noch die Menschheit! Mir wird's immer dunkler, in die Zukunft zu sehen.“

Das Schmerzlichste dabei war, daß Jahr für Jahr weimarische Offiziere und Soldaten gezwungen wurden, im Dienste des Tyrannen gegen die Völker zu kämpfen, denen man daheim den Sieg wünschte, und daß Viele der nächsten Landsleute in solchem Sklavenkampfe ihr Leben hingeben mußten. In Tirol kam das weimarische Bataillon von 800 herunter auf 343 Mann: nicht wenige brachen zusammen unter Felsstücken und Steinen, die Frauen und Kinder von den Höhen auf die im Engpaß Marschierenden herunterwarfen.

„Wir haben hier sehr traurige Nachrichten von unserm Kontingent, welches gegen die braven, treuen Tiroler aufgerieben worden. Wie bin ich froh, daß der unglückliche Herzog von Öls eingeschifft ist! Die Beschreibung, wie er zu Braunschweig war, hat mich zu Tränen gerührt; er kommt mir vor wie Heinrich der Löwe ....

„Nun sollen Koburg, Gotha und Weimar wieder neue Truppen stellen. Bald werden die Frauen ackern und die übrigen männlichen Arbeiten übernehmen müssen. Es ist Alles mutlos bei uns. Amelie [die Schwiegertochter] und ich haben uns manchmal dicke Augen geweint."

Im nächsten Jahre, 1810, las man Spanien statt Tirol, und immer grimmiger wurde die alte Frau:

„Die meisten unserer Offiziere sind in Spanien getötet worden, der Oberst Egloffstein, Staff und noch einer, den ich nicht mehr weiß. Nun müssen immer neue zur Schlachtbank geführt werden. Ich wollte lieber meine Enkel alle selbst ermorden, als sie so hinzugeben."

* * *

Große Leiden haben wenigstens den Nutzen, daß sie uns die geringen Nöte, die uns in besseren Zeiten

schon sehr ärgerlich oder schmerzlich berühren, als klein, ja als winzig und komisch erkennen lassen. Die eigene und die allgemeine Armut trug man jetzt von Jahr zu Jahr leichter; man war froh, wenn man sich nur im Nötigsten erhielt! Charlotte schalt freilich: „Ach, was muß man die kurze Lebenszeit mit fatalen Geldsachen zubringen! Und Das ist Alles der große Held, der uns Das beschert!“ Aber sie fügte sich doch mit Humor in ihre neue Lage, wo sie Kaffeelöffel borgen mußte, wenn sie mehr als eine Freundin einlud. „Bisher habe ich nur ein Mädchen, ich esse ein Gericht und lebe sehr eingezogen“, berichtete sie im April 1808; „wenn ich Gebrauch von der Equipage mache, fahre ich mit der Prinzeß, Gräfin Henckel oder Seebachs, und so brauche ich auch keinen Bedienten.“ Selbst wenn sie wieder etwas Geld beisammen hatte, fehlte ihr die Lust zu neuen Anschaffungen. Redete man ihr zu, so antwortete sie mit einem Zitat aus Goethes neuem ‚Faust‘:

Wenn Phantasie sich sonst mit kühnem Flug
Und hoffnungsvoll zum Ewigen erweitert',
So ist ein kleiner Raum ihr nun genug,
Wenn Glück auf Glück im Zeitenstrudel scheitert.

Oder sie trällerte ein Liedchen, das sie von einer neuen Freundin, der Hofdame v. Baumbach, gehört hatte:

A Töpfle, ä Scherble un ä Reible
Is Alles, was i hab'.

Ihr Bruder Karl prophezeite mehr als einmal: über's Jahr werden wir alle betteln gehn; sie antwortete dann heiter: „noch brauchen wir nicht zu betteln.“

Ihre beiden Söhne hielten es ebenso. Um Fritzens wirtschaftliche Lage machte sich die Mutter von jeher Sorge; er hatte auf seinem Gute von Anfang an viele Schulden; nun mußte er ungeheuerliche Einquartierungs- wie Lieferungslasten und Geldabgaben obendrein tragen. Der Zinsfuß war jetzt im Preußischen, wenn gute Sicherheit gegeben wurde, 12 bis 15 vom Hundert. Die Mutter erwartete von Monat zu Monat, daß Fritz sich als bankerott bekannte; aus vielen ihrer Briefe klang die Frage heraus, ob er denn noch nicht zusammenbreche; aber Fritz klagte kaum. Er konnte zwar seine Zinsen an die Verwandten selten bezahlen; dann sprang die Mutter ein oder die Verwandten warteten geduldig, und auch die Fremden, von denen er Geld hatte, mochten in diesen bösen Jahren einem redlichen Kämpfer nicht den letzten Stoß geben.

Karl war auf seinem Kochberg nicht viel besser daran, was den Geldpunkt betraf. Aber er hatte freilich zwei köstliche Besitztümer: ein goldenes Weib und einen goldenen Humor, und wenn man seine drei prächtigen Kinder mitzählte, so besaß er sogar fünf Schätze edelster Art. Wegen seiner Liebe zu seiner Amelie neckte ihn der Bruder einmal: ob er immer noch morgens nach dem Aufwachen, noch ehe er Strümpfe und Schuhe anziehe, in den Garten laufe und ein Sträußlein für seine Frau pflücke; Karl ließ sich gern necken. Er meinte, Herders Traurede sei eigentlich nur schwach, aber sein Segen doch recht wirksam gewesen. Als der Mangel in Kochberg am ärgsten war, erzählte er:

„Meine Frau ist mir dadurch um 50 000 Taler lieber geworden, denn sie benimmt sich so hübsch dabei, und die

Kinder sind so zutulich und sparsam, daß ich mir weit glücklicher vorkomme als sonst."

Sie tranken jetzt Möhrenkaffee ohne Zucker, aßen Schwarzbrot dazu statt der sonst gewohnten Semmel und liefen zu Fuß, wo sie sonst nach Pferden und Wagen gerufen hatten — und es ging auch. Am 9. April 1812 berichtete Karl:

„Meine arme Frau hat seit Februar kein Geld kriegt, und noch habe ich keine Aussicht für sie, und doch führt sie ihre Wirtschaft so freundlich und ruhig fort als vorher. In zehn Wochen haben wir noch kein Pfund Zucker verbraucht und eben ein halb Pfund echten Kaffee. Wenn ich nicht mit den vielen Interessen zu kämpfen hätte, so befände ich mich eigentlich bei dieser häuslichen Armut sehr behaglich. Es ist, als ob wir uns allesamt lieber hätten und näher verbunden wären, und Jeder sorgt für des Andern Groschen, als wären's Taler."

Manchmal, wenn die Franzosen ihm wieder einmal einen der letzten Knechte oder der letzten Gäule weggenommen oder wenn ihm wieder ein Kapital gekündigt worden war, verkündete Karl wohl: „Ich sehe dem Zeitpunkt entgegen, wo ich wie der Fürst Reuß von Köstritz meine Regierung niederlege." Aber einstweilen regierte er weiter, so gut er konnte.

Auf seine mecklenburgische Pension, zweihundert Taler im Jahre, hatte er verzichtet, sobald er erfuhr, wie schlecht es seinem dortigen Herzoge ging. Für Fritz verbürgte er sich mehr als einmal. Immer höher stieg ihm das Wasser. Und um ihn herum gestalteten die Franzosen das deutsche Land um und regten die Völker auf; die Bauern murrten jetzt, wenn sie Fron-

arbeit tun sollten und weigerten sich auch, etwas von ihrem Lande zur Ablösung der Frone herauszugeben. „Ich wollte, der liebe Gott kriegte einmal Lust, die Reformen selbst zu machen", seufzte Karl, „die guten Menschen sind in ihren Begriffen von Mein und Dein gar zu verschiedener Gesinnungen."

* * *

Mit den Franzosen paktierten beide Söhne Charlottens ebensowenig wie ihre Mutter. Nach der Schlacht bei Jena wußten die weimarischen Beamten eine Zeitlang nicht, welchem Herrn sie dienten; ein Intendant Napoleons wurde ihr Aufseher: zufällig war es der zweiundzwanzigjährige Mounier, dessen Vater man so gut gekannt hatte. Aber die Beamten gingen trotzdem fleißig ihren Geschäften nach. „Wollte Gott, unser Herzog wäre wieder bei uns, seiner Tätigkeit und Geschäftskenntnis sind wir höchst bedürftig", seufzte der kleine Onkel, aber er fügte hinzu:

„Doch bin ich des Glaubens, daß man seinem Amt und Beruf treu bleiben muß; der Geschäftsmann [Beamte] gehört mehr dem Lande als dem Souverän zu; das Land ist der ehrlichen und einsichtsvollen Männer benötigt, und wer dem Lande treu ist, erfüllt die dem Souverän zugesagten Pflichten."

So brach plötzlich in den konservativsten Köpfen eine moderne Staatsauffassung durch; Fritz v. Stein dagegen, der einst seinem Herzoge die Treue gebrochen hatte, blieb jetzt der alten Auffassung zugetan: er hatte sich nicht dem jeweiligen Machthaber über Schlesien, sondern dem Könige von Preußen angelobt. Er legte also sein Amt nieder, um nicht ein Werkzeug der Franzosen zu werden.

Als er im Sommer 1807 in der Heimat bei der Mutter zu Besuch war, kam noch einmal die Rückkehr in den weimarischen Dienst in Frage; die Herzogin hatte jetzt endlich keinen Groll mehr gegen ihn, aber Fritzens Wunsch war jetzt viel schwächer geworden. Er fühlte sich nun mit demselben Preußen verwachsen, das gerade jetzt vor seiner Auflösung zu stehen schien.

Im Sommer 1809 begab er sich auf einen Ruf Humboldts nach Königsberg, wo der preußische König Hof hielt und deshalb auch die Minister sich versammelt hatten. Der König versprach ihm eine Wiederanstellung in besseren Zeiten, und es ward ihm eine Gelegenheit geboten, sich in neue Geschäfte einzuarbeiten. Wilhelm v. Humboldt leitete damals mit Süvern und Nicolovius die Sektion für Kultus und Unterricht im preußischen Staatsministerium; mit Humboldt war Fritz längst befreundet, mit Nicolovius, dem Gatten von Goethes Nichte, Korneliens Tochter, verstand er sich jetzt recht gut, aber Beide wußten bald auch keinen Rat mehr für ihn. Fritz war eben nicht so vollkommen, wie Schiller, Körner und Goethe einst geglaubt hatten und seine Mutter immer noch glaubte. Die ihm im Hause der Mutter und im Hause Goethes einst so reichlich vergönnte Freiheit in seinen Lernjahren war nicht die beste Vorbereitung für einen Staatsbeamten gewesen; er war nie an ein gründliches und ausdauerndes Arbeiten gewöhnt worden. Humboldt klagte seiner Gattin die Not, die ihm Fritz machte:*)

*) 8. September 1809. Wilhelm und Karoline v. Humboldt in ihren Briefen, Berlin 1907 ff. Dritter Band, S. 229.

„Stein ist ein sehr guter Mensch, allein zur Arbeit doch nur sehr bedingter Weise tauglich. Was noch wunderbarer ist, so trägt er auch in diesen Unvollkommenheiten Spuren der Goethischen Erziehung, die man nicht verkennen kann. Ich glaube, daß es ihm geschadet hat, daß Goethe zu sehr mit ihm, wie er überhaupt leicht überall tut, auf das Reale und Praktische gegangen ist und zu wenig auf das eigentliche Lernen gehalten hat.

„Zugleich hat nun aber in Stein auch eine etwas kalte Natur, die nicht leicht für irgend etwas Enthusiasmus gewinnt, geschadet. Er ist immer verständig und sagt nie etwas Unvernünftiges; aber fast keine Sache, die er macht, hat Hand noch Fuß; man muß immer ändern und weiß nie anzufangen, weil man eigentlich das Ganze ausstreichen müßte.

„Mich setzt er in große Verlegenheit. Da ich eine bessere Meinung von ihm hegte, so bin ich wenigstens mit schuld, daß er hergerufen ist und nun bei'm Minister [dem Grafen Dohna] und mir zugleich arbeitet. Jetzt will er gern bei mir bleiben, weil es in meinen Sessionen viel vertraulicher und amüsanter zugeht, und ich weiß nicht recht, wie ich es anzufangen habe.

„Da ich aber der Mutter sehr gut bin, werde ich doch sehen, ob er sich nicht auch vielleicht in einigen Stücken bessern und ziehen läßt. Denn kenntnislos ist er gar nicht."

Fritz kehrte sehr bald nach Schlesien zurück und noch im Herbst 1809 ward er dort von den Mitgliedern der schlesischen Landschaft zu ihrem General-Repräsentanten gewählt. Die Stelle trug ihm 2000 Taler im Jahre ein.

Der schmerzhafteste Punkt aber in Fritzens Verhältnissen war nicht seine Amtsnot, nicht die Sorge um Hab und Gut, auch nicht seine um diese Zeit nachlassende Gesundheit — er glaubte an der Auszehrung zu leiden —, sondern sein ehelicher und häuslicher Zu-

stand. Er hatte eine junge, hübsche, gute Frau, aber sie konnte ihn nicht recht von Herzen lieben und fühlte sich nicht glücklich mit ihm. In ihrem dritten Wochenbette starb sie, und nun stand Fritz wieder ganz allein, denn die drei kleinen Kinder mußte er den Schwiegereltern geben, bei denen sie besser aufgehoben waren.

Nach einiger Zeit dachte er an eine zweite Ehe, und jetzt hätten ihn die Mutter und der Bruder gern zurückgehalten. Eine zweite Frau würde ihn von den vortrefflichen Eltern der ersten entfernen, fürchteten sie, und die neue Gattin könnte eine unfreundliche Stiefmutter der drei Kleinen werden; aber sie glaubten jetzt wohl auch, daß Fritz nicht recht zum Ehemann gemacht sei.

Im Januar 1810 verlobte er sich trotz dieses Abratens; er wählte wiederum eine sehr junge Dame, eine Gräfin Amalie v. Schlabrendorf zu Berghoff aus dem Hause Seppau. Im Mai war die Hochzeit, aber schon im nächsten Januar reiste die junge Frau wieder von Strachwitz ab; sie konnte sich dort nicht eingewöhnen und hatte ihre Stiefmutter und ihren Bruder daheim lieber als ihren Gatten!

Es war kein böser Streit zwischen Fritz und seiner Frau vorgefallen; Fritz schrieb als Grund ihrer Abreise nur, die Amalie sei in großer Einsamkeit aufgewachsen und fürchte sich vor jeder neuen Gesellschaft. Ganz gleichmütig deutete er an, daß wohl eine Trennung der Ehe angebracht sei.

Die Mutter war tief bekümmert über Fritzens Schicksal und jetzt zweifelte sie zum ersten Male auch an seinem Charakter. Seine Mißerfolge hatte sie bisher

immer seinen Tugenden zugeschrieben, seinem Nicht-Vordrängen, seiner Reinheit, seinem stolzen Fernhalten vom Niedrigen; aber mußte er nicht die Schuld tragen, wenn nun auch die zweite junge Frau sich bei ihm nicht wohl fühlte? Seine Ruhe, sein Gleichmut, seine Zurückhaltung: waren sie in allen Lebenslagen Tugenden? Deuteten sie nicht auf Gefühllosigkeit, Herzlosigkeit, Gleichgültigkeit? Erschien es nicht frevelhaft von ihm, daß er das Glück, wenn es sich ihm bot, nicht eifriger ergriff, nicht fester hielt, daß er von der Zukunft immer noch Besseres zu erwarten schien? Voller Angst schrieb sie ihm jetzt und schalt ihn, den so oft von ihr Gelobten:

„Ich muß Dir gestehen, lieber Fritz, daß mir ganz sonderbar vorkommt, wie Du die Begebenheiten, die das Glück, Wohlstand und Ruhe unsres Lebens ausmachen, mit einem Leichtsinn behandelst, der doch Deinem ernsthaften Charakter gar nicht angemessen ist und mich endlich über Dich ganz besorgt macht. So hast Du es seit der unglücklichen Zeit, als Du den hiesigen Dienst verließest, mit Deinem Güterkauf und Deinen Heiraten gemacht usw. Alles, was Du mir von Deiner Frau sagst, ist noch keine Ursache, sich von ihr trennen zu wollen; vielmehr solltest Du suchen, sie zu erziehen, sie mit Liebe zu gewinnen. Denn da sie den Dachs liebt, ist sie doch liebefähig, und Du tätest ein gutes Werk an ihr, da Du nun einmal Dich mit ihrem Charakter nicht vor der Heirat hast vorgesehen.

„Diese Trennung wird Dir wieder viel Geld kosten, und endlich wirst Du dem Bankerott gar nicht entgehen können. Dein Gut zu verkaufen, bringt Dir auch den Verlust Deiner jetzigen Stelle, da Du nicht mehr Landstand bist. Und endlich wird man das Zutrauen zu Dir verlieren, da Du Dir Deine eigenen Sachen nicht besser zu machen weißt. Und jetzt, da

Humboldt nicht mehr in Berlin ist, hast Du nicht einmal einen Freund, der vor Dich spräche!

„Du wirst vielleicht hart finden, was ich Dir sage, und ist etwas Wahres daran, daß die Unglücklichen immer Unrecht haben. Also, Du armer Fritz, mußt auch Dieses leiden, doch hielt ich vor meine Pflicht, Dich drauf aufmerksam zu machen, Deinem Schicksal nicht zu trauen, vielmehr immer lieber das Sicherste als Gewagtes zu nehmen.

„Von Jugend auf waren alle Hände aufgehoben, Dein Glück zu machen. Bald wollte Dich der Eine adoptieren, Dir sein Vermögen mit einer reichen Nichte geben: es wurde nichts. Bald wollte Dich ein Andrer adoptieren und nie von seiner Seite lassen: und wurde nichts. Hier machte man allerhand Entwürfe, was Du werden solltest: Du bliebst weg. In Schlesien gab's manche hübsche Aussicht: abermals wurde Nichts erfüllt. Also hat Dich das Glück immer getäuscht! Traue ihm nicht mehr, sondern rette nur ein kleines, sicheres Glück!

„Du hast den Segen Deines Vaters, der Dich vorzüglich liebte; den meinigen, denn Du betrübtest mich niemals: er hat nicht gewirkt! — — —

„Verdirb Dir nicht selber etwas an Deinem Schicksal! Vielleicht hat es Dich ausersehen, die Stütze der Amalie zu sein."

Aber eine solche mütterliche Liebe, wie sie Charlotte in sich trug, überwiegt alle Unzufriedenheit. Sogar die Träume halfen ihr, die Schuld an dem neuen Unglück bei Andern zu sehen.

„Den 12. [Februar 1811] träumte ich, in Deiner Stube zu sein. Goethe stand mit einem gerührten Blick in seiner sonstigen interessanten Gestalt, wie er Dich noch so zärtlich liebte, vor Deinem Bett, als wenn Du krank wärst. Aber ich sah Dich nicht, sondern nur, was in Deiner Stube war. Ein Klavier stand darin, worauf Noten lagen, und ein Tisch, darauf lagen Kupferstiche. Das Erste, was mir in die Hand

fiel, war eine weibliche sitzende Figur; unter'm Bild stand: ‚Falschheit und Verstellung im höchsten Grad.'

„Darüber wachte ich auf. Sollte Das auf Deine Frau gehen? Denn es kommt mir vor: es steckt noch etwas Anders dahinter als bloße Scheu, keine Gesellschaft haben zu wollen. Wenn ich nur zu Dir könnte! Ich hätte sie in Deiner Stelle nicht sogleich gehen lassen. . . . Gehörst Du vielleicht nicht zu Ihren Wahlverwandtschaften? Oder ist sie vielleicht ein wenig verrückt?"

Seinem Bruder offenbarte Fritz sich jetzt besser als der Mutter; ihm klagte er sein Unglück, daß er sich nach Liebe sehne und immer keine erwecke: ob er denn gar nicht liebenswert sei? „Hierauf erwidere ich", war Karls Antwort, „daß ich Dich recht lieb habe und viele Menschen mit mir." Und er fuhr fort:

„Von Allen geliebt zu sein, ist eine Unmöglichkeit, und es zu verlangen, ein kleiner Übermut. Es ist noch allemal ein glücklich Los auf dieser Welt, wenn man von einigen Menschen erträglich gefunden wird, wenn man sich bewußt ist, Gutes getan zu haben. Hier hast Du also meine Weisheit über diesen hypochondrischen Punkt; übrigens bilde ich mir aber nichts ein auf Weisheit, seitdem ich mich überzeugt habe, daß sie mit der Torheit in einem Loche wohnt."

Das Sorgen und Zureden half nicht. Fritz und Amalie schrieben sich freundschaftliche Briefe,*) besuchten

*) Ich habe die Briefe großenteils gelesen; die Frau behandelt den Fritz durchaus als ihren guten Freund, ladet ihm z. B. kleine Aufträge auf, während sie getrennt leben und gemeinschaftlich die Scheidung betreiben. Keiner hat gegen den Andern einen Vorwurf, und der Pastor Amaliens erklärt: Gott habe die Ehe zum Glücke der Menschen eingesetzt; wo dieser Zweck nicht erreicht werde, solle man das Band wieder lösen.

sich ab und zu, lebten wieder ein Weilchen zusammen, aber der jungen Frau wurde es in der kühlen Atmosphäre dieses Mannes nicht wohl. Auch ihre Verwandten rieten dann zur Scheidung; im Sommer 1815 erfolgte sie.

Es war in Fritz v. Steins Schicksalsbuche geschrieben, daß die Mutter für Lebenszeit die einzige Frau bleiben sollte, die ihn von ganzem Herzen liebte.

Sie schrieb ihm in dieser Zeit einmal:

„Dein Brief zu meinem Geburtstag war mir doppelt angenehm, da ich sehe, daß Du mich, guter Fritz, noch lieber wie in Deiner Jugend hast. Es ist eine angenehme Empfindung, Jemanden zu lieben; ich behaupte: noch angenehmer, als geliebt zu werden, und so erfreut's mich auch dieserwegen."

* * *

Charlottens Bruder Karl, der Geheime Rat, schritt ruhig den Weg des ehrenwerten Staatsbeamten fort: 1807 bekam er 100 Taler Zulage, so daß er sich auf 1000 Taler Gehalt stand; 1809 ernannte ihn der Herzog zum Präsidenten der vereinigten drei Landschaftskassen von Weimar, Jena und Eisenach; 1814 wurde er mit vollem Gehalt pensioniert und ihm das Prädikat Exzellenz verliehen; er behielt aber einen kleinen Teil der Geschäfte, nämlich die Direktion der Amortisationskasse, freiwillig bei, so daß er am 17. Mai 1815 als ein immer noch Fleißiger das große Dienstjubiläum feiern konnte. Goethes Sohn richtete ihm und dem gleichfalls jubilierenden Legationsrat Karl Kirms ein öffentliches Fest aus; Goethe selbst schickte den Beiden ein Festgedicht;

„Frage nicht, durch welche Pforte Du in Gottes Stadt gekommen“, begann es.

Aber die kleine Frau des kleinen Geheimrats litt noch viel am Herzreißen. Zu Ende 1807 ward der Dichter Zacharias Werner durch Goethe in Weimar eingeführt. Er war in Erscheinung und Lebensweise ein Ungewöhnlicher, ein Pilger, der keinen festen Wohnsitz hatte, den man nur einige Wochen und Monate genießen konnte; er war also viel reizender als ein beständiger Nachbar, man konnte sich freier mit ihm beschäftigen. Viele nannten ihn den „Liebesgesellen“, weil er beständig von himmlischer Liebe oder von irdischer Liebe sprach. Wie ein verliebter Kater strich er auf allen Dächern den Kätzchen nach — der Herzog gebrauchte diesen Vergleich —, aber jeden Sündenfall büßte Zacharias in frommer Zerknirschung wieder ab; er rang heiß mit dem Teufel. Seine Dramen waren jetzt die Modelektüre in Weimar: ‚Die Weihe der Kraft‘, ‚Die Brüder des Tals‘, ‚Das Kreuz an der Ostsee‘. Da er seine Arme so deutlich gen Himmel streckte, schien er für einige Zuschauer schon über den heidnischen Schiller hinauszuragen. Unter seinen Bewunderinnen fehlte natürlich Sophie v. Schardt nicht. „Ihr kleines Herzchen ist schon wieder dahin“, spottete ihr Neffe in Kochberg, „in jeder Nation findet sie welche.“ Und als die beiden einmal in Kochberg einen Tag verbrachten, spottete er weiter: „Gelacht haben wir, denn es war ausgelassen possierlich, wenn die kleine Tante zärtlich war. Geliebt hat er auch, aber ohne — ‚Weihe der Kraft‘, nur anschauend.“

Werner setzte seinen Stab bald weiter, und damit schien dieser Herzenszeitvertreib vorüber zu sein. Aber die Natur hat gewollt, daß das Weib von jeder Liebe eine Frucht in ihrer Seele behält; der geliebte Mann erweckt in ihrem Innern einen schwachen Keim zu starker Entwicklung. Einmal hatte die kleine Tante einen Franzosen gern gehabt, der den häuslichen und wirtschaftlichen Frauen sein Lob gab; sogleich hatte sie angefangen, für ihre Neffen und Nichten Strümpfe zu stricken; aber jener Franzose war doch kein ihr gemäßer Gott gewesen: die Flamme erlosch, und die Strümpfe wurden nicht fertig. Zacharias Werner dagegen blies bei ihr in ein Feuerchen, das schon längst gern brennen wollte. Sophie gehörte nach Geburt und Kindheitseindrücken zu den Anwohnern der Meeresküste, und von diesen sagte Goethe gerade zu der Zeit, wo Werner in Weimar sein Wesen trieb:

„Die meisten Menschen im Norden haben viel mehr Ideales in sich, als sie brauchen können, als sie verarbeiten können, daher die sonderbaren Erscheinungen von Sentimentalität, Religiosität, Mystizismus usw."

Sophie v. Schardt war schon bei Herders Lebzeiten von dessen unanschaulicher Ideen-Religion nicht mehr satt geworden; Werner zeigte ihr den Weg, auf dem er selber ging, den Weg zur alten, alleinseligmachenden Kirche. Fritz Stolberg hatte bereits die kahlen, kalten Felder des Protestantismus verlassen und betete nun in der Dämmerung der katholischen Dome; mit diesem Landsmann und Jugendbekannten trat Sophie jetzt in Briefwechsel, und nun

seufzte sie oft im Stillen und hätte gern Mut genug gehabt, der Stimme ihres Innern zu folgen und den wahren Glauben offen zu bekennen. Aber sie wagte nicht, ihrem Manne den großen Schmerz anzutun, und ihrer alten Tante, der Gräfin Bernstorff, die immer noch lebte; ebensowenig mochte sie eine Scheidewand zwischen sich und dem weimarischen Hofe und Freundeskreise errichten.

Und noch einmal wurde ihr Herz von seinem frommen Ziele abgelenkt. Im Februar 1812 nahm ein Gesandter Napoleons für die sächsischen Höfe in Weimar seinen Wohnsitz, ein Herr v. St. Aignan. Man erwartete ihn mit Furcht als einen französischen Spion oder Aufseher und hatte ihn dann um so lieber, da er sich rasch als ein guter, vornehmer, weicher Mensch erwies, der die deutsche Kultur schätzte und in den weimarischen Kreis der Kunstfreunde sogleich hineinpaßte. Niemand aber liebte den edeln Mann so rasch und so sehr wie Sophie v. Schardt. „Das Einzige, was mir noch etwas gewährt, ist der Umgang von St. Aignan", hieß es jetzt; „ich dachte nicht, daß ich in meinem Herzen wieder solch' eine Zuneigung finden könnte."

* * *

Ihr Schwager Louis, der jüngere Bruder der Charlotte v. Stein, hatte auch seine Herzensaffären. Im Frühjahr 1807 fand er, daß die Frau Schopenhauer trotz ihrer bürgerlichen Herkunft würdig sei, ihm die Hand zu reichen. Diese Dame war eine noch leidlich

junge, sehr gebildete Kaufmannswitwe aus Danzig, die seit dem vorigen Oktober in Weimar an der Esplanade wohnte und nicht nur wohnte, sondern auch „ein Haus machte". Ein Töchterchen, Adele, hatte sie bei sich; ein etwas störrischer Sohn, Arthur, war als Kaufmannslehrling in Hamburg gelassen, wo sie sich zuletzt mit ihrem Gatten aufgehalten hatte. Reich war sie fast über die weimarischen Begriffe. Ludwig bat sie einmal zum Tee und eine große Gesellschaft mit ihr, auch den Geheimen Rat v. Goethe; Frau Schopenhauer bereitete den Tee, Louis spielte die Harmonika, und Alle waren sehr vergnügt, weil sie über den Gastgeber, der seine Wünsche so deutlich zeigte und sie doch nicht auszusprechen wagte, im Innern lachten.

Im nächsten Jahre, als die Erbgroßherzogin wiederkam, bildete sie ihren Hof von neuem, und zwar so, daß der Kammerherr v. Schardt überflüssig wurde. Er ward zum Schloßhauptmann von Eisenach ernannt und konnte bei diesem bloßen Titel seines Vaters und Großvaters gedenken, die einst im Eisenacher Schlosse wirklich etwas zu tun gehabt hatten.

Im März 1811 siedelte er nach Ilmenau über und dort empfing er bald einen unerwarteten Besuch. Eine junge, hübsche, reiche Gräfin kam und bot sich ihm als Gattin an. Er hatte auch ihr früher den Hof gemacht, und sie hatte ihn damals in den Reihen ihrer vielen Verehrer so mitgefüttert und noch herzlicher über ihn als über die Anderen gelacht. Jetzt wollte sie so rasch wie möglich mit ihm vor einen Altar treten. Sie durfte nämlich Mutterfreuden erwarten

und gönnte dem Kinde einen anderen Namen als ihren eigenen. Der gute Louis sollte sie heiraten, auf einer großen Reise begleiten und sich dann, wenn er ohne sein Zutun Papa geworden, von ihr scheiden lassen. Louis war gerührt von der Not der Schönen und erklärte sich bereit zu dem gewünschten Ritterdienste. Leider ließ er sich von der alten Frau v. Seebach, die die Urheberin des ganzen Planes war, noch für einen weiteren Vertrags-Paragraphen gewinnen, dessen Bedenklichkeit er nicht erkannte. Die Frau v. Seebach war eine so gute Mutter, daß ihre Mutterliebe gelegentlich die Grenze von der Tugend zum Laster überschritt. Sie opferte sich mit Lust auf für ihre Kinder und Enkel, ward nie müde, für sie zu arbeiten, und gab Alles her, was sie besaß. Die Geldnot ihres Schwiegersohnes Karl v. Stein ging ihr sehr zu Herzen und erinnerte sie oft peinlich daran, daß sie ihrer Amelie Nichts hatte mitgeben können. Jetzt glaubte sie ein Licht zu sehen! Sie bewog die heiratsbedürftige Gräfin, die sich unter ihre Führung flüchtete, dem Louis v. Schardt als Gegenleistung für seine große Gefälligkeit 6000 Taler zu versprechen, genauer: nur die Zinsen davon, denn das Kapital wäre in seinen Händen doch bald zerronnen. Bei seinem Tode aber sollte dies Kapital an Ludwigs angeheiratete Nichte, Amelie v. Stein, übergehen. Amelie und Karl v. Stein wußten von dem ganzen, zu ihrem Vorteil eingefädelten Handel Nichts.

Die Verlobung ward abgeschlossen; sie erregte viel Gespött, denn die Gräfin verstand das Geheimnis ihres Zustandes nicht sorgfältig genug zu verbergen,

und bald verlachte man den alten Bräutigam als den Einzigen, der nichts davon wisse. Die Trauung fand statt, und gleich danach bemerkte Ludwig, daß sein Geheimnis aller Leute Geheimnis war; er trat nun sogleich von der Abmachung zurück, und die Gräfin verreiste allein. Ludwig wies die 6000 Taler von sich und ließ sich scheiden, ohne sich die Rente und seiner Nichte das Kapital zu verdienen. „Ihr Onkel ist ein dummer Esel", versicherte Frau v. Seebach jetzt ihrem Schwiegersohn Karl; in Weimar aber war Frau v. Stein tief bekümmert über diesen ärgsten Streich ihres Bruders: „Ich schäme mich seiner", klagte sie ihrem Fritz. Karls Meinung war:

„Ich habe nichts dagegen, ein Mädchen durch eine Scheinheirat zu retten, wenn man ohnehin seinen Namen nicht fortpflanzt; allein, daß er sich bezahlen lassen wollte, benahm der Gefälligkeit allen Wert und machte ihn zum Gespött."

Zufällig verbrachte Charlotte in diesem Sommer einige Wochen in demselben Städtchen, wo ihr Bruder jetzt lebte; die Ilmenauer Schlackenbäder hatten ihr schon 1808 und 1809 wohlgetan. Sie wohnte bei einem Hammerherrn und ganz nahe, auf einem anderen Hammer Frau v. Seebach. Der Bruder wagte sich bis zu seiner Mitschuldigen, aber nicht zu seiner Schwester.

„Onkel Louis besucht sie [die Frau v. Seebach] öfter, ohne zu mir zu kommen; er ist ein gar närrischer Mensch. Er tut bös mit mir, und ich weiß nicht warum. Neulich hatte er mir einen Brief zu geben, der an ihn eingeschlossen war; er bringt ihn selbst heraus, geht aber zur Seebach, bezahlt einem Jungen sechs Pfennige, Der muß ihn von der Seebach ihrer Wohnung rüber bringen. Heute macht er's

ebenso, läßt sich von drüben aus ein Buch von mir ausbitten, nämlich Kotzebues ‚Reise nach Italien', kommt aber nicht selbst.

„Eigentlich wäre ich lieber allein hier gewesen, denn mit Mama Seebach hab' ich keine Berührungspunkte. Ich habe sonst einen besseren Begriff von ihrem Charakter gehabt. Die Amelie Stein hat viel was Edleres als ihre Mutter."

Auch einen fast vergessenen Schwager traf Charlotte hier in Ilmenau wieder, den alten Rittmeister v. Röder, der ihres Mannes Schwester gehabt hatte. Wir erinnern uns seines Geizes und daß er sich das Geld seiner ersten Frau völlig aneignete. Aber er war, von außen angesehen, ein reizender alter Herr, noch ordentlich hübsch und hielt sich so gerade, als käme er eben aus der Tanzstunde. Gegen die fast siebzigjährige Charlotte benahm er sich äußerst galant, und sie konnte ihm nicht böse sein. Aber als er bald darauf starb, hatte er sein Geld, das ehemals Steinsche Geld, doch den Verwandten seiner zweiten Frau zugewandt.

* * *

Die drei Töchter der Schwester Imhoff machten der Tante auch in diesen Jahren viele Gedanken.

Es gab schwere Kämpfe zwischen dem Artillerie-Obersten Helvig und seiner dichtenden und malenden Gattin; sie tat wie immer ihre Pflicht und hielt, was sie versprochen, aber sie erwies sich keiner ganzen Hingabe, keiner Aufopferung ihres Ehrgeizes fähig, und Helvig wäre doch von Jahr zu Jahr einer helfenden, tröstenden, heilenden Genossin und Pflegerin bedürftiger gewesen. Ein starker, hochbegabter Mann war er und litt trotz-

dem jetzt unter seiner Ohnmacht, denn seine Erfindungen und Verbesserungen konnte er nur ausführen, wenn und soweit er die Gunst der Mächtigsten besaß. Er begann zwar, Geschütze auf eigene Kosten herstellen zu lassen, stürzte sich in Schulden und mußte doch bald aufhören. König Gustav der Vierte begünstigte ihn und seine Pläne, aber einige Generale arbeiteten beständig gegen Helvig, und in den schweren Zeiten, die damals auf Schweden drückten, war für einen Reformator der Artillerie ein schlechtes Vorwärtskommen.

Am 13. März 1809 ward König Gustav durch seine eigenen Generale und Hofleute entthront. Unter dem nachfolgenden Regiment hatte Helvig schon deshalb viele Gegner, weil er dem vertriebenen Könige bis zuletzt treu und dankbar geblieben war. Und als nun auch der Kronprinz Christian von Augustenburg durch Gift beseitigt und der französische Emporkömmling Bernadotte zum Kronprinzen gewählt wurde, gestaltete sich Helvigs Lage noch mißlicher. Denn der neue Kronprinz ‚Karl Johann' wollte alle militärischen Dinge am besten verstehen, da er ja in den übrigen landesherrlichen Angelegenheiten noch nicht sachkundig sein konnte. Helvig hatte einen Verdruß nach dem andern, ward verbittert, beging Unklugheiten, machte sich neue Feinde und ging den bösen Weg von großen Erwartungen zu kleinen Erfolgen, schweren Enttäuschungen und immer neuen, aber auch immer matteren Hoffnungen. Die Freunde, die er in verschiedenen Ländern unter den Gelehrten hatte, konnten hervorbringen, was ihre Begabung hergab; er aber mußte immer erst auf königliche Befehle

warten, und das deutsche Sprichwort, daß Hoffen und Harren Manchen zum Narren macht, wird ihm oft in den Sinn gekommen sein.

Frau v. Stein erfuhr Einiges von diesen schwedischen Vorgängen; die Nichten schrieben zwar selten, aber die reisenden Schweden nahmen ihren Weg nach den südlichen Ländern gern über die kleine geistige Hauptstadt Deutschlands; Charlotte sah Mehrere von ihnen. Am 2. September 1810 traf sie auch mit der unglücklichen Gattin des entthronten Königs wieder bei der Herzogin Luise zusammen wie damals, als diese Königin jung vermählt von Karlsruhe nach Schweden geführt wurde: jetzt reiste die Vertriebene arm und einsam nach der badischen Heimat zurück! Einige Wochen vorher waren aber auch Charlottens drei Nichten aus Stockholm angekommen; die Helvig kränkelte und ging mit ihren hübschen Kindern weiter nach Schwalbach in's Bad. Luise Imhoff war schön aufgeblüht; Käthchen erwartete bei der Tante ihren in Schweden gewonnenen Bräutigam, einen reichen Bergwerksbesitzer Deron. Sie wollte in der alten Heimat mit ihm getraut sein, in der Dorfkirche zu Kochberg, und den Segen ihrer alten Tante empfangen. Diese zeigte sich, als der neue Verwandte, der erste Kaufmann in der Familie, sich vorstellte, ganz zufrieden mit ihm.

„Er präsentierte sich auch recht anständig, da eben die Herzogin und die Erbprinzeß mit ihren Damen unter den Orangenbäumen vor meiner Wohnung saßen und Käthchen Tee einschenken mußte. Sie wurde recht von der fürstlichen und übrigen Familie geneckt."

Frau v. Helvig blieb den Winter in Deutschland, in Heidelberg, und dann auch das folgende und nächstfolgende Jahr. Sie lebte ihrer Kunst, bildete sich in der Malerei noch weiter aus, dichtete fleißig und befreundete sich mit Schriftstellern, Gelehrten, Malern und Kunstkennern. Die Familie Voß, die Brüder Boisserée, der junge Maler Peter Cornelius gehörten dazu; Cornelius sah gar gern ihre Schwester Luise und malte sie gar schön auf eines seiner Bilder; leider durfte er noch nicht an Seßhaftigkeit und ein Bräutchen denken.

Von ihrem einsamen Gatten hörte Frau v. Helvig nur selten; schließlich bekam sie auch kein Geld mehr von ihm, obwohl sie viel brauchte, da sie gern ein Haus machte; sie mußte also froh sein, daß ihr ihre Sagen, Legenden und anderen Gedichte Honorare einbrachten. Ihr Vermögen war verzehrt, und Helvig hatte auch nichts mehr. Ihre Söhne Bror und Bernhard wuchsen auf; ihre Tochter Lotte, das Patenkind der Tante Stein, sowie Goethes und Schillers, starb; der Student Karl v. Schiller begleitete das Patchen seines Vaters zu Grabe. Der General v. Helvig aber lebte weit von den Seinen, ganz allein, mit aller Welt im Streit.

* * *

Der ‚Hofverwandte' gehört innerlich zu zwei Familien, zu seinen Blutsgenossen und zu seinem fürstlichen Hause.

Am 10. April 1807 starb die Herzogin-Witwe Amalie; ihre Lebenskraft war durch den Kriegssturm

gebrochen, der über ihre beiden Heimatländer und ihre beiden Familien, Braunschweig und Weimar, so schlimm dahergefahren war. „Wir sind ja alle zu Sklaven geworden, und die gute Herzogin hat der Gram getötet," sagte Charlotte v. Stein, und sie bezeugte: „Es ist eine große Öde durch ihren Hingang geworden." Als am 7. September desselben Jahres auch die Göchhausen ihrer alten Herrin folgte, wunderte man sich nur, daß sich nicht auch Wieland und Einsiedel auf das letzte Lager legten.

Herzog Karl August erschien noch rüstig und blieb sehr unternehmend. Er war zwar recht ungern ein Rheinbundsfürst von Napoleons Gnaden, aber er verzehrte sich keineswegs in Gram und Groll; er hatte neben den politischen und militärischen Neigungen noch so viele andere, denen er frei nachgehen konnte, und auch seine politische Lage hatte jetzt einen Reiz, den gerade er zu schätzen wußte, den Reiz der Gefährlichkeit. Er erwies dem Kaiser Napoleon alle Höflichkeiten, befreundete und umgab sich aber mit ehemaligen preußischen Offizieren, die auf die große Wendung des Schicksals warteten, und hielt auch gute Freundschaft mit solchen fürstlichen Personen, die dem allmächtigen Kaiser verhaßt waren. Er ließ also die Franzosen über seine Unzuverlässigkeit nicht im Unklaren.

Mit seiner Gattin hatte er jetzt das beste Verhältnis. Daneben behielt allerdings die schöne Sängerin Karoline Jagemann ihre Macht und wußte sie auch, namentlich in Theaterangelegenheiten, noch zu steigern. Die Herzogin schwieg dazu, aber viele Andere trugen

einen großen Zorn gegen diese Favoritin und ihren Anhang mit sich. „Die fürstlichen Frauen, und besonders unsere Herzogin, sind verständiger und moralischer als die fürstlichen Herren", meinte Frau v. Stein resigniert.

Herzogin Luise, die bis dahin in ihrem Volke Unbekannte, ward nach ihrem tapferen Ausharren in den Oktobertagen von 1806 als die beste Landesmutter geehrt und sehr häufig in der übertriebenen Weise gerühmt, wie man fürstliche Personen zu rühmen pflegt. „Die Lobeserhebungen, die man der Herzogin wegen ihres Hierbleibens während der Schreckenszeit macht, schmeicheln ihr nicht", konnte dagegen Frau v. Stein als ein besseres Lob von ihr berichten. „Sie hat ganz recht: es wäre ganz gegen ihren Charakter gewesen, wenn sie es nicht getan hätte, und ihr eigener Schaden gewesen."

Charlottens Verhältnis zur Herzogin Luise war jetzt wieder gut; sie sahen sich oft und schrieben einander, wenn sie sich nicht am gleichen Ort aufhielten.

Auch der Erbprinz und die Erbprinzessin suchten immer wieder die Gesellschaft der alten Frau v. Stein. Diese aber blickte nicht ohne Sorgen auf das Paar, namentlich auf das „brillante Wesen" der Erbprinzessin. „Wohl Dem, dem die Augen bald über den Klingklang geöffnet werden", meinte Charlotte, „aber in der Jugend weiß man freilich nicht, was dahinter ist."

Schiller hatte einst dieser jungen Fürstin die schönen Verse entgegengerufen:

Schnell knüpfen sich der Liebe zarte Bande,
Wo man beglückt, ist man im Vaterlande!

Aber der Liebe läßt sich nun einmal Nichts vorschreiben, und durch vorsätzliche Liebestätigkeit bereitet man sich nur eine Art matten Ersatz für das Vaterland. Frau v. Stein war einmal bei der Erbprinzessin im Zimmer, als ein russischer Volkssänger vorgelassen wurde. Er sang zu seinem einfachen Instrumente die wehmütigen Lieder der Heimat; als er wieder eine der vertrauten Weisen anstimmte, konnte sich die Prinzessin nicht mehr beherrschen; sie stürzte in eine Fensternische und schluchzte laut. Die Oberhofmeisterin eilte ihr nach; da wandte sich die Russin ihr zu und rief ihr entgegen: „Mitschele!“ Auf dieses Zauberwort brachen auch der Oberhofmeisterin die Tränen hervor. Sie war nämlich von Geburt eine Schwäbin; Mitschele nannte man in ihrer Heimat die Bretzel, die ihr in der Kindheit ein Inbegriff der Poesie gewesen war.

Charlotte sagte es der Erbprinzessin geradezu: sie liebe ihre russische Familie zu sehr, um noch Herz für Weimar übrig zu haben; Maria Paulowna wurde im Augenblick zornig, aber nahm das wahre Wort der alten Dame doch nicht übel. Daß sie die Russin nicht ablegte, war ja deutlich genug: ihretwegen allein ward griechischer Gottesdienst gehalten, und sie ließ sich die ‚Großfürstin‘ nennen; ihr Titel nach ihrer weimarischen Stellung: ‚Erbprinzessin‘ kam allmählich außer Übung.

Beliebt blieb Maria Paulowna trotz ihrer mangelhaften Eingewöhnung. „Sie ist manchmal recht possierlich, aber immer gut und verständig“. Und Frau v. Stein erzählte dem Sohne weiter über die ‚Großfürstin‘: „Sie kommt manchmal abends zum Tee zu

mir und findet gerne den Goethe, den ich ihr denn allemal einlade."

Die einzige Tochter des Herzogs wohnte nicht mit im Schlosse, sondern im Fürstenhause, also Charlottens Wohnung am nächsten; und das junge Wesen kam jetzt auch ihrem Herzen recht nahe. Prinzessin Karoline war ein bescheidenes, gutes, liebes Mädchen; öfters ereignete es sich, daß die Fremden am Hofe herablassend oder zutraulich mit ihr sprachen und erst nachher erfuhren, daß sie des Herzogs Tochter war. Die Mutter hatte keine Liebe für dieses gute Mädchen, der Vater zeigte sich nicht viel bei ihr, aber ihre Brüder hingen ihr sehr an, ebenso ihre vornehme Schwägerin, und außerdem hatte sie einen auserwähltesten Kreis von älteren Herren und Damen, die sie wie ein eigenes Kind in ihren Herzen trugen. Ihre ehemalige Erzieherin Henriette v. Knebel widmete noch jetzt ihr ganzes Leben diesem Engel. Karl v. Knebel half ihr von Jena aus in ihren Studien, die sie recht ernst nahm; der alte Wieland kam gern, um sich an ihrem Wesen innig zu erfreuen; Goethe half ihr zeichnen und sprach oft bei ihr vor. Charlotte erzählte ihrem Fritz im Spätjahr 1807 von Vorlesungen Goethes im kleinsten Zirkel bei der Herzogin Luise; aber, fuhr sie fort:

„Beinah noch hübscher sind die Dienstage früh bei Prinzeß Karoline, wo er auch manchmal hinkommt und ohne Vorlesung die geistreichsten Dinge sehr angenehm auseinanderwickelt; er ist da weniger geniert und weiß, daß er in der Prinzeß Karoline einen feinen Sinn findet."

Die Prinzessin hätte, wenn Frau v. Stein ihre leibliche Tante gewesen wäre, sie nicht zutraulicher lieben

Prinzeß Karoline von Weimar

Nach dem Gemälde von Luise Seidler

können. Sie sahen sich fast jeden Tag, entweder hüben oder drüben vom Schützengraben; sie reisten auch nach Kochberg zusammen, um dort bei Karl und Amelie die Kochberger Kirmes mitzufeiern. Prinz Bernhard, ihr jüngerer Bruder, ritt mit; der Erbprinz fuhr gleichfalls nach: alle Drei tanzten mit unter der Linde. Oder sie saßen in der Burg gemütlich beisammen, die alte Mutter Stein als Oberin der frohen Gesellschaft, und ihr Karl nahm seine Gitarre in den Arm und zupfte sie zu den Verslein, die er gar hübsch zu reimen wußte.

Einmal, im Mai 1810, kam die Prinzessin noch spät abends zu Tante Stein heraufgesprungen, als diese schon im Bette lag; da sang sie vor der Kammertür das schöne Lied ‚Als der Großvater die Großmutter nahm' mit Versen, die Karl v. Stein dazu gemacht hatte.*) Sie mußte dann doch noch an's Bett kommen, und es ward von ihrer bevorstehenden Heirat geschwätzt, denn der verwitwete Erbprinz von Mecklenburg-Schwerin hatte um sie angehalten. „Ihr Fritz hätte mich heiraten sollen!" seufzte die Prinzessin. Und hinter diesem Scherz steckte leider der Kummer, daß Fürstenkinder bei'm Heiraten höchstens gefragt wurden, ob sie vor dem ihnen Bestimmten nicht gerade Abscheu haben.

*) Der heute bekannte Text von Langbein ist erst zwei Jahre später gedichtet und 1813 erst bekannt geworden; damals hatte man ähnliche Verschen von Klamer Schmidt in Halberstadt; die Melodie ist alt. Die Verse, die Karl v. Stein dazu gedichtet hatte, waren so volkstümlich, daß Frau v. Wolzogen sie für ein Volkslied nahm und an Achim v. Arnim für das ‚Wunderhorn' einsenden wollte.

Am 1. Juli 1810 war die Hochzeit. Zwei Andenken behielt Frau v. Stein aus der Hand der Abreisenden: das Kaffeebrett, von dem sie Jahre hindurch jeden Mittwochmorgen, vorher die Dienstagmorgen, zusammen gefrühstückt hatten, und einen zahmen Kanarienvogel, den Beide sehr liebten.

Henriette v. Knebel fuhr mit der Prinzessin in's neue Land, und wie diese Beiden sich nie hätten trennen mögen, so konnte „Boschen", Fräulein v. Bose, nicht ohne ihre Landsmännin und Jugendfreundin Henriette v. Knebel leben und ward also auch mitgenommen. Charlotte sah zwei geliebteste Nachbarinnen und eine gute Wohnungsgenossin in jenes ferne, rauhe Land fahren, wo einst ihr Karl in der Fremde gelebt hatte.

* * *

Die alten Freunde blieben in diesen Jahren Charlotten alle erhalten, und selbst die von ihrer Mutter ererbten Freundinnen besuchten sie immer noch: die alte Ministerin v. Fritsch, die Rätin Kotzebue, die Kanzlerin Schmid. Ihre eigene Altersgenossin Frau v. Lengefeld kam öfters aus Rudolstadt; ihre Jugendfreundin Ettinger in Gotha, die ehemalige Basch, ließ sich auch sehen; und Charlotte selber fuhr manchmal nach Jena hinüber, um mit Knebel, der ihr noch immer die schönsten Briefe schrieb, von Mund zu Mund zu schwätzen.

Karoline Wolzogen pflegte ihren kränkelnden Gatten; man sagte von den Beiden, daß sie zwei häusliche Kreise

bildeten, aber leider war des Mannes Leibesfülle krankhaft, ja gefährlich. Im Dezember 1809 erlöste ihn in Wiesbaden der Tod von seinem Leiden, und noch ehe Karoline diesen Ort verließ, war sie von einer neuen Leidenschaft für einen viel jüngeren Mann ergriffen. Ihr Freund Humboldt redete ihr ernstlich zu, sie möge ja nicht wieder heiraten, sie sei zu untreu; seufzend bestätigte sie ihre Unbeständigkeit. Sie gehörte eben zu den schönen Geistern, denen die Liebe ein Phantasiespiel ist und auf die gerade deshalb Frau v. Stein so zornig werden konnte.

Lotte Schiller dagegen, die über ihre unruhige Schwester sich oft bekümmerte, blieb treu und gleichmäßig. Sie hing nach wie vor liebend an Frau v. Stein, doch nicht ganz so stark wie sonst, denn Mama Stein kam ihr oft prosaisch-kritisch in die Quere, wo sie gläubig-poetisch sich erheben wollte. Den Witwen-Kultus, den Lotte Schiller mit dem berühmten Toten trieb, der ihr Gatte gewesen war, mußte auch die andere Witwe respektieren, deren Ehemann keine unsterblichen Werke hinterlassen hatte; zum Spott aber reizte der andere Kultus, den Lotte Schiller allen fürstlichen Personen darzubringen beflissen war. Einst hatte sie Hofdame werden sollen, jetzt war sie freiwillige Hofdame in Weimar oder auch in Rudolstadt, wenn sie dort zu Besuch weilte. Namentlich verehrte sie die Großfürstin mit einer rührenden Hingabe. Nicht nur den Blick, sondern das Herz richte sie nach den Palästen, schrieb sie von sich selber, „denn, wie von lange her, suche ich das Liebste in jenen Zirkeln, und mein Herz fand Ruhe, Trost, Mitteilung

da, wo so Viele nur den Glanz und Schein suchen.“ Unbegreiflich war es ihr, wenn Frau v. Stein an dem Engel von Großfürstin etwas auszusetzen hatte; Lotte Schiller klagte es dann der Prinzessin Karoline: „Sie sieht mit dem besten, edelsten Willen nicht klar über Manches und will Gesinnungen fordern, die in diesen Verhältnissen nicht möglich sind.“ Ein andermal erhob sie wieder die Klage: „Ich habe lange kein recht erhebendes Gespräch [mit ihr] gehabt.“ Die Prinzessin aber ermahnte sie dann: „Unsere Frau v. Stein halten Sie nur immer recht warm und haben Sie sie auch lieb in den unpoetischen Momenten, ihren hübschen poetischen und philosophischen zuliebe!“

Mit Wieland hatte Charlotte nie ein nahes Verhältnis gehabt, aber, wie Jedermann, so bewunderte und liebte auch sie ihn in seinen alten Tagen herzlicher als zuvor. Sein Schwiegersohn Reinhold, der Philosoph und vormalige Mönch, ein Mann, der wirklich so rein und hold war, wie ein deutscher Professor nur sein kann, kam im Frühjahr 1809 mit seiner Frau aus Kiel, um den Sommer bei dem alten Papa zuzubringen. Reinhold ward bei Frau v. Stein recht heimisch, und ihr gewährte es eine Lust, in diesen verworrenen Zeiten einem Denker zuzuhören, dem es licht in der Seele geblieben.

Noch frühere Erinnerungen erweckte der alte Fürst von Dessau, der im August 1807 in ihre Stube trat; er sah aus ihren Fenstern auf einen Park, zu dem vor dreißig Jahren seine eigenen Schöpfungen in Wörlitz viele Anregungen gegeben hatten; mitten in diesem neuen Parke las man auf einem ungeheueren Steine eine

Inschrift, einen Dank an ihn: Francisco Dessaviae. Fünfzig Jahre lang hatte er als ‚Fürst' sein Land vortrefflich verwaltet; jetzt mußte er den ‚Herzog' unter Napoleons Obergewalt spielen.

Eine Freundin aus der alten Zeit, auf die sie am wenigsten rechnen konnte, erschien jetzt plötzlich wieder und blieb in ihrer Wohnung: „Stäffchen". Die Familie v. Staff war seit Charlottens Kindheit eine der dem Hofe angeschlossenen; sie stellte namentlich die Forstjunker, Forstmeister und Landjägermeister. Als Goethe nach Weimar kam und die „Misels" neckte oder erfreute, bemerkte er eine Albertine v. Staff unter den jüngsten Fräulein der Hofgesellschaft; bald darauf wurde sie Hofdame in Karlsruhe bei der Schwester der weimarischen Herzogin. Goethe sah sie auf der großen Winterreise von 1779 wieder, als er mit dem Herzoge auch an dem Karlsruher Hofe verweilte; an Frau v. Stein schrieb er damals heim: „Hier freut mich die kleine Staff am meisten, doch ist die arme Seele auch schon stiller und in sich gebracht", und dann von Mannheim: „Von der armen Albertine hab' ich sehr zärtlichen Abschied genommen, so ein Würmchen ist doch recht übel dran ... Was ist Weimar doch für ein Paradies!" Nun, nach dreißig Jahren Hofdamendienst in der Fremde kehrte Albertine in die Heimat zurück; ihr erstes Erlebnis aber in Weimar war, daß ihr die Verwandten starben, mit denen sie den Lebensabend hatte zubringen wollen. Da traf es sich gut, daß Frau v. Stein nach dem Weggang der Bose ihr „Nonnenstübchen" leer stehen hatte und eine Wohnungsgenossin und Gesellschafterin wohl

brauchen konnte. Stäffchen war doch noch etwas jünger und rüstiger als sie, konnte den Tee einschenken, wenn sich Gesellschaft einfand, und die Unterhaltung im Gange halten, wenn sie selber ermattete. Und Stäffchen ward ihr bald lieb wie eine Schwester oder Tochter; beide waren Wohltäterinnen aneinander.

Und immer noch hatte Charlotte ihren selbsterwählten Bruder: Goethe. Die Beiden standen in gar gutem Verhältnis zusammen; es litt nur darunter, daß es früher noch inniger gewesen war und daß man früher noch Schöneres von diesem Freundschaftsbund erwartet hatte. Charlotte konnte leider die alten Erinnerungen und ihr einstiges Ideal nicht vergessen, deshalb war ihr keine vollkommene Freude an dem jetzigen Goethe vergönnt, deshalb urteilte sie über ihn: „manchmal sehr artig, aber erstaunt ungleich", oder: „immer freundlich und mitteilend, aber mir will das Zutrauen nicht ganz wieder werden."

Sie hätte ihn viel lieber gehabt, wenn er nicht so kalt gegen ihren Fritz geblieben wäre. Er fragte wohl einmal nach dem „Herrn Kriegsrat" oder „unserem Freund in Breslau", lobte ihn auch alle zwei Jahre einmal, nannte ihn einen „englischen Menschen" oder sagte nach einem Wiedersehen: „Er hat mich durch sein gutes, natürliches, festes, verständiges und heiteres Wesen gar sehr erquickt"; aber weiter ging es auch nicht. Erst im Frühjahr 1808 gab er einmal ein Zeichen aus dem Herzen, wie es die Mutter ersehnte. Er führte sie in seinen Hausgarten, um ihr etwas Neues zu zeigen: Fritzens alte Hütte, die er wieder hatte herstellen lassen.

Dies war nach so vielen Jahren das erste Mal, daß Goethe sein früheres Verhältnis zu ihrem Fritz erwähnte!

Er erfuhr öfters, daß Fritz Schweres zu tragen hatte, aber nie richtete er einen herzlichen Brief an ihn. Man wußte nun zwar von Goethen, daß er seine Gefühle immer zu verbergen suchte, daß er sich hart stellte, weil er allzuweich war, aber an das Unnatürliche kann man sich nie gewöhnen. Er sah es auch selber nicht gern, wenn Andere nach seinem Vorbilde handelten. Als seine alte Mutter im Jahre 1808 starb, sprach er nach seiner Gewohnheit nicht darüber; als ihm in diesen Tagen aber Karl v. Stein begegnete und auch so tat, als ob Nichts vorgefallen sei, sah er ihn mit ernsten Augen an und fragte: „Lieber Karl, haben Sie denn nicht ein freundliches Wort für mich?"

Einen ähnlichen Ärger empfand Charlotte immer noch über Goethes Briefe. Sie waren meistens diktiert und schon darum kühl und kältend. Charlotte wußte wohl, daß Goethe es mit Allen so hielt, daß er sich des eigenen Schreibens fast entwöhnt hatte, aber für ihre dreißigjährige Liebe waren diese durch den schwammigen Dr. Riemer auf das Papier gebrachten Diktate ein karger Lohn! Und selbst wenn Goethe mit eigener Hand schrieb, blieb er leider steif und förmlich. Von einem solchen Schreiben klagte Charlotte: „Der Brief sah völlig oder vielmehr sprach zu einem, wie ein Herr mit Degen und Orden im Hofkleide." Sie versuchte ein paarmal, einen menschlicheren, traulicheren Ton anzuschlagen, aber sie fand kein Echo; ermattend mußte sie sich der staatsministerlichen Briefsprache anpassen und

statt „lieber Goethe“ wieder „Bester Geheime Rat“ oder gar „sehr verehrungswürdiger Herr Geheime Rat“ schreiben.

Ein Entsetzen faßt jede Frau, die den Mann, den sie weich und empfindend gekannt hat, in einem verhärteten, gleichsam versteinerten Zustande wiederfindet. Wenn er kein Gefühl, kein Gemüt mehr hat, so hat sie die Macht über ihn verloren, und schlimmer noch: die Verständigung zwischen beiden ist aufgehoben, wenn des Mannes Herz nicht mehr mitspricht. Goethe zeigte noch Gefühl, wenn er Kunstwerke vor sich hatte; Calderons ‚Standhafter Prinz‘ z. B. machte ihn weinen; aber die Vorgänge im Leben fanden ihn kalt und starr. Lotte Schiller, die ihn jetzt lebhafter als je verehrte und sich oft an den Aussprüchen und Vorträgen des ‚Meisters‘ begeisterte, war ganz erstaunt, als er im Februar 1812 auch einmal Herzlichkeit gegen sie bewies. Sie erzählte ihm in einer Gesellschaft wieder, wie lieb Henriette Knebel über den Anfang seiner Lebensgeschichte geschrieben habe, und sagte ihm selber Freundliches darüber. Beim Herausgehen trat er zu ihr, faßte sie bei der Hand, dankte ihr noch einmal und äußerte, daß es ihm wohl sei, mit Jemandem zu sein, der seine Sprache verstehe wie sie, die sie ihn so lange kenne. „Wissen Sie noch,“ fuhr er fort, „wie lange wir schon voneinander wußten, wie Sie noch da über den Bergen hinaus waren, über Kochberg hinaus?“

Der Schillern traten die Tränen in die Augen; sie dachte: in diesem Augenblicke würde er auch die alte treue Freundin Stein erkennen!

Am selben Vormittag nämlich hatte Frau v. Stein endlich ihr die Papiere gezeigt, die sie von Goethen aus alter Zeit aufhob, und sie manche der Briefe lesen lassen. Über diese Stunde berichtete die Schiller in einem Briefe an die Prinzessin Karoline:

„Ich durchblickte dieses wunderbare menschliche Wesen, und klagte über das Schicksal unserer Freundin. Und lebte recht in der Vergangenheit mit ihr, und es war, als schlösse sich mein Herz mit den leisesten Fäden an das ihre an, und ich gelobte ihr, sie nie zu verlassen, und meine Liebe solle ihr folgen bis in's Grab .... Wie interessant war der Meister ehemals, wie weich! Wie hat er geliebt, und wie konnte sich Das ändern! Es ist mir ein Rätsel, diese Natur. Wie hat die arme Charlotte leiden müssen!"

Lotte Schiller grübelte noch lange, warum diese Liebe hatte enden müssen. Den Fehler der Mama Stein erkannte sie rasch; ihr fiel Popes Epistel ‚Eloisa to Abelard' ein: jene Eloisa forderte von ihrem Freunde gleichfalls eine übermenschliche Vollkommenheit:

And wished an angel when I loved a man.

Was aber Goethe anging, so war die Leserin seiner alten Briefe am meisten betroffen von der Glut und Leidenschaft, die daraus sprach: wie anders waren Schillers Bräutigamsbriefe gewesen! Und Schillers Liebe zu ihr war natürlich das Rechte. Sie mußte den Goethe bedauern, daß ihm diese ruhige Erhabenheit abging.

„Bei ihm ist das Menschliche recht sichtbar, und eben weil die Gefühle zu menschlich waren, so haben sie enden können. Es ist eine große Naturgewalt, der er selbst nicht zu entgehen vermag, die sein Wesen treibt und trieb; Das

fühlt man. Ein uns für diese Erde entflohener Geist war auch menschlich, aber so lieben hätte er nie können. Er hätte immer sich durch die Tiefe seines Gemüts an das Gute festgehalten. »Die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben«, sagt er so schön in der ‚Glocke', und eigentlich bloß aus Leidenschaft konnte er nicht lieben. Dies trennt die Charaktere beider Freunde und unterscheidet sie so schön."*)

* * *

Trotz seiner Fehler und trotz dieser Erinnerungen war Goethe doch jetzt sehr oft in Charlottens Gesellschaft ein recht angenehmer Gast. Er hatte seine schlaffen Tage wie andere Menschen und kam sich dann selber so vor „wie eine magische Auster, über die seltsame Wellen weggehen"; aber zu anderen Zeiten zeigte er sich um so munterer. Charlotte erlebte oft die Freude, daß er gerade bei ihr auftaute. Von einem Tee, zu dem die Großfürstin und Goethe bei ihr waren, schrieb sie der Freundin Schiller:

„Übrigens hatte der Meister eine gute Stimmung, und über mancherlei Gedanken aufweckende Gegenstände wurde gesprochen. [Die Großfürstin] mochte gar nicht gehen, so müde sie auch war, und blieb bis halb zehn Uhr."

Ein andermal, um Ostern 1808, erzählte sie:

„Vor einigen Tagen las Goethe aus seiner Fortsetzung von ‚Wilhelm Meister', welche ‚Wilhelms Wanderjahre' heißt, bei mir zwei Geschichten vor. Gräfin Henckel, ihre Tochter, Mama Seebach, Henriette Seebach, die Schillern, Bose waren eben bei mir. Er war gekommen, um mir etwas Botanisches zu erklären, welches ein besonderer Auswuchs an einem Lack-

*) An Prinzessin Karoline, 16. Mai 1812.

stock, den ich besitze, veranlaßte. Er hat Dieses mit einer Deutlichkeit getan, daß man das innere Leben davon ergreifen konnte. Die Damen hätten ihm gern die Hände geküßt, und warum nicht eben so wohl, als wie am ersten Ostertag unsere liebenswürdige Großfürstin dem Popen die Hand küßte für das Kruzifix, das er ihr zu küssen gegeben!"

Wenn sich ihre Bekannten über Goethe stritten, hörte sie mit Vergnügen zu, und es war nicht zweifelhaft, auf wessen Seite sie stand. Geradezu Feindliches über diese Zierde Weimars ward ja nie laut; aber ob er ein Christ sei oder nicht, darüber gab es noch immer zweierlei Meinungen. Sophie v. Schardt rühmte ihren Zacharias Werner als den echten Christen, weil er von Christus und der Kirche beständig sprach und dichtete; die Schiller wollte dagegen behaupten, Goethe sei viel tiefer christlich als Werner, sei christlicher, als er selber zugeben würde. Frau v. Stein hörte und sah vergnügt zu, wie die Beiden gegeneinander turnierten.

Goethe war jetzt nicht mehr unangenehm dick; er entwickelte sich zum schönen alten Herrn, und sein Geist, sein Talent offenbarten sich so fruchtbar wie je. Charlotte hatte an Allem Freude, was er jetzt hervorbrachte; oft staunte sie ihn an. Er werde in seinen alten Tagen auf eine neue Art interessant, sagte sie. Sie las Alles, was er ihr brachte oder schickte, und er sandte ihr jetzt wie in alter Zeit viele Werke vor dem Druck oder im ersten Exemplar. Sogar die ‚Farbenlehre' arbeitete sie andächtig durch.

„Es ist zwar eine trockene Unterhaltung, und doch mag man's wegen der Schreibart . . . gern lesen . . . Wenn man kann nachfühlen, wie Jemand sich so etwas auseinander-

gesetzt hat, so ist einem diese Klarheit eine wohltuende Empfindung."

Einige Werke hörte sie aus seinem eigenen Munde zuerst, wenn er sie bei der Herzogin, der Prinzessin Karoline oder bei ihr selber vorlas. 1807 waren es neue Szenen zum ‚Faust'.

„Es ist ein sehr genialisches Stück, und mit Wahrheit sagt er in der Vorrede, daß es einen vom Himmel bis zur Hölle führt".

Dann folgte das ‚Leben Hackerts', für die damaligen Zuhörer besonders interessant, weil sie einige auftretende Personen gut kannten, besonders den im Januar 1807 gestorbenen Charles Gore, dem Goethe darin ein wohlverdientes Denkmal gesetzt hatte. Andere Abende brachten Geschichten zu den ‚Wanderjahren': ‚St. Joseph der Zweite' und ‚Der Mann von fünfzig Jahren'. Tiefen Eindruck machten 1808 die Szenen aus ‚Pandora' und im nächsten Jahre die ‚Wahlverwandtschaften'. Dem Sohne schrieb Charlotte:

„Wieviel Kenntnis des menschlichen Herzens, was für feine Gefühle, wieviel Sittlichkeit, Verstand und Anstand darin vorgetragen ist, kann ich Dir nicht genug sagen."

Im Theater wurde der ‚Tasso' wieder aufgenommen und recht gut gespielt. „Er ist mir nie so in die Seele übergegangen," bekannte Charlotte, „es ist jede Zeile Goldes wert."

Ganz besonders horchte sie auf, als er die Anfänge seiner eigenen Lebensgeschichte vorlas.

„Er weiß gar hübsch zu erzählen, und von Kindheit an ist er schon interessant."

Sie dachte sich aus, wie er die ihr so wohlbekannten Dinge in dieser Biographie behandeln möchte, und dann auch seine heutigen Zustände. Und sie scherzte:

„Er wird uns sein Christelchen auch interessant zu machen wissen in seiner poetischen Vorstellung, so wenig sie es auch in der Tat ist."

„Sein Christelchen" — seltsamer Weise stand die Frau Geheime Rätin v. Goethe nicht mehr trennend zwischen ihrem Gatten und seiner älteren Freundin, wie es einst Christiane Vulpius getan. Die kirchliche Trauung hatte auch hier einen endgültigen Zustand geschaffen, also einen Abschluß, eine Beruhigung. Der Klatsch über Christiane hörte freilich nicht auf, Lotte Schiller trug das neueste Gerede auch stets zu Frau v. Stein, aber es galt jetzt eben nur noch als Klatsch ohne viel Zweck und Wirkung. Christiane war nun einmal Goethes Frau, und man mußte sie als solche ehren, wenn man ihr begegnete. Häufig fielen solche Begegnungen nicht gerade vor, man konnte ihr wohl die wenigen Minuten ein freundliches Gesicht machen.

Charlotte kam in den Wintermonaten etwa ein Mal die Woche in Goethes Haus, entweder zu den kleinen Hauskonzerten, die er an den Sonntagvormittagen veranstaltete, oder zu den wissenschaftlichen Vorträgen, die er den fürstlichen Damen und ihren Freundinnen gewöhnlich jeden Mittwoch vor seinen Sammlungen und Instrumenten hielt, oder gelegentlich auch von seinen auswärtigen Gästen halten ließ, die etwas Besonderes zu sagen hatten. Dabei blieb die Hausfrau fern, aber man traf sie in einigen Gesellschaften

und bei Festlichkeiten, und sie stattete auch bei den Damen von ihres Mannes Freundschaft Besuche ab. Als Charlotte im Spätjahr 1808 zum ersten Male erwarten mußte, ihr bei Freunden zu begegnen, meinte sie:

„Angenehm ist es mir freilich nicht, in der Gesellschaft zu sein; indessen, da er das Kreatürchen sehr liebt, kann ich's ihm wohl einmal zu Gefallen tun."

Und nicht lange dauerte es, so durfte Goethe, als er in's Bad reiste, die Bitte wagen:

„Mögen Sie mir eine Wohltat erzeigen, so tun Sie in meiner Abwesenheit den Meinigen etwas zu Liebe, die ich abermals länger als billig allein lasse."

Als Goethe drei Jahre später (1813) mit einem plötzlichen Entschluß schon im April Weimar verließ, um sich in die böhmischen Bäder zu flüchten, da konnte er sogar seine Christiane zur Frau v. Stein schicken, daß sie sein Lebewohl mündlich bestellte.

Den Sohn Goethes hatte Charlotte immer noch lieb; er setzte seine Studien in Jena fort und wurde dann freiwilliger Gehilfe bei einem Rentamtmann der Nachbarschaft, um sich auf den Verwaltungsdienst in derselben herzoglichen Kammer vorzubereiten, in der einst Fritz v. Stein einen Platz haben sollte. August Goethe war in diesen Jahren recht scheu und mied auch seine erklärten Freunde allzusehr. Knebel urteilte 1809:

„Dies ist ein wunderlicher Mensch, aber ich habe ihn doch lieb. Er hat eine innere Rechtlichkeit und einen Ernst, der bis zur Melancholie geht. Er ist gewaltig in seiner

Juristerei fleißig und liebt diese mit strengem Eifer. Beinahe sagt er sich zu sehr von allem Übrigen los."

August war nach Gestalt und Gesicht ein sehr schöner junger Mann, an dem sich das Auge der mütterlichen Freundin erlaben konnte: bräunlich, wie der Vater, ebenso schlank gewachsen, wie Goethe einst gewesen, und noch stärker von Brust und Stimme.

Charlotte beklagte es auch jetzt noch im stillen, daß Goethe zu Hause keine bessere Umgebung habe — denn an Christianen hing immer noch eine nicht sehr auserwählte Gesellschaft, die vornehmlich aus Schauspielern und Schauspielerinnen bestand —, aber sie war nicht eigentlich mehr eifersüchtig. Eher konnte die Frau Geheime Rat Goethe auf ihres Mannes alte Freundin mit Sorge sehen; Goethe mußte jetzt zuweilen ein kritisches Wort über die Stein sagen, damit Christiane sich nicht beunruhigte. Als es sich um eine andere Dame handelte, die er gut leiden mochte und die ihn verehrte, Marianne v. Eybenberg, — er wohnte mit ihr in Karlsbad in einem Hause — schrieb er ihr:

„So angenehm und liebreich sie ist, so gehn wir doch nicht auseinander, daß sie nicht etwas gesagt hätte, was mich verdrießt. Es ist wie in der Ackerwand."

Trotzdem suchte er die Ackerwand-Freundin gern und häufig auf. Zwar nur periodenweis, wie er ihr auch nur periodenweis schrieb; Das war nun einmal das Goethische Verfahren: er hatte für Alles seine Perioden und zog immer Treue und Untreue abwechselnd auf seinen Lebensfaden.

Zuweilen erschien er „beinahe alle Morgen“*) bei ihr, dann monatelang nicht. Charlotte sagte ihm oft etwas grob und geradezu ihre Meinung; so eine alte Schwester nimmt sich eben Manches heraus. Einmal kam auf Heinrich Meyer die Rede, der jetzt Goethes liebster Freund war. Charlotte tadelte, daß Meyer zu sehr zur Kopie Goethes würde. „Den Teufel noch einmal, Dame!“, erwiderte er, „ich will doch sehen, wer immer mit mir lebt und mir nicht ähnlich werden soll.“ — „Gewiß“, entgegnete sie, „aber nur Ihre Ruchlosigkeit macht man Ihnen nach.“

In der Regel war es friedlichster und liebreichster Verkehr. Goethe sorgte wieder für ihre Lektüre wie vor vielen Jahren, sandte ihr wieder seine neuen Zeichnungen; er schickte ihr auch wieder Eßwaren, trank bei ihr von ihrem Warmbier und nahm auch wohl von dem vorzüglichen Breslauer Likör, den Fritz zuweilen schickte, eine Flasche mit.

Einige Male war er ganz der alte galante Liebhaber. Im März 1810 schickte er einmal eine Gänseleberpastete; mehr als die Speise erfreute sie das Näpfchen: eine Porzellanschale, die sie ihm vor dreißig Jahren geschenkt; Kraus hatte damals eine Zeichnung hineinkomponiert, und mitten in die Zeichnung war Goethes damaliges Motto geschrieben: „Alles um Liebe.“

Im März 1812 erlitt Charlotte den Schmerz, daß ihre achtlose Jungfer den Kanarienvogel, den ihr Prin-

*) Ch. v. Schiller 1811 an Prinzessin Karoline. Vgl. ‚Charlotte v. Schiller und ihre Freunde‘, (Herausgeber: R. Urlichs) Stuttgart 1866, I, 578.

zessin Karoline zurückgelassen hatte, zertrat. Goethe hörte davon, ließ heimlich das leere Vogelbauer holen und setzte „einen anderen kleinen Dalai-Lama“ hinein. Am andern Morgen war Charlotte freudig erstaunt, als das bekannte Liedchen wieder ertönte. Goethe erkundigte sich nach der Aufführung ihres neuen Stubengenossen, und ihr Antwortbriefchen klang ganz, wie sie vor einem Menschenalter ihm geschrieben:

„Das Vögelchen ist gar artig, kam heute von selbst zum ersten Mal aus seinem Bauer und rufte mich, seine Artigkeit zu sehen. Dabei singt er ohngeachtet des tiefen Schnees wie der lustige Müller: »I care for nobody etc.«*)

„Für die schönen Kräppel, so ich gestern aus Ihrem Haus bekommen, danke ich sehr und habe auch heute noch davon genossen. Heute Abend bin ich bei der Herzogin zum Kaffee, der mir leider immer besser schmeckt, je teurer er wird. Dem Kaffee-Feind hätte ich Das nicht sagen sollen, aber man sagt doch gern seinen Freunden, was einem Gutes begegnet. Adieu, lieber Goethe!“

Sie gingen jetzt beide nur selten an Hof und in große Gesellschaften, aber es kam doch vor; und da man Goethes eigentliche Frau in diesen Kreisen nicht sah und nicht kennen wollte, so nahm man oft seine beste Freundin als seine Dame. Die Herzogin und die Erbprinzessin richteten alle ihre Bestellungen für Goethe an Frau v. Stein, und Goethe verkehrte durch dieselbe Vermittlerin mit den fürstlichen Damen. Seine

*) ‚The Miller on the Dee‘ ist ein englisches Gegenstück zu Hagedorns ‚Hans, der lustige Seifensieder‘. Des Müllers Sprüchlein war: »I care for nobody, not I, and nobody cares for me.«

wöchentlichen Vorträge riefen viele Botschaften hervor, denn oft war er kränkelnd oder sonst verhindert, und zuweilen wünschten die Herzoginnen eine Verlegung: allemal ward Frau v. Stein gebeten, das Nötige weiterzusagen. Als Herzogin Luise dem Poeten Zacharias Werner ein Geldgeschenk machen wollte, gab sie es der Freundin Stein, diese reichte es Goethen, und Goethe endlich steckte es „dem Liebesgesellen“ in die Tasche. Die reiche Erbprinzessin hatte zuweilen hundert Taler oder noch etwas mehr für das Theater oder die wissenschaftlichen Anstalten übrig, denen Goethe vorstand. Sie ließ dann das Geld der Frau v. Stein auszahlen. „Ich habe einstweilen eine Quittung darüber gegeben“, schrieb diese darauf dem alten Freunde, „und bitte sie mir bald abzunehmen, damit sie keine Löffelgarde holt“.

Oft fühlten die beiden alten Freunde, wie einig sie in ihren Anschauungen, in ihrer Stellung zur Welt waren. Es blieben die Unterschiede zwischen Mann und Weib, aber sonst hatten sie sehr oft die gleiche Denkungsart, das gleiche Verhalten zu den Wissenschaften, den Künsten, den politischen Ereignissen, den religiösen Fragen. Auch Charlotte studierte noch gar gern in den Büchern und nach den Anleitungen der Naturforscher, war noch immer erregt, wenn es am Sternenhimmel Neues zu sehen gab, und als sie sich in Ilmenau zur Kur aufhielt, besuchte sie jeden Morgen das Mineralienkabinett des Bergrats Voigt. Goethe hatte ihr also auf Lebenszeit „das öde Steinreich“ interessant gemacht. Die Erd- und Völkerkunde liebte sie gleichfalls noch; gar gern sah sie den Afrika-Reisenden Lichtenstein

bei sich, der über die Länder am Kap der guten Hoffnung berichten konnte. Geschichtliche Werke waren ihr dagegen oft verdrießlich: erzählten sie doch immer von Krieg und Landverwüstung, zeigten sie doch immer bei allem bunten Wechsel das stete Einerlei der menschlichen Torheiten und des Elends, das daraus folgt. Viel angenehmer erschienen ihr die Memoiren einzelner Menschen, und es tat ihr fast leid, daß sie selber keine geschrieben hatte.

Jetzt hatte sie keine Lust mehr, ihre Manuskripte zu vermehren; wohl aber fing sie das Zeichnen wieder an; in Ilmenau malte sie die „Landschäftchen", die sie aus ihrem Fenster sah; sie sollten ihren Fritz an seine ersten Zeiten erinnern, wo er als Goethes Reisegefährte hierher gekommen. Und als sie diesem Sohne ein Bild seines Vaters schenken wollte, der Maler Roux in Jena aber vier Louisdor für eine kleine Kopie des vorhandenen Ölbildes verlangte, machte sie sich lieber selber daran und rief den ehemaligen Lebensgenossen mit ihrem Silberstift wieder auf's Papier.

In der schönen Literatur stand sie ganz auf Goethes Seite und Vieles lernte sie durch ihn kennen und in seinem Lichte sehen: z. B. die Nibelungen und andere altdeutsche Gedichte, auf die man jetzt aufmerksam wurde.

Zu den Ereignissen der Zeit, den neuen Entwicklungen im geistigen Leben verhielt sie sich ziemlich ebenso wie Goethe. Sie haßte die Franzosen stärker als er, namentlich auch deren Kaiser, aber ihr Wunsch ging ebenso wie der seine viel mehr auf Erhaltung des Friedens oder richtiger: auf endliche Herstellung eines europäischen Friedens als auf Napoleons oder der Franzosen Unter-

gang. Der unter jungen Leuten jetzt entstehende deutsche Patriotismus war ihr ein Fremdes; erst recht aber die neue Frömmigkeit, das romantische Wesen, das Liebeln mit dem Mittelalter und der alten römischen Kirche. Sie freute sich, daß auch ihr Fritz die „erkünstelten Heiligenscheine“ nicht mochte.

Sie konnte sich nicht so gut ausdrücken wie Goethe, aber oft sprach sie seine und er ihre Gedanken aus. „Die Welt ist auf gesunde Wesen kalkuliert“, d. h. auf robuste, wenig empfindliche. — „Das Menschengeschlecht ist noch ein ganz kleines Kind, das viel Albernes macht.“ — „Wenn sich einmal auf unser Lebenslicht eine Schnuppe gesetzt hat und wir Nichts mehr sehen als den verwirrten, unmoralischen Gang, so ist es noch am besten, sich zu einem notwendigen Geschäft zu halten“: Das sind Gedanken Charlottens, die auch Goethe in seiner Weise aussprach. Wie er suchte sie ein gleichzeitiges Leben in der Gegenwart und Ewigkeit zu führen; Jakob Böhmes Spruch wiederholte sie sich und dem Sohne:

Wem Ewigkeit ist wie Zeit
Und Zeit wie Ewigkeit,
Der ist erhaben über allen Streit.

Über das Wiedersehn nach dem Tode redete sie jetzt zum Sohne ganz ähnlich, wie einst Goethe zu ihr gesprochen hatte, als er ihr sein wunderliches Lieben-Müssen erklären wollte.

„Wir werden uns gewiß irgendwo mit Liebe wiedersehn, wenn wir uns gleich nicht erinnern können, auf was Art wir einander angehörten.“

Wie Goethe, zwang sie sich zur Ergebung in Gott, ohne sich Gott als liebreichen Vater auszumalen.

„So manche schöne Blume wird zertreten, so mancher vorzügliche Mensch vor der Zeit abgemäht: es kümmert die Natur nichts, sie ist unerschöpflich. Aber wir armen Wesen können den großen Gedanken nicht fassen, Ergebung ist unser Los."

Und wie eine Mahnung Goethes klingt die Antwort, die Charlotte ihrem Fritz gab, als er über einen alten Bekannten, der in letzter Zeit sehr vornehm geworden, geschrieben hatte:

„Hüte Dich, guter Fritz, vor diesem Rausch! Je vornehmer, je unnatürlicher ist der Zustand des Menschen. Nur die innere Größe, die unter sich sieht den Acheron und seine gierige Flut, ist die echte."

XV. Noch einmal Krieg

1813—1815

Am 15. Dezember 1812 verbreitete sich in Weimar die Kunde, der Kaiser Napoleon sei soeben im Schlitten durch die Stadt gefahren, ganz allein mit seinem berühmten Mameluken Rustan. Er kam von Rußland und eilte nach Frankreich. Seine Heere waren in Rußland aufgerieben, er mußte neue Armeen zusammenraffen.

Bald konnte man in Weimar diese große Niederlage vor Augen sehen: Tag für Tag durchzogen zerlumpte, verwundete, halb erfrorene, kranke Soldaten von Osten

her die Stadt. Erbarmen erweckten sie, aber auch Furcht; denn sie trugen ansteckende Krankheit in viele deutsche Häuser, wo man sie mitleidig aufnahm.

Dann erfuhr man, daß in Preußen viele Patrioten jetzt die Stunde für gekommen hielten, das französische Joch abzuwerfen. In Breslau, wo Fritz v. Stein Alles in nächster Nähe miterlebte, versammelten sich die Führer des preußischen Volks; der König verlegte seine Residenz dahin; am 15. März traf auch der russische Kaiser dort ein, und am 20. März verkündete die ‚Schlesische privilegierte Zeitung': „Se. Majestät der König haben mit Sr. Majestät dem Kaiser aller Reußen ein Off- und Defensiv-Bündnis abgeschlossen."

Der Rheinbundstaat Weimar, dessen Truppen vertragsgemäß unter Napoleons Befehl standen, dessen Erbprinzessin dagegen eine Schwester des russischen Kaisers war und dessen Herzog im Innern zu Preußen-Deutschland hielt, war in einer bösen Lage. Welches Heer sollte man als das befreundete begrüßen? Von wem würde die Stadt diesmal geplündert werden: von den Franzosen oder den Russen und Preußen?

Man wünschte den Preußen den Sieg. Charlotte besonders, in der der alte Franzosenhaß neu erwachte, fühlte sich durch ihren Fritz als „schlesische Bürgerin" und schickte dahin auch ihren Beitrag zur preußischen Volksbewaffnung. Aber ein Wunsch blieb doch viel allgemeiner und stärker: daß endlich das Zerfleischen ein Ende nehmen, daß die Mächtigen und Unruhigen der Welt endlich aufhören möchten, von den friedlichen

Bewohnern Thüringens und Deutschlands Menschen und Vieh, Geld und Brot einzutreiben, daß sie die Felder nicht mehr mit Leichen düngen, die Städte nicht mehr mit Kugeln überschütten dürften.

Unsere Freunde in Weimar fühlten sich zu keinem Aufraffen oder tapferen Handeln mehr fähig. Sie waren längst ausgebeutet und sollten immer noch zahlen; sie waren blutleer und sollten noch weiter ausgesogen werden. An eine Niederwerfung Napoleons wagten sie nicht zu glauben; er hatte schon öfters Schlappen erlitten und dann die Welt durch um so größere Siege in Staunen gesetzt.

Von den jungen Leuten in Weimar wurden nach der Leipziger Schlacht Einige vom deutschen Patriotismus mit ergriffen; sie wollten nun auch die Flinte auf die Schulter nehmen und als Freiwillige mitziehen; ein Schiller, ein Knebel, ein Wolzogen waren unter den Begeisterten. Aber die Väter und Mütter hatten kein Vertrauen auf die jetzt verkündete „Befreiung", nämlich eine preußisch-russische Befreiung Deutschlands! Sie schlossen am liebsten die Augen, um von diesem wüsten Kriegstreiben endlich nichts mehr zu sehen.

Später erschien freilich dieses Jahr 1813 in ganz anderem Lichte; damals aber erlitt man es in Weimar als ein Jahr der Not und Angst; schlimmer als 1806. Die Briefe, die Charlotte empfing und schrieb, erzählten von dieser Not und Angst, und doch waren Frau v. Stein und die Ihrigen von je her tapfere Menschen und durch die Erlebnisse der letzten sieben Jahre nicht wenig abgehärtet.

Die Mutter an Fritz.

Anfang Januar.

„Wir fürchten uns hier nicht eben vor Feinden, sondern vor unsern Freunden, ob wir noch einmal ausgeplündert und uns unsere Wohnung über dem Kopf angezündet werde. Da einen die jetzige Verwirrung der Welt, besonders wenn man schon alt ist und einem nur dies Resultat bleibt, traurig macht, so ergehe ich mich oft in den ewig schimmernden Gestirnen und sehe nur himmelwärts."

29. Januar.

„Jetzt wird wohl der König in Breslau sein. Mit Schmerzen denke ich an Dich, was Du Alles ertragen mußt. Was ich Dir erleichtern kann, tue ich gern. Goethe ist auch immer krank . . . Wenn nur der König glücklich in Breslau angelangt ist!"

17. Februar.

„Ich hoffe, Du hast Schwiegermutter und Kinder bei Dir in Sicherheit gebracht. God save the king! Die Breslauer Zeitungen sind leider hier nicht zu haben. Wir haben hier schwarze Prophezeiungen: wenn das erste Gras wachsen wird, sollen wir hier so viel Völkerschaften haben, daß sechs Tage hier Hungersnot sein wird."

Karl an Fritz.

20. Februar.

„Eine Klugheitsmaßregel ist jetzt, den Zeitungen nicht zu trauen und von den meisten Dingen, wenn sie von Behörden herkommen, deren gloriöse sowohl als malitiöse Lügen uns durch die Erfahrung bekannt geworden sind, gerade das Gegenteil zu glauben. Den armen Deutschen wird es immer an Schnellkraft fehlen und an Bescheidenheit, weniger zu prahlen und mehr zu tun . . . .

„Auf dem Jahrmarkt in Buttstädt hat man Proklamationen des russischen Kaisers verkauft, worin er sagt, er habe den Kaiser von Österreich immer als seinen kaiserlichen Bruder betrachtet. Man solle sich an Österreich anschließen."

Die Mutter an Fritz.

28. Februar.

„Wir hören und sehen jetzt Nichts als Franzosen, und ich fürchte, wie Viele hier, noch einmal geplündert zu werden. Und dabei nun auch noch die Sorge um die Breslauer Verwandten und Freunde!“

Karl an die Mutter.

18. März.

„Kommen Sie lieber nach Kochberg, wenn Sie in Weimar sich nicht sicherer halten, was Sie wohl durch den Hof erfahren können. Auf Kochberg ruht der Segen meines Vaters, Ihrer Mutter, die mir ihn nicht lang vor ihrem Tode feierlich erteilt hat, durch Auflegung der Hände, und meiner Schwiegermutter. Der Segen der Eltern und die Liebe der Kinder sind dem Herzen so wohltuend als wie der Glaube an Gott, der uns durch Beide an die Ewigkeit knüpfte. . . .

„Alles zieht zu Felde, nur wir nicht. Ach, wie anders ist es doch, durch einen freiwilligen Antrieb sich zu stellen, als durch ein Konskriptionssystem! Es ist ein Unterschied wie zwischen Herren und Sklaven. Ein freiwilliger Gemeiner ist mehr wert als ein konskribierter General.“

Die Mutter an Fritz.

Um den 18. April.

(Nach der Abreise der Erbprinzessin:) „Sie verließ uns so plötzlich, daß es einen allgemeinen Schrecken machte, weil man supponierte, die Russen würden uns als Alliierte der Franzosen, als Feinde, behandeln. Sie sagte, der Kaiser Alexander, ihr Bruder, habe es gewollt. Sie hat ihren ganzen Hofstaat mitgenommen.“

18. April.

(Als dann auch Goethe am 17. April nach Teplitz fuhr.) „Er konnte die hier so abwechselnde bald-Lüge-bald-Wahrheit, ob Russen oder Franzosen uns zernichten würden, nicht ertragen, war tiefsinnig darüber geworden, ist auch lange Zeit nicht mehr zu mir gekommen. . . .

„Wir leben hier in abwechselnder Hoffnung und Furcht. Die einige hundert preußische Husaren, die hier waren, sind gestern fort, und eben kommt ein Lärm, bei Nohra seien schon Franzosen . . .

„Viel Glück zur Landwehr! Ich hoffe, Du wirst nicht nötig haben, Deinen Herd zu verlassen, finde es aber brav, daß Jeder sich für's Vaterland stelle. Die Schillern ist äußerst ängstlich, daß ihr ältester Sohn unter die Soldaten will. Einstweilen stehen Alle, Adel und Bürger, hier Schildwache. Gestern standen an dem Schlosse Karl Schiller und der junge Osann; ich ging mit der Schillern hin, um mit ihnen zu reden . . .

„Daß der französische Envoyé, Mr. de St. Aignan, sich in Gotha zum Fenster heraus eine Etage hoch vor den Kosacken gerettet, wirst Du vielleicht schon wissen. Er hatte sich schon zu Bette gelegt. In Eisenach ist er ganz entblößt angekommen. . .

„Ein solcher Lärm als heut in der Stadt war noch nie. In dem Augenblicke sind wieder preußische Husaren herein. Die Weimaraner sehen schon die ganze Stadt in Flammen stehen. Ich bin schon so viel geplündert, daß ich nicht viel von Wert habe, und packe eben Nichts ein. Ich bin zu Allem zu müde." (Gleich darauf wurden die Husaren von den Franzosen wieder aus der Stadt verjagt.)

Die Mutter an Karl.

23. April.

„Wir führen hier ein wahres Soldatenleben, biwackieren, ziehen uns nicht aus, kommen nicht zu Bett. Gestern Abend flüchtete noch die Waldnern zu mir und hat die Nacht hier zugebracht; aber die Nacht war ruhiger, als wir dachten.

„Der Himmel wird uns ja helfen, aber wenn man siebenzig Jahr alt ist, ist so Etwas schwer zu ertragen. Anno Sechs hatte ich doch mehr Kräfte!

„Ich habe jetzt auch einen Hausknecht vom Schloß bei mir, der ein recht guter Mensch ist und einem in Gefahr beistehen könnte. Ich bekomme jetzt vom Onkel zu essen."

Die Mutter an Fritz.

16. Mai.

(Als sie wieder lange Nichts von ihm gehört hatte:) „Freilich kann man sich nicht viel schreiben, denn man muß leiden und schweigen. Ich bin das seit Wochen ewige Getrommel ganz müde. Zwölf Tage oder vielmehr Nächte war ich gar nicht ordentlich zu Bette . . . .

„Ich kann Dir gar nichts schreiben, als was in meiner Stube vorgeht, denn von außen hört man nur Lügen oder begegnet auch wohl Blessierten, denen das Blut noch herunterläuft. In meinem Kabinett ist's Friede: indes ich Scharpie zupfe für die Verwundeten, holen mir davon meine Kanarienvögel Fäden, sich davon ein Nest zu bauen, sich ihrer Existenz zu freuen, während sich die Menschen verderben!"

6. Juni.

„Schreib mir nur bald, was Du machst. Dein Gut wird wohl ganz verheert sein, denn ich höre, daß die Schlacht bei Neumark war. Mein Herz wird mir von traurigen Nachrichten ganz zerrissen."

Charlotte v. Stein an Charlotte v. Schiller.

2. Juli.

„Noch haben wir alle Tage Durchmärsche, und immer keine Nachricht von Fritz!"

14. Juli.

„Neues weiß ich Nichts. Das Glöcklein zur Einquartierung hört man alle Tage. Gestern schlug das Gewitter eine Stunde von hier ein, in Daasdorf, und brannten zwei Häuser ab. Eines gehörte einer reichen Frau, das andere einer armen. Letzterer zwei Söhne waren eben zum Schanzen in Erfurt, und da sie müde nach Hause kamen, fanden sie kein Obdach mehr. . . .

„Ich sitze alle Abende unter den Orangen mit Stäffchen. . . . Von Fritz habe ich noch immer keine Nachricht. Gestern Nacht träumte ich von ihm, und es überfiel mich eine unbeschreibliche Schwermut. Vielleicht ist er krank oder wohl tot."

Die Mutter an Fritz.

30. Juli.

(Als endlich ein am 12. Juni geschriebener Brief von ihm angekommen war:) „Daß Du, lieber Fritz, viele Leiden, Schrecken und der Menschheit widrige Dinge erduldet, habe ich mir schon ohnedies vorstellen können. Mögest Du nur gesund sein! Du hast mir Nichts von Deinen Kindern und Schwiegereltern geschrieben; sie sind wohl auch ausgeplündert und aufgezehrt. Wenn der Krieg losgeht [nach dem Waffenstillstande], bist Du, armer Fritz, wieder mitten drin."

7. August.

„Wie geht Dir's, lieber Fritz? Und hilft mir doch nichts mein Fragen. Gewiß sind manche von meinen Briefen an Dich verloren gegangen. . . .

„Bist Du denn um alle Deine Pferde und Vieh gekommen? Wie ist es Deinem Schwiegervater gegangen?

„Wenn ich nur das Trommeln und das Einquartierungsglöckchen nicht mehr hören sollte! Seit Ostern alle Tage!

„Viele Menschen sterben hier, weil man gar keine Ruhe mehr hat.

„Nimm ja Deine Gesundheit in Acht, und wenn Du des Nachts unter freiem Himmel zubringst, wie damals in Neukirch, so erkälte Dich nicht, denn schon einmal wurdest Du durch Erkältung so krank. . . .

„Daß Du Dich nicht von dem Abscheulichen unserer Zeit niederdrücken läßt, ist mir lieb."

Die Mutter an Karl.

13. August.

(Als sie zu Hause Bäder nehmen wollte:) „Ich kann nur jetzt Niemand zum Wassertragen bekommen, weil Alles zum Schanzen und Kornschneiden muß. Neulich wurde Fräulein v. Waldner zum Schanzen bestellt und mußte sich mit vier Talern lösen! Mir hat man noch nichts angemutet; aber schon manche vornehme alte Frauen haben sich davon lösen müssen. Auch Botschaft müssen wir gehen, da man mit ein paar Kopfstücken davon kommt."

Im September verbrachte die alte Dame einige Wochen auf Kochberg, und Charlotte v. Schiller, die nun fünfundzwanzig Jahre diese Plätze nicht mehr gesehen hatte, besuchte sie dort. „Die Außenwelt hat in Kochberg sehr zugenommen“, fand die Schiller, „und Geschmack und verständige Anordnung haben eine neue Welt geschaffen, aber die alte Wohnung über den Prunkzimmern, der große Ofen und die alten Möbel waren mir doch lieber, und der Schreibtisch der Mutter.“

Als Frau v. Stein im Anfang Oktober nach Weimar zurückkehrte, fand sie das alte Schauspiel wieder: durchziehende Truppen, lärmend, fordernd, gewaltsam zugreifend, leichtfertig zerstörend. Jetzt waren es Franzosen, die viele österreichische Gefangene mit sich führten.

Man hatte abwechselnd Nachricht von Siegen und Niederlagen der Verbündeten in Schlesien, Brandenburg, Sachsen und Böhmen bekommen.

* * *

Am 19. Oktober brachte der russische Oberst v. Geismar im Auftrage des russischen Kaisers die Botschaft von einem großen, entscheidenden Siege der Verbündeten bei Leipzig.

Ein Pulk Kosaken legte sich am selben Tage in die Stadt, die man glücklicherweise als befreundet ansah. Aber schon am 21. Oktober drangen wieder Franzosen herein. Die Kosaken bekamen Hilfe durch preußische Jäger und österreichische Dragoner; die Franzosen zogen sich nach Gaberndorf am Ettersberge zurück und richteten von dort ihre Kanonen auf die

‚Altenburg', wo die Österreicher standen; die ‚Altenburg' war ein großes, von Seebachs erbautes und bewohntes Haus außerhalb und oberhalb des Kegeltores. Bei dieser Schießerei flogen viele Kugeln in die Stadt, und die „Befreier", wenigstens die Russen, benutzten auch die Gelegenheit zum Plündern.

Diesmal ging Frau v. Stein rechtzeitig in's Schloß, wenigstens auf die Nacht. Ihr Keller ward ausgeplündert; die besten Sachen in den Stuben ließ sie am nächsten Morgen auf's Schloß tragen.

Die Mutter an Karl.

22. Oktober.

„Lieber Sohn! Wir haben eine erschreckliche Nacht gehabt. Wenn Du nur nicht das Hauskreuz auch alles hättest! Gott wird weiter helfen.

„Heute kommt der russische Kaiser. Napoleon soll in Erfurt sein.

„Kämpfer ist ausgeplündert worden, die Pogwisch auch.

„Ich schreibe an der Wedeln Schreibtisch, die recht krank war. Mir ist's leidlich; nur zittere ich so, daß ich fast nicht schreiben kann. Verliere Deinen sonst so guten Mut nicht! Tausend Grüße an Amelien!

„Das Eau de Cologne soll, wenn es zu haben ist, mitkommen. Der Kaffee kam, als mir eben ein betrunkener Kosak die Fenster einschlug, weil er drei Bouteillen Rack [Arrak] haben wollte. Nachher mißhandelte er den armen Kutscher und noch einen Mann auf dem Hof. Ich lief fort nach dem Propst [der griechischen Kirche unten], begegnete ihm auf der Straße mit einem russischen Offizier. Er wollte mit einem Pikett diese Ungetüme holen. Da kamen aber Franzosen. Alles mußte aufbrechen; auf dem Schweinemarkte*) wurde ein Gefecht.

*) Jetzt Karlsplatz.

„Henriette*) ist in die Bastille**) gezogen; alle Fenster in ihrem Haus sind von den Kanonen gesprungen.

„Es ist eine schlechte Anstalt: die armen Soldaten fanden hier Nichts zu essen und mußten aus Not zugreifen.

„Ich habe auch kein Brot, und meine Leute nicht einen Bissen. Mich hungert nicht.

„Nun lebt wohl, gute Kinder! Der Himmel beschütze Euch! Ich grüße Groß und Klein tausendmal!

„Die Herzogin ist gar tröstlich."

31. Oktober.

„Schon vorigen Mittwoch ging ich darauf aus, Dir eine Art Sauvegarde oder Sicherheitsbrief zu schaffen, da ich hörte, daß in allen Dörfern so geplündert werde. Ich hörte, der Kosakenhetman sei im Schlosse, schrieb also der Herzogin gleich ein Billett, bat zugleich für die Gräfin Werther, die von Beichlingen einen Boten bekam, daß schon fünf Dörfer ausgeplündert worden seien. Das beigeschlossene Billett bekam ich zur Antwort.***)

„Die Gräfin Werther ging selbst zu allen diesen Herren, bekam aber keine Hilfe. Auch der Propst von der Großfürstin schlug einen solchen zur Ordnung weisenden Brief ab; er dürfe es nicht, und die Kosaken könnten auch nicht lesen.

„Da ist nun weiter Nichts als uns hilft Gott und der Tod. Ich habe jetzt nur einen Wunsch, daß die Franzosen nur nicht wiederkommen mögen; denn viele Personen glauben, daß es doch noch möglich sei.

„Was Deine drei unschuldigen Kosaken betrifft, so glaube ich, sie hätten zuletzt doch noch geplündert, wenn sie die

*) Die Schwägerin Karls, Gattin des Oberstallmeisters v. Seebach.

**) Zuerst Scherzname, dann allgemein üblicher Name für den ältesten Teil des Schlosses am Turme.

***) Die Herzogin nannte die Personen, an die man sich wegen des Schutzes wenden solle, und schloß: „Man ist ganz ermüdet von allen Unfällen und Unordnungen und abgestumpft, meine liebe Stein."

Bauern nicht gefürchtet hätten. Denn sie fordern Alles nach und nach mit Bescheidenheit und nehmen es zuletzt, wenn sie die Leute zutraulich gemacht, mit. Des Onkels Bedienten haben sie auf der Straße ausgeplündert; in jenaischen Dörfern haben sie den Leuten alle Haustüren und Fenster zertrümmert. Bei mir schmiß der eine Kosak gleich fünf Fenster mit seiner Pike ein.

„Ich sitze immer zu Haus, weil ich kein Schuh habe; und da alle Schuhmacher bloß für die Soldaten arbeiten müssen, kann ich auch keine gemacht kriegen. Ich kam vom Schloß, zog meine dicken ledernen Schuhe aus; meine distraite Jungfer nimmt sie wider meinen Willen mit zur Tür hinaus, um sie rein zu machen — und fort waren sie! Der Himmel weiß, was ich alles von meinen Sachen bei dem Hinunterschleppen auf's Schloß werde verloren haben.

„Sollte es für Deine Frau in Kochberg zu schreckhaft sein, mehreren solchen Kosaken-Szenen beizuwohnen, so laß sie hierher zu mir reisen mit Luischen, wenn der Weg sicher ist. Oben sind noch Stuben; die untern sind für die Einquartierung.

„Heute mußte ich mein für die Einquartierung Gekochtes selbst verzehren, wie Du und die Kochberger das Diner für die [angesagten und nicht gekommenen] 500 Mann.

„Wir haben nichts Notwendigeres zu tun als Scharpie machen; so bringen wir beide die Abende zu. Ich habe beständig einen großen Topf stehen für die unglücklichen Franzosen, die verlassen und entblößt in den Häusern betteln und wie die Gespenster aussehen."

12. November.

„Der König von Preußen war vorgestern nur eine Stunde hier. . . . Der ganze erbprinzliche Hof ist wieder hier, auch die Großfürstin Katharina, welche im Palais wohnt. Da gibt's Couren ohne Ende, wozu ich aber nicht gehe, denn ich bin müde. Der Herzog begeht die unerhörte Freigebigkeit, die Großfürstin Katharina auf seine Kosten zu bewirten, und keine Kasse hat mehr was als nur die Theaterkasse . . . .

„Goethe hat seinen Napoleons-Orden müssen ablegen. Graf Colloredo, ein rechter Enragé gegen die Franzosen, logierte bei ihm; er nahm's ihm sehr übel, daß er ihm mit dem Orden entgegenkam, und zwang ihn, ihn abzulegen. — So erzählt man's."*)

An Fritz.

12. November.

„Wir haben hier viele Drangsale gehabt. Du, guter Fritz, gewiß noch mehr. Genug, um die gerechte Sache kann man Alles dulden. Die Preußen werden über Alles gerühmt an Tapferkeit und moralischem Betragen, angebetet werden sie. Nun ist Erfurt belagert. Das ist uns eine schlimme Nachbarschaft."

21. Dezember.

„Unser Herzog ist Generalissimus der sächsischen Armee. Übrigens sind wir hier wie beinahe in ganz Deutschland in einem sehr gedrückten Zustand: die Nervenfieber beinahe pestartig, kein Doktor mehr zu haben, kein Krankenwärter, keine Lichter, keine Seife, kein Stroh, auch kein Holz."

24. Dezember.

„Eben war vor meinem Fenster eine Reihe von 28 Baschkiren, Kirgisen, Kosaken 2c., ein jeder mit einer andern Mütze und anderm Kleid, welche der Großfürstin die Honneurs machten, als sie aus der Kirche kam."

25. Dezember.

„Heute traf Dein lieber Brief mit dem Glückwunsch zu meinem Geburtstag ein, eben wie alle gute Freunde (aus Liebe Einige und aus Artigkeit Andere) bei mir sich zu guten Wünschen versammelt hatten: die Großfürstin, Erbprinz, Goethe (August Goethe war schon gleich früh da), Gräfin Henckel, die Beust, Konstanze Fritsch, genug, alle Hofdamen, die Schillern, Wolzogen und noch viele andere Damen, daß

*) Vgl. ‚Wilhelm und Caroline v. Humboldt in ihren Briefen', Bd. III., S. 135 f.

meine Zimmer zu voll wurden. Ich wußte gar nicht vor allen den Höflichkeiten, wo hinaus.

„Amelie von Kochberg hatte mir eine prächtige Bisquit-Torte, ganz mit Eingemachtem garniert, geschickt. Eine Bouteille Malaga hatte mir Stäffchen dazu gebracht; Fräulein Könneritz: einen Arbeitsbeutel, Gräfin Henckel: eine Bouteille Marasquin. Und noch manche kleine Geschenke von Andern, um mich zu speisen: von Kochberg eine fette Gans und einen Truthahn, von Goethe Gänseleberpastete und Hecht mit Gelee und Schälchen. Daraus solltest Du nicht glauben, daß manche Menschen hier vor Hunger sterben, ehe einem das Elend zu Ohren kommt.

„Ich möchte die Gabe haben, aber auch die Kräfte, in die Winkel der Notleidenden gehen zu können. Man macht hier Anstalt dazu, und zwar sind es einige Frauen; aber das Genie fehlt uns, um es mit wenig Geld zu machen: da wir alle keins haben.

„Indessen ich hier um Dich für's Nervenfieber in Sorgen bin, bist Du es um mich, Du guter Fritz. Ich bin nun 72 Jahr und fühle mich sehr schwach; besonders der ewige Kopfschmerz hindert mich an Allem. Deswegen schreibe ich auch nicht.

„Freilich ist unsere liebe Großfürstin viel auf Reisen; es soll ihre jetzige Reise 50 000 Taler gekostet haben, und noch sagt man, sie ginge in einigen Wochen wieder fort. Und ich glaube nicht daran, daß es ein Königreich eintragen wird, obschon der König von Sachsen sehr verdient hätte, auf Pension gesetzt zu werden. Es gibt verschiedene Liebhabereien in der Welt. Unsere gute Herzogin hat die des Zuhausbleibens, des Sparens, um der Not entgegenzukommen. Unsere Großfürstin ist recht mitleidig, aber ihre Liebhaberei ist: ihre Liebenswürdigkeit auch in der Fremde zu zeigen.

„Jetzt ist unser Herzog in Dresden, wird aber wieder erwartet. Erfurt, nämlich die Stadt, wird den 6ten übergeben werden, aber die Festung nicht. Da werden wir nicht mehr so viel zu liefern haben . . .

Erbprinzessin Maria Paulowna

Nach dem Gemälde von J. B. Isabey in der Steinzeichnung von Zausig

„Im Fall der Herzog und seine Familie hier wegzögen*), so zieht mich Das nicht von Weimar hinweg. Ich bin zu alt, um meine Wohnung anders als nur zum Grab zu verändern."

Auf diesen letzten Umzug ward der Gedanke jetzt oft gelenkt. Wieland hatte zu Anfang des Jahres seine fleißige Lebensarbeit vollendet und war nach seinem Wunsche in seinem alten Garten zu Osmannstedt begraben worden. Die alte Frau v. Seebach fand im März im Kochberger Parke ihr letztes Plätzchen; die Leiche ward heimlich des Nachts dahin gefahren, weil es am Tage zuviel Kosten und Umstände gemacht hätte; ihr Schwiegersohn Karl begleitete den Wagen den ganzen Weg zu Fuß, bei abscheulichster Witterung, um die Fuhre desto sicherer durch alle die Ortschaften zu schmuggeln. „Ich habe sie gebeten, daß sie sich mit meiner Leiche nicht so belasten sollen", schrieb Frau v. Stein ihrem Fritz. In der Mitte des Sommers kam die Botschaft, daß Henriette v. Knebel in Schwerin gestorben sei. Und kurz vor Weihnachten verschied Charlottens alter Diener Schach. Mehr als vierzig Jahre war er bei ihr im Hause gewesen. Seine alte Herrin klagte laut und konnte sich nur in einer Ungerechtigkeit gegen die nächsten Freunde und Verwandten genug tun, um diesen Verlust auszudrücken:

„Nun – habe ich Niemand um mich herum, der eine Anhänglichkeit an mich hätte. Nur Du noch, lieber Fritz, in der Ferne."

*) Man glaubte, daß dem Herzog Karl August das Königreich Sachsen zugesprochen werden müßte.

Die Jahre 1814 und 1815 waren etwas leichter und trostreicher. Der Kriegsschauplatz lag wenigstens nicht mehr in der Nähe!

Aber die Abgaben blieben fast unerschwinglich. Man sei nicht sicher, ob man noch das Bett unter dem Leibe behalte, klagte Charlotte 1815, wollte aber doch noch freiwillig ihre silberne Kaffeekanne hergeben, als einige Patrioten für's Vaterland solche Wertsachen sammelten. Ihr Karl spottete über diese Absicht der Mutter: eine solche Kanne kaufe man für 22 Taler, da sei es doch gescheiter, das bare Geld hinzugeben.

Aber gerade ihren Söhnen hatte die Mutter verborgen, wie rar bei ihr die Taler waren, und wie knapp es bei ihr jetzt in der Regel herging. Eines Tages entschloß sich die alte Dame, die eigene Küche und Köchin aufzugeben und sich das Mittagessen aus einem Speisehause holen zu lassen. Das war billiger, und sie ersparte dann auch den Ärger mit den Mädchen, wovon sie infolge ihrer knappen Verhältnisse und ihrer gedrückten Stimmung jetzt mehr als sonst zu leiden gehabt hatte. Lotte Schiller war unglücklich über diesen Plan und schrieb sogleich an Fritz, deutete ihm auch an, daß er mitschuldig sei an der Armut der Mutter. Fritz wandte sich nun rasch an seinen Bruder und auch an Frau v. Schiller:

„Nicht geahndet habe ich, daß ich die Ursache der Entbehrungen meiner guten Mutter sein könne. Alles, was sie für mich geleistet, war ihr Anerbieten! Ich bin mir bestimmt erinnerlich, ihr nie eine Bitte deshalb getan zu haben, und ich bin bisweilen selbst in Verwunderung gewesen, daß es ihr möglich sei, so freigebig zu sein.

„Aber wie es zugegangen, kann ich mir leicht erklären. Ich habe einige kleine Kapitale in Thüringen zu verzinsen; der Krieg hinderte mich, diese Zinsen durch sie wie sonst pünktlich abzutragen. Ordnungsliebend, wie sie ist, peinigte sie Dieses, und sie trat in das Mittel, ohne mich ahnden zu lassen, welche Opfer ihr Dieses koste.

„Damit sie nun keine Versuchung zu irgend einer solchen Freigebigkeit habe, so schreibe ich ihr, daß ich sie bäte, garnichts mehr für mich zu zahlen, weil ich mit meinem Bruder alles Erforderliche verabreden würde und ihre Gesundheit durchaus Ruhe bedürfe."

* * *

Bald kamen große Nachrichten, die auch die Greisin mit Genugtuung erfüllten. Am 11. April 1814 traf der Maler Jagemann, einer der Freiwilligen, ein Bruder der Künstlerin, als Bote vom Kriegsschauplatz ein: die Verbündeten seien in Paris eingezogen. Vier Tage später folgte ihm Adolf v. Wolzogen und verkündete Napoleons Thronentsagung. Charlotte konnte diese Botschaften wie einen eigenen Sieg empfinden; sie war die Erste in Weimar gewesen, die den „Mordbrenner" gehaßt hatte, und dann auch Jahre hindurch fast die Einzige geblieben, die sich von seinen Siegen, seiner Tapferkeit und Kühnheit, seiner Liebenswürdigkeit und seinen schönen Augen nicht bezwingen ließ.

Sie hatte sich ihr Leben lang geweigert, die bloße Größe und Stärke zu verehren; als sittliche Persönlichkeit fragte sie immer erst noch, welcher Gebrauch von der Größe und Stärke gemacht werde. Sie hatte einst in tiefen Schmerzen mit dem Genie Goethe gerungen, den zu lieben sie nie aufhören konnte; im Ver-

gleich damit war ihr der Kampf mit dem Genie Napoleon immer leicht geblieben.

Der sittliche Mensch muß, wenn er sonst aus klaren Augen um sich sieht, Pessimist werden. Wie er auch im Übrigen zur Bibel steht, sein Urteil über irdische Macht und Herrlichkeit, über die Menschen und Dinge „dieser Welt“ wird das biblische sein. Als die Deutschen sich auf ihr Vaterland besannen und für dies Vaterland Opfer brachten, die ihnen vorher Niemand zugetraut hatte, als eine staunenswerte Anstrengung der Völker das Ungeheuer Napoleon überwältigte, als dann die drei mächtigsten Monarchen einen heiligen Bund für die Wohlfahrt dieser Völker schlossen, da bekannte Frau v. Stein: „die jetzigen Weltbegebenheiten sind so auffallend wunderbar“, aber sie glaubte trotzdem nicht an ein gutes Ende: „wenigstens sieht ein solcher vernünftiger Gang der ganzen Weltgeschichte nicht gleich.“

Bald genug zeigte es sich, daß die Weltgeschichte auch in diesen Jahren nach ihrer alten Gewohnheit das Erhabene und Lächerliche, das Erquickende und Bedrückende, den Triumph des Edlen und den Triumph des Niedrigen gleichgültig durcheinander auf ihre Seiten schrieb. „Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener“, sagte jetzt der andere politische Pessimist Goethe, wenn er sich einmal hinreißen ließ, zur Politik ein Wort zu sagen, „aber die Erde dehnt sich auch noch weithin nach Morgen aus. — — —“

Man durfte sich gerade in Weimar über die Russen und Preußen nicht frei aussprechen, aber daß diese östlichen Völker für Weimar seltsame Befreier waren,

mußten nach dem ersten Rausche doch auch die jüngsten Optimisten, und gerade sie, bemerken. Schon 1814 kam ein preußisch-russischer Gruß nach Weimar, der die neue Freiheit beleuchtete. Barthold Niebuhr hatte eine kleine Schrift herausgegeben, die der preußischen Regierung unangenehm war; deshalb verlangte sie vom weimarischen Herzog, daß er das Büchlein konfiszieren lasse. „Wäre ich des Herzogs Minister gewesen", schalt Frau v. Stein, „so hätte ich geantwortet: da des deutschen Bluts so viel geflossen wäre, um Napoleons Tyrannei abzuschütteln, so sei es der deutschen Ehre zuwider, sich von seinen Landsleuten solche Gesetze vorschreiben zu lassen, da gar nichts Aufrührerisches in der Schrift enthalten ist."

Die Nachrichten vom Wiener Kongreß sorgten für weitere Ernüchterung. Dort schienen sich die Fürsten, Minister und Gesandten geradezu zu dem Zwecke dreiviertel Jahre lang aufzuhalten, um die letzten Taler aus ihren Kassen zu verjubeln, um die große Zeit wieder klein zu kriegen und um nach der erstaunlichen Volkserhebung zu beweisen, daß sie, die hohen Herren, großenteils ihrer alten Erbärmlichkeit treu geblieben seien. Die alte Frau v. Stein seufzte, daß von den Abgaben, die das Land so blutlos machten, ein großer Teil nach Wien floß, wo die Empfänger sich von Fest zu Fest bewegten: „ich höre täglich Details, die mich unglücklich machen". Sie seufzte, daß der Herzog, der Erbprinz, die ‚Großfürstin' sich auch in dieses Treiben mischen mußten, um bei der neuen Teilung der Welt nicht zu kurz zu kommen.

Das Ergebnis aller Bestrebungen war für Weimar kläglich. Sein Herzog war von 1792 bis 1815 unter allen deutschen Fürsten Derjenige gewesen, der die meisten Kriegsstrapazen in den Kämpfen mit Frankreich in eigener Person auf sich genommen; er hatte für Preußen große Opfer gebracht, selbst das kaum verantwortliche Opfer, sein eigenes Land zu vernachlässigen und diesem Lande den Groll des Mächtigsten zuzuziehen. Sein Sohn und Erbe war mit der Schwester des russischen Kaisers vermählt und er selber hatte in den letzten Kriegszeiten russische Armeen geführt. Mehr als ein Land war ihm im Laufe der Jahre versprochen worden: das erfurtische Gebiet, das fuldaische, das kursächsische. Aber Karl August war nebenbei auch ein Träumer und Gelehrter; er saß nicht ausdauernd genug beim diplomatischen Kartenspiel still, wartete nicht alle günstigen Wandlungen geduldig ab; er ging manchmal zur Unzeit in Wiese und Wald spazieren und unterhielt sich dort mit seinen Hunden oder mit Bäumen und Blumen.

Als in Wien alle Beratungen, alles Feilschen, aller Länderschacher aus waren, hatte er für sich erobert: den Neustädter Kreis und ein Dutzend Flecken und Dörfer, alles in allem 31 Quadratmeilen armes Land mit 75 000 armen Einwohnern. Doch auch den Titel Großherzog bekam er, denn in der Befriedigung der deutschen Sehnsucht nach schönen Titeln bewiesen sich die Wiener Wohltäter ebenso gütig, wie der nunmehr wieder zum ‚Bonaparte' herabgesunkene große Kaiser gewesen war. Die früheren Landgrafen, Markgrafen und Herzöge,

die das Ungewitter glücklich überstanden hatten, nannten sich jetzt Könige und Großherzöge.

Die alte Herzogin Luise war wütend über die „Königliche Hoheit", wie sie nun heißen sollte, während ja doch kein königliches Land zum großen Titel gegeben wurde. „Ich wollte, es wären erst sechs Monate vorüber, daß ich mich einigermaßen daran gewöhnt hätte und mich nicht mehr schämte." Und Frau v. Stein fühlte sich geniert, daß sie nach vierzig Jahren ihre Freundin plötzlich anders benennen sollte.

* * *

Auch in Charlottens eigener Familie gab es eine unerwartete Standeserhöhung ohne sonstigen Vorteil. Ihr Fritz zwar hatte immer noch kein Glück, aber Karl, der Landmann und Spötter, ward in diesen Jahren zuerst „Feldobrist" und dann bekam er gar die „Exzellenz". Feldobrist ward er im Herbst 1814 für einen Bezirk des gothaisch-altenburgischen Landsturms; jeden Sonntag ließ er die Mannschaften von acht Dörfern in ihren Städten Blankenhain und Kranichfeld exerzieren; seine beiden Söhne, die eben konfirmiert worden waren, ritten als seine Adjutanten mit ihm; sie hatten übrigens schon manches Mal ihn mit ihren Flinten begleitet, wenn es galt, Marodeure aus den Kochbergischen Gegenden zu vertreiben.

Eine Neigung, noch einmal in den mecklenburgischen Dienst zurückzutreten, fühlte Karl v. Stein nicht; also war es jetzt, nach der Wiederkehr des Friedens, Zeit, sich

von dort abzulösen. Die mecklenburgischen Herrschaften kamen öfters nach Weimar; sie besuchten dann auch Frau v. Stein, die Freundin ihrer nunmehrigen Erbprinzessin, und empfingen ihren ehemaligen Kammerherrn, der immer noch Anwärter auf das Amt Doberan war. Im Januar 1816 stellte der nunmehrige Großherzog Friedrich Franz unserm Baron Karl bei seiner Verabschiedung aus den mecklenburgischen Verhältnissen die Wahl zwischen zwei Titeln: Oberhauptmann und Oberlanddrost. Karl wählte den letzteren. Damit war er auch Exzellenz. „Seitdem die neueste Mode das Hohe mit dem Nichtviel vereinigt hat", meinte Karl, könne ihm der schöne Titel ‚Oberlanddrost' wohl passen; „er ist mir von einigem Nutzen, die kleinen Minister hiesiger Gegend mir ein bißchen vom Leibe zu halten"; doch bat er den Großherzog, das Prädikat Exzellenz ablehnen zu dürfen. Dieser aber wollte nichts davon hören und meinte sogar, Karl solle Generalleutnantsrang annehmen. Bald darauf kam der mecklenburgische Erbgroßherzog selbst nach Kochberg; auf dessen mündliches Zureden ergab sich Karl in sein Schicksal, bat aber doch den Bruder: „Schreib' nur an den Freiherrn v. Stein auf Kochberg und laß den Titel weg!"

Freilich vereinigte sich hier das „Hohe mit dem Nichtviel". In diesem selben Jahre 1816 wollte Karls Frau einmal ihre Verwandten in Weimar besuchen, die auch alle hochbetitelte Leute waren. Ihr Mann hatte jetzt aber keinen Gaul mehr, der die Fahrt bis Weimar, ohne Schaden zu nehmen, ausgehalten oder sich in dieser Residenzstadt hätte sehen lassen

dürfen. So geschah es denn, daß die Freifrau Amelie v. Stein, Rittergutsbesitzerin, Oberlanddrostin, Exzellenz, nach Weimar zu Fuß ging, einen Weg von sieben Stunden.

* * *

Aber trotz dieser bitterbösen Armut und trotz aller verbleibenden menschlichen Erbärmlichkeit blieb es doch wahr: der große Blutsauger Europas war unschädlich gemacht, die Kriegsjahre hatten ein Ende. Es mußte jetzt besser werden!

Am 7. April 1816 ließ sich der neue Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach von seinen Ständen huldigen; der älteste Staatsminister, Goethe, stand ihm zur Rechten.

Am 5. Mai gab Karl August seinem Lande eine neue Verfassung.

Eine neue Zeit begann.

XVI. Das Verglimmen

1816—1827

Eine Zeit mag noch so „neu", noch so reich an Anfängen und Versprechungen sein: ein Mensch, der die Siebzig überschritten hat, sieht auch in den neuen Verhältnissen das Alter, die letzten Jahre und den Tod vor sich.

Wir wissen, wie lange schon Frau v. Stein mit kleinen und großen Krankheiten kämpfen mußte und daß ihr Gesundheitszustand trotz der häufigen Leiden im

Ganzen sich nicht verschlechterte. Allmählich aber kam die Schwäche des Alters zu den Schmerzen und Leiden hinzu: die Augen und Ohren versagten je länger je mehr den Dienst, die Glieder wurden kraftlos, der Geist ermüdete rasch und sah viel gleichgültiger den Dingen zu, die ihn früher erregt hatten.

Zuweilen tat Charlotte Etwas gegen ihre Übel. 1815 war sie noch einmal in Ilmenau gewesen, 1818 und 1819 ging sie in einer neuen Himmelsrichtung der Gesundheit nach und versuchte das Kösener Bad; aber an eine wirkliche Heilung konnte sie bei ihren Jahren nicht mehr denken. Nur der große Arzt, der Tod, konnte alle Mängel des Leibes wegnehmen. Sie fürchtete ihn keineswegs. In Kösen rühmte sie die Aussicht aus ihrem Fenster, weil man auf den Kirchhof sah: „Hinter meinem Hause ist viel Poesie, nämlich der Gottesacker; ein junges Mädchen wurde eben der Tag begraben, als ich ankam.“ Von Wieland erzählte man sich, er habe in seinen letzten Augenblicken Hamlets Worte geflüstert:

To be or not to be — that is the question.

Charlotte war überzeugt, daß auch diese letzte große Frage den Sterbenden keineswegs beunruhige; sie wollte es sogar aus eigener Erfahrung wissen, denn sie war einmal, 1817, dem Tode ganz nahe gewesen, hatte schon geglaubt, die letzten Atemzüge zu tun, und ihr Inneres war ruhig und gleichgültig geblieben. An ein künftiges Leben glaubte sie nur mit einigem Zweifel; noch unsicherer war sie, wie sich der Mensch im Hinblick auf diese mögliche Fortdauer verhalten solle.

„Ich bin über das arge Taubsein ganz in mich gekehrt und spaziere in mein vergangenes Leben herum, ob ich wohl Etwas in einer zukünftigen Existenz aus jetzigen Erfahrungen könnte besser machen. Da kommen immer Abers dazwischen, die ich nicht fassen kann."

Die beste Behandlung ihrer körperlichen Leiden war: eine stille Stuben-Existenz und die Zuflucht in's Bett, wenn die Schmerzen arg wurden.

Wohl Dem, der in solchem Alter und Gesundheitszustand die Liebe ernten kann, die er früher gesäet! Es können freilich nicht ganz die gleichen Menschen sein, denen wir wohltaten und die uns nun Gutes erweisen. Von Denen, die Charlotte am liebsten gehabt hatte, war die Mutter längst vorausgegangen, ihr Fritz lebte im fernen Schlesien, und vom alten Geheimen Rat v. Goethe konnte man nicht viel Krankenpflegerdienste verlangen. Vier Töchter hatte sie einst geboren: wenn Diese doch erwachsen wären und hilfreich zu ihr kämen!

Und sie kamen. Sie erschienen unter anderem Namen, in anderen Gestalten, aber es waren liebreiche, dienstfreudige Töchter.

Die Eine nannte sich Albertine v. Staff oder kurzweg „Stäffchen". Sie stand ihrer älteren Wohnungsgenossin immer noch „mit unendlicher Geduld und Aufopferung" bei. Leider ward sie selber mit der Zeit recht schwach und noch blinder als Frau v. Stein.

Die Zweite war die gute Schwiegertochter Amelie, die jeden Augenblick sich bereit zeigte, von Kochberg herüberzukommen, um die Mama zu pflegen; und auch ihr

Luischen, Charlottens Enkelin, weilte manchmal und gern bei der Großmutter.

Ganz außer der Regel aber erschien die Liebe, die sie zuletzt von zwei Frauen erntete, die ihr wenig oder gar nicht verpflichtet waren, von der Präsidentin v. Schwendler und der Frau v. Ahlefeldt. Namentlich Charlotte v. Ahlefeldt, die seit dem Herbst 1822 wieder in der Heimat lebte (1807 war sie von ihrem Manne geschieden), trat wie eine Verkörperung fröhlicher Wohltätigkeit und fürsorgender Freundschaft zu ihr. In früheren Jahren hatte Frau v. Stein sie öfters wegen ihrer Verschwendung ausgescholten; sie war zwar anspruchslos für ihre Person, aber das Geld saß locker in ihren Taschen. Bald jedoch verdiente sie sich durch fleißiges Romanschreiben so viel, daß sie Niemand schuldig zu sein brauchte. Sie hatte in der Mansarde des Bernstorffischen Hauses ein kleines Logis, hielt sich kein Dienstmädchen, sah aber trotzdem in ihrer großen Stube oft die vornehmste Gesellschaft der Stadt; der Erbgroßherzog Karl Friedrich besuchte sie sehr häufig. Einst ward sie in den Gasthof ‚Zum Erbprinzen' gerufen; sie fand dort eine sterbende Dame mit drei kleinen Knaben. „Auf Dich habe ich meine letzte Hoffnung gesetzt," sagte die Sterbende zu ihr, „wenn Du Dich meiner Kinder nicht annimmst, sind sie von aller Welt verlassen." — „Ich habe selber Nichts," erwiderte Charlotte, „aber so gut ich kann, will ich für sie sorgen." Sie brachte die Knaben zu biedern Drechslersleuten in's Haus, zahlte für sie und ließ sie sogar alle drei studieren. Das Geld dazu erwarb sie

sich auf dieselbe Weise, wie Walter Scott zur gleichen Zeit sich einer plötzlichen Schuldenlast von 40 000 Pfund entledigte: sie ließ die Feder flinker als früher über das Papier gleiten und fragte nicht viel, ob ihr Futter für die Leser der Leihbibliotheken auch großen Nährwert habe.*) Und in der Muße zwischen ihrer Roman-Fabrikarbeit eilte sie immer wieder zur Mama Stein und fragte, wie es gehe und ob sie etwas helfen könne.

Die erste Tochter, die Charlotte durch eigene Wahl an sich gezogen hatte, Lotte Schiller, erschien noch fleißig, wenn sie in Weimar war. Aber sie gehörte leider zu Denen, die alles mögliche Gute tun würden, wenn sie nicht gerade Katarrh oder lahme Füße oder Briefe zu schreiben hätten; und ihr Geplauder wurde der alten Freundin manchmal zu reichlich und zu flach. Im Januar 1823 erzählte Karl dem Bruder:

„Meine Mutter ist abwechselnd wohl und auch wieder schwächer, zumal da mancher Besuch sie sehr ermüdet; denn der Besuch reißt den ganzen Tag nicht ab.

„Wenn die Schillern kommt, schläft sie gleich ein und hört auch nichts. Sowie die Schillern weggeht, wacht sie wieder auf und versteht auch ziemlich leicht, was man sagt, und ist oft recht munter und vergnügt. Die Schillern aber kommt alle Tage, und ihre tiefe Verehrung für Alles, was

*) Von 1822 bis 1832 betrieb sie diese Fronarbeit für ihre Schützlinge; dann konnte sie es sich noch 17 Jahre behaglicher machen. Alle drei Brüder sind zu hohen Stellungen gelangt. Man wird mir verzeihen, daß ich diese Geschichte, die ich aus mündlicher Überlieferung habe, erzähle, um sie vor dem Untergang zu retten.

fürstlich ist und von Fürsten begünstigt wird, geht in eine so gutmütige Langweiligkeit auseinander, daß auch gesunde Leute gähnen müssen.

„Die Wolzogen ist dagegen von einer recht angenehmen Unterhaltung."

Doch erhielt auch Lotte Schiller noch manches Liebeszeichen von Mama Stein. „Sie sind mir ein liebes Kind, das mir bisher geblieben ist," schrieb die Ältere 1819 aus Kösen, und wenn Lotte Schiller ihre an kleinen Neuigkeiten stets reichen Briefe an den Jugendfreund Fritz richtete, wußte sie häufig von guten Stunden zu erzählen, wo die Mutter ihr nicht vor dem Munde eingeschlafen war. So im Mai 1821:

„Alles, was ihr Nachdenken erweckt und ihren Geist beschäftigt, kann sie lebendig interessieren. Auch für Poesie ist sie sehr empfänglich, wenn der Körper nicht gedrückt ist. So freut sie sich sehr an Herders philosophischen Gedichten. Dieser Hang zu höheren, ernsten Ansichten hat ihr ihre Jugend wie ihr Alter verschönt. Schiller liebte diesen Zug ihres Wesens so und hat es mir oft gesagt."

Und im März 1823:

„In schmerzenfreien Stunden und nach ihrem Zustand ruhigen Tagen interessiert sie sich für Alles, was ihren Geist beschäftigt, und sitzt mit ihren schönen festen Zügen und anmutigem Wesen auf ihrem Lehnstuhl wie vor vierzig Jahren."

* * *

„Wie vor vierzig Jahren" plauderte sie auch noch manchmal mit ihrer ‚Herzogin' Luise, an deren nunmehrigen höheren Titel sie sich nun einmal nicht ge-

wöhnen konnte. „Ich liebe Sie von ganzem Herzen“, schrieb ihr die Fürstin 1818 zum Geburtstage, und auf eine andern Stelle des Bogens schrieb sie nur das eine Wort: „Treue“.

Die beiden alten Damen machten wenig Umstände miteinander. „Gestern ließ mir die Herzogin sagen, ich möchte vor meine Haustüre kommen, sie wollte sich zu mir setzen“, erzählte Charlotte im Mai 1825 dem Freunde Knebel einmal. Zuweilen kam dann auch der Großherzog mit seinem Pudel und gesellte sich zu den beiden alten Damen auf die Bank.

Karl August regierte nun ein halbes Jahrhundert; er hatte jetzt mit seiner Gattin längst das beste Verhältnis und war in seinem Völkchen überaus beliebt; Jedermann wußte, daß der schlichte und bärbeißige alte Herr ein grundgütiges Herz in der Brust trug, daß er jedem Menschen Freiheit und Vergnügen gönnte. Und in ganz Deutschland war der Großherzog von Weimar so berühmt und hochgeehrt, daß nicht Wenige ihn am liebsten zum Deutschen Kaiser ausgerufen hätten. Er hatte, wie schon angedeutet, für geringen Lohn unter allen Fürsten die größte Last in den deutschen Kriegen auf sich genommen und unter allen deutschen Fürsten am fleißigsten an ein künftiges neu-geeinigtes Deutschland gedacht. Er hatte ferner im Verhältnis zu seinen Mitteln von allen Fürsten das Größte für die deutsche Kultur getan; sein Weimar und sein Jena waren immer noch kleine Nester und doch seit vierzig oder fünfzig Jahren Hauptstädte des geistigen Deutschlands; sie konnten sich als solche mit Berlin und Wien messen,

die an Menschen und Geld so unendlich reicher waren; ja, sie schienen bessere deutsche Hauptstädte als diese zu sein, denn Berlin blieb doch vor allem der Mittelpunkt des Preußentums und Wien derjenige der österreichischen Monarchie; zwischen weimarischem und deutschem Leben und Streben aber gab es nie einen Gegensatz. Karl August war namentlich auch der unterrichtetste und aufgeklärteste deutsche Fürst; er wußte, daß die Deutschen in den schweren Kämpfen mit Napoleon die größten Opfer an Gut und Blut gebracht hatten, nicht etwa um die erbärmlichen Zustände von Anno 1806 wieder herzustellen, sondern um Freiheit und ein deutsches Vaterland zu gewinnen, ein Staatswesen, in dem Jeder seine Kräfte brauchen, nach seinen Leistungen etwas gelten und am allgemeinen Wohl nach seinen Mitteln und Gaben mitarbeiten durfte.

Karl August hatte von jeher liberal regiert, eben weil er ein liberaler Mensch war, der am mannigfaltigen Wachstum seine Freude fand; seine Vielseitigkeit, Duldsamkeit und Gütigkeit waren ja auch die Ursache der eigentümlichen Größe und Bedeutung seines kleinen Staates. Daß er nach den Befreiungskriegen seinem Völkchen eine Verfassung gab, durch die eine Mitarbeit Vieler in den staatlichen Einrichtungen fester als bisher geregelt wurde, Das war bei seinem Charakter eine leichte und selbstverständliche Einlösung des Versprechens, das im Jahre 1814 alle Fürsten des neuen Deutschen Bundes gegeben hatten. Karl August zog jedoch durch diese Begünstigung der Freiheit die Abneigung der mächtigsten Monarchen auf sich; sein Staat,

besonders die Universität Jena, galt ihnen als Zuflucht und Brutstätte der Verschwörer und Empörer. Man vermahnte seine Regierung mehr als einmal; man hätte sein Land am liebsten unter eine preußisch-russisch-österreichische Polizeiaufsicht gestellt; der russische Kaiser, der Bruder seiner Schwiegertochter, setzte ihm sogar in Gestalt des weimarischen Landeskindes und freiwilligen Russen August v. Kotzebue einen literarischen Spion nach Weimar und Jena, damit man über die gefährlichen Vorgänge dort unterrichtet bleibe.

Karl August machte immer gute Miene zum bösen Spiele. Er fügte sich den Mächtigeren, wo er nicht anders konnte, und blieb doch immer der duldsame Fürst, der eine überspannte Jünglingsdeklamation nicht als Verbrechen, ein dreistes Literatenaufsätzchen nicht als Unglück und Gefahr anzusehen vermochte, dem nicht gleich das Fürchten und Zittern ankam, wenn zwei oder drei bärtige Männer untereinander räsonierten, und der es nicht einmal tragisch nehmen konnte, wenn der liebe Gott selber von einem deutschen Professor für abgesetzt und nicht existierend erklärt wurde.

Charlotte v. Stein hatte als Kind noch den Herzog Ernst August gesehen, den kleinen despotischen Selbstherrscher aus der alten Zeit — welch' weiter Weg war es doch von ihm bis zu seinem Enkel, diesem guten alten Landesvater, der jetzt in seiner abgetragenen Pekesche neben ihr auf der Bank vor ihrem Hause saß und eine der neumodischen „Zigarren" rauchte.

Wie oft hatte sie gleich allen Hofverwandten um diesen selben Fürsten Sorge getragen! Wie oft dann um den

Bestand der weimarischen fürstlichen Familie und damit um die Selbständigkeit Weimars! Jetzt gab es solche Sorgen nicht mehr; der starke Prinz Bernhard hatte Kinder, aber auch dem Erbprinzen Karl Friedrich ward 1818 der erwünschte Sohn geboren: bei der Taufe Karl Alexanders waren Frau v. Stein und Goethe unter den Zeugen, denen die guten Wünsche aus dem Tiefsten kamen.

* * *

Goethe — wieviel Geschichte lag jetzt auch in seinem Namen! Wieviel ausgekämpfter Kampf, wieviel überwundene Sorge! Seine Stellung in Deutschland wurde immer stolzer und ehrenvoller; er war nicht ganz der Mann geworden, den Charlotte einst aus ihm bilden wollte, aber er stand doch als ein Erhöhter da, der über alle Andern im Reiche der Geister hoch hinwegschaute. Charlotte staunte oft über die Kraft, die er in so hohen Jahren noch bewies; sie mußte es schließlich aufgeben, als Lesende und Verstehende mit ihm gleichen Schritt zu halten.

Ihre Freundschaft hatte sich jetzt längst so befestigt, daß nur der Tod sie trennen konnte. Seine Christiane war 1816 gestorben; er ward durch die Heirat seines Sohnes mit der Familie v. Pogwisch und Henckel-Donnersmarck verbunden. — Das hatte jetzt alles auf ihre Beziehungen zu Goethe keinen Einfluß mehr. Sie rechnete sich zu den Seinigen und ihn zu den Ihrigen.

Als er im Sommer 1817 die Leitung des Theaters niederlegte, weil Frau v. Heygendorff, die ehemalige

Karoline Jagemann, dort mächtiger geworden war als er, empfand die Familie v. Stein das Verhalten des Großherzogs als ein Unrecht, das auch ihr angetan wurde. „Der Theaterkrakehl ist Mutter sehr nahe gegangen", schrieb Karl an Fritz, „aber Karolinchen brüstet sich als wie ein Pfau und würde wohl Rad schlagen, wenn sie es könnte. Es ist ein Skandal! Verstehe den Großherzog, wer kann!" Und wenn Goethe ernstlich krank wurde, wie 1823, suchte man es Charlotten zu verheimlichen, damit sie sich nicht um ihn ängstige. Immer galten sie als zusammengehörig.

Als ihr Fritz in Königsberg gewesen war, hatte sie eifrig um Nachrichten über Goethes einzige Nichte gebeten, die dort wohnte — Goethe selber sah dies einzige Kind seiner Schwester nie! Gar lieb war es ihr dann, daß ein Sohn dieser Goetheschen Nichte, Alfred Nicolovius, 1825 nach Weimar kam und auch sie aufsuchte. Der junge Mann schenkte ihr ein Bild seiner Urgroßmutter, der Frau Rat, und die alte Dame hing dies Bild ihrem Lehnstuhl gegenüber auf: „die gute Urgroßmutter, welche die mannigfaltige Welt mit ihrer gutmütigen Laune ansah." Und sie ließ ihm dagegen durch Luise Seidler ein Bild des jüngeren Goethe kopieren, das nun schon viele Jahre in ihrer Stube hing.

„Empfehlen Sie mich Ihren lieben Eltern unbekannter Weise und gedenken manchmal auch einer Urgroßmutter, die sich gefreut, in Ihnen einen wohlgeratenen Enkelneffen meines alten Freundes Goethe noch vor dem mir bevorstehenden salto mortale kennen zu lernen."

An ihren Fritz aber schrieb sie zu gleicher Zeit, er möge doch Goethen etwas mitbringen, wenn er sie besuche, denn „Goethe ist gar artig gegen mich".

Im nächsten Jahre, 1826, gratulierte sie ihm zum fünfzigsten Male zu seinem Geburtstag; denn, wenn sie ihm auch öfters in dem verflossenen halben Jahrhundert zum 28. August kein freundliches Wort gesagt oder geschrieben, in ihrem Herzen hatten sich die Wünsche für sein Wohlergehen immer erhoben! Diesmal schrieb sie mit zitternder Hand:

„Tausend Glück und Segen zum heutigen Tag! Mögen die Schutzgeister auf dem himmlischen Reichstag befehlen, daß alles Liebliche und Gute Ihnen, geliebter Freund, erhalten werde und mit aller Hoffnung auf's künftige ohne Furcht verbleibe! Mir aber erbitte ich, verehrter Freund, Ihr freiwilliges Wohlwollen auf meiner noch kurzen Lebensbahn."

Goethe sandte ihr am nächsten Tage das Gedicht, das er Allen zuschickte, die ihn beglückwünscht hatten. Das Gedicht beginnt „Des Menschen Tage sind verflochten" und schließt: „Wohlwollen unserer Zeitgenossen, Das bleibt zuletzt erprobtes Glück"; ihr schrieb er dazu:

„Beiliegendes Gedicht, meine Teuerste, sollte eigentlich schließen:

„Neigung aber und Liebe unmittelbar - nachbarlich - angeschlossen Lebender durch so viele Zeiten sich erhalten zu sehen, ist das Allerhöchste, was dem Menschen gewährt sein kann."

„Und so für und für!"

* * *

Knebel ward von Goethen sein „Urfreund“ genannt; auch Charlotte konnte rühmen, daß Knebel ihr nun fünf Jahrzehnte hindurch ein treu teilnehmender Nachbar und Freund gewesen. Er lebte in Jena, kam aber manchmal herüber, bis in's Alter gern zu Fuß; und wenn Charlotte Kraft und Lust genug zu einer Ausfahrt hatte, nahm sie am liebsten einen Wagen nach Jena und saß ein paar Stündchen bei dem alten Kahlkopf und seiner gutmütigen Frau, deren ehemalige Mädchenstreiche längst verziehen waren. Dies Ehepaar bekam im Jahre 1813, als der Papa 69, die Mama 32 Jahre zählte, noch einmal ein Söhnlein; Charlotte ward seine Patin und vermittelte, als der Knabe zwölf Jahre zählte, noch seine Aufnahme unter die Pagen der Herzogin Luise.

Knebel blieb ihr namentlich auch deshalb ein lieber Freund, weil er ihr jede Woche einen hübschen Brief schrieb. Von Männern wie Schiller und Goethe hat eine Freundin in dieser Hinsicht wenig; bei solchen großen Geistern sind Gehirn und Herz immer von ‚Werken‘ so angefüllt, daß für die mitlebenden Menschen nur ein paar Nebenfalten übrig bleiben. Knebel dagegen war zwar auch Dichter und Gelehrter, aber die Verleger und Theaterdirektoren streckten ihre Hände nicht nach seinen Arbeiten aus; er konnte sich Zeit nehmen, und weil er kein großes Publikum fand, mußte er sein Bestes seinen Freunden in Gesprächen und Briefen geben. Charlotte hob alle seine Briefe auf, wie er die ihren. Ihr Kochberger Sohn lud sie einmal ein, ihn zu besuchen, und er schlug zugleich vor:

„Es wäre hübsch, wenn Sie den Geheimrat Goethe einmal hierher einladeten und den Knebel von Jena: Da sähe ich die schöne Zeit wieder, die grüne Jugendzeit."

* * *

Solcher uralten Verhältnisse hatte Frau v. Stein noch mehrere. Die ältesten Damen, die sie seit fünfzig oder sechzig Jahren kannte, waren die Geheimrätin v. Fritsch, die Rätin Kotzebue und die Oberhofmeisterin v. Lengefeld in Rudolstadt. Die alte Frau Kotzebue erlebte noch den bösen Tag, an dem ihr berühmter Sohn, der erfolgreichste Schriftsteller seiner Zeit, von einem fanatischen Studenten ermordet wurde, und das Entsetzlichste an dieser Bluttat war, daß die meisten Volksgenossen nicht dem Opfer Sands, sondern dem Meuchelmörder Mitleid und Liebe zuwandten.

Die Frau v. Lengefeld blieb ihren Töchtern noch bis zum Dezember 1823 erhalten; sie war bis an ihr Ende rüstiger und tätiger als ihre Altersgenossin Charlotte v. Stein, behielt darum aber auch weniger Kraft und Zeit zum inneren Leben. Siebenundvierzig Jahre war sie Witwe.

Ihre jüngere Tochter, Lotte Schiller, weilte häufig bei der Mutter zu Besuch, denn Lotte Schiller reiste jetzt viel, sie ward auf ihre alten Tage noch wurzellocker. Weimar war ihr in der Jugend eine Heimat geworden, mit der sie sich bald aufs innigste verbunden fühlte; selbst nach Schillers Tode dachte sie nie an eine Trennung; sie hatte ihre Schwester dort, ihre mütterliche Freundin Stein, ihren ‚Meister' Goethe und besonders auch die fürstliche Familie, deren Mitglieder sie ohne Ausnahme liebte und bewunderte;

besonders aber hing sie in schwärmender Liebe an der Erbprinzessin. Von dieser fürstlichen Familie aber kam ein schwerer Schlag, der sie sehr schmerzlich traf: als ihre beiden Söhne bereit waren, in den Staatsdienst zu treten, der eine als Forstmann, der andere als Kammer-Assessor, da ward keine Stelle für sie aufgetan. Sie erlebte bei ihren Söhnen das Umgekehrte wie ihre Freundin Stein bei ihrem Fritz;*) ihr Karl mußte in

*) Es ist allerdings nicht recht bekannt oder deutlich ausgesprochen, warum Karl August die beiden Söhne Schillers, zu deren Ausbildung seine Schwiegertochter einen Teil der Kosten trug, ablehnte; vielleicht lag der Fall doch ähnlich wie bei Fritz v. Stein. Der ältere, Karl, ward von ihm im Oktober 1813 zum weimarischen Hof- und Jagdjunker ernannt und ging schon in der Uniform herum. Wenige Wochen danach war er der Kriegslustigsten einer; er meldete sich bei seinem Herzoge, der ihn auch als Kriegsfreiwilligen annahm. Dann aber erschien der preußische General Ludwig v. Wolzogen in Weimar, ein Bruder von Lotte Schillers verstorbenem Schwager. Er riet, daß Karl lieber bei einem regulären Korps Anstellung suchen solle, und setzte ihr die Vorteile auseinander. Frau v. Schiller wünschte nun, daß Alles so geschehe, wie Wolzogen, der sich als aufrichtiger Freund ihrer Familie längst erwiesen, vorschlug, und daß ihr Karl in Wolzogens Nähe komme. Wolzogen bat darauf den Herzog um Entlassung Karls aus seinen Freiwilligen; Karl August ging anscheinend bereitwillig darauf ein. Vielleicht aber ärgerte ihn dies Verlassen seines Dienstes, sobald sich anderwärts eine günstigere Aussicht zeigte, doch sehr und reizte ihn dann später, als Karl v. Schiller wieder von ihm angestellt sein wollte, zu einem inneren: „Nun paßt es mir nicht". Auch verfügte er sicherlich für den höheren Forstdienst über besser begabte Aspiranten als den Karl v. Schiller.

demselben Württemberg, dem sein Vater einst entflohen war, eine neue Heimat suchen, ihr Ernst in der neuen preußischen Provinz am Rheine. Und Schillers Witwe mußte herumreisen, wenn sie sich ihrer Söhne erfreuen wollte. 1824 entschloß sie sich, ihr Haus in Weimar zu verkaufen und nach Bonn zu ihrem jüngeren Sohne zu ziehen. Im August 1826 aber mußte man der vierundachtzigjährigen Mama Stein die Nachricht sagen, daß ihre Lotte Schiller nicht nur Thüringen, sondern diese Erde verlassen habe. Nicht ganz sechzig Jahre hatte sie gelebt; sie war in den letzten Jahren recht schwach auch im Geiste gewesen, „von ihren früheren Eigenschaften war nur noch die Gutmütigkeit übrig geblieben." Dies Urteil fällte Amelie v. Stein gegen ihren Schwager, aber sie mußte hinzufügen:

„Ihr Tod hat der Mutter weher getan, als ich erst glaubte, weil das hohe Alter gleichgültiger macht; sie hat recht um sie geweint."

*

Die allerältesten Verhältnisse hatte und behielt Charlotte bis zu ihrem Tode mit Blutsverwandten.

Von den drei Geschwistern, die mit ihr durchs Leben gewandert, starb Malchen am 4. August 1819 (sie war gerade noch Seniorin oder Oberin ihres Stifts geworden), und der jüngere Bruder, Ludwig, am 3. September 1826. Aber der Bruder Karl, der ihr stets am nächsten geblieben war, erhielt sich noch gesund; volle 82 Jahre hat Charlotte v. Stein mit diesem Bruder zusammengelebt, immer in nächster Nach-

barschaft, immer in bestem Einvernehmen, wenn man die kleinen Geschwisterkämpfe nicht rechnet, die zwischen Karl und Charlotten zwar nicht selten, aber auch nie von langer Dauer waren.

Wir wissen, daß Karls Frau ihr Leben lang für interessante Männer schwärmte und daß sich ihr Herz schließlich auch der interessanteren Kirche zuwandte. Ihr letztes menschliches Idealbild verlor sie, als der Marquis v. St. Aignan in den Stürmen der Befreiungskriege aus Deutschland vertrieben ward; ihre Schwägerin Stein war damals oft bös auf sie, und Lotte Schiller zürnte dann wieder auf Mama Stein, wenn sie die zärtliche Sophie Schardt so hart anfaßte:

„Das ist mir oft so leid an ihr, daß sie mit ihrem teilnehmenden Herzen für den Schmerz Anderer nicht auch für die Schmerzen der Phantasie schonend sein kann."

Von jetzt an hatte Sophie nur noch geistliche Nöte. Sie rettete endlich ihre Seele durch den Übertritt zur allein-seligmachenden Kirche; aber sie sagte keinem Menschen in Weimar ein Wörtlein davon, denn wehetun mochte sie Niemand. Sie ging mit den Andern noch öfters in die Stadtkirche oder Hofkirche; eine evangelische Predigt zu hören, war ihr ja durch die neuen Oberen nicht verboten worden, aber natürlich durfte sie nicht das Abendmahl nach Protestanten-Art nehmen. Es war in ihrer Familie Sitte, jedes Jahr zu Ostern gemeinsam zu kommunizieren. Sophie ging dann zum Altar mit ihrer Tante, der Gräfin Bernstorff, die immer noch lebte, mit ihrem Manne, der in der evangelisch-lutherischen Rechtgläubigkeit zunahm, je älter er wurde,

und ihrer Schwägerin Stein, die längst ungläubig war, aber sich nicht ausschloß, weil Gewohnheiten langlebiger sind als Gesinnungen. Einmal oder ein paar Mal fand nun Sophie Mittel oder Vorwände, sich diesem alten Brauche zu entziehen; als sie aber auch 1817 rechtzeitig vor Ostern nach Kochberg entwich, schrieb ihre Schwägerin Stein dorthin, sie sei doch bloß weggereist, um nicht mit den Ketzern zu kommunizieren. Nun gestand sie endlich ihren Übertritt ein und wartete in Kochberg die Antworten ab. Ihr Gatte schwieg. Frau v. Stein säumte auch lange. Dann kam von ihr ein Brieflein:

„Liebe Schwester! Ich hätte Dir längst geschrieben, wären nur mein Kopf und meine Augen nicht so leidend; nun aber nur ein paar Worte wegen Deines Mannes, der erstaunlich schwach und angegriffen. Ich habe mein Möglichstes getan, ihn zu beruhigen, und so schwer mir's auch wegen meiner Gesundheit wird, besuche ich ihn, wie ich nur halbweg kann. Wenn Du ihn wiedersiehst, so sei ja sehr gelassen und expliziere Dich über Nichts! Das ist sein Wunsch.

„Was meine Ansicht betrifft, so gönne ich Dir, wo Du kannst, am glücklichsten zu sein, und wäre es ja selbst türkischer Glaube. Unsere äußerlichen Religionsgebräuche sind ja nur Zeichen des Göttlichen in uns und Gott in jedem reinen Herzen willkommen, unter was für einer Form sein Geschöpf es ihm auch darbringt.

„Die Buchstaben schwinden; ich kann nicht weiter schreiben. Auf baldiges Wiedersehen! Lebe wohl!

Deine treue Schwester."

Nur die Nächsten wurden von dem Glaubenswechsel unterrichtet. Für ihren Gatten blieb der heimliche Katholizismus seiner Sophie ein großer Kummer;

manchmal saß er wie auf Kohlen, wenn in der Gesellschaft die Rede auf den Jesuiten-Orden oder andere mißliebige Einrichtungen der römischen Kirche kam. Erst als Sophie starb — am 30. Juli 1819 — ward ihr Übertritt allgemein bekannt; die Trauer um sie war darum nicht geringer; Jedermann mußte ihr das Lob nachsagen, daß sie immer gutherzig, liebreich und nach dem Edeln strebend gewesen sei. Ihre alte Schwägerin Charlotte rief ihr nach so manchem zärtlichen und manchem scheltenden Wort, wie sie das Leben hervorrief, jetzt die ernsten Verse nach:

Des Geistes Funke steigt zum Urlicht wieder hin,
Indes des Körpers Bau die Elemente nehmen;
Getreu doch bleibt Dir hier des Angedenkens Sinn
Der Herzen, die noch trauernd um Dich schweben.

* * *

Kurz vor Sophien war ihre alte Tante Bernstorff gestorben; Sophie hatte also noch eben deren großes Haus geerbt. Sie vermachte es ihrer Nichte Amelie Stein; doch sollte ihr eigener Gatte, so lange er lebte, es bewohnen oder verwerten. Der alte Herr v. Schardt zog vor, seine Rechte an dem Hause gegen 400 Taler Jahresrente an seinen Neffen Karl oder dessen Gattin Amelie abzutreten; auf diese Weise kamen im Jahre 1819 die Kochberger Rittergutsbesitzer auch zu einem großen Stadthause in Weimar.

Zunächst hatten sie fast mehr Last als Nutzen davon, denn manche Erneuerungen waren nötig; Karl

mußte der Bauerei wegen den Sommer in der Stadt leben und sich mit den Mietern plagen, z. B. mit dem berühmten Romandichter Vulpius, dem sein Weinkeller nicht genügte. Aber viel öfter sah die Kochberger Familie dieses Haus doch als eine sehr angenehme Stadtresidenz an; Karl und Amelie dachten es bereits ihrer Luise zu, die jetzt in das heiratsfähige Alter einrückte.

Karl und Amelie führten miteinander und mit ihren Kindern dasjenige glückliche Leben, das gute, freundliche Menschen, die sich lieb haben, einander immer bereiten können. Aus den Geldsorgen kamen sie freilich nicht heraus: zum Teil auch deshalb, weil sie gute, freundliche Menschen waren. Sie hatten unzählige Verwandte, Bekannte und Freunde; Jedermann besuchte sie gern, hielt sich gern ein paar Tage oder Wochen auf ihrer Burg auf. Unter den Städtern sind viele harmlose Leute der Meinung, daß den glücklichen Landbewohnern Das, was gut zu essen und zu trinken ist, nichts koste, daß ihnen Alles nur so zuwachse, und Karl v. Stein und seine Amelie mochten selbst den offenkundigen Schmarotzern nicht verraten, daß sie an ihrer Lebenskraft zehrten. Karl fluchte manchmal, wenn er allein war, und erklärte, er wolle lieber allein mit seinen Bauern, trotz aller ihrer kindischen Fehler, leben als mit diesen aufgeklärten Narren aus der Stadt; aber er besaß nicht den Mut, sich den „geselligen Verpflichtungen" zu entziehen, die so manchem Vornehmen gleichsam das Blut aussaugen und ihn zum schlechten Verwalter seiner Güter machen. Karl und Amelie waren gern gesellig,

Karl v. Stein

Nach einem Ölgemälde im Besitze der Gräfin E. L. Henckel v. Donnersmarck

sie liebten ihre Verwandten und Freunde, folgten ihren Einladungen im Winter, luden sie wieder zum Sommer ein, opferten dadurch viel Geld und Geldeswert und opferten namentlich die Zeit, die sie zur Überwachung einer so ausgedehnten Gutswirtschaft sehr nötig gebraucht hätten. Es bleibt nun einmal in der Haus- und Landwirtschaft ein unaufhebbares Gesetz, daß nur Das gedeiht, worauf das Auge des Herrn oder der Frau häufig genug sich richtet.

Seit 1817 wurde die Kochberger Landwirtschaft wieder verpachtet; aber leider mußte man von der Pacht viele Zinsen zahlen und leider beglichen die Pächter ihre Pacht sehr zögernd und unvollständig. „Die schlechten Zeiten" waren immer noch das allgemeine Klagelied. Es erwies sich oft als nützlich, daß Karl den fröhlichen Komponisten Methfessel in Rudolstadt zum besten Freunde hatte; manchen Abend erheiterten sie sich zusammen mit der Frau Musika.

Die beiden Söhne kosteten viel Geld, aber sie schienen ihren Weg zu machen. Fritz trat in ein preußisches Regiment, Karl ward Jurist, gleichfalls in preußischem Dienste; beide fanden in Berlin hohe Gönner und wurden auch in die königliche Familie als Gäste geladen. Der Jurist gewann eine Tochter des Ministers v. Altenstein zur Braut. Der Soldat fühlte sich eine Zeitlang, 1817, in seinem Regimente nicht wohl; seine Großmutter erfuhr es und da spann sie den Plan, diesem Enkel dasselbe Amt zu verschaffen, das einst ihr Mann gehabt hatte, damit doch wenigstens Einer aus ihrer Familie am weimarischen Fürstenhause

verbliebe! Sie sprach mit dem Erbgroßherzog und der Erbgroßherzogin; beide zeigten sich geneigt: Fritz sollte Stallmeister des Erbgroßherzogs werden mit der Anwartschaft auf den Oberstallmeister-Posten. Als die Angelegenheit aber bei Hofe durchberaten war, wollte man sich wegen des Oberstallmeister-Postens nicht im voraus binden; und als Stallmeister-Gehalt bot man nur 200 Taler. Dieses Angebot lehnte Fritz, der damals gerade sein Offizier-Examen bestanden hatte, ab; er bekam in Berlin fast das Doppelte, und dort machte ihm Prinz August gute Aussichten. Nun war wieder die Erbgroßherzogin gekränkt, wie einst ihre Schwiegermutter, daß ein Amt in ihrer Nähe verschmäht würde. Frau v. Stein sagte ihr den Grund; die Erbgroßherzogin erwiderte, daß sie von den 200 Talern als angebotenem Gehalt Nichts gewußt habe. „Übrigens", fügte sie hinzu, „habe ich auch nicht gewußt, daß die Edelleute ihre Preise hätten."

Charlotte verschluckte die naheliegende Antwort, und als im Jahre 1822 ein Rittmeister-Posten in Weimar frei wurde, hätte sie gern wieder den Enkel hineingebracht; aber der Großherzog zog einen Andern vor. Man lebte jetzt eben im liberalen Zeitalter; auch die Fürsten und ihre angestammten Edelleute lösten sich leicht voneinander ab, sobald sie einander nicht brauchten. Und Charlotte durfte sich über diese rücksichtslose Herren- und Dienerwahl nicht beklagen, denn ihr eigener Fritz hatte damit den Anfang gemacht.

* * *

Dieser Lieblings- und Sorgensohn führte sein stilles Leben in Schlesien weiter fort. Im Jahre 1817 glückte es ihm, sein Gut Strachwitz so zu verkaufen, daß seine Gläubiger befriedigt werden konnten; ein Dutzend Jahre hatte seine Mutter seinen Bankerott gefürchtet; er hatte sich aber von Tag zu Tag fortgeholfen. Fritz behielt sein kleines Amt als Repräsentant der Landschaft und übernahm auch eine Kuratel für einen blödsinnigen Grafen Schlabrendorff; von seinen Einnahmen konnte er eben leben.

Sein Bruder Karl versuchte, ihm förderlich zu sein, als er im Sommer 1816 eine Reise nach dem Rhein unternahm. In Frankfurt sprach er mit dem Minister v. Humboldt; Dieser aber gab die ausweichende Antwort: wenn Fritz nicht gerade zwei bestimmte Präsidenten-Stellen verlangte, würde es leichter gehen.

In Nassau suchte der thüringische Freiherr Karl v. Stein den berühmten Staatsmann gleichen Namens auf; man sprach zuerst von der etwaigen Verwandtschaft beider Familien, aber er schreibe sich VOM Stein, betonte der alte Herr und zeichnete es mit seinem Bleistift in zollgroßen Buchstaben hin. „Ihre Mutter soll eine geistreiche Frau sein?“ fragte er. Als aber der Gast dann auf seinen Bruder zu sprechen kam, fuhr der Minister auf: „Warum hat er sich von seiner Frau scheiden lassen? Man hat doch vor dem Heiraten Zeit, sich kennen zu lernen!“ Karl antwortete: er wisse sich auch nicht recht in diese wunderliche Ehesache zu finden, er kenne die Frau nicht aus eigenem Umgang, übrigens befänden sich beide nach der Scheidung wohler als

vorher und seien auch gute Freunde. Aber er konnte den Alten nicht für seinen Bruder erwärmen; der berühmte Minister sprach in lauter Explosionen, und wenn sein Gast Meinungen äußerte, die ihm nicht genehm waren, sagte er „Ah bah!“ und war fertig damit.

Fritz blieb also ohne neue Anstellung in Breslau. Nach Weimar verlangte er wirklich nicht mehr. „Es ist eine schöne Sache um die Heimat, man gewinnt sie lieber, je älter man wird,“ hatte er schon 1815 seinem schweizerischen Jugendfreunde Zeerleder geschrieben, aber dann betont: „Es ist nur meine Familie, die mich dort reizt, denn ich bin des Hoflebens entwöhnt, und selbst die zwei trefflichen Fürstinnen, welche an der Spitze desselben stehen, können nicht dafür, eben wegen ihres Verhältnisses, entschädigen.“ Und als ihm seine Tante Sophie von den großen Festen schrieb, die im Dezember 1818 in Weimar zu Ehren der russischen Kaiserin-Mutter gehalten worden, dabei auch von Goethes großem Festspiele, da antwortete ihr der Neffe mit einem Bekenntnis:

„Das hohe Ansehen Goethes geht aus allen diesen Dingen hervor, und so ist es mir vielleicht heilsam, nicht in Weimar einheimisch geblieben zu sein. Die Übermacht eines Einzigen drückt mich, und so lieb ich Goethe habe, so würde mich sein Übergewicht, so wie jedes andere, zu manchem Widerspruch gereizt haben. . . .

„Sie meinen, der Himmel habe mir viel Prüfungen auferlegt, und ich auch. Wahrscheinlich bedurfte ich sie, um nicht eitel, hoffärtig, sinnlich zu werden, und wenn Goethe, der bene natus, all' solche Prüfungen nicht hatte, so glaube ich, daß er sie nicht bedurfte. Ich bin daher, wenn gleich

nicht mit meiner Natur, doch mit meinem Schicksal ganz passabel zufrieden und sehe gar häufig Leute, denen noch viel ärgere Prüfungen auferlegt sind als mir. . . ."

Mit jedem Jahre verwuchs er mehr mit der neuen Heimat. Man wählte ihn zum Präses der Gesellschaft für vaterländische Kultur, die für das geistige und gemeinnützige Leben Schlesiens ein Segen wurde. Und auch Vorsteher des Vereins für den Unterricht der Blinden, den er im Jahre 1820 mit Andern in's Leben rief, war er von Anfang an. Gerade die Arbeit für die Blinden besorgte er mit viel Liebe und Hingebung, und wenn er der Mutter schrieb, berichtete er mehr über diese Pfleglinge als über sich selber. Als ihn der König Anfang 1821 zum Ritter des Johanniter-Ordens ernannte, da empfand Jedermann, der ihn kannte, daß der Freiherr Friedrich v. Stein und der Johanniter-name sehr gut zusammen paßten.

Leider hatte er an seinen Söhnen nicht viel Freude; sie waren gutartig, aber kränklich. Lothar litt viel an Krämpfen; von 1818 an galt er als ein aufgegebener Kranker, der auch geistig nur vegetierte. Der jüngere Sohn Guido, dessen Geburt seiner Mutter das Leben gekostet hatte, ward im Sommer 1821, dreizehnjährig, von seinem Großvater v. Stosch zuerst nach Weimar und dann nach Schulpforta gebracht. So recht war seine Großmutter Stein mit ihm nicht zufrieden; man fand den Knaben interessant, originell, aber unerzogen und schwer erziehbar. 1825 trat er in's preußische Heer ein, jedoch bei seiner Kränklichkeit eröffneten sich auch hier nur geringe Aussichten.

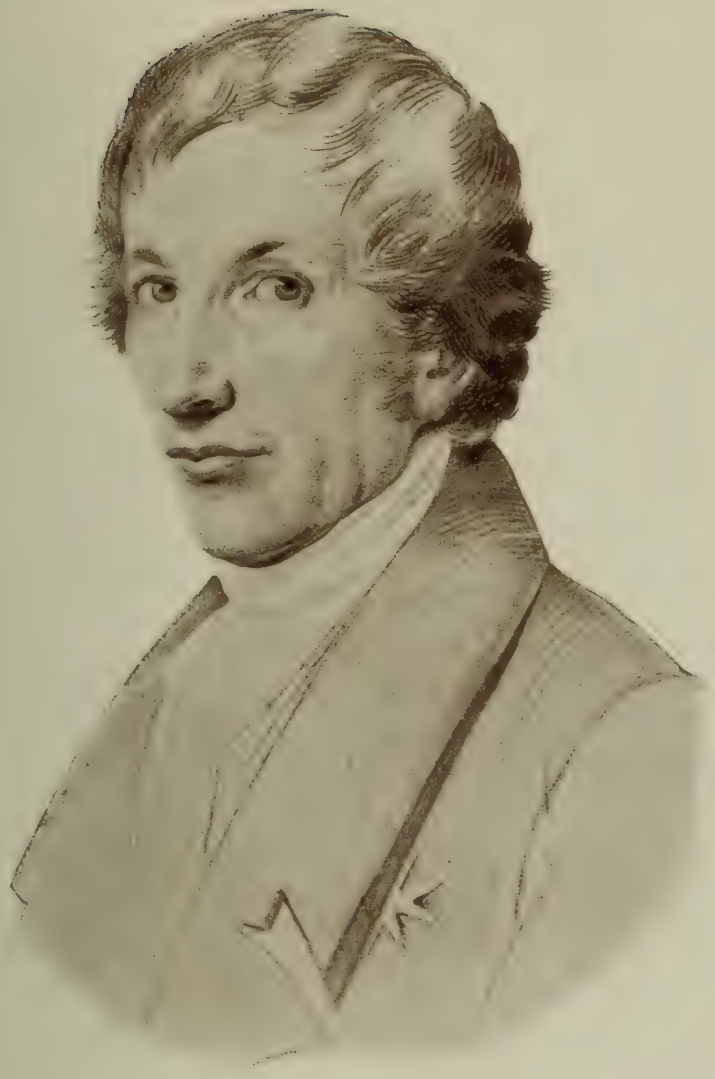
Nur Marie, die Schwester der Beiden, wuchs gesund und schön auf. Im Oktober 1822 verlobte sie sich mit einem Hauptmann v. Zobeltitz; ein Jahr später war Hochzeit; am 6. Oktober 1825 wurde sie Mutter eines gesunden Knaben, und durch dies Ereignis rückte auch ihre Großmama Stein in eine höhere Familienwürde. „Meine Mutter ist, wie Du wohl denken kannst, sehr erfreut," schrieb Karl an Fritz, den neuen Großvater, der „vermöge seiner gesunden Konstitution und schlanken Taille" eher wie ein Enkel aussehe; „sie hat uns gleich eigenhändig ihr Avancement zur Urgroßmutter notifiziert."

* * *

Außer in den nicht eben zahlreichen Nachkommen Charlottens lebte die einst so kinderreiche Familie v. Schardt nur noch in den Imhoffs-Töchtern fort.

Die jüngste der drei schönen Fräulein Imhoff bekam eine Heimat in Schlesien, ganz in der Nähe ihres Vetters Fritz und seiner Tochter. Und zwar auf eine seltsame Weise: ein Freiherr v. Kloch auf Massel bei Breslau, ein ehemaliger Lützower, danach ein tüchtiger Landwirt, sah ihr Bild bei ihrer ältesten Schwester und las Briefe, die sie an die Kinder dieser Schwester geschrieben; daraufhin fuhr er von Berlin nach Heidelberg und bat Luise, seine Hausfrau zu werden. Als solche erwarb sie sich viel Lob.

Ihre Schwester Käthe, die Gattin des schwedischen Eisenwerksbesitzers, schrieb ihren Namen seit 1816 de Ron statt Deron; sie verlor allmählich die Verbindung mit den deutschen Verwandten.



Fritz v. Stein

Zeichnung von Schmeller
Nach dem Original im Goethe-National-Museum zu Weimar

Dagegen ward Amalie, die berühmte Dichterin, wieder ganz zur Deutschen. Immer stärkere Schatten aber fielen auf ihren Lebensweg. Wir erinnern uns, daß ihr Gatte nach seinem raschen Aufstiege vom Korporal zum General von dem neuen schwedischen Kronprinzen bei Seite geschoben wurde, obwohl er noch in voller Kraft stand. Auf viele kleine Kränkungen folgte bald der große Schlag, daß Bernadotte, als er gegen seinen ehemaligen Herrn und Meister im deutschen Befreiungskriege zu Felde zog, seinem General v. Helvig nur einen unbedeutenden Auftrag in Schweden, also fern vom Feinde, gab. Helvig, kaum noch Herr über sich, ging dennoch nach Deutschland hinüber; er suchte von Berlin aus eine Verwendung in dem Riesenkampfe, auf den er sich so lange vorbereitet, zu ertrotzen. Seine Gattin eilte von Heidelberg aus nach Berlin; er ließ ihr am Torhause einen Brief zustellen, in dem er ihr verbot, zu ihm zu kommen. Als sie dennoch in seinen Gasthof trat, stand er oben auf der Treppe, die Pistole in der Hand, um sie zu erschießen. Sie stürzte auf ihn zu — er ließ die Waffe fallen und schloß sie in seine Arme.

Als dann Schwedisch-Vorpommern an Preußen verkauft wurde, sah Helvig endlich ein neues Licht: Er, der Stralsunder, fühlte sich nicht mehr als schwedischer Untertan, er war nun Preuße und durfte seine militärischen Hoffnungen mit dem Heere verbinden, das Scharnhorst, Gneisenau und Boyen neu geschaffen hatten. Gerade jetzt machte man jedoch den russischen Monarchen auf die brachliegende Kraft Helvigs aufmerksam, und Kaiser

Alexander bot ihm eine große Aufgabe in seiner Artillerie an. Helvig war bereit, sie anzunehmen; aber, erklärte er, zuerst müsse er sich seinem neuen Vaterlande Preußen zur Verfügung stellen. König Friedrich Wilhelm befahl Helvigs Aufnahme in die preußische Armee, und damit fiel das russische Angebot. Helvig war preußischer General und wartete auf Verwendung. Er wartete, wartete und konnte sich bald wieder an das Sprichwort erinnern, das Harren und Narren reimt. Einige kleine Aufträge wurden ihm zu teil; seine Geschützverbesserungen fanden auch hier keine Gönner, und ehe man ihn zu einer wirklichen Leistung im preußischen Heere aufgefordert hatte, versetzte ihn der König in den Ruhestand.

Seine Frau trug ihr Los tapfer und pflichtgetreu; sie hatte in Berlin manche hervorragende Menschen zu Freunden: Gneisenau, Wilhelm v. Humboldt, Fouqué, Bettina v. Arnim und Andere; sie gewann auch in Schweden noch neue Freunde, als sie nämlich wieder hinüberging, um dort statt ihres Mannes dessen verworrene Angelegenheiten zu ordnen. Ja, sie ward sogar, als sie Tegnérs Frithjofsage verdeutscht hatte, vom schwedischen Staate als Vermittlerin zwischen der schwedischen und deutschen Literatur durch ein Jahrgehalt geehrt.

Als sie im Juni 1820 einmal wieder in Weimar erschien, war sie sehr gealtert; „die Nervenzüge haben sich so vermehrt, daß es einen recht weh macht", urteilte die Schiller und „es ist doch eine Unsicherheit in ihrem Schicksal, das ihre Freunde schmerzt". Auch sie wollte einen Sohn in Schulpforta unterbringen, und auch mit diesem Knaben hatte die alte Frau v. Stein ihre Not,

denn er lief zweimal aus der Anstalt fort und zur weimarischen Großtante zurück. Mit ihrer alten Tante verstand sich Amalie v. Helvig jetzt besser als sonst, denn die Jüngere hatte nun doch schon manchen Anspruch der Jugend ablegen müssen. Als Amalie ihrem Gatten ihr Leben in Weimar schilderte, erzählte sie auch:

„Nach dem Tagewerk gehe ich meist zur Tante Stein, die ich angenehmer als jemals finde: mild, teilnehmend auf die Weise, wie man's von ihrem Alter erwarten konnte. Wenn man eine Weile bei ihr ist, erschließt sich ein Blatt nach dem andern ihres geistigen Lebens, das der Abend schon geschlossen, und von dem Strahl einer geistigen Morgenröte sich wieder auftut."

* * *

Noch 1824, also mit zweiundachtzig Jahren, hatte Charlotte manche gute, ja vergnügte Stunde. „Meine Mutter und ihr altes Kanarienvögelchen sind immer leidend," berichtete Karl damals dem Bruder, „doch freuen sich Beide über Besuch, und bei meiner Mutter ist alle Abend Gesellschaft, wo man sich sehr gut amüsiert."

Aber der Körper verlor doch nun rasch die Kräfte, die er bis hierher noch festgehalten hatte. „Ich bin für mein Geistiges zu alt geworden," klagte Charlotte 1825 in einem Briefe an Knebel. „Unter vielen Schmerzen schreibe ich Ihnen. Ich habe Gehör, Gesicht und Sprache verloren. — Das hätte der große Weltgeist anders machen können."

Im Sommer 1826 war die alte Dame so schwach, daß beständig eine der vier freiwilligen Pflegerinnen

in ihrer Nähe sein mußte; die Schwiegertochter Amelie, die Enkelin Luise, die Frau v. Schwendler und die Frau v. Ahlefeld lösten sich beständig ab; auf „Stäffchen" war nicht mehr zu rechnen, sie war ebenso hinfällig wie ihre alte Freundin. „Die Schwendler sieht mich mit parteiischen Augen an, sie ist gar zu gut gegen mich," meinte Charlotte, und Amelie erzählte von der Schwendler:

„Neulich kam sie des Morgens dreimal, um den Knebelschen Brief in Empfang zu nehmen und zu beantworten. Ich meinte, daß sie sich, so lange ich da sei, doch nicht inkommodieren möchte; sie hatte sich aber einmal vorgenommen, den Knebel für die Abwesenheit der Ahlefeld zu entschädigen."

So wetteiferten die Frauen miteinander. „Die Präsident Schwendler sorgt recht freundschaftlich für mich," berichtete Charlotte dem schlesischen Sohne wieder nach ein paar Wochen und sie bat: „Sag' ihr doch ein paar Worte des Dankes!"

Ende Oktober berichtete dann wieder Luise v. Stein:

„Großmama ist oft leidend und fühlt die rauhen Stürme in ihrem Fuß. ... Sie ist gegen mich sehr gütig, nachsichtig, und es gewährt mir große Freude, bei ihr zu sein. ... Des Abends kommen zuweilen einige Visiten, welche den Sorgenstuhl der Großmutter umgeben, und wenn sie auch oft nicht versteht, was gesprochen wird, so nickt sie freundlich dazu. — Die Erbgroßherzogin besucht die Großmutter alle acht Tage; auch der Erbgroßherzog tut täglich ein Blickchen hinein, wie es geht."

Ein paar große weimarische Neuigkeiten schlugen noch an die Ohren der alten Frau: der Tod des Kaisers Alexander und die Unruhen danach, deren Einzelheiten man durch vertrauliche Depeschen an die Erbprinzessin

Charlotte v. Stein

Nach einem Steindrucke

erfuhr; die Aufsuchung von Schillers Schädel und die Zeremonie damit auf der nahen Bibliothek, wobei Ernst v. Schiller den Schädel seines Vaters auf einem silbernen Teller trug und August v. Goethe ihn in Empfang nahm; dann die Ankunft der beiden preußischen Königssöhne Karl und Wilhelm, von denen Karl sich jetzt mit Prinzessin Maria verlobte, der schönsten weimarischen Prinzessin, die es je gegeben, und Prinz Wilhelm schon als Bewerber um die Prinzessin Augusta angesehen wurde.

Aber Charlottens Gedanken reichten kaum noch über den eigenen Familienkreis hinaus. Von ihrem Fritz hätte sie gern noch eine gute Nachricht gehört, und wenn sie es nur übrig gehabt hätte, so hätte sie ihm das Reisegeld geschickt, daß er sie noch einmal besuche.

„So werde ich Dich nicht wieder sehen und das rätselhafte Dasein bald vollendet haben."

Ihre Kochberger Enkel verursachten ihr noch Angst, aber auch noch große Freude.

„Der arme Fritz von Berlin [der Offizier] war tödlich krank, hat mir einen allerliebsten Brief geschrieben zum Zeichen seiner Besserung. Karl, sein Bruder, ist eine wahrhaft edle Seele, und Altensteins haben sich bei dieser Gelegenheit sehr schön betragen. Karls Braut ist ein Engel."

* * *

Mitte Dezember ward ein Bote nach Kochberg gesandt, um Karl und Amelie zur letzten Stunde ihrer Mutter zu holen.

Aber das Lebenslicht flackerte immer wieder auf. Eines Nachts saß die Ahlefeld neben dem Bette und sah, daß die schlafende Freundin einen aufregenden Traum oder heftige Schmerzen hatte: „Man hat doch immer seine Plage“, flüsterte die Träumende im Erwachen. „Ich bin zwar gefällig, aber es ist kein Geld unter den Leuten! Es hilft doch nichts!“ Was sie denn meine, fragte die Ahlefeld. „Da will der Schiller haben, ich soll ihm Subskribenten sammeln, aber ich weiß nicht, wie ich Das anfangen soll; ich werde kein Glück damit haben.“ Als ihr zum Bewußtsein kam, daß sie nur geträumt hatte, lachte sie recht herzlich.

Am Weihnachtstage vollendete sie ihr vierundachtzigstes Jahr; man glaubte nicht, daß sie den Tag überstehen würde. Fritzens Glückwunschbrief konnte sie nicht mehr lesen, auch nicht mehr vorlesen hören, aber Karl wußte ihr einiges daraus mitzuteilen. Er solle dem Bruder danken und etwas Freundliches von ihr sagen, brachte sie notdürftig heraus.

Aber noch am 30. Dezember schrieb Karl von der Teilnahme, die die Scheidende umgab:

„Im Nebenzimmer ist's beständig voll von Besuchenden vom Morgen bis Abend, und diese Sorge, diese Unruhe, dieses Treiben ist über alle Beschreibung. Der Erbgroßherzog kommt täglich zur Mutter und schickt ihr, was er nur weiß und kann. Luischen besorgt jetzt die Pflege der Mutter. Ich kann nicht viel helfen, doch glaubt sie sich verlassen, wenn nicht ein paar von uns da sind. Die Stiefen [Charlottens letzte Dienerin] ist von einer Ausdauer, Geduld und Tätigkeit, wie mir noch kein Mensch vorgekommen ist; sie ist Tag und Nacht auf den Beinen.“

Das Jahr 1827 erlebte die Kranke noch, doch nur sechs Tage dauerte es für sie. Es waren sechs ruhige, schlafreiche Tage, ohne erhebliche Schmerzen. Sie wünschte sich, ohne Krämpfe oder Sticken zu sterben, und dieser Wunsch ward ihr erfüllt. Am Freitag, den 5. Januar, sagte sie abends um Sieben ihrem Karl eine gute Nacht, dann verfiel sie in einen ruhigen Schlaf. Am andern Tage dauerte der Schlaf noch an. Nachmittags schrieb Frau v. Ahlefeld an Knebel den gewohnten Brief.

„Unsere arme Freundin v. Stein glich immer einem schwachen Flämmchen, das jeder Windstoß zu erlöschen drohte und das in den letzten Jahren nur durch ärztliche Kunst bei'm Glimmen erhalten wurde. Jetzt neigt es sich zum Ende. Aber, Gott sei Dank! nach vielen und namenlosen Leiden wird nun ein sanfter Schlummer sie zu jenem längeren Schlaf hinüberführen. Sie kannte gestern Abend Niemand mehr, doch war's ein Trost, daß man sah: sie war schmerzensfrei und ruhig in sich. Aufrecht sitzend und den Kopf vorwärts geneigt, sah ich sie gestern zum letztenmal, und ihre leisen Atemzüge waren mir eine Beruhigung, da sie nicht auf Beängstigung deuteten.

„So sitzt sie noch immer unverändert, und der letzte Hauch ist nicht fern."

Am Sonnabend abends um 7 Uhr hörte das Atemholen auf. Charlotte v. Stein verschied ohne Röcheln oder Erschütterung, im Bette sitzend, das Haupt auf die linke Seite geneigt.

* * *

Drei Tage später ward sie bestattet. Der alte Friedhof an der Jakobskirche war jetzt geschlossen; sie hatte

sich deshalb ein Grab auf dem neuen Friedhofe gekauft, wo sie neben dem Bruder Karl, der Schwägerin Sophie und der Gräfin Bernstorff ruhen wollte. Es war ihr ausdrücklicher Wunsch gewesen, daß ihr Sarg nicht an Goethes Wohnhause vorbeigefahren werde; sie wollte dem alten Freunde, dessen Weichheit sie kannte, dieses schmerzliche Bild ersparen; aber die städtischen Leichenordner hielten es für unmöglich, daß ein so vornehmer Begräbniszug anders als durch die Stadt geleitet werde, und so ging denn Charlottens Leichenzug am Nachmittag des 9. Januar über den Frauenplan, an Goethes Fenstern vorüber.

„Wir werden sämtlich diese Lücke fortwährend fühlen", hieß es im nächsten Bericht der Frau v. Ahlefeld, und als sie zu Knebel nach Jena fuhr, um ihm mündlich noch mehr von seiner alten Freundin zu erzählen, suchte dieser Freund anfangs seinen Schmerz zu beherrschen. Es gelang nicht, und heftig rief er aus: „Es ist doch niederträchtig von mir altem achtzigjährigen Kerl, daß ich heulen muß wie ein altes Weib! Aber eine solche Freundin zu verlieren, ist auch eine schwere Prüfung!"

Und er fiel der Ahlefeld um den Hals und weinte lange.

Und Goethe? Er verstummte bei jedem tief treffenden Schmerze; er richtete seine Augen nur um so fester auf das „Vorliegende" des Tages. In seine Tagebücher diktierte er jetzt wie immer allerlei kleine Ereignisse und Beschäftigungen: der Name der so lange Geliebten kam nicht über seine Lippen. Sein Freund

Friedrich v. Müller, der Kanzler, schrieb am 15. Januar einem anderen Freunde, dem Grafen Reinhard:

„Die stürmischen Wintertage haben ihm nicht ganz wohl getan. Es war gut, daß ein vierzehntägiger Besuch des Ministers Humboldt ihn erheiterte. Nun ist vor kurzem seine älteste Freundin, Frau v. Stein, hier, 84 Jahre alt gestorben; Das griff ihn, ob er schon nicht ein Wort darüber sprach, doch auch sehr an."

* * *

Ein Bruder, zwei Söhne, vier Enkelsöhne, zwei Enkeltöchter, ein Urenkel-Söhnchen und drei Nichten waren die nächsten Blutsverwandten, die Charlotte v. Stein zurückließ.

Noch in ihrem Todesjahre veränderte sich das Bild der Familie sehr. Es starben Fritzens beide Söhne, Guido und Lothar. Sein Bruder Karl dagegen bekam einen vortrefflichen Schwiegersohn in dem Engländer James Patrick Parry und eine liebe Schwiegertochter in Luise v. Stein-Altenstein; im nächsten Sommer stellten sich dann zwei Enkelchen ein: Karl v. Parry und Felix v. Stein.

Aber Karl hatte doch auch recht schlimme Zeiten zu ertragen. Seine Gesundheit war nicht mehr gut, und nach vielen schlechten Erfahrungen mit seinen Pächtern mußte er sich entschließen, die Wirtschaft in Kochberg wieder selber zu führen. Aus den Geldsorgen kam er nicht heraus. Schmerzlicher war noch die Sorge um seinen Sohn Fritz, den Generalstäbler, der beständig

kränkelte und ein Bad nach dem andern besuchte. Eine Engländerin, Miß Elisa Coventry, verliebte sich in den kranken Offizier; sie war sehr reich, und als die Beiden sich verheirateten, schien endlich der Goldstrom auf Kochberg zuzufließen. Am 4. März 1830 war die Hochzeit, aber schon am 10. September starb der junge Mann, oben auf Kochberg, nach vier Krankheitsjahren. Während er starb, hielt er seinen Diener am Rocke fest, daß er nicht die Mutter herbeirufe; der guten Mutter sollte der traurigste Anblick erspart werden. Im Kochberger Parke ward er begraben.

Der Vater konnte schon 1829 das Gut nicht mehr halten. Damit es in der Familie blieb, ließ sich sein Sohn Karl aus dem preußischen Gerichtsdienste auf ein Jahr beurlauben und kaufte Kochberg; das Geld erhielt er von der Familie seiner Frau. Seinem Vater zahlte er 400 Taler im Jahre, wofür er Kochberg weiter verwaltete, denn der jüngere Karl mochte noch nicht auf die preußischen Ämter, die er zu erwarten hatte, verzichten. Aber des Vaters Wunsch war, daß ein Fremder als Administrator angestellt werde und daß er selber nur 200 Taler bekomme: damit wolle er als ein alter Mann, der auf alle Geselligkeit Verzicht geleistet habe, sich schon einrichten. „Man wird ohnehin, wenn man arm ist, selbst von seinen Freunden und Verwandten wie ein Fremder betrachtet, wenn sie gleich es sich nicht gestehen mögen."

Am 17. Dezember 1831 starb Amalie v. Helvig an der Schwindsucht; ihr unglücklicher Gatte fristete sich noch lange hin.

Das nächste große Familienereignis war Goethes Tod. Der alte Onkel Schardt schrieb zuerst die Nach-

Schloß Kochberg
Blick vom Park aus

Aufnahme von L. Held in Weimar

richt an Fritz; dann ließen Karl und Amelie ausführliche Beschreibungen folgen; Amelie war in Weimar gewesen; sie hatte den Toten auf dem Paradebette noch einmal gesehen und dann das Begräbnis mit beobachtet. Karls Spott war sonst auch an Goethes Tür nicht vorübergegangen; jetzt schrieb er dem Bruder:

„Mein Schmerz sitzt tiefer, als daß er durch Theaterscenen verrauchen könnte, und wenngleich nun durch und durch überzeugt, daß das Verblühen auch der schönsten Blumen Bestimmung ist, so laufen mir doch Tränen über die Backen, wenn ich an den alten Mann denke, den die Natur so ausgezeichnet hatte mit einer großen Seele, der Dich einst so lieb hatte und der mich an Zeiten jugendlicher Verhältnisse und aller seit dort verlorener Umgebungen erinnerte. Weimar wird nun wieder in sein altes Nichts zurücksinken, woraus es genommen ist, da sein Geist zu Gott stieg."

Auf Goethe folgten Karl v. Schardt (5. April 1833) und Karl v. Knebel (23. Februar 1834), beide fast neunzig Jahre alt. Mit dem „kleinen Onkel" starb die Familie v. Schardt aus. Seine Schwester Stein hatte im Jahre 1820 zweihundert Taler gegeben, um die Schulmeisterstelle zu Kochberg aufzubessern; Karl v. Schardt stiftete 700 Taler, um die bisher so elende Zufahrtsstraße nach Kochberg in guten Zustand zu versetzen. An einer Biegung dieser Straße ist ein schattiger Ruheplatz für den Wanderer geschaffen; eine Inschrift erinnert ihn an den Freund, der ihm diesen Weg erleichtert.

Im Sommer 1834 suchte Karl v. Stein in den böhmischen Bädern Erleichterung seiner Schmerzen. Auf der Hinfahrt ließ er in Wildental halten und fragte nach dem Grabe seines Bruders Ernst. Es war

noch Jemand da, der über jene Vorgänge von 1787 gut Bescheid wußte. „Die Dame ist noch uns allen in werter Erinnerung", hörte er von seiner Mutter sagen. „Nun habe ich also doch endlich das Haus gesehen, wo der gute Ernst starb," schrieb er dem Bruder, „und worin meine Mutter so herbe Tränen vergoß."

Am 4. Mai 1837 starb Karl v. Stein. Sein Bruder Fritz folgte ihm am 3. Juli 1844.

* * *

Jetzt lebten von näheren Blutsverwandten Charlottens nur noch der Enkel Karl v. Stein, die Enkelinnen Luise v. Parry und Maria v. Zobeltitz und deren Kinder. Und es waren nur noch einige Wenige da, die sie gut gekannt hatten: Karoline v. Wolzogen, Amelie v. Stein, Charlotte v. Ahlefeld, Großherzog Karl Friedrich, Großherzogin Maria Paulowna. Daß sie lange Jahre Goethes nächste Freundin gewesen war, wußten allenfalls zwei Dutzend Menschen; Genaues darüber konnte Niemand berichten.

In den Büchern und Aufsätzen über Goethe wurde sie selten und nur nebenbei erwähnt; man hatte ja auch für Goethes Leben und Werke in den ersten Jahrzehnten nach seinem Tode nur wenig Sinn und von seinem Werte als Persönlichkeit sehr selten eine richtige Vorstellung. Man kannte seine Geschichte einigermaßen, soweit er selber sie erzählt hatte; die Berichte über seine übrigen Lebensperioden waren ebenso mangelhaft wie unvorteilhaft. Immerhin war die Zahl von Goethes

Verehrern eher im Zunehmen als Abnehmen. Über seine treueste Freundin dagegen schien das gewöhnliche Los geworfen: daß einige Zeit nach dem ersten Sterben das zweite Verlassen der Erde folgt: das Verschwinden aus dem Gedächtnis der Menschen.

Selbst ihr Grab blieb nicht erhalten; der Friedhofsverwaltung gefiel es, einen breiten Weg über die Stätte zu führen, wo sie ruhte; die eiserne Tafel, die ihren Namen trug, ward weiter rechts an dem verbleibenden Teil des großen Erbbegräbnisses der Familien Schardt und Bernstorff angebracht, und von nun an konnte Niemand mehr die genaue Stätte zeigen, wo Charlotte v. Stein bestattet lag.

* * *

Aber noch wurden Hunderte von Briefen aufbewahrt, die an sie gerichtet waren, die sie selber geschrieben oder die ihre Söhne geschrieben oder empfangen hatten; und es waren Briefe wie Samenkörner, die jetzt wie tot in kleinem, dunkeln Raume ruhen und übers Jahr aus den Gärten, Feldern und Wäldern kräftig hervorbrechen. Fritz v. Stein besaß die reichsten Schätze; seine Mutter hatte ihm noch bei Lebzeiten die Briefe und Zettelchen, die Goethe an sie gerichtet, übergeben; ihre eigenen Briefe an Goethe hatte sie von diesem zurückerbeten und verbrannt.

Die Goetheschen Briefe legte Fritz im Herbst 1842 in die Hände seines Neffen Karl v. Stein, der als Oberregierungsrat in Berlin lebte; seine übrigen auf-

gehobenen Briefe erbte bei seinem Tode, 1844, seine Tochter Marie v. Zobeltitz. Diese überließ Manches davon dem Arzte ihres verstorbenen Vaters, Dr. Ebers, zur Veröffentlichung; Ebers verband sich mit Dr. August Kahlert, und 1846 erschien ein Bändchen ‚Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich Freiherrn v. Stein'. Aus diesem Bändchen, dem auch einige Briefe der Frau v. Stein und der Frau v. Schiller beigegeben waren, konnte das Publikum zum ersten Male die enge, einer nahen Verwandtschaft gleichwertige Verbindung zwischen den Familien Stein und Goethe ersehen.

Zwei Jahre später gab Adolf Schöll den ersten Band von Goethes Briefen an Frau v. Stein heraus.

Und von nun an ging ein Schatten, den man Charlotte v. Stein nannte, den Leidensweg der Berühmtheit.

Stammtafeln

I. Die Familie v. Schardt
II. Josias und Charlotte v. Stein
III. Karl v. Steins Nachkommen
IV. Friedrich v. Steins Nachkommen

I. Die Familie v. Schardt

August v. Schardt
gest. 1744,
verm. mit Sibylla Eleonore v. Thüna.

Ernst Wilhelm v. Sch.	**Johann Wilhelm Christian** v. Sch.
geb. 1710.	(um 1711—1790)
Weiteres nicht bekannt.	verm. 1740 oder 41 mit Konkordia v. Irving (um 1722—1802).
	Elf Kinder,*) davon erwuchsen:

Charlotte	**Karl** v. Sch.	**Ludwig** v. Sch.	**Luise**	**Amalie** v. Sch.
(1742—1827),	(1744—1833),	(1748—1826),	(1750—1803),	(1756—1817),
verm. 1764 mit Josias	verm. 1778 mit Sophie	verm. 1798 mit Sophie	verm. 1775 mit Frei-	unvermählt.
Freih. v. Stein.	v. Bernstorff, gest. 1819,	v. Rheinbaben,	herrn Karl v. Imhoff,	
S. Stammtafel II.	Die Kinder nicht lebensfähig.	gest. 1804. Keine Kinder.	gest. 1788.	

Amalie v. J.	Katharina v. J.	Ernst v. J.	Luise v. J.
(1776—1831),	(?),	(?—1803)	(?),
verm. 1803 mit Karl v. Helvig	verm. 1810 mit Deron.		verm. 1817 mit Freih. v. Kloch.
gest. 1845.	Weiteres uns unbekannt.		Weiteres uns unbekannt.

Charlotte v. H.	Bror v. H.	Bernhard v. H.
(1804—1811).	Weiteres uns unbekannt.	Weiteres uns unbekannt.

*) Die elf Geschwister v. Schardt:
1. Sophia Ernestina Wilhelmina 24. 12. 1741 — 16. 6. 1745.
2. **Charlotte** Ernestina Bernardina 25. 12. 1742 — 6. 1. 1827.
3. Ernst **Karl** Konstantin 2. 4. 1744 — 5. 4. 1833.
4. Augusta Friederika Konkordia 26. 5. 1745 — 11. 11. 1747.
5. Wilhelmina Ernestina Christiana Johanetta 27. 10. 1746 — 11. 4. 1824.
6. **Ludwig** Ernst Wilhelm 11. 1. 1748 — 3. 9. 1826.
7. **Luise** Franziska Sophia 28. 6. 1750 — 17. 12. 1803.
8. Wilhelm Albertus Friedrich 20. 7. 1752 — 28. 7. 1762.
9. Konstantina Friederika Konkordia 6. 11. 1754 — ?
10. **Amalie** Augusta Wilhelmina 21. 9. 1756 — 4. 8. 1819.
11. Karolina Konstantina Magdalena 27. 1. 1758 — 30 3. 1766.

II. Josias und Charlotte v. Stein

Johann Friedrich Freiherr v. Stein

|

Fr. Chr. Ludwig Freih. v. Stein
gest. 1739,
verm. mit Charlotte v. Rothenhan, gest. 1778.
Fünf Kinder, davon erwuchsen:

Gottl. Dor. Soph. Elis. Magd.
gest. 1788,
verm. 1781 mit Rittm. v. Röder. Keine Kinder.

Josias Freih. v. St.
(1735—1794),
1764 verm. m. **Charlotte v. Schardt**
(s. Tafel I).

Charlotte Freiin v. St.
unverm. gest. 1784.

Sieben Kinder,*) vier Töchter starben früh, es blieben drei Söhne.

Karl Freih. v. St.
(1765—1837),
verm. 1798 mit Amelie v. Seebach
(s. Tafel III).

Ernst Freih. v. St.
(1767—1787).

Friedrich Freih. v. St.
(1771—1844),
verm. 1807 mit Helene Freiin v. Stosch, gest. 1808, und 1810 mit Amalie Gräfin Schlabrendorff, geschied. 1815
(s. Tafel IV).

---

*) Die sieben Kinder von Josias und Charlotte v. Stein:

1. Gottlob **Karl** Wilhelm Friedrich 8. 3. 1765 — 4. 5. 1837.
2. Gottlob Konstantina Luise Friederika 11. 3. 1766 — 7. 8. 1766.
3. Gottlob **Ernst** 30. 9. 1767 — 14. 6. 1787.
4. Gottlob Friederika Johanna Augusta 5. 3. 1769 — ?
5. Gottlob Friederika Sophia 15. 4. 1770 — 1. 7. 1770.
6. Gottlob **Friedrich** Konstantin 26. 10. 1772 — 3. 7. 1844.
7. Gottlob Henrietta Sophia Luise Konkordia 13. 4. 1774 — 7. 5. 1774.

Zwischen Geburts- und Taufstagen ist kein Unterschied gemacht, z. T. auch nicht zwischen Todes- und Begräbnistagen.

III. Karl v. Steins Nachkommen

Freih. Karl v. Stein
verm. mit Amelie v. Seebach
(s. Tafel II).

Friedrich v. St.
(1799—1830),
verm. 1830 mit Elisa Coventry.
Keine Kinder.

Karl v. St.
(1800—1871),
verm. 1827 mit Luise v. Stein-Altenstein.
Fünf Kinder, davon erwuchsen drei:

Eduard v. St.
(1801—1801).

Luise
(1804—?),
verm. 1827 mit
James Patrick Parry.

Felix v. St.
(1828—1891),
verm. mit Anna v. Holtzendorff,
lebt auf Kochberg.

Anna
(1830—1860),
verm. 1856 mit
Emil v. Lindenau.

Karl v. St.
(?—1896),
verm. 1863 mit
Ina v. Gundlach.

Karl v. P.
(1828—1882).

Emma Luise
verm. mit Graf Leo Amad.
Henckel v. Donnersmarck (†).

Ilse
geb. 1858,
verm.
mit Freiherrn
Botho
v. Boineburg.

Wolf
v. St.
geb. 1860,
verm.
mit Helena
Eberlein

Anna
geb. 1862,
verm.
mit Graf
Schwerin.

Felix
v. St.
geb. 1869,
unvermählt.

Karl v. L.
geb. 1857,
unvermählt.

Marie
geb. 1858,
verm. mit
Freih. v.
Bachoff

Hedwig
geb. 1859,
verm. mit
Graf
Bassewitz.
Keine Kinder.

Hans
v. St.
geb. 1865,
verm.
mit Frl.
v. Forster.

Graf
Viktor
H. v. D.
Gesandter
in
Kopenhagen.

Graf
Leo
H. v. D.
(†)

Gräfin
Therese
verm. mit
Graf Hahn-
Basedow.

Graf
Valentin.

Pauline
geb. 1885,
verm. mit
Erich v.
Wallenberg.

Charlotte
geb. 1885,
verm. mit Peter,
Freih. v. Richt-
hofen.

Burkard
geb. 1890.

Botho
geb. 1902.

Felix
Graf Sch.
geb. 1892.

Woldemar
Graf Sch.
geb. 1896.

Hans
Jürgen
Graf Sch.
geb. 1901.

Erika
geb. 1878,
verm. mit
Kurt v. Watzdorf.

eine
Tochter.

Tochter
verm. mit
Graf Wels-
burg.

Ilse Erika v. R.
geb. 1909.

Maria Rose
geb. 1898.

Jutta
geb. 1900.

IV. Friedrich v. Steins Nachkommen

Freiherr Friedrich v. Stein,
vermählt mit Freiin Helene v. Stosch
(s. Tafel II).

- **Marie** (1804—1876), verm. 1823 mit Karl v. Zobeltitz.
- **Lothar v. St.** (1806—1827).
- **Guido v. St.** (1808—1827).

- **Otto v. Z.** (1825—1882), verm. mit Elis. v. Sommerfeld.
  - **Walter v. Z.** geb. 1877.
  - **Otto v. Z.** geb. 1879.
  - **Fritz v. Z.** geb. 1880.
- **Anna v. Z.** starb unverm.
- **Elisabeth** (1832—1908) war verm. mit Friedr. v. Rappard.
  - **Helene v. R.** gest. 1874.
  - **Erich v. R.** gest. 1903, verm. mit Marie Hüpeden, keine Kinder.
  - **Erika v. R.** gest. 1857.
  - **Frieda v. R.**
  - **Bertram v. R.** gest. 1859.
  - **Erwin v. R.** verm. mit Marie v. Scheel.
    - **Fritz v. R.**
    - **Elisabeth v. R.**
    - **Margarethe v. R.**
    - **Nora v. R.**
    - **Charlotte v. R.**
  - **Elisabeth v. R.** gest. 1899.
  - **Johannes v. R.** gest. 1900.
  - **Gerhard v. R.** gest. 1894.
  - **Karola v. R.**
- **Klara v. Z.** starb unverm.
- **Toska** (1829—1905) verm. mit Eduard v. Kamptz.
  - **Anton v. K.** (1860 bis 1904).
    - **Roland v. K.**
    - **Vera v. K.**
    - **Hertha v. K.**
  - **Paul v. K.** geb. 1864 verm. mit Hedwig Schmeckel.
- **Mathilde v. Z.** starb unverm. 1909.

Es lebten 1909 folgende erwachsene Nachkommen der Frau v. Stein:

In Berlin: Kaiserl. Gesandter a. D. Karl v. Lindenau, Rittmeister Graf Valentin Henckel v. Donnersmarck, Oberleutnant Otto v. Zobeltitz, Oberleutnant Fritz v. Zobeltitz, Roland v. Kamptz;
in Boguslawitz bei Breslau: Freifrau v. Richthofen;
in Bohrau, Kreis Öls: Gräfin Schwerin;
in Dobitschen, S.-Alt.: Freifrau v. Bachoff;
in Dresden und Hirschhügel bei Uhlstädt: Gräfin Emma Luise Henckel v. Donnersmarck, Exz.;
in Gleinig in Schlesien: Rittergutsbesitzer Walther v. Zobeltitz;
in Hood Manor, Dev., England: Gräfin Hahn-Basedow;
in Kletzko: Distriktskommissar Erwin v. Rappard;
in Kochberg: Wolf Freiherr v. Stein;
in Kopenhagen: Kaiserl. Gesandter Dr. jur. Graf Viktor Henckel v. Donnersmarck, Exz.;
n Lühburg, Meckl.: Gräfin Bassewitz.
in Mariahöfchen bei Breslau: Frau Pauline v. Wallenberg;
in Naumburg: Fräulein Frieda v. Rappard, Fräulein Karola v. Rappard;
in Neapel: Kaiserl. Konsul Felix Freiherr v. Stein;
in Saalburg: Gräfin Welsburg.
in Tempelhof b. Berlin: Paul v. Kamptz;
in Warmbrunn: Fräulein Hertha v. Kamptz;
in Weimar: Freifrau v. Boineburg, Freiherr Burkard v. Boineburg, Frau v. Watzdorf-Bachoff;
in Wiesbaden: Fräulein Vera v. Kamptz;
in Züllichau: Rittmeister Freiherr v. Stein.

Personen-Verzeichnis

A

Ahlefeld, Charlotte v., geb. v. Seebach 423, 574, 575, 602—604, 608.
Ahlefeld, Rudolf v. 423.
Alexander I., Kaiser von Rußland 438, 476, 499, 502, 550, 552, 553, 558, 579, 597, 598, 600.
Altenstein, Karl Freiherr v. Stein zum A. 591, 601.
Altenstein, Luise v., nachm. v. Stein 591, 601.
Amalie, Herzogin von Weimar XXII, 18—22, 28—32, 34, 43, 45—47, 54, 83, 111, 112, 121, 124, 129, 192, 224, 239, 255, 256, 265, 274, 279, 283, 297, 333, 345, 350, 356, 357, 392, 446, 481, 524, 525.
Arnim v., 456.
Arnim, Bettina v., geb. Brentano 598.
Auch, Mechaniker 169.
August, Prinz von Gotha 329.
August, Prinz von Preußen 496, 592.
Auguste, Herzogin von Braunschweig 48, 141, 219, 220, 222.
Auguste, Prinzessin von Weimar, nachm. Deutsche Kaiserin 601.

B

Bachof v. Echt, Gräfin 122.
Bachoff, v., Freiherrl. Familie, Stammtafel III.
Baltzer, v. Steinscher Diener 292.
Bartholomäus, Assessor 14.
Bartning, Ludwig XXVI.
Basch, Dr. Siegmund 29, 35, 43, 90.
Basch, Diakonus 120.
Basch, Karoline, geb. Seidler 120, 195, s. Ettinger.
Bassewitz, Hedwig Gräfin, Stammtafel III.
Baumbach, Frl. v., nachm. v. Eschwege XXVI, 504.
Baumgarten, Peter im 138 bis 140.
Beaulieu-Marconnay, Karl Freiherr v. 14.
Beck, Heinrich 333.
Beck, dessen Frau 333.
Becker, Rudolf Zacharias 452.
Becker, Sophie, nachm. Schwartz 182, 183, 224, 244.
Bellomo, Giuseppe 300.
Benckendorff, v., Oberhofmeister 20.
Berg, Frau v., geb. v. Häseler 180.
Berger, Frl. v., nachm. Zimmermann 263, 264.
Bernadotte, s. Karl Johann.
Bernardina Christiana Sophia, Prinzessin von Weimar 8.
Bernhard, Prinz von Weimar 346, 444, 481, 529, 580.
Berlepsch, Emilie v. 371, 372.

Bernstorff, Andreas v. 125.
Bernstorff, Sophie v., nachm. v. Schardt von 125 an.
Bernstorff, Graf Joh. Hartwig Ernst 125.
Bernstorff, Gräfin Charitas Emilie, geb. v. Buchwald 125—127, 182, 421, 443, 454, 517, 587, 589, 604.
Bernstorff, Gräfin, geb. Gräfin Stolberg 68.
Bertuch, Friedr. Justin 45, 489.
Beulwitz, Karoline v., nachm. v. Wolzogen, geb. v. Lengefeld von 182 an.
Beulwitz, Wilhelm v. 182, 199, 286, 316, 357, 358, 360.
Beulwitz, v., Frl. 392.
Beust, v. 8.
Beust, Gräfin 561.
Bibra, Frl. v., nachm. v. Beulwitz 358.
Bissing, Henriette v. X.
Blumenbach, Joh. Friedr. 80, 180.
Bode, Christoph 113, 125 bis 127, 183.
Bodmer, J. J. 49.
Both, v. 223.
Boie, H. Chr. 100.
Boineburg, v., Freiherrl. Familie, Stammtafel III.
Boineburg, Ilse v., geb. v. Stein XI, XIX.
Boisserée, Brüder 524.
Bojanowski, Eleonore v. X.
Bojanowski, Paul v. XI.
Bose, Karoline v. 444, 501, 530, 538.
Brachmann, Luise 423.
Branconi, Antonia v., geb. v. Elsener 49, 61, 110, 148, 213, 231, 434.
Brandes, Georg Friedrich 100.
Braschina, Gräfin 383.
Breitenbauch, v., Verschiedene d. N. XIX, 353, 392, 470.
Breitinger, J. J. 49.
Brinkmann, Karl Gustav 456.
Brissart, Abbé 355, 411.
Bröndsted 496.
Brühl, Graf Karl 183, 184.
Brühl, Graf Moritz 183, 184.
Brühl, Gräfin Tina, geb. Schleyerweber, 183, 184.
Buchholz, Malvine, geb. v. Knebel XI, XVIII, XX.
Buchwald, v., goth. Oberhofmeister 15.
Bülow, v., Kammer-Auditor 223.
Bülow, v., Kammerjunker 223.
Burghaus, Gräfin 383.
Burgsdorff, Wilh. v. 456.
Büsch, Joh. Georg 309, 310.
Buttler, v. 7, 8.
Büttner, Christian Wilhelm 297.

C

Cagliostro 183.
Carvelle, Maler 166.
Chapusset, Marianne, nachm. v. Imhoff und Hastings 63, 64.
Christian, Prinz von Augustenburg, Kronprinz von Schweden 522.
Christian, Fürst von Waldeck 260.
Christian, Landgraf von Hessen 323.

Claudius, Matthias 176, 180.
Colloredo, Graf 561.
Cornelius, Peter 524.
Cotta 406.
Coventry, Elisabeth 606.
Creuzburg, Gel. Admin. 38.
Cumberland, Richard 113.

D

Dacheröden, Karoline v. 314, 319, s. Humboldt.
Dalberg, Friedrich v. 265.
Dalberg, Karl v., kurmainz. Statthalter u. Koadjutor, später Großherzog von Frankfurt 358, 478, 500.
Dallwitz, Frau v. XVIII.
Deron 522, 596.
Döring, Frau v. 263, 264.
Dumanoir, Graf 411.
Düntzer, Heinr. IX, 5, 23, 249.
Dürckheim, zul. meining. Oberhofmeister 30, 196, 445.

E

Eberlein, Helene, Stammtafel III.
Ebers, J. J. H. 610.
Egloffstein, v., Familie 392.
Egloffstein, v., Hauptm., nachm. Oberst 456, 503.
Egloffstein, Gräfin Henriette, geb. v. Egloffstein 433, 445.
Engelhardt, Leibarzt 56.
Einsiedel, August v. 169, 193—195, 204, 205.
Einsiedel, Emilie v., geb. v. Münchhausen 193—195, 204, 205, 356, s. Werthern.
Einsiedel, Friedrich Hildebrand v. 45, 187, 191, 447, 525.
Ernst II., Herzog von Gotha-Altenburg 233, 329.
Ernst August, Herzog von Weimar 3—15, 22, 29, 579.
Ernst August Konstantin, s. Konstantin.
Ernestina Albertina, Prinzessin von Weimar 8.
Ettinger, Karoline, geb. Seidler 195, 530, s. Basch.
Eybenberg, Marianne v., geb. Meyer 543.

F

Forster, Frl. v., Stammtafel III.
Fouqué, Friedrich de la Motte 598.
Fouquet, Baron v. 411.
Franckenberg, Sylvius Friedrich L. Freiherr v. 260.
Fränkel, Jonas VI.
Franz, Herzog von Dessau 334, 532, 533.
Friederike, Königin von Schweden, vorm. Prinzessin von Baden 337.
Friedrich II., König von Preußen 50.
Friedrich III., Herzog von Gotha 15, 16, 43.
Friedrich IV., Herzog von Gotha 382.
Friedrich Christian, Erbprinz von Augustenburg 320.
Friedrich Franz I., Herzog, später Großherzog von Meckl. Schwerin 222, 294, 304—306, 342, 506, 570.
Friedrich Wilhelm II., König von Preußen 327.
Friedrich Wilhelm III., König von Preußen 479, 550, 552, 560.

Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Öls 503.
Fritsch, v., Oberhofmarschall XI.
Fritsch, Jakob Friedrich Freiherr v. 57, 87, 90, 101.
Fritsch, v., dessen Witwe 530, 584.
Fritsch, Karl v. 129.
Fritsch, Ludwig v. 391.
Fritsch, Konstanze v. 561.
Fulda, Amtmann 306.
Fumel, Baron v. 355, 411, 472.
Funck, Heinr. 53.
Fürstenberg, Friedrich Wilhelm Franz Freiherr v. 181.

G

Gallitzin, Fürstin Amalie, geb. v. Schmettau 180—184.
Geismar, v., russ. Oberst 557.
Georg, Herzog von Meiningen 359, 389.
Georg Friedrich Karl, Erbprinz, später Großherzog von Meckl. Strelitz 529, 570.
Gentz, Friedrich 456.
Geßler, Graf Karl Friedrich 372.
Gleim, 451.
Gneisenau 598.
Göchhausen, v., Oberkämmerer 19, 21.
Göchhausen, Luise v., 83, 191, 410, 433, 525.
Göckingk, Leopold Friedrich Günther v., 183, 184.
Goethe VI, VII, XXIII und von 47 an.
Goethe, August v. XXIII, 374—376, 426, 435, 436, 488, 542, 543, 661.
Goethe, Christiane v., geb. Vulpius 541—543, 580, s. Vulpius.
Goethe, Elisabeth, geb. Textor 59, 214—216, 225, 242, 278, 535, 581, 601.
Goethe, Ottilie v., geb. v. Pogwisch 580.
Goethe, Kornelia s. Schlosser.
Gore, Charles 268, 410, 540.
Gore, Emilie 188, 268, 410, 492.
Gore, Elise 188, 268, 401, 442, 451.
Görtz, Graf Eustachius 54, 90, 91.
Gottschalg, Oberkonsistorialassessor 44.
Goullon, François René le 458.
Gundlach. Ina v., Stammtafel III.
Graff, Anton XXIV.
Gustav IV. Adolf, König von Schweden 522.

H

Hahn, Gräfin Therese, geb. v. Henckel, Stammtafel III.
Haller, 49.
Hamilton, Sir William 260.
Hamisch 16.
Hardenberg, Graf Karl August 478.
Haren, v., Vater und Sohn 456, 466.
Hartte, Emma 260.
Hastings, Warren 63, 64, 207, 208.
Hastings, Marianne, geb. Chapusset 63, 64, 207, 208.
Haugwitz, Graf Christian 57.
Haugwitz, Gräfin 472.
Hautcharnoy, Leutnant und Eltern 492—496.

Heerd, v. (Herda?) 8.
Heermann, Leg. Rat, später Bibliothekar 45.
Held, L. XXVI.
Helvig, v., Familie, Stammtafel I.
Helvig, Karl v. 458, 459, 521—524, 597—599, 606.
Helvig, Amalie v., geb. v. Imhoff XX.
Helvig, Bror v. 524.
Helvig, Bernhard v. 524.
Helvig, Charlotte v. 459, 524.
Hemsterhuis, Tiberius 181.
Henckel v. Donnersmarck, Ottilie, Gräfin, geb. v. Lepel XI, XXI, 445, 492, 504, 538, 561, 562, 580.
Henckel v. Donnersmarck, gräfl. Familie, Stammtafel III.
Henß, Adolf XI, XXII.
Heron, engl. Hauptmann 200.
Herder, Joh. Gottfr. XXIV, 90, 101, 111, 126, 134, 164, 167, 170—174, 183, 184, 185, 189, 193, 204, 211, 217, 247, 256, 265, 269, 276, 279, 283, 297, 330, 331, 357, 367, 372, 381, 392, 451, 473, 500, 505, 516, 576.
Herder, Karoline, geb. Flachsland XXIV, 126, 134, 164, 184, 185, 188—190, 193, 256, 267, 268, 269, 273, 274, 276, 284, 295, 297, 357, 372.
Hetzer, W. E. 201.
Heygendorff, Karoline v., vorm. Jagemann 580, 581.
Hinzenstern, Fr. Aug. v. 467.
Hißbach, Karl X, 8.
Hohenlohe, Fürstin 73, 74, 158.
Hopfgarten, Frau v. 8.
Hoym, Graf K. G. H. 343, 344, 383, 390, 466, 470.
Hufeland, Christoph Wilhelm 496.
Humboldt, Alexander v. 368, 455.
Humboldt, Karoline v., geb. v. Dacheröden 456.
Humboldt, Wilhelm v. 358, 368, 456, 508, 509, 531, 593, 598, 605.

J

Iffland 374, 452.
Ilten, Karoline v., nachm. v. Moser 68, 121, 122, 195.
Ilten, Sophie v., nachm. v. Lichtenberg 68, 121.
Imhoff, v., Freiherrl. Familie, Stammtafel I.
Imhoff, Freiherr Karl v., XVIII, 63, 64, 123, 124, 166, 285.
Imhoff, Luise v., geb. v. Schardt von 62 an.
Imhoff, Amalie v., nachm. v. Helvig von 286 an.
Imhoff, Ernst v., 286.
Imhoff, Katharina v., nachm. Deron von 286 an.
Imhoff, Luise v., nachm. v. Kloch von 286 an.
Imhoff, Sir Charles 457, 458.
Imhoff, Lady Charles, geb. Lady Blunt 457, 458.
Irving of Drum, Konkordia, nachm. v. Schardt XX, von 7 an u. Stammtafel I.
Isabey, Jean Baptiste XXII.

Jablonski, Prediger 7.
Jacobi-Klöst, Josephine v. 339.
Jacobi, Friedrich Heinrich 171, 178, 180, 340.

Jagemann, Ferdinand XXIII, 563.
Jagemann, Karoline, nachm. v. Heygendorff 433, 434, 525, 580, 581.
Jean Paul, s. Richter.
Johann Friedrich, Fürst von Rudolstadt 15, 43.
Jordan, Camille 411, 443.

K

Kahlert, August 610.
Kämpfer, Herzogl. Chirurg 496, 558.
Kant 363, 395.
Kalb, Alexander v. 196, 197, 446.
Kalb, Charlotte v., geb. v. Marschalk 185, 196, 197, 274, 286, 314, 360, 415, 426, 446.
Kalb, Eleonore v., geb. v. Marschalk 446.
Kalb, Johann August v., 39, 91, 101, 103, 446.
Kalb, Sophie v., nachm. v. Seckendorff 122.
Karl, Prinz von Rudolstadt 167.
Karl, Prinz von Preußen 601.
Karl I., Herzog von Braunschweig 19, 20.
Karl Alexander, Prinz, sp. Großherzog von Sachsen 580.
Karl August, Herzog, sp. Großherzog von Sachsen XXII, von 19 an.
Karl Friedrich, Erbprinz, sp. Großherzog von Sachsen von 189 an.
Karl Johann, Kronprinz von Schweden 522, 597.
Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig 48, 49, 478—480.
Karoline, Prinzessin von Sachsen, sp. Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin XXII, XXVI, 439, 442, 481, 504, 528, 537, 540, 545.
Kästner, Johann Friedrich 121, 137—140, 142, 395, 489, 490.
Katharina, Großfürstin von Rußland 560.
Kaufberg, Friedr. Günther v., 127.
Kaulbars, v., Oberhofmeister 17.
Keil, Robert VI.
Kirms, Karl 514.
Klauer, Martin XVIII, XXI, XXIII, 136.
Klinkowström, Leonhard Freiherr v. 54, 91.
Kloch, Freiherr v. 596.
Klopstock 56, 125, 126, 134, 274, 443, 451.
Klügel, Georg Simon und Frau 220.
Knebel, Henriette v. XXVI, 186, 286, 322, 338, 381, 439, 490, 528, 530, 536, 563.
Knebel, Karl v. XXIV, von 55 an.
Knebel, Luise v., geb. Rudorf 380—382.
Knebel, Karl v., d. J. 381, 551.
Knebel, Bernhard v. 583.
Koch, Franziska Romana 46.
Koës, dän. Archäologe 496.
Könneritz, Frl. v. 562.
Konstantin, Prinz, sp. Herzog von Sachsen-Weimar 5, 12 bis 19.
Konstantin, Prinz von Sachsen-Weimar 19, 55, 68, 114, 121, 122, 158, 328.
Koppenfels, J. Friedr. v., 202.

Körner, Christ. Gottfr. und Familie 198, 205, 206, 288, 294, 341, 372, 382, 386.
Körner, Theodor 9.
Kotzebue, August v. 412—414, 479, 584.
Kotzebue, Rätin, geb. Krüger 530, 584.
Kraus, Joh. Melch., XXV, 136, 489, 544.

L

Langbein, August Friedrich 529.
La Roche, Sophie v., geb. v. Gutermann 422, 425.
Laßberg, Christiane v. 123, 247.
Laßberg, Frl. v., 472.
Lavater XVIII, XIX, 49, 53, 58, 61—62, 169, 174, 180, 188, 224, 451.
Lawrence und Mutter 459 und 460.
Lengefeld, v., Oberlandjägermeister 176, 199.
Lengefeld, Luise Juliane v., geb. v. Wurmb von 182 an.
Lengefeld, Karolina v., sp. v. Beulwitz und v. Wolzogen von 188 an.
Lengefeld, Charlotte, nachm. v. Schiller von 178 an.
Lenz, Michael Reinhold 118 bis 121.
Lessing 171.
Lichtenberg, Friedr. v. 108, 121, 217.
Lichtenberg, Sophie v., geb. v. Ilten 108, 121, 217.
Lichtenstein, Martin Heinr. Karl 546.
Lindenau, v., Familie, s. Stammtafel III.
Lips, Joh. Heinr. XXII, XXIII, 333.
Löber, Joh. Friedrich XXII.
Löber, Dienerin 353.
Lösche, Hugo XXVI.
Loder, Ferdinand Christian 218.
Lossius 169.
Louis Ferdinand, Prinz von Preußen 478, 479, 480.
Luise, Königin von Preußen 479, 481.
Luise, Prinzessin zu Anhalt-Pleß 50.
Luise, Prinzessin von Darmstadt, nachm. Herzogin und Großherzogin von Sachsen XXII, von 56 an.

M

Maltzahn, v., 456.
Maltzahn, Gräfin, geb. v. Hoym 343, 390, 465.
Marie, Prinzessin v. Sachsen, nachm. Prinzessin Karl v. Preußen 601.
Maria Josepha, Prinzessin von Sachsen, nachm. Dauphine von Frankreich 15.
Maria Paulowna, Großfürstin von Rußland, Erbprinzessin, später Großherzogin von Weimar XXII, 438, 440—442, 444, 481, 526, 527, 532, 538, 539, 545, 546, 550, 553, 561, 562, 567, 568, 585, 592, 600, 608.
Marchand, General 485.
Marschall, Graf 307.
Mendelssohn, Moses 171.
Merck, Joh. Heinrich 224.
Mesmer, Fr. Ant. 170.
Methfessel, Albert Gottlieb 591.

Metzsch, v., 483.
Meyer, Heinrich XXI, XXIII, XXVI, 415, 418, 425, 456, 544.
Möglich, B. XVIII.
Montgolfier, Brüder 170.
Moritz, Karl Philipp 251, 253, 274.
Moser, v., Oberforstmeister 195.
Mounier, Jean Joseph 355, 411, 443.
Mounier, Sohn des Vorigen 507.
Müller, Friedr. v. 605.
Müller, Johannes v. 424.
Müller, Joh. Gotth. XXIV.
Münchhausen, v. auf Leitzkau 193—195.
Murat, Herzog von Kleve und Berg 478, 484.
Musäus, J. K. Aug. XXVI, 45, 108.

N

Napoleon I 438, 443, 475 bis 477, 486, 487, 498, 499, 549 bis 551, 558, 565.
Nicolovius, Alfred 508.
Nicolovius, Alfred, d. J. 581.
Nicolovius, Frau, geborene Schlosser 508, 581.
Niebuhr, Barthold 567.

O

Ohlenschläger, Adam 496.
Oldershauser, v. 307.
Oldershauser, Frl. v., nachm. v. Breitenbauch 312.
Oppel, v., Geh. Rat 108, 252.
Orelli, Frau 110.
Osann, Emil 554.
Oser, Adam Friedrich 166, 224.
Ott, Arthur X.
Ottingen, Wolfgang v. XI.

P

Pachta, Gräfin 297.
Pannewitz, v. 368.
Pappenheim, v. 453, 466, 467.
Parry, James Patrick 605.
Parry, Luise v., geb. v. Stein 605, 608, Stammtafel III.
Parry, Karl v., 605.
Passow, Athenäa, geb. Ulrichs XI.
Paul I, Kaiser von Rußland 438.
Paul, Frau XXVI.
Pernay, v. 355.
Pfuel, v. 482.
Pogwisch, Henr. Ott. Ulr., geb. Gräfin Henckel v. D. XXVI, 445, 492, 538, 550, 580.
Pogwisch, Ottilie v., nachm. v. Goethe 445, 580.
Pogwisch, Ulrike v. 445.
Pope 537.

R

Rachel, Paul 184.
Rantzau, Oberstallm. v. 222.
Rappard, Marie v., geb. Hüpeden X.
Rappard, v., Familie, Stammtafel IV.
Rasch, Otto XI, XXV.
Recke, Elise v. d., geb. Gräfin v. Medem 9, 180, 184.
Reichard, Amalie, geb. Seidler 195, 288.
Reichard, Heinr. Aug. Ottokar 195.
Reineck, v. 8.
Reinhard, Karl Friedrich Graf 605.
Reinhold, K. Leonh. 532.
Reitzenstein, Tinette v. 472.

Reuß, Heinrich XLIII. Graf, nachm. Fürst 410.
Rheinbaben, Sophie v., nachm. v. Schardt 201, 353, 448.
Richter, Jean Paul 412, 415, 416.
Richthofen, v., Familie, Stammtafel III.
Riedesel, Frl. v. 442.
Riemer, Friedrich Wilhelm 431, 488, 535.
Röder, v. 130, 201, 307, 521.
Rohmann, Ludwig X.
Rotenhan, Charlotte v., nachm. v. Stein 34, 130 u. Stammtafel II.
Roux, J. 547.
Rousseau, J. J. 471.
Rudorf, Luise, nachm. v. Knebel 381, 382, 583.
Rustan 549.

S

Saint-Aignan, Baron Etienne de 517, 554, 587.
Schach, v. Steinscher Diener 311, 335, 463, 471, 483, 484, 486, 563.
Schardt, v., die Familie und ihre Glieder XX, von 5 an und Stammtafel I.
Schardt, Sophie v., geb. v. Bernstorff XXIV.
Schau, v. Steinscher Diener 166.
Schellhorn, 166.
Schenck, Instrumentenmacher 395.
Scherer, Alex. Nikol. 437.
Schiller XXIV, von 197 an.
Schiller, Charlotte v., geb. v. Lengefeld XXIV, von 178 an.
Schiller, Ernst v. 585, 586, 601.
Schiller, Karl v. 374, 435, 524, 551, 554, 585, 586.
Schimmelmann, Graf Ernst 320.
Schlabrendorff, Graf 593.
Schlabrendorff, Gräfin Amalie, nachm. v. Stein 510 bis 513, 593, 594.
Schlegel, Friedr. 414.
Schlegel, August Wilhelm 414.
Schlosser, Johann Georg 80.
Schlosser, Kornelia, geborene Goethe 78, 80, 82, 99, 508.
Schmeller, Joh. Josef XXII.
Schmettau, Graf v. 482—487, 496.
Schmid, Achatius L. K. 102, 201.
Schmid, dessen Gattin 455, 530.
Schmidt, Hermann XXIII.
Schmidt, J. Christoph 467.
Schmidt, Klamer 529.
Schnauß, Chr. Fr. 102.
Schneider, Auguste 233.
Schöll, Adolf 610.
Schönemann, Lilli, nachm. v. Türckheim 75, 76, 101.
Schopenhauer, Johanna, geb. Trosiner, u. Familie 517, 518.
Schröter, Korona XXIV, 110, 112, 148, 415, 450.
Schuchardt, Bertha XXIII.
Schulz, Friedrich 344.
Schulze, Wilhelm Heinrich 24, 43.
Schumann, Malermeister 106.
Schwabe, Reg. Rat 202.
Schwartz, Traiteur 338.
Schweitzer, Anton 45, 46.
Schwendler, Frau v., vorm. Gräfin Schlabrendorff, geb. v. Mützschefahl 574, 600.

Schwerin-Bohrau, Anna, Gräfin v., Stammtafel III.
Schwier, Karl XXVI.
Scott, Sir Walter 575.
Seckendorff, v., meckl. Junker 223.
Seckendorff, v., ansbach. Geh. Rat 6.
Seckendorff, Franz Christian v. 54, 91, 202.
Seckendorff, Siegmund v. 90—92, 115, 122, 195.
Seckendorff, Sophie v., geb. v. Kalb 195.
Seebach, Frau v. 445, 504, 519, 520, 538, 557, 563, 570.
Seebach, Amelie v., nachm. v. Stein XXI, von 390 an u. Stammtafel II.
Seebach, Ludwig v. 392, 504, 557, 570.
Seebach, Friedrich v. 391, 504. 557, 570.
Seebach, Henriette v., geb. v. Stein 391, 504, 538, 557, 559, 570.
Seidel, Philipp 39, 250, 252, 269, 270.
Seidler, Familie 120.
Seidler, Amalie, s. Reichard.
Seidler, Karoline, s. Basch u. Ettinger.
Seidler, Luise XIX, XXII, 581.
Seume, Joh. Gottfr. 344.
Simanowitz, Ludovika XXIV.
Sommerfeld, Elis. v., Stammtafel IV.
Sophia Charlotte Albertina, Herzogin v. Weimar 8.
Spinoza 171, 172.
Strickmann, Anton Matthias 181.
Staël, Anne Germaine Baronin v., geb. Necker 364.
Staff, v., Familie 508, 533.
Staff, Albertine v. 533, 555, 562, 573.
Stahr, Adolf VI.
Stark, Johann Christian 217, 218. 496.
Stein, Anna v., geb. v. Holtzendorff X, XI, XVIII.
Stein-Kochberg, v., freiherrl. Familie XX—XXII und von S. 33 an und Stammtafel II u. III.
Stein-Nord-und Ostheim, v., Familie 392.
Stein-Nord-und Ostheim, Henriette v., nachm. v. Seebach 391.
Stein-Nassau, Freiherr Karl vom und zum 593.
Steinhäuser, Theodor 11.
Stenglin, v. 223.
Stock, Dora XIX, 372.
Stolberg, Gräfin Auguste, nachm. Gräfin Bernstorff 180.
Stolberg, Graf Christian 57, 68, 70, 180.
Stolberg, Graf Friedrich 57, 68, 70, 91, 180, 516.
Stosch, v. 472, 595.
Stosch, Helene v., nachm. v. Stein 472, 510 u. Stammtafel II u. IV.
Streiber, Lorenz 215.
Streiber, Viktoria 148, 231, 232.
Streitwitz, Frau v. 8.
Sturz, Helfrich Peter 100.
Sucro, Hermann v. X.
Sulzer, Joh. Georg 50, 52.
Süvern, Joh. Wilh. 508.
Suphan, Bernhard 171, 247.

T

Talleyrand-Périgord, Ch. M., Herzog v. 500.
Talma, François Jos. 499.

Teſſenow, Heinrich XXV.
Thielmann, v. 456.
Thon, Ottokar XXV.
Thüna, Lothar v. 6.
Thüna, Sibylle Eleonore v., nachm. v. Schardt 6 und Stammtafel I.
Tieck, Friedrich XXIV.
Tiſchbein, Friedrich Auguſt XXII, 348.
Tiſchbein, Wilhelm 251, 253.
Tobler, Joh. Chriſtoph 110.
Trebra, Frau v. 433.
Trefftz, Johannes X.

U

Unger, W. XXIII.

V

Vietinghoff v. 223.
Vigne, Max de la X.
Villoiſon, J. B. Gaſpard d'Anſſe XXI, 166.
Voigt, Chriſtian Gottlob (Miniſter) 202, 386.
Voigt, Johann Karl Wilhelm (Mineraloge) 546.
Voigt, Friedrich Siegmund (Botaniker) 500.
Volgſtedt, v., Oberforſtmeiſter 7.
Volgſtedt, v., Kriegsrat 108.
Voß, Erneſtine, geb. Boie 423, 424, 524.
Voß, Johann Heinrich 423, 424, 524.
Vulpius, Chriſtiane, nachm. v. Goethe XXIII, 275—282, 371, 372, 374, 376, 377, 380, 430, 432, 434, 487 f. auch Goethe.
Vulpius, Chriſtian Auguſt XXVI, 275, 434, 489, 590.
Vulpius, Familie 275.

W

Waldner, Adelaide v. 191, 274, 554, 556,
Wangenheim, Generalin v. 445.
Warsberg, v., Statthalter von Erfurt 10.
Wartensleben, Gräfin 157, 158, 445.
Watzdorf, Erika v., geb. v. Bachoff, Stammtafel III.
Weber, Kandidat 137.
Wedel, Marianne v., geb. v. Wöllwarth 105, 191, 355, 445, 486, 527, 558.
Wedel, Moritz v. 91, 105, 191, 271, 336.
Wellenberg, v., Familie, Stammtafel III.
Welsburg, gräfl. Familie, Stammtafel III.
Wende, Diener 106.
Werner, Zacharias 515, 516, 539, 546.
Werthern-Beichlingen Gräfin v. 437, 559.
Werthern-Neunheiligen, Gräfin Jeanette Luiſe, geb. Freiin v. u. z. Stein 152, 153.
Werthern-Frohndorf, Frhr. Chr. Ferd. G. v. 91.
Werthern-Frohndorf, Emilie v., geb. v. Münchhauſen XXIV, 83, 114, 186, 192 bis 195 f. Einſiedel.
Weyland, P. C. 39.
Wieland 45, 46, 50, 52, 54, 57, 94, 96, 164, 318, 368, 408, 439, 501, 502, 525, 528, 532, 563, 572.
Wilhelm, Prinz von Preußen, nachm. Deutſcher Kaiſer 601.
Wilhelm Ernſt, Herzog von Weimar 5.

Wilhelm Heinrich, Herzog von Eisenach 5.
Wilkens 220.
Willich, Syndikus 221.
Witzleben, Friedr. Hartmann v. 20, 21, 91.
Wolf, Ernst Wilhelm 45, 190.
Wolff, Eugen 273.
Wolfskeel, Henriette v., nachm. v. Fritsch 347, 433, 445.
Wolzogen, Adolf v. 551, 563.
Wolzogen, Ludwig v. 585.
Wolzogen, Karoline v., vorm. v. Beulwitz, geb. v. Lengefeld von 188 an.
Wolzogen, Wilhelm v. 358 bis 360, 415, 418, 425, 438, 453, 496, 500, 530, 531.
Wrangel, v., 123.

Z

Zausig, Steinschneider XXII.
Zeerleder, Ludwig 343, 594.
Ziegesar, Frl. v., nachm. v. Werthern 195.
Zimmermann, Joh. Georg XXIII, 49—53, 57—61, 71 bis 78, 93—96, 98, 100, 262, 263, 413.
Zimmermann, Paul 20.
Zobeltitz, v., Familie, Stammtafel IV.
Zobeltitz, Karl v. 472.
Zobeltitz, Maria v., geb. v. Stein 472, 596, 608, 610.
Zobeltitz, Otto v. 596.
Zwingli, schweiz. Arzt 456.

Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung

Von dem gleichen Verfasser erschienen in unserm Verlag:

Goethes Leben im Garten am Stern

Zweite Auflage — 4. bis 6. Tausend

Mit zahlreichen Abbildungen

In hübschem Pappband M 5,—
in stilvollem Ganzlederband M 7,50

Amalie
Herzogin von Weimar

Zweite Auflage

Mit 70 Abbildungen — Drei Bändchen

In leichten Pappbänden M 9,—
in Geschenkeinbänden M 10,—

Goethe
— Meine Religion — Mein politischer Glaube

Vertrauliche Reden — 6. und 7. Tausend

M 1,25, geb. M 2,25

Von dem gleichen Verfasser erschienen in unserm Verlag:

Goethes bester Rat

3. und 4. Tausend

M 1,—, geb. M 1,80

Goethes Lebenskunst

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage

10. bis 14. Tausend

Mit 7 Abbildungen im Text und 14 Tafeln

M 3,—, geb. M 4,—

Goethes Gedanken

Zwei Bände

M 6,—, in stilgerechtem Einband M 8,—

Goethes Ästhetik

M 3,50, geb. M 4,50

Goethes Persönlichkeit

Drei Reden des Kanzlers Friedr. v. Müller

M 1,25, geb. M 2,—

Stunden mit Goethe

Jährlich vier Oktavhefte

Mit vielen Abbildungen

Jedes Heft M 1,—,

vollständiger Jahresband geschmackvoll geb. M 5,—

Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung

Goethe ein Kinderfreund

Von

Karl Muthesius

2. neubearbeitete Auflage — 3. und 4. Tausend

Umfang 253 Seiten — Mit einer Abbildung

M 3,—, in Geschenkeinband M 4,—

Es war vorauszusehen, daß dieses eigenartige Buch sich bald einen großen Leserkreis gewinnen würde. Denn es ist **ein entzückendes Buch**, auch dem Stile nach, das wesentlich dazu beitragen wird, daß Goethes wahres Wesen endlich auch **im gebildeten Bürgerhause** richtig verstanden werde. **Preußische Jahrbücher.**

Goethe als Freimaurer

Von

Gotthold Deile, Professor

M 4,—, geschmackvoll gebunden M 5,—

Es ist mit Freude zu begrüßen, daß ein Goetheforscher die Aufgabe übernahm, des großen Dichters Beziehungen zur Freimaurerei zu betrachten, nachzuspüren, was Goethe dem durch die Loge vermittelten brüderlich-herzlichen Zusammenwirken verdankt, und welchen Einfluß er auf die königliche Kunst ausgeübt hat. Es ist ein hoher Genuß, die feinfühlige Arbeit Deiles zu lesen, sie erklärt in fesselnder Weise den geistigen maurerischen Standpunkt Goethes und ergänzt die innere Geschichte seiner Loge. **Dresdener Journal.**

Goethes Kopf und Gestalt

Von

Karl Bauer, Maler in München

Mit Abbildungen im Text und 32 Bildnistafeln

M 2,40, geschmackvoll gebunden M 3,40

Die Energie, mit der hier das Auge zum Auge spricht, und die im Antlitz beglaubigte Geisteskraft des Dichters wecken den Eindruck, als sehe man den Einzigen als einen unter uns noch Lebenden, so unmittelbar gegenwärtig und packend dringt er in solcher Auffassung und Tiefe auf uns ein. **Der Tag.**

Goethe
Unser Reisebegleiter in Italien

Von

G. v. Graevenitz

Mit acht Abbildungen

M 2,80, geschmackvoll gebunden M 4,—

Aus der Fülle der Spenden, die der Genius Goethes austeilt, hebt das Buch diejenigen hervor, die unserm rastlosen und reisefrohen Zeitalter nicht genug empfohlen werden kann: Die Anleitung zum harmonischen Betrachten der Welt und des Menschen in Italien.
Tägliche Rundschau.

Lauchstädt und Weimar

Von

A. Doebber

Mit 20 Tafeln und Abbildungen im Text

M 5,—, geschmackvoll gebunden M 6,—

Das Buch beruht auf einem gründlichen Studium weitschichtigen, in den Archiven und in der Literatur zerstreuten, teilweise ganz neuen Materials und gibt eine ausführliche Darstellung der beiden Theaterbauten sowie einen sehr wertvollen Einblick in die gesellschaftlichen und politischen Zustände. Das Buch verdient als ein neuer Beitrag zur Goethe-Literatur wärmste Empfehlung.
Hallesche Zeitung.

Schillers Seelenadel

Von

Fritz Jonas

Mit einer Abbildung der Danneckerschen Schillerbüste

M 3,—, gebunden in geschmackvoller Nachahmung der Einbände aus Schillerscher Zeit M 4,—

Jonas hat sein Buch seiner Frau gewidmet. Möge es recht viele Freundinnen und Käuferinnen finden! Der besondere Wert des Buches besteht darin, daß es den innersten Wesenskern Schillers mit Glück erfaßt und mit Geschick zeigt, wie Schiller in dem Ringen und Kämpfen seiner Tage das physische Leben einsetzte, auf daß ihm das ideale gewonnen blieb.
Neckar-Zeitung.

Gabriele von Bülow

Tochter Wilhelm von Humboldts 1791—1887

Mit acht Bildnissen und Abbildungen

29. bis 31. Tausend

In Leinenband M 11,50, in Prachtband M 12,50

Es fehlt diesem Lebensbilde nicht der Reiz und Glanz, den eine hohe Stellung, ein weiter Umblick auch auf den Gang der Zeitgeschichte sowie hohe Beziehungen zu bedeutenden Persönlichkeiten verleihen. Der höhere Wert liegt jedoch in dem edlen sittlichen Charakter, in der Seele dieser echt deutschen Frau. **Westermanns Monatshefte.**

Prinzeß Elisa Radziwill

Ein Lebensbild von Oswald Baer

Zweite Auflage — Mit 13 Tafeln

M 4,—, geschmackvoll gebunden M 5,—

Dieses binnen wenig Wochen bereits in zweiter Auflage erschienene Lebensbild verdient die Beachtung weitester Kreise, da es die bis jetzt sagenhaft verschleierte Geschichte der polnischen Fürstentochter, der Prinz Wilhelm in inniger Liebe zugetan war, auf Grund von etwa 100 Originalbriefen sichtet. Die vornehme Ausstattung und die beigegebenen Abbildungen erhöhen den Wert des Buches. **Reichsbote, Berlin.**

Hedwig v. Olfers

geb. v. Staegemann

1799—1891

Erster Band: Elternhaus und Jugend 1799—1815

Mit zwei Bildnissen

M 6,50, geschmackvoll gebunden M 8,—

Ein neues Glied in der Reihe der Bücher, die lebensvolle Erinnerungen an die Zeit vor 100 Jahren, an Preußens Knechtschaft und Befreiung, wecken. Als Tochter des unter Hardenberg wirkenden Staatsrats v. Staegemann hat Hedwig v. Olfers die Auferstehung ihres Volkes nicht nur mitgelebt, sondern miterlebt. Sämtliche hier wiedergegebenen Briefe und Tagebücher sind bisher nirgends veröffentlicht gewesen. Der zweite Band wird das Leben Hedwigs als Frau, Mutter und Witwe bis zum Tode enthalten.

Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen

Herausgegeben von

Anna v. Sydow

Mit Bildnissen und Nachbildungen von Briefen

I. Band: **Aus der Brautzeit.** 1787—1791. Fünfte Auflage. M 9,—, in Geschenkeinband mit Goldschnitt M 10,—

II. Band: **Aus der jungen Ehe.** 1791—1808. Dritte Auflage. M 6,50, in Geschenkeinband mit Goldschnitt M 8,—

III. Band: **Weltbürgertum und preußischer Staatsdienst.** 1808—1810. M 9,—, in Geschenkeinband mit Goldschnitt M 10,—

IV. Band: **Die Befreiungskriege.** 1812—1815. M 10,—, in Geschenkeinband mit Goldschnitt M 12,—

Was diese beiden an Gemüt und Geist so hochgebildeten Menschen vor hundert Jahren sich zu sagen hatten, das ist niemals veraltet. Ein weises, schönes, stilles und tiefes Buch, wohl zum allerbesten der deutschen Briefliteratur gehörig.

Leipziger Neueste Nachrichten.

Karl Graf von Brühl

General-Intendant der Königlichen Schauspiele, später der Museen in Berlin

und seine Eltern

Lebensbilder auf Grund der Handschriften des Archivs zu Seifersdorf bearbeitet von

Hans v. Krosigk

Umfang über 400 Seiten mit 8 Bildnissen

M 8,50, geb. M 10,—

Dem Herausgeber haben bei Bearbeitung seines inhaltreichen, fesselnden Werkes die ergiebigen Schätze des Graf Brühlschen Archivs unmittelbar zur Verfügung gestanden. Die politischen Stürme und Umwälzungen der französischen Revolution, der Napoleonischen Epoche, von Preußens Niedergang und Wiedererhebung bilden den wirksamen Hintergrund zu den persönlichen Verhältnissen des Brühlschen Hauses.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
2085
A4B6

Bode, Wilhelm
Charlotte von Stein

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 05 23 06 002 8